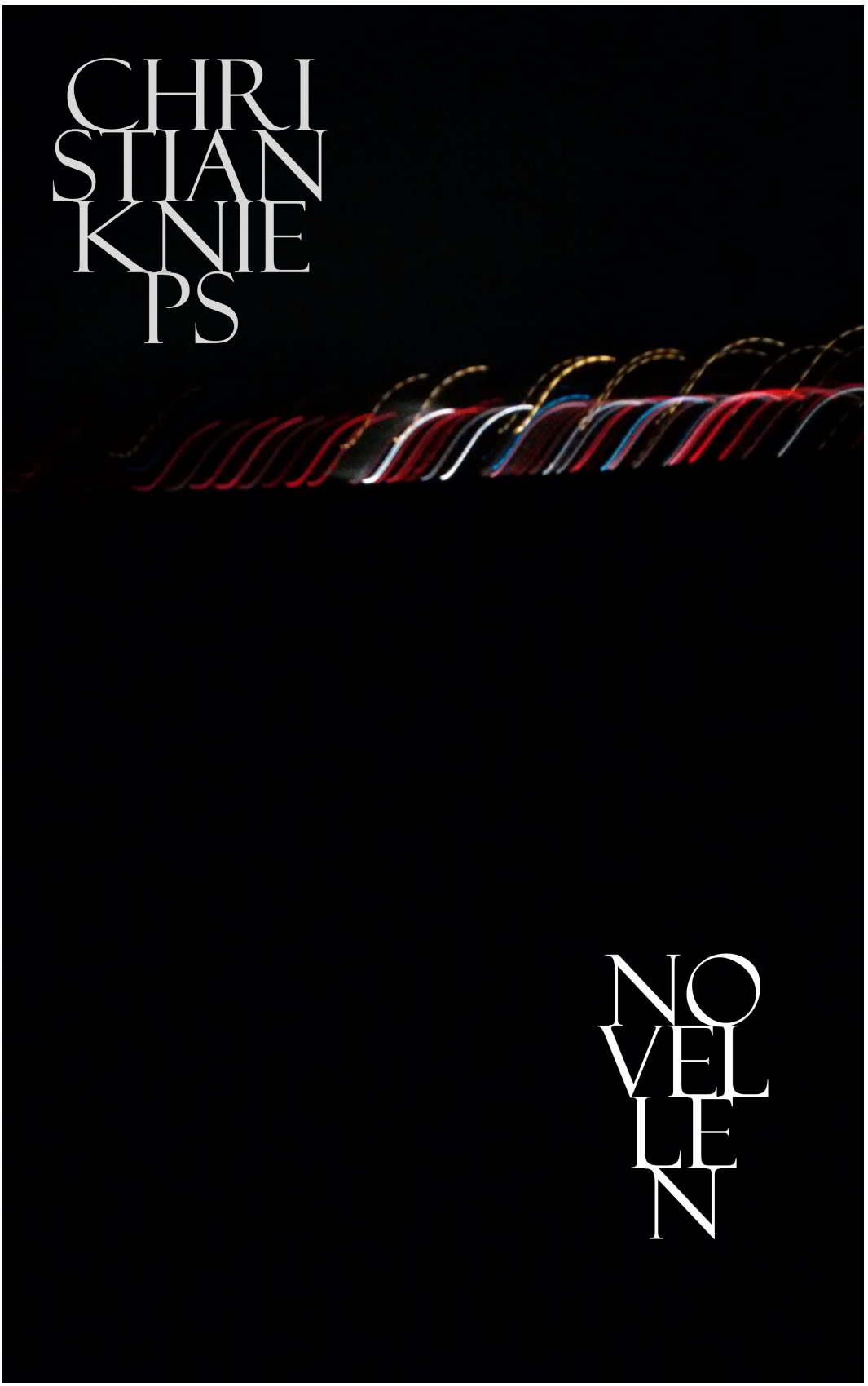
Christian Knieps

# Novellen



# Hoch über den Klippen von St. Kilda

## Prolog

Als Iain McDumfries frühnachmittags nach der Schule über die Balnakyle Road in Inverness in Richtung seines elterlichen Zuhauses unterwegs war, dachte er darüber nach, was ihm sein Geschichtslehrer als Aufgabe für die nächste Woche gestellt hatte: das Zusammensuchen aller Informationen über die Insel St. Kilda. Noch wusste Iain weder, wo diese Insel mit dem vertrauten und dennoch so fremd klingenden Namen lag, noch zu welchem Land die Insel gehörte; und noch viel weniger wusste er von den Geschichten, die sich um diese Insel rankten und die er suchen und finden sollte.

Zu Hause trat er in den langen Flur des Hauses, schmiss seinen Rucksack in die Ecke, ging in die Küche und sah, wie seine Mutter das Essen zubereitete, streifte zum Kühlschrank, erhielt einen Tadel, weil er vor dem Mittagessen nichts mehr naschen sollte, und verließ die Küche wieder, um im Wohnzimmer in den dickbändigen, aus wohlriechendem Leder eingefassten Lexika nach St. Kilda zu suchen. Doch da stand kaum etwas drin, außer dass die Insel zu Schottland gehörte und mit ihren Nebeninseln die westlichsten Inseln der Äußeren Hebriden bildete. Insgesamt zählten zu St. Kilda sieben Inseln, wobei Hirta die Hauptinsel war. Der einzige interessante, weil vollkommen unerwartete Teil im kurzen Lexikoneintrag war, dass die Insel seit den 1930er Jahren unbewohnt war.

Nun konnte sich Iain kaum vorstellen, warum sein Geschichtslehrer ausgerechnet wollte, dass er sich diese Insel genauer anschauen sollte, wo es doch so viele interessante Inseln in Schottland gab. Allein vom Starren auf die Buchstaben erfuhr Iain nicht mehr, und so entschied er sich, nach weiteren Einträgen in anderen Büchern zu suchen, doch obwohl er einige Wälzer sichtete, fand er keinen weiteren Eintrag über diese Insel.

Auch seine Mutter und sein am Abend von der Arbeit heimkommender Vater wussten kaum mehr als den Namen der Insel, doch als sein Vater am Tisch saß und die ersten Bissen des abendlichen Mahles zu sich genommen hatte, hielt er plötzlich in seiner Bewegung ein, sah zu seinem Sohn herüber und sagte ihm, dass er sich dunkel daran erinnern konnte, dass ihm sein Vater, Iains Großvater Thomas, vor Jahrzehnten, in seiner eigenen Jugend einmal eine Geschichte von St. Kilda erzählt habe, aber ohne dass er jetzt noch Genaueres davon wüsste. Es müsse wohl auf seinen Reisen gewesen sein, erklärte Iains Vater, und sein Sohn erinnerte sich daran, dass sein Großvater früher einmal zur See gefahren und dabei auf den europäischen Meeren zu Hause gewesen war.

Nach dem Essen wollte Iain direkt zu seinem Großvater, der nur ein paar Straßen weiter wohnte, doch zunächst musste er seiner Mutter versprechen, dass er außer dieser Hausaufgabe keine andere aufgegeben bekommen hatte. Seine Jacke und seine Schuhe anziehend, stürmte er nach draußen,

wurde vom einsetzenden, in Inverness nicht seltenen Sturmwind begrüßt und kämpfte sich mit gesenktem Kopf gegen die mit Regentropfen getränkten Winde zum Haus seines Großvaters.
Thomas erwartete seinen Enkel bereits, denn seine Schwiegertochter hatte den Großvater telefonisch über Iains Kommen vorgewarnt, und als der Junge durch die Türe ins Haus trat, bekam er sogleich ein Handtuch hingehalten, um mit diesem im Tausch gegen seine platschnasse Jacke seine Haare trocken zu rubbeln.
»Eleanor hat mir erzählt, dass du mich etwas über irgendeine Insel fragen willst!«, sagte der Großvater im Plauderton, als er seinem Enkel durch die nassen Haare fuhr. »Um welche Insel geht es denn?«
»Um St. Kilda! Ich muss eine Arbeit für die Schule schreiben, und Ma und Pa meinten, dass du etwas über die Insel wüsstest«, antwortete Iain, ohne die folgende Reaktion des Großvaters zu erwarten.
»Nein! Da müssen sich deine Eltern getäuscht haben! Dazu kann ich dir wohl nichts sagen!«, sagte Thomas mit einem Mal streng, zog seine Hand aus dem Haar seines Enkels zurück, nahm die Jacke von der Wand und wollte diese dem Enkel schon wieder hinhalten, als er merkte, dass diese vor Nässe auf den Boden tropfte. Umgehend hängte er sie wieder auf den Kleiderhaken, warf das halbnasse Handtuch darunter, streifte den verwirrten Blick seines Enkels, ehe er sich wortlos umdrehte und ins Wohnzimmer verschwand.
Als Iain langsam hinter seinem Großvater ins Wohnzimmer ging, sah er, wie im Kamin ein warmes Feuer prasselte und zwei Tassen mit starkem Schwarztee standen. Sein Großvater hatte sich inzwischen in seinen Sessel gesetzt, der so stand, dass er ins Feuer blicken konnte.
»Es tut mir leid, wenn ich…«, begann Iain unsicher, da er nicht wusste, was er getan hatte, um diese Reaktion seines Großvaters auszulösen.
»Du kannst nichts dafür, Iain!«, versuchte der Großvater eine Entschuldigung – etwas, was er nur sehr schlecht vermochte. Umso schwerer fiel es ihm, nicht nur eine Entschuldigung vorzubringen, sondern zugleich dem Sturm seiner Erinnerungen Herr zu werden, den das Aussprechen des Namens St. Kilda in ihm ausgelöst hatte.
Indem sich Iain einen Stuhl vom anderen Ende des Zimmers herbeiholte und neben dem Sessel des Großvaters stellte, starrten beide ins Feuer, sahen dem Funkenspiel zu, dem Flackern der Flammen, in denen sich vielerlei Figuren zeigen – wenn man nur genau hinsah.
»Weißt du, Iain«, begann Thomas nach einigen Minuten des gegenseitigen Schweigens, »das Leben hat es zumeist gut mit mir gemeint. Dein Vater, deine Mutter, deine Großmutter – alles gute Menschen. Dann du und… Aber es hätte auch alles anders kommen können. Wenn damals auf St. Kilda… ich meine, wenn es damals anders verlaufen wäre, dann…«

»Dann?«, fragte Iain und spürte die heftigen Bewegungen im Körper seines Großvaters, der Erinnerung um Erinnerung von Neuem zu durchleben schien, und als Thomas seine Stimme anhob, um seinem Enkel von den Erlebnissen rund um die Insel St. Kilda zu erzählen, wirkte es auf Iain, als wäre das nicht sein sonst so stark und bärig wirkender Großvater, der zu ihm sprach, sondern jemand anders, ein in Teilen Unbekannter, einer, der eine Geschichte aus einer ganz anderen Zeit von einem anderen Ort erzählt. Nicht von hier, nicht aus dem Jetzt.

# I

Es war das Jahr eines langen, schönen Sommers, in dem ich in vielen Häfen viele nette Mädchen kennen und lieben gelernt hatte. Der Krieg war seit acht Jahren Geschichte, und so langsam erholte sich alles: die Städte, die Wirtschaft, das Leben der Menschen. Ich hatte mich nach der Schulzeit, die nur bis zu meinem vierzehnten Lebensjahr andauerte, auf einem Fährschiff zur See gemeldet und fuhr die nächsten Jahre zwischen Inverness und Aberdeen hin und her; dabei transportierten wir diejenigen Reisenden, die nicht durch die Highlands oder an der Küste entlang reisen wollten, doch als sich immer mehr das Auto durchsetzte, kamen auch die Lastkraftwagen und lösten einen wahren Straßenbauboom aus. Somit wurde der Fährdienst eingestellt, und ich kam auf ein Kohlenschiff, das überall in Europa Kohle abholte und sie irgendwo hinbrachte. Dabei spielte es kaum eine Rolle, wo ich war, denn zumeist waren wir auf dem Meer, und das war auch gut so – zumindest in jenen Jahren.

So kam es dann, dass wir eines Tages in Liverpool eine Ladung Kohle aufgenommen hatten und diese nach Stavanger in Norwegen bringen wollten, doch die Entscheidung des Kapitäns gegen den Ärmelkanal und für die Fahrt über die Äußeren Hebriden und an den Orkney-Inseln vorbei sollte nicht nur mein Leben, sondern das Leben eines jeden an Bord verändern. Wir legten in Liverpool an einem sonnigen Spätherbsttag ab, und die Irische See machte es uns zunächst leicht, nach Norden zu fahren. Wir ließen die Isle of Man links an uns vorbeiziehen, schwenkten weiter nach links, um durch den Nordkanal zwischen Irland und Schottland hinauf an der schottischen Küste entlang zu den Hebriden zu fahren. Doch kaum, dass wir die Küste von Tiree aus dem Blick verloren und auf die offene See zusteuerten, veränderte sich die Wetterlage von dem einen auf den anderen Moment. Später hörte ich, dass dieser Sturm, der an diesem Tag wie aus dem Nichts aufzog, das Leben auf den Inseln völlig zum Stillstand brachte, auch weil er jede Stromleitung kappte, der er habhaft werden konnte.

Durch die Beladung mit Kohle lag unser Schiff zwar sehr tief und die Wasseroberkante war bei ruhiger See an manchen Stellen des Schiffes fast mit der Hand erreichbar, doch eine gut verstaute Ladung ist auch immer eine Sicherheit, wenn die See beginnt, ungemütlich zu werden. Und das

wurde sie; es schien, als ob die See sich zum Ziel gesetzt hatte, jeden zur See Fahrenden für immer mitsamt seinem Schiff auslöschen zu wollen. Keiner aus unserer Mannschaft konnte bei diesem Seegang das Ruder halten, und so gab der Kapitän das Ruder frei und die Mannschaft legte er in die Hand des Schicksals. In welche Richtung wir schlingerten, konnten wir kaum sagen, und mehr als zwei Tage irrten wir durch die hohe See, versuchten ein um das andere Mal, die Kontrolle über das steuerlose Schiff zurückzugewinnen, aber jedes Mal wurden wir aufs Neue von einem Fallwind oder einer hohen Welle daran erinnert, wer die Macht über uns hatte. Bei diesen keineswegs ungefährlichen Manövern verloren wir zwei Matrosen, wobei die Besatzung auf einem Kohlenschiff in jener Zeit kaum mehr als zwei Dutzend Köpfe betrug. Mit jeder helfenden Hand, die über Bord ging, mussten wir länger und härter arbeiten, was uns unsere bereits angegriffene Kraft weiter aussaugte.

Dann kam der Nebel, und ich meine nicht einen Nebel, wie wir ihn hier in Inverness kennen, sondern einen so dichten Nebel, dass ich selbst dann meine Hand nicht vor Augen sah, als ich diese direkt vor sie hielt. Ich hatte noch nie eine solche dichte Wand vorher gesehen und sollte sie auch nie mehr danach sehen, und die Angst stieg an Bord, dass wir im Nebel unbemerkt auf ein Riff oder eine Klippe laufen könnten, denn trotz dessen, dass wir uns auf offener See befanden, wussten wir dennoch, dass die verschiedenen Inseln nicht sehr weit entfernt waren. Jeder Schlag, jede Welle, jede größere Bewegung wurde nun zu einem Schicksalsmoment, und ich kann mich nicht daran erinnern, jemals wieder so viele Stoßgebete wie in diesen Momenten zum Himmel gesendet zu haben.

Der Wind hatte sich mit dem Aufkommen des Nebels gelegt, doch irgendetwas stimmte trotzdem mit der Luft nicht, denn man hatte stets das Gefühl, dass eine besondere Spannung in der Luft lag. Und dann geschah es: von dem einen auf den anderen Moment brannte unser gesamtes Schiff lichterloh! Wieso es auf einmal brannte, konnte ich nicht in Erfahrung bringen, und auch wenn ich später an die seltsam mit Spannung aufgeladene Luft dachte, so kann ich mir bis heute nicht sicher sein, was der wahre Auslöser gewesen ist.

Ungeachtet dessen befand ich mich also auf einem Kohlenschiff, das Feuer gefangen hatte und drohte, in einem riesigen Feuerherd die gesamte Fracht zu entzünden. Wir mussten schnell reagieren, und da es keinen Sinn machte, ein Boot zu Wasser zu lassen – wenn wir es denn überhaupt geschafft hätten –, entschieden wir uns, direkt ins Wasser zu springen, ohne zu wissen, wo wir uns nach dem Sturm auf See befanden oder wie weit es bis zur nächsten, rettenden Insel war.

Wir sprangen ins eiskalte Nass und schwammen vom Flammenherd weg, sahen, wie das Brennen im Nebel verschwand, und nach kurzer Zeit fragte ich mich, wie viele der anderen Matrosen noch um mich herum schwammen. Ich schrie, so laut ich konnte, doch nur ein einziger antwortete: Tom,

ein junger Matrose, noch drei Jahre jünger als ich, aber schon länger auf See, da sein Vater ein inzwischen verstorbener Kapitän auf einem Fischkutter gewesen war. Tom schwamm auf mich zu, und als ich ihn im Wasser zu sehen bekam, verschwand mit einem Mal meine Angst, denn ich wusste, dass, wenn ich hier auf offener See sterben müsste, ich wenigstens nicht alleine wäre.
Die Kälte des Wassers zog mit jedem Moment tiefer in meine Muskeln und Knochen, und selbst das Schwimmen hielt diese nicht davon ab, wie Feuer in meinem Körper zu brennen. Tom und ich hatten uns entschieden, einfach in irgendeine Richtung zu schwimmen, ohne Hoffnung, aber mit dem guten Gefühl, wenigstens nicht das Leben aufgegeben zu haben, und so schwammen wir durch den Nebel, hielten uns erstaunlich lange über Wasser, und als sich der Nebel zu lichten begann, war ich schon so müde, dass ich jeden Augenblick freiwillig untergehen wollte.
Aber wie es manchmal so ist im Leben – kaum, dass ich mit meinem Leben Frieden geschlossen hatte, tauchten in dem blasser werdenden Nebel plötzlich die Umrisse von Klippen auf, und als auch Tom diese Umrisse sah, ahnte ich, dass es keine Fata Morgana kurz vor dem Kältetod im Wasser war. Mit letzter Kraft schwammen wir in diese Richtung und wahrscheinlich hätten wir diese Insel niemals erreicht, wenn wir nicht das riesige Glück gehabt hätten, genau dort auf die Insel zu treffen, wo diese eine natürliche Bucht besaß. Ohne es zu wissen, waren wir auf St. Kilda gelandet, und als wir kaum noch mit Kräften im Körper an Land gingen, fielen wir auf den steinigen Boden und schliefen sogleich ein. Was wir ebenfalls nicht wissen konnten und was uns ebenso das Leben rettete, war die Tatsache, dass wir bei Flut an Land gekrochen waren, denn wenn wir dies bei Ebbe getan hätten, wären wir zwangsläufig im Schlaf ertrunken, denn an manchen Stellen kann die Flut den Meeresspiegel um mehr als fünf Meter anheben – und dass wir in unserem friedlichen, beinahe todesähnlichen Schlaf durch ein ansteigendes Wasser geweckt worden wären, mag ich ernsthaft bezweifeln.
Wie lange wir dort an dem Strand lagen, wussten wir beide nicht, doch wir wachten in etwa zur selben Zeit auf. Mein Gesicht brannte wie der Rest des Körpers, als wäre es vom Feuer verzehrt worden, und als ich durch mein Gesicht fuhr, spürte ich eine Art Schleim auf meiner Haut, eine kalte, leicht klebrige Masse, von der ich zunächst dachte, dass es mein eigener Schweiß sei.
Unsicher auf den Beinen standen wir an dem kieseligen Strand, den man kaum so nennen mochte, und schauten aufs Meer hinaus, einerseits um zu sehen, ob wir das Wrack des Schiffes irgendwo entdeckten, und andererseits, ob wir noch irgendwo Matrosen fanden, die ebenfalls auf der Insel gelandet oder noch auf dem Meer waren. Doch keine einzige andere Menschenseele außer Tom und mir war weit und breit zu sehen, und als wir uns umdrehten und die uns unbekannte Insel näher in Beschau nahmen, ahnten wir noch nicht, dass es sich um St. Kilda handelte, eine Insel, die mehrere Jahrzehnte zuvor von den letzten Bewohnern verlassen worden war.

Wir gingen ein paar Meter bergan, kämpften uns die nur mit einem hauchdünnen Sandüberzug bedeckte Düne hoch, und da unsere Kräfte beim Schwimmen fast vollständig aufgebraucht worden waren, mussten wir selbst bei diesem kleinen Anstieg mehrere Pausen einlegen. Als wir endlich die Dünung hinaufgeklettert waren und den weit ausgebreiteten, in einem leichten Halbkreis angeordneten sanften Anstieg vor uns sahen, der im Sonnenlicht des Tages grasgrün leuchtete, erschrak ich bis ins Mark, denn alles, was wir sahen, waren verfallene Häuser und Mauern, Gebäude aus Stein, die bereits auf den ersten Blick unbewohnt und die meisten einsturzbedroht waren, ein Ort, der im Gesamten einer Geisterstadt glich. Wir fragten uns sogleich, wohin die Menschen verschwunden waren, denn es schien, als wäre dieser Ort einmal bewohnt gewesen, ehe man von dem einen auf den anderen Tag einfach gegangen wäre. Wie bei einer der großen Völkerwanderungen in der Geschichte, von denen ich damals auf dem Meer gehört hatte – weise Geschichten alter Männer, die viel mehr über die Welt wussten als ich, der Jungspund – und auch Tom, der neben mir stand, vermochte kaum etwas Sinnvolles über die Lippen zu bringen.

»Glaubst du, dass wir hier etwas zu essen finden werden?«, fragte ich Tom, ohne diesen anzublicken, denn ich konnte meinen Blick einfach nicht von den verlassenen Häusern abwenden, die in einer fast gleichförmig zum Strand verlaufenden Linie, etwas erhöht, darauf zu warten schienen, dass irgendwer zu ihnen zurückkam.

»Eher nicht!«, sagte Tom, und er war der erste, der seine Lethargie überwand und ein paar Schritte in Richtung der Häuser unternahm.

Ich brauchte noch etwas länger, sammelte dann aber doch meine restliche verbliebene Energie und setzte nun einen Fuß vor den anderen und machte mich auf, Tom auf dem Weg zu den Gebäuden einzuholen. Als wir diese gemeinsam erreichten, gingen wir von Haus zu Haus und suchten nach einem Zeichen, dass hier Menschen lebten, doch wir fanden nichts. So langsam wurde uns bewusst, dass dies tatsächlich ein Geisterort war, und als Tom mich ansah und ich merkte, wie aschfahl er im Gesicht war, ahnte ich, was er sagen würde.

»Wenn wir auf einer gottverdammten Insel sind«, presste er zwischen seinen Lippen hervor, »dann sind wir vielleicht die einzigen hier!«

Ich wusste, dass er mit seiner Vermutung recht haben konnte, wollte es aber nicht einsehen; um mich von diesem schrecklichen Gedanken abzulenken, sah ich umher, suchte nach einem Lebenszeichen, doch alles, was ich zu Gesicht bekam, war der spätnachmittägliche Nebel, der sich langsam um die Bergspitze legte, beinahe sanft seine zur Krone gebildeten Wölbungen um den Gipfel schmiegte und diesen unseren Blicken entzog. In diesem Augenblick ahnte ich bereits, dass wir keinesfalls gerettet waren, sondern unser Tod nur qualvoll in die Länge gezogen worden war.

Als wir verstanden, dass wir in dieser verlassenen Siedlung nichts finden würden, überdachten wir unsere Situation, meinten, dass es uns kaum gelingen würde, mit den wenigen Kräften, die uns

noch verblieben waren, den Berg hinaufzuklettern, sodass wir uns jenes Haus aussuchten, das am wenigsten zerfallen schien, und waren fast schon glücklich damit, endlich einmal aus dem scharfen Wind zu sein, der inzwischen wieder aufgezogen war. Zudem wurde es langsam dunkel, und ob man nun alleine auf weiter See war oder nicht – die Dunkelheit ist immer auf ihre Art und Weise bedrohlich.

Kaum, dass wir uns auf den kalten Steinboden gelegt hatten, kam der Hunger, aber vor allem der Durst. Wie lange wir bereits ohne die Zufuhr von Nahrung waren, wussten wir nicht, doch Tom und ich kamen überein, dass wir wenigstens etwas zu trinken finden mussten, wenn wir schon keine feste Nahrung fanden. Somit kämpften wir uns zurück in den Stand, hielten uns so lange an dem inneren Gemäuer fest, bis wir sicher standen, und traten in den Wind zurück nach draußen.

Obgleich es zu dämmern begonnen hatte, sahen wir umgehend den kleinen Bachlauf, den wir eben noch völlig übersehen hatten. So schnell uns die Beine trugen, liefen wir zum Bach, fielen auf die Knie, bückten uns in den vom Rinnsal in den Stein gefrästen Bachlauf hinunter, ignorierten die Schmerzen und tranken vom kühlen Wasser, das uns zwar augenblicklich belebte, aber auch in unserem Innern brannte, als wäre das Wasser mit kleinen Eisnadeln gespickt.

Den Durst durch diese Tortur gestillt, spürten wir, wie ein wenig die Kraft in unseren Körper zurückgelangte, doch aufgrund der schnell heraufziehenden Dunkelheit wollten wir es nicht riskieren, den Berg hinaufzuwandern, insbesondere, weil wir meinten, dass unser Tritt nicht sicher genug dafür wäre. Aber nach dem Durst blieb weiterhin der Hunger, aber auch das Verlangen nach Wärme zurück, und als wir nach einer möglichen Feuerquelle suchten, fiel uns zum ersten Mal auf, dass außer Gras keinerlei Pflanzen in dieser Bucht und auf den ansteigenden Hügelwiesen wuchsen, sodass wir nun wussten, dass diese Nacht die vielleicht kälteste unseres gesamten Lebens werden würde. Wir überlegten hin und her, suchten nach einer Lösung, fragten uns, wie die Bewohner, die es zwangsläufig irgendwann einmal gegeben haben musste, ohne die Möglichkeit eines Holzvorrates überlebt haben, und fanden die Vermutung, dass sie die fehlenden Brennvorräte mit dem Tran der gefangenen Fische ersetzt haben, durchaus im Bereich des Möglichen. Aber was war der Grund dafür, dass sie die Siedlung verlassen hatten? Diese Frage war es, die uns beiden im Kopf herumschlich, und je länger wir uns das fragten, desto wirrer wurden die Phantasien, die von einem Angriff einer fremden Macht bis zum Hinwegsterben durch eine grassierende Krankheitswelle reichten. Selbst die Möglichkeit einer Flutwelle, die sich in die Bucht gedrückt und alle Einwohner mit aufs Meer hinausgezogen hatte, kam uns in den Sinn, und erneut wurde uns bewusst, dass wir nichts, aber auch rein gar nichts wussten – außer, dass wir am Leben waren. Was aus den anderen Matrosen auf dem Kohleschiff und dem Kapitän geworden war, wussten wir ebenso wenig, auch wenn die Vermutung ziemlich nahelag, dass keiner von ihnen den Brand und das Kentern des Schiffes überlebt hatte.

Da uns keine bessere Idee einfiel, nahmen wir noch einen letzten Schluck und gingen zurück zu dem Haus, das den besten und stabilsten Eindruck machte, und indem wir uns auf den kalten Boden legten, kam mir der Gedanke, ob es nicht besser wäre, wenn wir draußen auf den Wiesen schlafen sollten, doch dann vernahm ich das tiefe Schnarchen meines Freundes und fiel beinahe gleichzeitig in einen ungemütlichen Schlaf.

## II

Ich erwachte, weil ich etwas roch, das bestialisch stank. Indem ich die Augen öffnete, erschrak ich derart, dass mein Hals gegen die scharfen Eckzähne eines Tiers prallte, und der direkt darauf folgende Schmerz ließ mich erstarren. Das Tier – es schien eine Art Wolf oder Hund zu sein – hatte meinen Hals mit seinem Maul umschlossen und musste nur noch zubeißen, um mir mein Leben zu nehmen. Doch für den Moment wirkte es, als wäre sich das Tier unschlüssig, und ich überlegte, ob ich Tom rufen sollte, als in einem besonderen Moment der Stille die Strahlen des hellen Mondes am Himmel in das Haus hineinfielen, und ich bemerkte, dass auch Toms Hals in dem Maul eines Ungeheuers steckte. In dem Haus befanden sich nach meiner Einschätzung noch weitere Wesen, und sie schienen nach etwas zu suchen, während uns die beiden anderen in Schach hielten. Da wir aufgrund des Seeunglücks nichts dabei hatten außer das, was wir an unserem Leib trugen, suchten die Wesen vergebens und gingen alsbald über, an unseren Körpern entlang zu schnüffeln. Wonach sie suchten, konnte ich mir kaum ausmalen, doch als sie nichts gefunden hatten, waren die anderen mit einem Mal verschwunden, und ich bemerkte, dass nur noch wir beide und unsere beiden Gegner in der Hütte waren. Ich sah zu Tom hinüber und versuchte ihm anzudeuten, dass wir etwas gegen diese Gefangennahme unternehmen sollten, doch er konnte mich in seinem Rücken nicht ausmachen, sodass ich mir überlegte, wie ich meinen Gegner loswerden konnte, ohne das Leben meines Freundes zu riskieren. Doch dann war urplötzlich und wie aus heiterem Himmel der Spuk vorbei und die wolfsähnlichen Gestalten waren verschwunden. Allein ihren widerlichen Gestank hatten sie zurückgelassen, und kaum, dass ich mich aufsetzen und meinen Hals nach Wunden überprüfen konnte, sah ich, wie auch Tom sich aufsetzte und mit einem fragenden Blick zu mir herüberschaute. Langsam versuchte ich, mich aufzustellen, schlich auf Zehenspitzen zum Fenster, in das soeben der volle Mondschein hineingefallen war, und suchte nach den Wesen, die eben noch unser Leben bedroht hatten, aber nirgends zu sehen waren.
Zusammen traten wir vorsichtig und uns nach allen Seiten umschauend nach draußen, vor das Haus, und spürten die Frische und den salzigen Geruch der nächtlichen Meeresluft, die an uns vorbeizog. Der Schrecken nach dem Aufwachen saß immer noch so tief, dass ich kaum spürte, wie kalt es eigentlich draußen an der frischen Luft war, und als ich meinen Blick Richtung Berg wandte,

bemerkte ich, dass der Nebel verschwunden war und der Mond direkt über dem Gipfel des Hügels zu thronen schien. Just in diesem Augenblick, als ich meinen Blick zum Gipfel hob, sah ich sie erneut, diese Gestalten, wie sie Wölfen gleich im Rudel ihre Schnauze in den Himmel reckten und das grausamste Heulen anstießen, das ich jemals in meinem Leben hören musste. Mein Puls pochte durch meine Adern, und das Blut schien dabei zu gefrieren; es war, als ob ich den Verstand verloren hätte, nur wusste ich, was ich sah, und ich konnte mir sicher sein, dass ich wach war und nicht schlafend in dem Haus lag.

Dann endete das Geheul, und die Wesen verschwanden vom Gipfel des Berges, und als wir zurück in das Haus gingen und uns kurz überlegten, wie wir uns gegen einen weiteren Einfall der Tiere wappnen konnten, erkannten wir, dass uns keine andere Möglichkeit als die Hoffnung blieb, dass die wolfsähnlichen Tiere diese Nacht nicht mehr zurückkommen würden, da sie auf ihrer nächtlichen Wanderung gemerkt hatten, dass wir nichts für sie mit uns führten.

Trotz des großen Schocks und entgegen der Vermutung, dass die Kälte des Bodens uns für den Rest der Nacht wach hielt, übermannte uns die Müdigkeit erneut, und als ich vor Angst zitternd einschlief, sollte es bis zum Morgen dauern, ehe ich von den Sonnenstrahlen geweckt aufwachte und erschrocken feststellte, dass ich noch lebte. Nie werde ich diesen Gedanken in meinem ganzen Leben vergessen – den Gedanken daran, dass ich mich eher tot als lebendig wähnte, eher aus dem Leben geschieden als vor der Herausforderung stehend, gegen den drohenden Tod mit aller Macht anzukämpfen.

## III

Aber die Frage nach dem Tod oder dem Leben war nicht die einzige, die durch meinen Kopf schoss. Was macht der Mensch, wenn er Hunger leidet und keine Aussicht auf Erfolg bei der Suche nach irgendwelcher Nahrung hat? Zumeist beginnt er mit einfachen, aber durchführbaren Ideen, die ihm jedoch viel zu widerlich erscheinen, die er aber im Laufe der Zeit ausprobieren wird. Eine der vielen Möglichkeiten dieser Art ist das Kauen von Leder, wovon wir jedoch kaum etwas, außer unseren Stiefeln, an unserem Leib hatten, und die schienen wir noch zu brauchen, wenn wir über den gerölligen Untergrund der Bucht marschieren wollten, solange wir noch die Kraft dazu besaßen. Nach den einfachen Ideen folgen jene, die durchaus einen Sinn ergeben, aber nur im größeren Kontext, denn allein der Gedanke daran lässt den Menschen derart vor sich selbst erschaudern, dass er Angst bekommt, dass ein anderer auf dieselbe Idee käme, wenn der Ideenhabende sie frühzeitig und ohne absolute Not äußerte. Ein Beispiel für eine solche Idee wäre der in einer Notsituation verübte Kannibalismus, doch daran wollte und konnte ich keinen weiteren Gedanken verschwenden, sodass ich hoffte, irgendwann eine Idee zu erhalten, die gleichzeitig

sinnvoll und ohne große menschliche Opfer gangbar erschien. In der Zwischenzeit gingen wir zu dem Bachlauf, erfrischten unseren Geist und schwiegen über die nächtlichen Vorfälle, ebenso wie wir über unsere Lage schwiegen. Ich glaube, und auch wenn ich diesen Umstand bis heute vergessen oder besser gesagt verdrängt habe, so bin ich der festen Überzeugung, dass wir in diesem Moment, an diesem Morgen auf der Insel, ahnten, dass wir diese Insel niemals lebend verlassen würden.

Wobei noch nicht klar war, dass es überhaupt eine Insel war, denn nach dem Sturm und dem durch ihn hervorgerufenen Verlust der Koordination auf dem Meer konnten wir uns keineswegs auf irgendeiner uns bekannten Landmasse verorten, sodass wir uns ebenfalls darüber im Klaren waren, dass wir auf den Berg im weiteren Anstieg der Bucht klettern mussten, um diesen Umstand ein für alle Mal zu klären. Ohne eine Entschuldigung für eine Verzögerung zu kennen, gingen wir einfach los und überwanden die ersten Höhenmeter, als wären wir bei voller Kraft. Während mein Blick auf den kargen Boden gerichtet war, wo ich nach etwas Essbarem suchte, fragte ich mich mit einem Mal, ob man die Gräser, die in nur sehr geringer Variation sprossen und sich dem steten Wind mit großem Widerstand beugten, essen konnte. Ich ließ mich auf die Knie nieder, packte ein ganzes Büschel mit meiner Hand, rupfte die Halme aus dem Boden und wollte sie einem Wiederkäuer gleich in meinen Mund schieben, als sich Tom umdrehte und mir mit seinem eisigen und entschlossenen Blick und einer eisigen Stimme mitteilte, dass er es nicht richtig fände, wenn ich dieses unnötige Risiko einginge – zumindest nicht in diesem Augenblick, wo doch noch nicht ganz geklärt war, welches Schicksal uns beide ereilt hatte.

Somit stand ich auf, klopfte den wenigen, feinstaubigen Dreck von den Knien meiner Hose, streckte meinen Rücken, legte die Hände in die Seiten, drückte weiter durch und fühlte plötzlich eine Müdigkeit in mir, die mich beinahe dazu verleitet hätte, mich auf den Boden zu setzen, um dort friedlich einzuschlafen – vielleicht für immer. Doch Tom wollte weiter, packte mich am Arm und zog mich wenig freundlich nach oben; der Schmerz, der durch meinen gepackten und umschlossenen Arm schoss, weckte erneut meine Lebensgeister, und bis knapp über die Mitte des Anstiegs lief unser Erklettern ohne weitere Zwischenfälle.

Dann sah ich den großen Vogel, ehe auch Tom ihn zu sehen bekam, und wir schauten diesem nach, wie er am für uns sichtbaren Ende der Landmasse niederging, um auf einem steinigen Felsenstück zu landen, und kaum, dass er beide Beine auf dem Boden hatte und majestätisch, mit der Sonne im Rücken, im Schein derselben glänzte, wussten Tom und ich, dass, wenn es Raubvögel irgendwo auf der Insel gab, es auch dementsprechende Nahrung geben musste.

Mit neuem Mut stapften wir weiter den Berg hinauf und je länger wir unterwegs waren, desto mehr wurde mir klar, dass ich weitaus besser von meiner Konstitution dran war als mein Freund, den ich

nun im letzten Viertel zuweilen stützen und nicht selten anfauchen musste, dass er auch ja weiter den Berg hinaufginge.

Als wir nach oben gelangten, zum Ende des Anstieges, war unsere Überraschung groß, obwohl ich bereits vermutet hatte, dass wir auf einer Insel waren, denn wir konnten von dem flachen Plateau oben auf dem Berg rundherum das weite, graublaue Meer des Atlantiks sehen, unfassbar groß. Da wir nun wussten, dass eine Hilfe – wenn nicht von dieser Insel ausgehend – nicht einfach so vorbeikommen würde, schien sich unsere Überlebenschance dramatisch gegen Null gewendet zu haben. Gerade die verlassenen und verfallenen Häuser in der Bucht machten nicht den Anschein, als ob sich noch irgendeine Menschenseele auf diesem Eiland befand. Wir suchten in alle Richtungen und ließen auch den Blick über jene Stellen wandern, an denen wir einen der vielen Raubvögel auf Felsen sitzen sahen, dort, wo wir Nahrung vermuteten, diese aber nicht zu sehen vermochten. Auf welcher Insel waren wir gelandet? Diese Frage stellten wir uns beide unentwegt, und da wir beide St. Kilda niemals angelaufen waren – warum auch, ohne Hafen!? –, hatten wir auch kein Bild von der Insel, auf der wir uns in diesem Moment befanden, und die drohte, zu unserem Grab zu werden.

Es schien, dass wir nahezu auf dem Mittelpunkt der Insel standen, denn außer dieser Bucht, aus der wir aufgestiegen waren, gab es noch einen Bergkamm, auf dem wir standen, der zu der anderen Seite ebenfalls abfiel, ohne allerdings in eine Bucht zu münden, die vom Meer aus zu erreichen war. Eine weitere Insel, die kaum mehr als eine Erhebung war und ohne Verbindung zu diesem Stück Land, auf dem wir uns befanden, ragte nur wenige Meter entfernt aus dem Wasser hervor, doch auch auf dieser schien sich kein Leben abzuspielen. Als Letztes blieb von der Insel noch zu berichten, dass sie am anderen Ende einen schmalen Ausläufer ins Meer besaß, auf dem jedoch kaum mehr als Flechten und Moos wuchs.

»Wo meinst du, halten sich die Wölfe versteckt?«, fragte Tom mit einem Mal, ohne dass wir bisher über die nächtlichen Ereignisse gesprochen hatten.

»Ich weiß es nicht!«, gab ich zurück und spürte neben der Beklemmung der Insel nun auch die Beklemmung dieser nächtlichen Erscheinungen.

»Vielleicht gibt es irgendwo Höhlen!«, meinte Tom, und wir beide hielten Ausschau nach vermeintlichen Formationen im Stein, doch an nur wenigen Stellen ließen sich derartige Strukturen erahnen – wobei uns bewusst war, dass wir von dieser Position zwar die ganze Insel überblicken, aber auch nicht jeden Teil einsehen konnten.

»Aber was fressen die, wenn nicht uns?«, fragte ich mich, und als mich Tom ernsthaft anblickte, wusste ich nicht mehr, ob ich diese Frage nicht vielleicht sogar in Gedanken laut ausgesprochen hatte. Doch Tom antwortete nicht und blickte wieder suchend über die Insel, während meine

wenigen Hoffnungen, die ich an dieses Ersteigen des Gipfels geknüpft hatte, nun vollständig verschwunden waren.

Das Meer um die Insel hatte sich inzwischen wieder vollständig beruhigt, und Tom schien den Horizont nach irgendwelchen Schiffen abzusuchen, in der Hoffnung, dass irgendwer vorbeikam, um uns von diesem nackten Felsen, der nur an einigen Stellen ein wenig begrünt war, zu retten.

»Nicht mal ein ordentliches Signalfeuer kann man hier machen!«, sagte er, und ich bemerkte an seiner Stimme, dass er seine Hoffnungen noch nicht ganz aufgegeben hatte. Ich jedoch, für meinen Teil, setzte mich auf den Boden der Erhebung, wandte mein Gesicht von der Sonne ab und starrte auf das weite Wasser hinaus, ohne überhaupt zu wissen, wo wir uns befanden und ob aus dieser Richtung überhaupt Hilfe zu erwarten war.

Während Tom ein wenig umherging und sich einige Stellen auf der Insel etwas genauer ansah, blieb ich sitzen, starrte geradeaus und fragte mich, aus welchem Grund jemals Menschen auf diesem Eiland gelebt hatten und wie sie überleben konnten – so ganz ohne Holz und einer ausgeprägten Landwirtschaft, denn ich konnte mir kaum vorstellen, dass der Boden allzu viel für die Menschen bereithielt.

Vielleicht war es einmal eine Strafkolonie gewesen, malte ich mir aus, oder ein Experiment von irgendwelchen Verrückten, die sich wünschten, so weit wie nur möglich von der normalen Gesellschaft entfernt zu leben. Was, wenn sie alle hier gestorben sind? Was, wenn die Menschen nicht geflohen sind, sondern wie bereits ausgemalt von einer Sturmflut überrascht wurden und…

»Ich denke«, begann mit einem Mal Tom in meinem Rücken, und ich zuckte zusammen, weil ich mit meinen Gedanken an einem völlig anderen Ort gewesen war, »dass wir uns auf die Suche nach etwas Essbarem machen sollten, bevor wir elendig zugrunde gehen oder uns die Kraft zum Jagen fehlt. Ich habe die Vögel beobachtet, die in den steinigen Ausläufern der Insel nach Fischen picken, sodass ich mir vorstellen kann, dass wir auch welche finden werden.«

Wenn wir in diesem Moment gewusst hätten, wie viel Energie wir darauf verwenden würden, um auch nur einen Fisch aus dem anbrandenden und eiskalten Wasser zu fangen, dann hätten wir es direkt sein gelassen, doch die Aussicht auf feste Nahrung ließ uns wagemutig werden. Wir gingen den Weg hinab zur Landzunge, mussten die letzten Meter über glitschiges Gestein wandern, und Tom wäre auf dem letzten Stein beinahe abgerutscht und ins Meer gefallen, doch dann bekam ich ihn zu greifen, wobei ich das Risiko einging, selbst auszurutschen, doch die Gefahr, den einzigen anderen Menschen auf dieser Insel zu verlieren, war eine solch grausame Aussicht, dass ich reagierte und ihm das Leben rettete. Wir ließen uns auf die wunden Knie hinab, tauchten unsere Hände ins eiskalte Meerwasser, sahen und spürten die fetten Fische, wie sie unsere Hände umschwammen, doch keinen einzigen konnten wir lange genug festhalten, um ihn an Land zu bringen, wo wir ihn sicher hatten. Bei unseren Versuchen drohten wir noch mehrfach abzustürzen,

und nach einigen weiteren Fehlversuchen spürte ich meine Hände nicht mehr. Wir sahen uns tief in die Augen, und ich meinte, ein Aufgeben in seinen zu lesen, doch es konnte auch mein Aufgeben sein, was ich in ihnen gespiegelt las. Schlussendlich kämpften wir uns ohne Erfolg auf den Felsen zurück, gingen langsam und ohne Eile zu der Quelle des Bachlaufs, hockten uns nieder, tranken etwas und schwiegen.

## IV

Ich weiß nicht, wie lange wir schwiegen, ob es Minuten oder Stunden waren, doch trotz der Sonne wurde uns nicht mehr richtig warm; das Greifen in das eisige Wasser, nachdem wir gestern eine lange Zeit in dem eiskalten Wasser sogar geschwommen waren, musste uns und unsere Gesundheit angegriffen haben. Ich fühlte mich elend, mir war kalt, dann wieder heiß, dann wieder kalt. Ich ahnte, dass ich mir eine Unterkühlung oder etwas in dieser Art eingefangen hatte, und auch Tom sah nicht gesund aus; seine Hautfarbe hatte mehr was von einem Pergament als von einer jugendlichen Haut, und das Leben war nicht nur aus seinem Gesicht, sondern scheinbar aus meinem gesamten Körper verschwunden.
Wir sprachen nicht mehr miteinander, hatten uns alles gesagt, hatten auch schon fast alles versucht, was diese Insel uns an Nahrung hergab, und als ich merkte, wie sich die Sonne dem Horizont entgegenneigte, fielen mir wieder die Wesen aus der letzten Nacht ein.
»Was meinst du – sind das richtige Wölfe?«, fragte ich Tom.
»Keine Ahnung! Warum willst du das wissen?«, fragte er etwas feindselig zurück, wobei ich mir nicht ausmalen konnte, warum er so reagieren sollte.
»Wenn die diese Nacht wiederkommen und es uns gelingt, sie zu überraschen, dann…«
»Dann hätten wir etwas zu essen!«, vervollständigte Tom und schien mit einem Mal in einer verwandelten Position zu sitzen.
»Aber wir dürfen nicht vergessen, dass es ihnen gestern ein Leichtes gewesen wäre, uns den Garaus zu machen!«, mahnte ich, doch Tom schien bereits die Umgebung nach einem guten Ort für eine Falle abzusuchen.
»Wir brauchen einen Köder!«
»Was?«, erschrak ich und malte mir aus, was das für den Köder bedeuten konnte, sich mit diesen wilden Tieren anzulegen.
»Verstehst du nicht? Der Köder lockt die Wölfe, während der andere darauf wartet, die Wölfe hinterrücks anzugreifen. Damit könnten wir nicht nur einen, sondern vielleicht sogar zwei Wölfe erledigen. Stell dir das mal vor! So schlecht genährt sahen die mir nicht aus!«
»Das nicht! Aber…«

»Du fragst dich bestimmt, ob ich von dir verlange, dass du den Köder spielen sollst?«
Genau das dachte ich. Sofort gingen meine Erinnerungen zu meinen wirren Gedanken vom Morgen zurück, wo ich darüber nachgedacht hatte, einen anderen Menschen als letzte Möglichkeit des Überlebens zu essen, und in diesem Augenblick hatte ich mehr denn je das Gefühl, dass Tom genau das beabsichtigte – selbst wenn die Wölfe mich umbringen sollten, so konnte er diese wenigstens vertreiben und mich dann… Ich wollte mir diese Vorstellung nicht ausmalen.
»Ich weiß nicht, ob…«
»Du willst nicht den Köder spielen, gib es zu!«, sagte Tom, und ich sah in seinem Gesicht, dass er versuchte, sich nicht in die Karten sehen zu lassen, doch für mich lag alles klar auf der Hand.
»Wir sollten das Schicksal entscheiden lassen!«, schlug ich als Ausweg vor und beobachtete das Gesicht meines Gegenübers.
»Von mir aus!«, sagte dieser jedoch zu meiner Überraschung erstaunlich schnell. »Wie wollen wir es machen? Hölzchen oder mit einem Stein?«
»Wir werden wohl nicht einmal ein Hölzchen auf dieser Insel finden – also wohl einen Stein.«
»Gut. Du oder ich? Wer soll wählen?«
»Ich finde, dass du wählen solltest! Immerhin ist es deine Idee gewesen, das mit dem Köder. Derjenige mit dem Stein in der Hand ist der Köder«, schlug ich vor und sah am langsamen Nicken meines Freundes – war er noch mein Freund? –, dass er mit dem Vorgehen einverstanden war. Ich stand auf und wollte ein paar Meter zwischen mir und dem Menschen bringen, den ich nicht mehr zu verstehen schien. Vielleicht mochte er recht haben mit seiner Annahme, dass wir einen Köder brauchten, aber musste er es auf diese Weise forcieren? Warum in dieser Nacht? Warum ein solches Risiko jetzt schon eingehen, obwohl wir nicht wussten, was diese Insel noch alles für uns bereithielt?
Während ich mir die Gedanken machte, suchte ich nach irgendeiner Hilfe auf der Insel, fand jedoch keine, sodass ich mir einen Ruck gab, mich zu einem flachen, kieselartigen Stein bückte und ihn mehrfach in meiner rechten Hand hüpfen ließ, ehe ich ihn fest in meine linke Hand drückte. In diesem Moment wurde mir klar, dass ich nicht darauf geachtet hatte, ob Tom mich in meinem Rücken beobachtete, und als ich meinen Kopf drehte, um dies zu überprüfen, sah ich, dass er in eine völlig andere Richtung blickte. Trotz dessen fragte ich mich, ob er vielleicht das Nach-oben-Werfen des Steines mit meiner rechten Hand gesehen hatte und jetzt ahnte, dass ich den Stein in meine Linke legen würde. Wenn ich aber davon ausging, dass er das von mir dachte, oder auch gar nichts dachte, nur gesehen hatte, dass ich den Stein mit der Rechten nach oben geworfen hatte, dann…
Ich ahnte, dass ich diesen Umstand nicht lösen würde, und entschied mich, den Stein in der linken Hand zu lassen, ging mit festem Schritt, aber wackeligen Knien zu meinem Kameraden zurück und

hielt ihm die beiden Hände ausgestreckt hin. Erst in diesem Moment schoss mir die Frage durch den Kopf, ob man den Stein anhand der größeren Wölbung meiner Hand erkennen konnte, und instinktiv verglich ich meine beiden Hände, was Tom nicht entgangen war. Um die Wölbung in meiner linken Hand auszugleichen, von der ich überzeugt war, dass sie existierte, lockerte ich etwas meine rechte Hand, nicht sehr deutlich, sondern nur ein wenig, was Tom vielleicht – so bildete ich es mir später ein – dazu veranlasste, gerade diese nicht zu wählen, sondern die linke, jene mit dem Stein, und als ich die gewählte Hand mechanisch öffnete, dachte ich zunächst, dass ich der Köder sei, ehe mir unsere Vereinbarung bewusst wurde – ich war nicht der Köder, sondern Tom. Doch anstatt eine Ernüchterung oder eine andersartige Reaktion zu sehen, drehte sich Tom wieder zurück zum Meer und schaute geistesabwesend voraus. Ich blieb derweil stehen und betrachtete den Stein in meiner Hand, das kleine Stück Gestein dieser Erde, das das Schicksal für uns beide gespielt hatte, das entschieden hatte, dass ich das geringere Risiko trug.

»Wir müssen uns gut vorbereiten!«, sagte Tom nach einigen Momenten. »Du brauchst ausreichend Steine, und vielleicht finden wir sogar einen Keil oder etwas Ähnliches, mit dem du den Wölfen den Todesstoß versetzen kannst!«

Bis zu diesem Zeitpunkt hatte ich mir nur ausgemalt, was es hieß, als Köder für diese Bestien zu gelten, doch in diesem Moment fuhr mir ein eiskalter Schauer den Rücken herunter, als ich daran dachte, dass ich diese Wesen nicht nur überraschen, sondern sogar mit ihnen auf Leben und Tod kämpfen sollte. Für einen Augenblick war es mir, als ob ich dann doch lieber Köder sein wollte, und ich öffnete bereits meinen Mund, als ich mich zügelte und entschied, dass es das Schicksal so gewollt hatte. Außerdem fragte ich mich, wie Tom wohl darauf reagieren würde, wenn ich nach dem Drama mit dem Stein in der Hand jetzt ankäme und mich freiwillig als Köder meldete.

»Ich denke, dass wir da, wo wir versucht haben, die Fische zu fangen, eine gute Chance haben, große Steine zu finden!«, sagte ich stattdessen, und als sich Tom zu mir umdrehte, wusste ich, dass er an etwas anderes dachte.

»Warum so weit laufen? Am Strand, wo wir gelandet sind, gibt es doch genügend Steine! Wir müssen auf unsere Kräfte aufpassen! Das ist ganz wichtig, denn die Biester sahen mir stark aus! Das wird kein einfacher Kampf!«, sagte er, blieb aber für den Moment noch sitzen. »Außerdem denke ich, dass wir uns ein anderes Haus aussuchen sollten, eines vielleicht, in dem nicht mehr als ein oder maximal zwei Wölfe hineinpassen. Wir müssen unsere Gegnerschaft möglichst kleinhalten! «

Tom hatte wohl Recht, und ich war froh, dass er weiterhin bereit war, die Initiative zu übernehmen, und als er aufstand und sich aufmachte, zurück zu den Häusern zu gehen, trottete ich schweigend hinterher. Auf dem gesamten Rückweg mussten wir derart aufpassen, nicht auszurutschen, dass ich kaum daran dachte, was wohl in dieser Nacht geschehen konnte, und als wir über einen

Schlenker zum Bach an den Strand zurückkamen, suchten wir uns ein Haus aus, zu dem ich keinerlei Vertrauen aufgrund seines sehr baufälligen Zustandes hatte, doch ich wollte Tom nicht widersprechen und begann unter großen Mühen, Steine vom Strand zum Haus zu schleppen. Indem wir diese in die Ecke legten, in der aufgrund einer halbeingestürzten Wand ein gutes Versteck im Schatten des Raumes lag, zog ein starker Wind auf, der das Meer zum Kräuseln brachte, und kaum, dass die Sonne untergegangen war, zog eine schnelle Dämmerung auf, die zudem die Kühle zurückbrachte.

## V

Schweigend kauerten wir uns in die Ecken des Hauses und taten so, als würden wir uns zum Schlafen zurückziehen. Je länger der Abend dauerte, desto müder wurde ich, und als mir einmal die Augen zufielen, traf mich ein kleiner Stein am Brustkorb, und ich schreckte nach oben. Tom sagte kein Wort, aber ich ahnte, dass er sauer war, weil ich eingenickt war. Doch wie so oft in den letzten beiden Tagen schwieg er, und wir warteten auf das Erscheinen der Wölfe.

Da wir keine Ahnung hatten, zu welcher Uhrzeit sie in der letzten Nacht aufgetaucht waren, wussten wir auch nicht, wann sie es in dieser Nacht versuchen würden, und vor allem stand die Frage noch im Raum, ob die Monster überhaupt auftauchten.

Toms Steinwurf hatte mich für eine Zeitlang wieder aufgeweckt, doch als ich erneut einzunicken drohte, vernahm ich plötzlich außerhalb des baufälligen Hauses ein Geräusch und war sogleich hellwach. Kaum, dass ich mich versah, standen zwei Wölfe im Raum, und weder Tom noch ich wussten, woher die gekommen waren – doch sie waren da und bewegten sich auf Toms Körper zu, den Köder. Mich hatten sie offenbar in der Ecke noch nicht entdeckt, und als sich einer der beiden Wölfe aufmachte und über den sich Schlafendstellenden beugte, wollte ich bereits den Stein in meiner Hand heben und werfen, doch ich zögerte. Warum ich zögerte, weiß ich nicht mehr, aber ich tat es und atmete schwerer als sonst, was dazu führte, dass die beiden Wölfe nun wussten, dass auch ich in diesem Haus anwesend war. Indem sich der eine zu mir umdrehte, blieb der andere bei Tom, der von dem ganzen nichts mitbekam, außer den Geräuschen, und als ich den Wolf direkt vor mir sah, im fahlen Licht des schwach hereinscheinenden Mondes, der groteske Schatten im Raum an die Wände warf, schloss ich mit meinem Leben ab, denn ich vermochte es nicht, den Stein nach dem Wesen zu werfen.

Alles schien für einen Moment ohne Regung zu sein, die Zeit wie in einem Stundenglas, das sich verstopft hatte, und ich stand im Auge eines Wolfes, der mich jederzeit anspringen und töten konnte. Kraftlos ließ ich den Stein sinken und wartete auf mein Ende, aber beinahe im gleichen Moment drehte sich das Wesen um, schien mit dem anderen Wesen zu kommunizieren – ohne

dass ich einen Ton oder etwas Ähnliches gehört hätte –, und kaum, dass sie sich verständigt hatten, waren sie auch bereits aus dem Haus verschwunden. Ich blieb stocksteif stehen und beobachtete, ob sich Tom bewegte.

»Ich glaube, sie sind weg!«, stammelte ich und sah, wie sich Tom zu bewegen begann, erst langsam, dann kraftvoller.

Was dann geschah – davon habe ich nur noch wenige Erinnerungen, denn kaum, dass Tom aufrecht stand, sprang er bereits ohne Vorwarnung auf mich zu, packte mich mit beiden Händen um den Hals und drückte dermaßen zu, dass mir sogleich jedwede Luft aus meinem Körper gepresst wurde. Zum Glück hatte er aufgrund der letzten Tage nicht die Kraft, die er sonst in seinen starken Matrosenarmen besaß, sodass ich mich noch ein wenig bewegen konnte. Röchelnd schloss ich meine Augen und versuchte, mich auf die Steine hinter meinem Rücken zu konzentrieren, bekam mit den Fingerspitzen einen zu fassen, rollte diesen etwas zur Seite, sodass ich ihn in meine rechte Hand fallen lassen konnte, und nur wenige Augenblicke, bevor mich eine Bewusstlosigkeit und damit mein sicherer Tod ereilte, wuchtete ich Tom den Stein an seine linke Schläfe und traf so gut, dass seine Hände umgehend den Druck verloren und er wie ein nasser Sack in sich zusammenfiel. Mit einem lauten Geräusch prallte er auf den Boden und blieb dort liegen. Ich war wie versteinert, und erst nach einigen endlos wirkenden Minuten baute sich die zittrige Spannung in meinem Körper so weit ab, dass ich mich zu Tom hinunterbücken konnte, um nachzuprüfen, wie schlimm ich ihn getroffen hatte. Aber egal, an welcher Stelle ich seinen Körper untersuche – ich vermochte es nicht, einen Puls zu erfühlen.

Tom lag vor mir ausgebreitet, in dieser tiefdunklen Nacht auf dieser einsamen Insel, und draußen liefen diese Wolfsmonster herum. So froh ich über Toms Tod war, so wünschte ich mir jedoch im Gegenzug, dass er nicht tot sei, sondern lebendig, dass er aufstehen würde, um mit mir zusammen dieses Abenteuer durchzustehen, das für mich noch lange nicht beendet sein sollte…

## VI

Als sie mich auffanden, war ich achtunddreißig Tage auf der Insel gewesen, und dass sie mich fanden, hatte mehr oder minder etwas mit einem großen Zufall zu tun, denn das Militärschiff, das auf der rückwärtigen Seite der Insel genau an jenem Tag vor Anker ging, als ich mich entschied, vor meinem wahrscheinlich bald eintretenden Hungertod einen letzten Rundgang über die Insel zu machen, blieb nur für ein paar Stunden dort – und just in diesen Stunden trat ich auf den Gipfel der Insel und erschrak bis ins Mark, als ich das Schiff vor der Insel liegen sah. Ich machte mich bemerkbar und wurde auch nach einem kurzen Winken und Schreien entdeckt, und als die Schiffscrew ein Beiboot ins Wasser hinabließ, um mich abzuholen, glaubten sie wahrscheinlich an

einen Irren, der auf dieser einsamen Insel lebte – bei meinem heruntergekommenen Äußeren hätte ich selbst wahrscheinlich auf nichts anderes getippt.
Erst als ich auf dem Schiff als ungefährlich eingestuft und mit frischer Nahrung und Kleidung versorgt worden war, wurde ich zum Kapitän geführt, der mich fragte, was ich auf St. Kilda suchen würde und wie lange ich bereits dort sei. Ich erzählte ihm von dem Sturm, dem Untergang unseres Schiffs, von meiner wundersamen Rettung, der Zeit des Wartens und dem Glück, lebend gefunden zu werden, doch Tom, den Kampf um Leben und Tod und die Wölfe erwähnte ich mit keinem Wort. Auf die Frage, ob ich noch von anderen Überlebenden des Schiffsunglücks wüsste, antwortete ich, dass ich es nicht wüsste, aber dass auf der Insel niemand mehr sei.
Das sei richtig, stimmte der Kapitän mit einer in Runzeln gelegten Stirn zu, denn immerhin sei St. Kilda Anfang der Dreißigerjahre evakuiert worden, nachdem die dort lebende Bevölkerung keine Möglichkeit mehr sah, weiter auf der Insel zu überleben. Dabei sollen die Einwohner alle ihre Hunde, die eher Wölfen glichen, getötet haben, ehe sie auf das Schiff gingen, um die Insel für immer zu verlassen.
Als ich nach Inverness zurückkam und meinen Eltern in die Arme fiel, war ich ein anderer Mensch, obwohl die harte Arbeit auf den Schiffen mich schon lange hatte erwachsen werden lassen. Die erste Zeit unter Menschen war ein seltsames Gefühl, und da ich zunächst nicht arbeiten gehen konnte, schloss ich mich nicht selten in meinem kleinen Zimmer ein und wartete darauf, dass der Tag vorbeiging, um in den Straßen der Stadt alleine umherzuschleichen. Meine Eltern ließen mich damals gewähren und sorgten für mein Auskommen, wobei ich nicht viel brauchte. Den Verzicht auf beinahe alles hatte ich auf der Insel gelernt, und dieser ganze Schmuck und Tand, den es so zu kaufen gab, interessierte mich nicht mehr. Aber das Leben musste weitergehen, und eines Tages entschied ich für mich, dass ich die Ereignisse von St. Kilda für immer begraben wollte, in meinem Herzen, in meiner Seele, und von diesem Tage an versuchte ich ein neues Leben, das mir zum Glück meine Frau brachte, mit der ich ein glückliches Leben führte, bis sie vor einigen Jahren starb und mich alleine in diesem Leben zurückließ. Aber zum Glück nicht ganz allein…

## Epilog

»Sind die Hunde denn wiedergekommen?«, fragte Iain seinen Großvater mit riesigen Augen, nachdem dieser seine Geschichte, die er über die ganzen Jahrzehnte noch niemandem erzählt hatte, beendet hatte.
»Ich habe sie jede Nacht gesehen – hoch über den Klippen von St. Kilda, wo sie im Lichte des Mondes standen und den Mond anheulten. Aber nein, Iain, sie kamen nicht zurück. Nicht mehr zu mir«, sagte Thomas und biss sich auf die Lippen.

»Glaubst du, dass das echte Hunde waren?«, fragte Iain, einerseits, weil er es tatsächlich wissen wollte, aber andererseits, um Zeit für die Frage zu gewinnen, ob er seinem Großvater die eine Frage stellen wollte – jene, in der es um Toms Schicksal ging.
»Ich weiß es nicht, Iain. Sie waren da, keine Frage. Aber ich weiß, was du meinst. Ich glaube, dass unser Geist nicht immer alles erfassen kann. Daran glaube ich. Ja, genau, daran glaube ich.«
Thomas' Stimme sank, und Iain bemerkte, dass sich sein Großvater mit dieser Erklärung in seine Gedankenwelt zurückgezogen hatte. Schweigend saßen sie zusammen vor dem flammenden Kaminfeuer, und Iain stellte sich vor, wie Tom tot in dem Haus auf St. Kilda lag, sein Großvater daneben sitzend, darauf wartend, dass die Sonne aufgeht.
»Ob er seinen Großvater Tom begraben habe?«, lag als Frage mehrfach auf Iains Lippen, doch irgendetwas in ihm mahnte davor, diese Frage zu stellen, und somit blieb diese Frage für immer ungestellt.

## Der Lottospieler

Es war ein grauer, regenschwangerer Nachmittag, an dem sich der Lottospieler von seiner Mauer, auf der er zuweilen saß, um die Zeit totzuschlagen, erhob und zum kleinen, verschmutzt anmutenden Kiosk auf der anderen Seite der Straße ging, um Lotto zu spielen. Es war Mittwochnachmittag und wie jeden Mittwoch seit mehr als dreißig Jahren ging er auch an diesem Tag zu seiner Lottoannahmestelle, füllte einen Schein aus und mit der Abgabe des Wettscheins begann das Warten auf die Meldung, dass er den Jackpot geknackt hatte, dass er allein die gewaltige Summe erhalten würde, dass er es sei, der in der obersten Zeile aller Nachrichtenblätter der Stadt als der Glückliche genannt wurde, dass er aus der Masse der Spielenden derjenige sei, dessen Leben sich mit einem Schlag verändern würde. Jeden Mittwoch, vom Beginn des Ausfüllens bis zum Nachprüfen der reell gezogenen Lottozahlen, wiederholte sich dieses Prozedere, so wie auch jeden Samstag, doch an diesem Tag war Mittwoch – und er wollte lieber heute als morgen den großen Wurf machen. Bedächtig schob er sich über die Straße, auf der nur selten Autos fuhren, denn er hatte alle Zeit der Welt, nichts eilte in seinem Leben, und obgleich nichts eilte, zog sich das Warten auf die Zahlen am Ende der Ziehung wie ein Gummiband, das zum Zerreißen gespannt war, aber niemals zu reißen gedachte. Der Lottospieler wusste von sich selbst, dass dieses obsessive Verhalten von Anfang an eine Sucht war; er hatte es bemerkt, als er sich die Frage stellte, ob ihm das Spielen Freude bereitete oder ob er allein den Zwang verspüre, jeden Mittwoch und jeden Samstag das Gleiche zu machen: Lotto zu spielen und auf das Ergebnis zu warten. Er hatte keine Freude am eigentlichen Spiel und wusste zudem, dass es erheblich ins Geld ging, wenn er spielte,

insbesondere, da er alle Kästchen auf dem Wettschein ausfüllte, doch was sollte er machen, da ihm die Welt ein geregeltes Leben zu versagen schien?

Mit Ende vierzig arbeitslos geworden, lebte der Mittfünfziger von seiner schmalen Zuwendung vom Staat in einer vom Staat bezahlten Wohnung, die ihm kaum etwas zu bieten hatte, sodass er lieber den Tag auf der Straße verbrachte, um wenigstens unter Menschen zu sein – wenn auch diese Menschen meist ein ähnliches, in der Gesellschaft gescheitertes Leben fristeten. Mit dem Wissen und einer sehr gedämpften Vorfreude trat er jeden Morgen auf die Straße und ging an jenen Ort, an dem er seine Kumpels traf; zu der anfänglichen Freude darüber, den Jungs bei ihren wenigen Erzählungen zuzuhören, die sich auch immer wiederholten, trat eine Trübung, je länger der Tag dauerte, denn die meisten seiner Kumpels konnten ihren sozialen Status weit weniger tapfer ertragen als der Lottospieler und gingen mehrfach in Richtung der Kioske, in deren Nähe sie sich meistens aufhielten. Während am frühen Nachmittag die meisten seiner Kumpels betrunken den Tag am helllichten Tage im Rausch verdösten, trank der Lottospieler eher selten ein oder zwei Bier und nur dann, wenn er auch genau wusste, dass das Geld auch noch für das Lottospielen reichte. Diese zwei Höhepunkte der Woche wollte und konnte er sich nicht nehmen lassen, denn sie waren für ihn die einzige Möglichkeit, nicht nur sich, sondern auch – je nach Gewinn – vielleicht auch seine Kumpels aus dem jetzigen Zustand in einen besseren zu führen; es mussten nur seine Zahlen gezogen werden. Die Zahlen: Als er mit dem Spielen begann, hatte er jedes Mal andere Zahlen getippt, während er jedoch die alten aufgezeichnet hatte, um herauszufinden, ob es nicht doch ein System hinter dem Ganzen gab, doch das einzige, was er feststellen musste, war, dass er nach insgesamt fünf Jahren Spielzeit insgesamt zweimal sechs Richtige, einmal sogar mit Superzahl gehabt hatte – jedoch an einem anderen Datum als an den Ziehtagen. Irgendwann überstieg dieses System jedoch seinen Sortier- und Archiviereifer, und er legte sich zwölf Zahlenreihen zu, denen er seither vertraute; mehr als fünfundzwanzig Jahre schon spielte er immer wieder dieselben Zahlen, sodass selbst der Kioskbesitzer die Zahlen bereits auswendig konnte.

Dies war auch eines der Rituale aus der alten Zeit zwischen den beiden; während der Kioskbesitzer ihm immer wieder riet, andere Zahlen zu tippen, hielt der Lottospieler dagegen, dass es wahrscheinlicher sei, dass seine Zahlen, die noch nie gezogen worden seien, als Ergebnis eintreffen, als eine Zahlenreihe, die bereits dran gewesen ist – beide wussten, dass er damit falsch lag. Diese Rituale beim Lottospielen waren das Bekenntnis des Spielers zum Leben – zur Hoffnung, dass er eines Tages das Glück haben würde, dass sich sein verkorkstes Leben noch mal zum Besseren wenden könnte. Was er wohl ohne das Spielen machen würde, fragte er sich nicht selten und kam zu keiner Antwort, die ihm einleuchtend genug erschien. Vielleicht hätte er den Wunsch, sich an einem anderen Ort oder aufgrund einer anderen Handlung die Hoffnung im Leben zu erhalten, doch wer weiß schon so genau, wie sich das mit der Hoffnung im Leben verhält? Es soll durchaus

Fälle geben, und von diesen hatte der Lottospieler bereits zur Genüge am eigenen Leib, in seinem näheren Umfeld, erfahren, in denen die Hoffnung an einen Punkt gerät, an dem sie stirbt und mit ihr die Lebensbejahung des Hoffnungslosen, der sich dann dazu entscheidet, viel lieber das Trostlose seines Lebens als Antwort auf die Frage zu akzeptieren, ob er noch weiterleben möchte. Sein bester Straßenkumpel hatte sich auf diese Weise in den Tod gesoffen; eines Abends war er im volltrunkenen Zustand zum Kiosk gelaufen, hatte sich einen Wochenvorrat Schnaps besorgt, war nach Hause gegangen und dort hatten sie ihn gefunden: inmitten eines stinkenden Gemischs aus Alkohol, Blut und anderen körperlichen Ausscheidungen. Dieser plötzliche und ohne persönliche Verabschiedung eingetretene Tod des besten Kumpels hatte den Lottospieler für einige Zeit schwer mitgenommen, denn mit diesem besten Freund wollte er die Welt bereisen, wenn einer von beiden im Lotto den Jackpot knacken würde – gemeinsam wollten sie das nachholen, was die Welt ihnen versprochen, aber nie eingelöst hatte. In jene Zeit fiel auch ein anderes Ereignis, an das der Lottospieler immer dann erinnert wurde, wenn er über die Straße ging und sich dem seitlich leicht versetzten Kiosk näherte, der an einem Abend wegen vorübergehender Übelkeit des Besitzers geschlossen war, sodass er nicht rechtzeitig zu einer anderen Stelle gelangte, an der er seinen Lottoschein abgeben konnte. Blut und Wasser hatte er geschwitzt, denn er wusste, dass der Annahmeschluss der Scheine vorbei war, und er konnte nur noch mit ansehen, wie seine Zahlen gezogen wurden, doch zum Glück waren es völlig andere – nur einen Dreier hatte er verpasst, doch das hätte nicht einmal seinen Wetteinsatz abgedeckt, was dennoch schade war, aber nichts gegen die Summe, die er beim Jackpot abgeräumt hätte.

Doch seither hatte er immer bereits im Vorhinein ein Augenmerk auf jenen Kiosk, an dem er seinen Schein immer ausfüllte, da er keinem vergleichbaren Risiko ausgesetzt werden wollte. Auch an diesem Mittwochspätnachmittag suchte er den Weg über die Straße, trat auf den Bürgersteig und ging in langsamen, dennoch weiten Schritten das Pflaster entlang, um den Kiosk von der Seite zu erreichen. Langsam ließen den Lottospieler die Augen im Stich und noch vor wenigen Jahren konnte er bereits aus dieser Distanz die Schlagzeilen der Zeitungen lesen, die außen als verkäuflich angepriesen wurden, doch inzwischen musste er bis auf wenige Schritte herankommen, ehe die Zeichen deutbar wurden. In großen Lettern stand auf einer Zeitung irgendeine unwichtige Meldung über einen unwichtigen Prominenten, der Unwichtiges leistete, doch siehe da!, erschrak der Lottospieler und hielt im Gehen ein, denn auf dem Titelblatt der einzigen italienischsprachigen Zeitung, die an diesem Kiosk verkauft wurde, prangte die Nachricht, dass der größte Jackpot des Landes, ein mehr als dreistelliger Millionenbetrag, von einem einzigen Menschen geknackt worden war. Sofort rasten die eigenen Wunschvorstellungen an seinem geistigen Auge vorbei und er wünschte sich in die Haut desjenigen, der das wahnsinnige Glück gehabt hatte, Teil der Gemeinschaft derer zu sein, die sich aufgrund eines Gewinnes für immer aus dem schwierigen

Leben verabschieden konnten. Was er wohl als Erstes machen würde, wenn er jemals einen solchen Gewinn abräumen würde, hatte er sich bereits des Öfteren gefragt, doch selten kamen ihm spontan Gedanken, die er nicht für absurd oder übertrieben gehalten hätte; doch ein Wunsch hielt sich hartnäckig und kam immer wieder zum Vorschein, sodass er sich sicher sein konnte, dass dies seine erste Handlung nach der Überreichung des Gewinns sein würde: Er würde in den Einkaufsladen gehen, der von seiner Wohnung aus um die Ecke war, und sich allerlei Spezialitäten kaufen, die er sich seit seiner Entlassung nicht mehr gönnen konnte, da er die schwierige Aufgabe meistern musste, gleichzeitig darauf zu achten, genug zu essen zu haben, ohne selbst seine einzige Hoffnung, das Lottospielen, zu Grabe zu tragen. Im Grunde ernährte er sich von dem wenigen, was von der Zuwendung des Staates übrigblieb, was nach Abzug der Spielkosten nur noch Geld für ein wenig Brot und Wurst, Wasser und Milch ließ, denn in jedem Monat standen zusätzliche Kosten an, die er nebenbei bestreiten musste: Arztbesuche, hier und da ein Kleidungsstück oder ein Einrichtungsgegenstand, der ihm kaputtgegangen war. Mehr als ein Existieren war es nicht, was man Leben nennt, und weit weniger wäre es noch gewesen, wenn er nicht die Hoffnung in sich getragen hätte, die ihm das Lottospielen gab – die Chance, dieser Eintönigkeit des Lebens zu entfliehen, denn über eine geregelte Arbeitsstelle dachte er schon länger nicht mehr nach, nachdem ihm die Beraterin im Jobcenter klar gesagt hatte, dass für ihn kaum mehr als ein Aushilfsjob auf Zeit existieren würde, denn er sei zu alt; zu alt für eine Neueinstellung, zu alt für eine Umschulung, selbst zu alt für eine Fortbildung, und die Entwicklung in seinem Arbeitsmarktsegment ging weiter, das hieß, mehr Maschinen gegenüber immer weniger Arbeitern, die sich um die wenigen Plätze stritten, wobei klar war, dass ein Arbeitgeber wohl viel eher einen jungen als einen alten Menschen einstellen würde. Doch das Niederschmetternste, was die Beraterin gesagt hatte, war nicht so sehr die Erkenntnis, dass er wohl nie wieder eine geregelte Arbeit finden würde, sondern dass seine gut fünfundzwanzigjährige Berufserfahrung keinen Heller wert sei – entgegen der allgemeinen Annahme, dass eben Berufserfahrung mangelndes körperliches Kraftvermögen bis zu einem gewissen Grade ausgleichen könne. Auch wenn sich die Beraterin mechanisch entschuldigte, dass sie dem Lottospieler keine besseren Nachrichten mitteilen konnte – und der Lottospieler glaubte seiner Beraterin, dass ihr Mitleid zumindest auf eine generelle Weise echt und nicht gespielt war –, hatte er bereits nach dem Erhalt des Entlassungsbescheids per Einschreiben gewusst, dass sich damit sein Leben radikal zum Negativen verändern würde. Der Niedergang seines Lebens verlief trotz dieser frühen Sicherheit um das Wissen des Ausgangs dennoch eher schleppend und einem langatmigen Traumgebilde gleich an dem Lottospieler vorbei, da er zunächst noch auf sein altes Leben bauen konnte, das er über mehr als zwei Jahrzehnten mit seiner Frau aufgebaut hatte, und erst danach langsam in Scherben geriet, als ihn zunächst seine Frau mitsamt den beiden Hunden verließ, um ihn dann vor die Wahl zu setzen, die Eigentumswohnung an einen Dritten zu verkaufen

oder dass sie ihn ausbezahlte. Wie sie das machen wollte, hatte er sich damals gefragt, doch dem Vorschlag zugestimmt, dass er ihr die Hälfte des Wertes der Wohnung übereignen sollte, und wie groß das Wunder für ihn war, kann man sich kaum vorstellen, als sie ihm eine Bankgutschrift über eben jenen Wert überreichte, ein Konto, das ab nun seinen Namen tragen sollte. Es war nicht viel, doch es reichte, um sein Leben verlangsamt niedergehen zu lassen, denn auch er brauchte eine neue Wohnung, für die er Miete und Strom und Heizungskosten tragen musste; zudem schrumpfte die Zuwendung des Staates dahingehend, dass er erst sein privates Vermögen aufbrauchen musste, ehe er vom Staat die restlichen Überlebensmittel erhielt, und so verbrauchte er das Wenige, dass immer weniger wurde, und war nach knapp vier Jahren der Arbeitslosigkeit letztendlich von der Zuwendung des Staates abhängig, der nun selbst, in Gestalt der Beraterin im Jobcenter, erkannte, dass diesen Mann nichts und niemand wieder zurück ins alte Leben bringen konnte. Die Abwärtsspirale schien den Grund erreicht zu haben, doch es waren noch mehrere Kurven hinabzufallen, ehe er dorthin angekommen war, wo er an diesem Spätnachmittag zum Kiosk ging, um einen Tippschein auszufüllen. Kein Wort an den Kioskbesitzer richtend – sie verstanden sich auch völlig nonverbal –, suchte er sich aus dem Stapel an vorhandenen leeren Wettscheinen einen aus, der eine Sechs als Superzahl trug, und begann in seinen Gedanken die Zahlen hervorzusuchen, die er vor jeder Ziehung murmelnd beschwor, dass sie ihm Glück bringen sollten. Langsam, beinahe zelebrierend, füllte er das erste Kästchen aus, sortierte erneut seine Gedanken, strich mit der Handkante den Schein glatt, obwohl sich dieser nicht gewellt hatte, und machte sich an das zweite Kästchen, strich auch im Anschluss daran mit der Handkante über den Zettel, als ob er ihn dadurch geraderückend beschwören könnte, und wiederholte diese Prozedur bei allen zwölf Kästchen, sechs oben, sechs unten, bis auch das letzte ausgefüllt war. Wie gebannt war er während des Ausfüllens von seiner Außenwelt abgeschnitten, hatte nicht bemerkt, wie eine Frau Zigaretten und ein Mann eine Zeitschrift für Jagdwaffen kaufte; versunken in die Welt der Lottozahlen erhoffte sich der Spieler, dass dieser Tippschein sein letzter sein möge, dass es dieser eine Schein sei, der sein Leben veränderte. In seiner unmittelbaren Nähe konnte ein Beobachter des Geschehens das Gefühl erhalten, dass er dem Spieler bei einem religiösen Ritus nahe an einer erfüllten Spiritualität zusah, während dieser sich völlig von der Welt abnabelte, um in eine andere Existenz hinüberzugleiten. Dieses Weggleiten geschah bei jedem Ausfüllen, es war Teil der mittwöchlichen und samstäglichen Handlungen und endete zumeist erst in dem Augenblick, in dem etwas im näheren Umfeld des Kioskes lauthals geschah; so auch dieses Mal, als ein vorbeifahrendes Auto viel zu schnell ein anderes überholte und sich jenes Überholte durch mehrfaches Hupen revanchieren wollte. Der Lottospieler erwachte aus seinem ins Ziellose gerichteten Tagtraum, ordnete seine Gedanken, nahm seinen heiligen Tippschein, schaute noch ein letztes Mal darüber, ob er auch alle Kreuze an der richtigen Stelle und über den richtigen Zahlen

gesetzt hatte, war mit seiner Arbeit zufrieden und legte den ausgefüllten Tippschein auf den Fenstertresen des Kiosks, wo ihn der Kioskbesitzer schweigend entgegennahm, diesen in einen Apparat einführte und der Preis als digitale Anzeige erschien, den der Spieler für die Teilnahme an der Ziehung zu berappen hatte. Der Lottospieler griff in die Tasche, zog einen Schein heraus, der ausreichte, ihn zwei Wochen Essen und Trinken zu bezahlen, ließ sich das wenige Rückgeld auszahlen und erhielt seinen Tippscheinzettel als Bestätigung aus der Maschine. Ein weiteres Mal kontrollierte er die Zahlen, auch wenn er wusste, dass sich an diesem Tipp nichts mehr ändern ließ, wollte nur die Bestätigung für seine innere Unruhe, dass er das Richtige getan hatte.

Während des ganzen Geschehens hatten weder er noch der Kioskbesitzer ein Wort gesagt, beide wussten um das verbindende Element zwischen ihnen, das auch ohne Worte lebendig blieb – zumindest solange, bis der Jackpot vom Spieler geknackt werden würde. Beide machten sich aber auch nichts vor, da sie beide wussten, welche Rollen sie in dem Spiel mit dem Lottowahn spielten: Auf der einen Seite waren die Spieler, ob süchtig oder nicht, die den schnellen Rubel wollten, und auf der anderen Seite saß der Kioskbesitzer als verlängerter Arm der Lottoanstalten, die eine Dienstleistung in Form eines Glücksspiels anboten, während sie damit gute Geschäfte machten und nur einen Bruchteil an den Dienstleister in Form des Kioskbesitzers abtraten. Doch diese Umstände waren jedem Spielenden völlig gleichgültig, wenn er den Zettel mit seinen Tippzahlen in die Tasche oder in die Geldbörse stecken konnte, um in diesem Moment in eine latente Spannung überzugehen, bis die Zahlen der Ziehung endlich verrieten, ob man zu den glücklichen Gewinnern zählte oder nicht. Der Lottospieler nahm seinen Schein, faltete ihn nach einem Muster, das er immer wählte, und steckte ihn in die linke hintere Hosentasche, grüßte kopfnickend den Kioskbesitzer und, ohne überhaupt ein Wort miteinander gesprochen zu haben, verließ der Spieler den Platz seiner Tippabgabe und ging zurück über die Straße, setzte sich auf die Mauer und suchte nach einem Zeitvertreib für seinen Geist, denn es sollten noch mehr als drei Stunden vergehen, ehe die Zahlen gezogen würden. Diesen Leerlauf zwischen der Abgabe des Tipps und dem Wissen darum, ob etwas beim Versuch herumgekommen war, zogen sich bei völliger Ziellosigkeit bis ins Unendliche, doch an diesem Tag kam ein alter Kumpel auf der Straße vorbei, sodass der Lottospieler von der Mauer sprang, um seinen Straßenkollegen anständig zu begrüßen, aber er merkte ziemlich schnell an der Fahne des Trinkers, dass dieser kaum in der Lage sein würde, mehr als ein oder zwei unzusammenhängende Sätze zu sprechen; indem er den Angetrunkenen unter den Arm nahm und ihn schweigend zu seiner Wohnung in einem Sozialbau begleitete, nutzte er die Beschäftigung, um sich von den Gedanken um den Jackpot abzulenken; für wenige Minuten nicht daran denken zu müssen, was er wohl als erstes sagen würde und wen er als erstes Bescheid gäbe – und ob er überhaupt irgendeinen Bescheid geben würde. Vielleicht seiner Frau, um seine Schadenfreude auszudrücken, dass das verkorkste Leben, das er führte, sich doch zum Guten

gewendet hatte, ohne dass sie ein Teil dieses Lebens war; vielleicht war es aber auch besser, niemandem was zu sagen und einfach aus der gewohnten Umgebung zu verschwinden, um an einem anderen Ort einen Neuanfang zu starten, dort, wo die Menschen nicht wussten, welche Vorgeschichte ein Hinzugezogener hatte und wo man seine eigene Geschichte so umschreiben konnte, dass jeder von dem Neuankömmling überzeugt war, dass dieser ein aufrechtes Leben führte.

Der Weg zur Wohnung des Betrunkenen war nicht sehr weit, doch mit einem Angetrunkenen am Arm, dessen Selbstkontrolle mit der Stützung durch einen anderen nur noch weiter sank, wurden die Meter dreifach so lange, denn neben dem eigenen musste auch noch das Gleichgewicht des anderen beständig austariert werden. Gemeinsam schafften sie es zu dem Sozialbau, traten mit einer akrobatischen Meisterleistung seitlich durch die Eingangstüre und nutzten den Fahrstuhl, um in den sechsten Stock zu gelangen, von dort aus zur Wohnung des mittlerweile kaum mehr zu kontrollierenden Kumpel, und während sich der Betrunkene mit allen Kräften versuchte, an der Wand im Flur gegen den drohenden Fall abzustützen, schloss der Spieler die Türe auf, öffnete das Fenster und ließ in den Mief der Wohnung wohl die erste frische Luft seit Tagen, suchte den inzwischen auf den Boden Abgesunkenen im Flur, wuchtete diesen hoch und taumelte mit ihm gemeinsam zum Bett, auf das er den Stehendschlafenden warf, ohne die Decke wegzuräumen oder ihn gar auszuziehen. Später, wenn der erste Teil des Rausches ausgeschlafen war und sich zu der Müdigkeit die Kälte der herannahenden Nacht gesellte, würde der Schlafende schon aufwachen und sich mühevoll unter die Bettdecke verkriechen – doch das sollte nicht mehr das Problem des Lottospielers sein. Sich instinktiv in der fremden Wohnung nach etwas Essbarem umschauend und nichts findend, überließ der Spieler den Angetrunkenen sich selbst und trat aus der Wohnung, fasste an seine linke hintere Hosentasche, fühlte den Zettel und gab sich zufrieden, bei diesem Parforceritt das Wichtigste des Tages nicht verloren zu haben.

Runter nahm er die Treppen, nicht weil er ein Problem mit dem Fahrstuhl hatte, nein, vielmehr, weil er es sein gesamtes Leben so gehandhabt hatte, eine kleine Erinnerung daran, dass es auch ohne technische Hilfsmittel ging, die letzten Endes dafür mitverantwortlich waren, dass er seine Arbeit verloren hatte. Doch so richtig konnte er sich nicht gegen die mechanisierte Welt auflehnen, immerhin war es die Zeit, in der er lebte und die er zu akzeptieren hatte, denn obwohl er allen Grund hatte, diesem Zustand zu entfliehen, fragte er sich stets, wohin er entfliehen sollte, und kam zu keinem Ergebnis; also blieb er. In die kühler werdende Abendluft tretend, wandte er sich zunächst in Richtung Kiosk, doch dann entschied er sich dagegen und ging in die entgegengesetzte Richtung, um zu seiner eigenen Wohnung zu gelangen. An diesem Abend war es ihm nicht mehr nach Gesellschaft, von der die meisten sowieso betrunken gewesen wären. Er wollte sich einfach nur in seine Wohnung zurückziehen, eine wärmende Decke über sich werfen und auf dem Sofa

fernsehen, bis die Lottozahlen gezogen waren, um dann bis zum nächsten Morgen zu schlafen – denn was hätte er den Abend noch machen sollen? Den Abend über suchte er in den Kanälen nach einer interessanten Sendung, doch immer nach wenigen Minuten langweilte ihn das Programm, sodass sich das Herumschalten erneut vollzog, um wieder und wieder in Gang zu geraten, bis er schlussendlich den Fernseher eine halbe Stunde vor der Ziehung der Zahlen ausschaltete, sich auf den Rücken legte und an die Decke starrte, immer vor dem geistigen Auge, wie er die wollene Decke von seinem Körper reißen würde, aufspränge und wie ein wilder Stier, laut schreiend, durch die Wohnung liefe, bis ihm die Freudeskraft ausginge – und wenn es bis in die frühen Morgenstunden dauern würde. Diese Ereignisse konnten in einer halben Stunde stattfinden, und indem er ab und an auf seine alte Uhr am Handgelenk blickte, waren es erst nur noch zwanzig, dann fünfzehn, zehn und schließlich nur noch fünf Minuten bis zur Ziehung.

Den Fernseher vorsorglich etwas früher anmachend, wartete er gebannt auf die Sendung, tastete ein weiteres Mal nach dem Lottoschein in seiner Hosentasche, den er so lange wohl behütete, bis er diesen entweder in den Müll schmiss oder sich das gewonnene Geld auszahlen ließ – alles musste wie immer ablaufen, um das Glück nicht von sich zu weisen. Vier, dann drei, zwei, nur noch eine Minute und die Sendung begann mit der üblichen Ansage, und mit dem Start der Kugeln pochte das Herz des Spielers augenblicklich im doppelt so schnellen Takt; die Ader am Hals und an den Schläfen trat leicht hervor und die Augen stierten konzentriert auf das Bild des Fernsehers, sodass nicht einmal ein Häuserbrand ihn von diesem Flecken fortbewegt hätte, ehe nicht die Zahlen vollständig gezogen waren. Vor Jahren war es einmal vorgekommen, dass während der Ziehung der Zahlen der Strom ausging; wild schreiend hatte sich der Spieler über diesen Umstand aufgeregt, war hin- und hergerannt und verlor seine innere Spannung erst, als der Strom wieder floss und er die Zahlen im Videotext nachlesen konnte. Dass er an jenem Spielabend mit vier Richtigen sein bis dato bestes Ergebnis egalisierte, konnte seine Rage nicht gänzlich fortblasen, auch wenn er sich von dem ausgezahlten Geld die letzten ordentlichen, wetterfesten Schuhe geleistet hatte, die auch in diesem Winter erneut den Belastungen der Witterung standhalten mussten. Die erste Zahl war an diesem Abend gezogen worden und es war eine seiner Zahlen! Dies kam bei zwölf ausgefüllten Tippfeldern sehr häufig vor und war letztlich nichts weiter als ein angenehmer Auftakt, doch mochte dies in der Endabrechnung nichts bedeuten, denn in jedem Kästchen zwei zu haben, brachte auch viele Treffer, aber keinen Gewinn. Auch die zweite Zahl hatte er getippt, jedoch in einem anderen Kästchen! Wie immer, dachte er sich und wusste in diesem Moment bereits, dass er den Jackpot auch dieses Mal nicht knacken würde, doch es bestand weiterhin die Chance auf maximal fünf Richtige – eine Ausbeute, die er noch niemals getroffen hatte. Obgleich die erste Spannung von ihm gewichen war, konnte noch viel mit den nächsten Zahlen herumkommen, und umso freudiger wurde er, als auch die dritte Zahl eine seiner war und diese sogar zu der ersten

passte! Einmal, dachte er an einen Abend zurück, hatte er nach drei gezogenen Zahlen auch drei in einem Kästchen getroffen, doch im Anschluss nur Nieten gezogen, sodass am Ende zwei Dreier blieben – kaum der Gegenwert des Einsatzes, und auch an diesem Abend zog er mit der vierten und fünften Zahl Nieten, denn obgleich die fünfte Zahl eine seiner war, verteilte sie sich in zwei andere Kästchen. Allein die sechste brachte ihm zumindest noch leichte Freude, denn sie machte an diesem Abend den Dreier im vierten Kästchen in der oberen Reihe vollständig, sodass er den Zettel wenigstens nicht fortschmeißen musste. Wenigstens ein bisschen Kleingeld für die Einkäufe der nächsten Tage, dachte er bei sich, ohne dass rechte Freude aufkommen wollte, denn mit jedem Gewinn, mit dem nicht zu rechnen war, konnte er sich ein wenig mehr leisten – wie die Schuhe, die er sich vor Jahren mit den vier Richtigen geleistet hatte.

Nach der Ziehung der Lottozahlen schaltete er den Fernseher aus und obgleich er früher fast genauso brennend neugierig war, welche Nachrichten der Tag aus aller Welt brachte, so interessierte es ihn bereits seit längerem nicht mehr, auf welche Art und Weise die Welt existierte und welche Mittel sie neu erfand, um den einen gegen alle anderen auszuspielen. Nachrichten waren für den Lottospieler nichts anderes als Massenpropaganda, die dazu genutzt wurde, das eigene Leben gegen ein anderes abzugrenzen und das eigene als besser zu empfinden. Tot, wie ich im Inneren, sagte er sich, als er sich auf den Rücken legte und die bisher angezogenen Beine ausstreckte, ist die Welt dort draußen und atmet die letzten Züge der eigenen Agonie, bis die Gedärme endgültig aus der offenen Bauchhöhle gedrungen sind. Wir sterben alle, die Frage ist nur, auf welche Art und Weise wir unser Leben bis zu diesem Zeitpunkt verbringen! Wie sehr wünschte er sich einen Lottogewinn, um wenigstens die mit jeder Ziehung kleiner werdende Spanne bis zu seinem Tode ein bisschen mehr genießen zu können; nein, es mussten keine großen Sprünge sein, vielmehr kleine Schritte in ein wohlbefindliches Leben, das ihm nicht mit jedem Augenblick vor die Augen hielt, dass er im Leben der menschlichen Gesellschaft gescheitert war. Gescheitert! Gescheitert! Dieses Wort geisterte oft in seinem Kopf herum, denn es spiegelte seinen Geisteszustand wider, jener der Selbstaufgabe vor dem Hintergrund des eigenen sozialen Status, der sich nicht mehr bessern würde – ohne Hoffnung auf das zurückkehrende Glück, wenn es da nicht das Lottospielen gab. Geringe Chance, hoher Einsatz, aber wenn er derjenige war, der die Zahlen hatte, meine Güte… Jeden Mittwoch- und jeden Samstagabend nach der Ziehung der Lottozahlen schlief er auf dem Sofa, das genauso durchgelegen war wie das Bett, doch die Lethargie, die ihn nach einem erneuten Tiefschlag, nicht den Jackpot geknackt zu haben, überkam, war so umfassend, dass er sich kaum bewegen konnte, so gelähmt war er von der Hoffnung, die sich nicht erfüllt hatte und sich nun ins Gegenteil verkehrte. So sehr er auch diesen Ziehungen herbeifieberte, so waren sie auch jedes Mal eine Qual; reine Selbstqual, denn er wusste, dass es bis zum Ausfüllen des nächsten Tippscheins eine schwere Zeit werden würde; dem Krankheitsbild

eines Manisch-Depressiven nicht unähnlich, der für einen kurzen Moment ein Hoch genießen konnte, um in das Bodenlose der eigenen Seele abzustürzen, ohne Halt, ohne Griff in der Welt, der ihn im Hier und Jetzt halten könnte. Insbesondere die Träume in jenen Nächten nach der Ziehung, die er liegend auf dem Sofa durchlitt, waren von diesem schnellen Niedergang der Hoffnung gezeichnet und verkehrten stets die schön gezeichneten Bilder des Anfangs in düstere Schreckensbotschaften, die ihn mitten in der Nacht erwachen ließen, um sogleich in eine ähnlich gelagerte Vision zu fallen, allein mit dem Unterschied, dass es ihm mit jedem Aufwachen aus dem Traum immer stärker gelang, sich mit dem Faktum abzufinden, dass er wiederum kein Glück gehabt hatte.

Nach einer Nacht voller Schwärze und zwischenzeitlichen Wachen waren die Morgen danach von einer seltsamen Intensität, die Zeit schien zu kriechen und es brauchte seine Zeit, ehe der inzwischen beschleunigt alternde Körper in seinen normalen Rhythmus überging, der bis zur nächsten Ziehung überaus gleich war. Die anfänglichen, orientierungslosen Minuten wurden zu einer vollen Stunde, ehe er sich dazu durchringen konnte, sich aufzurichten, frische Kleidung überzustreifen, ins Bad zu gehen und sich straßenfertig zu machen. Das Wetter draußen begutachtend, suchte er sich eine der beiden Jacken, zog dieselben Schuhe wie jeden Tag seit mehr als zwei Jahren an und ging die Treppen hinunter zum Ausgang aus seinem Gebäude; die frische Morgenluft schnitt ihm im Hals und als wäre sie mit kleinen Nadelstichen gespickt, piekste sie im Innern der Lunge und brachte das Blut in Wallung. Kraftvoller als noch vor wenigen Augenblicken wandte sich der Lottospieler nach rechts und ging über den Bürgersteig in die Richtung der lokalen Einkaufspassage, zwei, drei kleinere Geschäfte, die an diesem von der Stadtmitte entfernten Ort das Überleben der Menschen bewerkstelligten, trotz ihrer eigentlichen Motivation, an diesen ärmlichen Menschen in der Gegend zu verdienen – eine zweckgebundene Symbiose der etwas traurigeren Art. In einem Zeitschriften- und Tabakladen gab er seinen Tippschein ab und erhielt den auszuzahlenden Gewinn, kaum mehr, als was er benötigte, um zwei Tage mit Essen versorgt zu sein; schnellen Schrittes überquerte er die Passage, um sich in einem Billigdiscounter die wenigen Lebensmittel zusammenzukaufen, die er die nächsten Tage brauchen würde. Erst beim Rausgehen wurde er eines Umstandes gewahr, den er beim Eintreten in das Kaufhaus übersehen hatte: eines Standes, an dem drei Menschen standen, für eine gute soziale Sache warben und hofften, geeignete Spender für ihre Sache zu finden. Doch der Lottospieler dachte sich, warum sie das ausgerechnet an diesem Ort versuchten, da es doch offensichtlich war, wie wenig die Menschen in diesem Stadtviertel für die Bewältigung ihres Lebens besaßen – oder war es einfach nur deswegen, weil die Bessersituierten, die in kleinen Spezialgeschäften einkaufen gingen, sich viel zu sehr von diesen Menschen bedrängt fühlten und daher nichts spendeten? Früher hatte er nie daran gedacht, auch nur den geringsten Teil seines Gehaltes für eine Sache zu spenden, die er selbst nicht mit seiner

eigenen Tatkraft unterstützte, und obgleich er seine Meinung nicht geändert zu haben schien, war es ihm, als ob er innerlich mit sich einen Pakt schloss, dass er bei einem entsprechenden Lottogewinn mit dem Spenden für soziale Projekte beginnen würde. Dieser Pakt mit sich selbst beschäftigte ihn bis zum Verstauen seiner Lebensmittel in seiner Wohnung und ließ ihn erst los, als er beim Warten auf die S-Bahn ein Plakat sah, auf dem dafür geworben wurde, einer Tippgemeinschaft beizutreten, um seine Gewinnchancen zu erhöhen. »Welchen Sinn soll es machen, die Chance auf einen großen Gewinn zu erhöhen, um sich gleichzeitig beim Jackpotgewinn so sehr zu beschneiden, dass nicht viel mehr rausspringt, als wenn man fünf Richtige tippt?«, fragte sich der Lottospieler und behielt diesen Gedanken die ganze Schwarzfahrt bis zum Hauptbahnhof im Kopf, um diesen im Anschluss mit seinen Kumpels zu diskutieren, von denen er hoffte, dass sie bei diesem kalten Wetter noch nicht zu angetrunken waren, um ein ordentliches Gespräch mit ihm zu führen.

Es hatte scheinbar in der Nacht in der Stadt geregnet, denn als er aus dem U-Bahnhof unterhalb des eigentlichen Bahnhofs an die frische Luft trat, sah er den nassen Boden und suchte sich einen Weg durch die Menschenmassen, die um diese Uhrzeit in die Innenstadt strebten, um entweder dort ihr Geld zu verdienen oder ihr verdientes Geld wieder in den Wirtschaftskreislauf zurückfließen zu lassen. Die Treppen hinauf suchte der Lottospieler nach einer Gelegenheit, an den Rand des Menschenstroms zu gelangen, da sich auf dem Zwischenplateau beider Treppen eine seitliche Bucht anschloss, von der aus eine weitere Treppe nach oben auf eine etwas versteckte Zwischenebene führte, zu einem Ort, an dem sich seine Kumpels jeden Morgen trafen. Sie waren alle versammelt; alle, das hieß: die meisten und dann doch nicht wieder alle, denn sie waren keine feste Gruppierung, die sich zum Kartenabend oder zum Sporttreiben traf, sondern eine lockere Gemeinschaft, bestehend aus vielerlei Geschichten, die dazu führten, dass man sich an diesem Ort traf; und doch waren es alle, die der Lottospieler sehen wollte. Er erhielt wie jeden Donnerstag in den ersten zehn Minuten ein paar wenig witzige bis geschmacklose Witze über das Lottospielen und das damit verbundene Leben an sich aufs Ohr gedrückt, ehe das Thema selbst für die bereits in den frühen Morgenstunden Angetrunkenen nicht mehr witzig war, sodass sie das permanente Nachplappern einer immer stärker spaßbefreiten Aussage unterließen. Sie alle standen im Folgenden zusammen und schwiegen sich an. Hin und wieder sagte einer etwas über das Zurückliegende und noch seltener über das, was vor jedem lag, denn der Tag sollte noch lange werden, und je heftiger ein solches nasskaltes Wetter umzuschlagen schien, desto heftiger wurden die Stunden, die man gemeinsam versuchte, an sich vorbeiziehen zu lassen, ohne die anderen zu verlassen. Es war die Gemeinschaft von Menschen mit einem ähnlichen Schicksal und demselben gesellschaftlichen Status, die dem Einzelnen ein wenig Stärke und Verbundenheit mit der Welt

geben konnte, auch wenn es keinem wirklich gelang, eine Lösung für das Lebensproblem zu finden – doch wer genau hinsah, bemerkte, dass die meisten bereits aufgegeben hatten zu suchen.
Allein der Lottospieler besaß die Hoffnung, dass eines Tages der große Gewinn dazu ausreichen würde, diese elende Welt des Wartens und des langsamen Dahinsiechens in den Tod verlassen zu dürfen, ohne zugleich diese Welt missen zu wollen, denn nach all den Jahren des gemeinsamen Ausharrens hatte man eine Beziehung entwickelt, die von normalen Menschen nicht gesehen würde, denn es ging dabei weniger um die Lebensgestaltung, die man miteinander anging, sondern um das gegenseitige Stützen vor dem Umfallen, wo dann kein Mensch mehr anwesend wäre, um den Umgefallenen wieder aufzurichten. Diese von außen kaum einzusehende Ecke auf dem Plateau, die auch bei den Polizisten mittlerweile das Oblos genannt wurde, verkannte die Menschen, die sich dort trafen, und ihre Motive, keinen anderen Zugang zur Gesellschaft zu finden, als sich an jene zu klammern, die selbst keinen Zugang fanden. Ohne dass sie jemand in dieser losen Gruppierung vermissen würde, verließen mal einer, mal zwei die Gruppe und kamen nach einiger Zeit zurück; mit etwas zum Rauchen, meist was zu trinken, seltener hatten sie Flaschen gesammelt oder waren betteln gewesen, um sich wenigstens eine Mahlzeit am Tag zu gönnen, auch wenn diese in keinem Maßstab zu der Flüssignahrung stand. Der Vormittag des für den Lottospieler bedeutungslosen Donnerstags verging ohne nennenswerte Ereignisse. Allein einmal ging er selbst von der Gruppe fort, aber nicht, um sich etwas zu trinken oder zu rauchen zu kaufen, sondern einfach, weil seine Beine Bewegung brauchten; er ging bis an den Fluss hinunter, den Kai hinauf und hielt sich beständig unter den alleeartigen Bäumen, setzte sich ab und an auf eine der vielen Bänke und beobachtete das Fließen des Wassers und die vorbeifahrenden Schiffe, deren Langsamkeit auf dem Wasser seinem Lebensrhythmus glich, besonders von jenen Schiffen, die wie er sich gegen den Strom abarbeiteten.
Dieser Ausflug ans Wasser war – zumindest an den Tagen, an denen kein Lotto gespielt wurde – der Höhepunkt, da es für den Lottospieler weiterhin Freiheit bedeutete, dass er die Entscheidung treffen konnte, ob er nun weiter am Kai entlang spazieren mochte oder lieber zurückging; das letzte bisschen vom Rest an Selbstbestimmung, das er von der Gemeinschaft der Menschen jeden Tag abtrotzte. Die Minuten und später die Stunden zogen an ihm vorbei und zugleich die Schiffe und das Wasser, ohne dass er allzu viel von dieser vergehenden Zeit mitbekommen hätte, allein das leichte Frösteln, das er immer dann verspürte, wenn der Wind stark auffrischte, hielt ihn in dieser Welt. Eine ältere Frau im Nerzmantel erweckte dann seine Aufmerksamkeit, wie sie mehrere, scheinbar nicht sehr schwere Tragetaschen eines bekannten Modehauses der Stadt mit sich trug und dabei über die frechen Tauben und Menschen schimpfte, die sich anscheinend dauernd in den Weg stellten; im Geheimen kämpfte der Lottospieler mit sich, dieser Frau zu folgen und ihr an einer geeigneten Stelle die Taschen abzunehmen, denn wenn sie bereits einen Nerz trug, was sollte

dann schon der Inhalt der Einkäufe sein? Es wäre ein Leichtes für ihn gewesen, die Frau zu überrumpeln und mit den Diebesgütern abzuhauen, doch er zwang sich, den inneren Kampf so lange auszuharren, bis die Frau aus seinem Blickfeld verschwunden war, sodass er sich keine Gedanken mehr darum machen musste, etwas Falsches zu tun.

Vor einigen Wochen bereits hatte er feststellen müssen, dass diese Art der Gedanken – der Raub von Besitztümern anderer, besser situierter Menschen – immer öfter in seinem Kopf auftrat, und zugleich war ihm bewusst, dass er diese nicht verneinen konnte, da der Drang einfach zu stark war. Nein, er musste diesen Widerstreit mit sich ausfechten und abwarten, bis dieser Drang nach dem Aufwallen von alleine nachließ, denn mit dem vernünftigen Argument, nicht straffällig zu werden, konnte er sich längst nicht mehr abfinden. Was sollte ihm schlimmstenfalls geschehen? Eine Verhaftung? Die Verurteilung ins Gefängnis, wo sich das Leben keinen Schlag verändern würde, außer, dass er nicht mehr Lotto spielen könnte, dafür aber versorgt wäre? Vielleicht hielt er es noch aus, weil dieser Hoffnungsschimmer des Lottospielens und die Chance auf einen Ausweg in seinem Herzen weiterhin glühten und nicht verbrannt waren, oder der Widerstand stammte noch aus seiner Erziehung, in der Diebstahl schlimmer als körperliche Gewalt gebrandmarkt war; denn seinem Vater war nicht selten die Hand ausgeglitten, wenn er angetrunken nach Hause kam; meist am Wochenende, wenn er mit seinen Saufkumpanen um die Häuser gezogen war. Der Lottospieler war nie verprügelt worden, nein, das würde er niemals von seinem Vater behaupten, es waren vielmehr Züchtigungen, die nicht verbal, sondern körperlich ausgetragen wurden, wenn die Hemmschwelle des Vaters durch den Alkohol abgesenkt war. Diese alten Erinnerungen halfen dem Lottospieler, seine innerlich aufkommende Wut über die ungerechte Verteilung der Güter innerhalb der Gesellschaft herunterzuschlucken, doch insgeheim malte er sich aus, wie er mit den gestohlenen Kleidungsstücken zu einem Ramschhändler ging, um diese gegen einige kleine Geldscheine einzutauschen, sodass jeder einen Gewinn davontrug – bis auf die Bestohlene. Dem Lottospieler war nicht bewusst, wie lange er mit diesem Kampf zubrachte, doch der Vorfall mit der alten Dame war mehr als eine halbe Stunde vorbei, und er wachte erst dann aus dem Tagtraum auf, als es leicht zu nieseln begann und indessen ein böiger Wind aufgekommen war, der seine zu leichte Kleidung durchdrang und ihn stärker frösteln ließ.

Mit mechanischen Bewegungen stand der sich in diesem Moment alt fühlende Mann auf, spürte nach dem langen Sitzen in der kalten Zugluft viele seiner Knochen und hatte in diesem Augenblick das erste Mal seit langem wieder Angst vor dem Winter, der nun irgendwann hereinbrechen würde. Vor ein paar Jahren noch hatte er die kalte Jahreszeit als etwas abgetan, das man einfach nur aussitzen müsste, ohne die ganze Jammerei vorher und währenddessen, doch es war ihm in diesem Moment, als ob er die anderen Menschen mit einem Mal alle verstehen konnte. Die ersten Meter entlang des Kais wurden zur Qual, doch mit jedem weiteren Schritt ging es besser und nach

wenigen Minuten ging das Laufen wie von allein, und dennoch gab es im Innern des Lottospielers eine Stimme, die ihn davor warnte, dass mit zunehmendem Alter auch die Krankheiten und die körperlichen Schwächen zunehmen würden, gegen die er nicht Vorsorge leisten kann, indem er genug auf die Seite legte, um später ein angenehmes Leben im Alter zu führen. Diesen Gedanken trug er bis zum Wiedertreffen mit seinen Kumpels in sich und verlor ihn erst, als er sich fragte, warum sich keiner seiner Kumpels gefragt hatte, wieso er so lange und entgegen seiner Gewohnheit fortgeblieben war – und ihm fiel zum ersten Mal in den ganzen Jahren auf, dass es niemanden interessierte, was er machte, und obgleich dieser Umstand im ersten Moment schockierend auf ihn wirkte, wusste er aber auch umgehend, dass dies der Grund war, warum sie sich trafen: um nicht allein zu sein, wenn man schon mit den eigenen Gedanken den ganzen Tag alleine war. Der Lottospieler fragte und wunderte sich, warum er diesen Umstand vorher noch nie in dieser Klarheit bemerkt hatte, und suchte nach Antworten in seinem bisherigen Tagesablauf, die ihn zu diesem Bemerken geführt hatten, doch ihm wollte kein Auslöser einfallen, sodass er sich seine Kumpels genauer ansah und feststellte, dass sie alle kurz vor dem Berauschtsein waren; viele von ihnen hatten bereits so viel getrunken, dass er nicht auf Anhieb die leeren Flaschen zählen konnte, die hinter ihnen standen, und die beiden, die noch am wenigsten getrunken hatten, waren zwei altbekannte Schweiger, die außer dem »Guten Morgen!« und »Bis morgen dann!« manchmal nichts sagten – den ganzen Tag lang nicht. Normalerweise blieb er an einem Donnerstag zu dieser Jahreszeit bei seinen Kumpels, bis es dunkel war, denn dann war das Risiko deutlich geringer, dass er bei einer S-Bahn-Kontrolle als Schwarzfahrer auffiel, und auch wenn die meisten Kontrolleure ihn mittlerweile kannten und ihn meistens höflich-direkt bei dem nächsten Halt aus der Bahn schmissen, wollte er sich an diesem Tag nicht den bestrafenden Blicken der normalen Menschen in der Bahn aussetzen, denn er fühlte, dass diese heute wie Nadelstiche schmerzen würden. Entgegen seiner normalen Angewohnheit zog er los, kehrte an den Kai zurück und musste einige Kilometer laufen, ehe er genug Flaschen gesammelt hatte, um sich von dem Erlös eine S-Bahn-Karte leisten zu können; kurz bevor er sich nach Hause machte, verabschiedete er sich von seinen Kumpels und erneut musste er feststellen, dass keiner von ihnen genug Realitätswachsamkeit besaß, um sich zu wundern, warum der Lottospieler an diesem Donnerstag so früh die Gruppe verließ, da er dies sonst nur an Mittwochen und Samstagen machte. Mit dem erlösten Geld ging er in den Bahnhof zurück, suchte sich einen Automaten und zog eine Fahrkarte, trat auf den Bahnsteig und stieg über eine Treppe in den U- und S-Bahnbereich hinab, wartete nur kurz auf die nächste Bahn, trat ein und suchte sich eine Stelle nahe an der Türe, um bei einer Kontrolle die größtmöglichste Fluchtchance zu besitzen, doch dann erinnerte er sich seiner Fahrkarte und blickte sich verstohlen nach einem freien Sitzplatz um, fand einen in der Nähe und ließ sich in dem Gedanken daran, dass dies früher für ihn normal gewesen war, auf den Platz nieder. Während der

gesamten Fahrt spielte er mit der Fahrkarte in seinen Händen, als wäre es die eigentliche Straftat, dass er ein Ticket besaß, und blickte niemandem direkt ins Gesicht, einerseits, weil er glaubte, dass alle anwesenden Menschen in ihm den wahren Schwarzfahrer entdecken würden, der nur ausnahmsweise ein Ticket besaß, und andererseits spielte er mit dem Fahrschein, um den Vorbeigehenden und neu Einsteigenden weiszumachen, dass er auf völlig legalem Weg in dieser S-Bahn saß.

Angespannt verbrachte er die Fahrt bis zu seiner Haltestelle, stieg aus und warf das mittlerweile mehrfach zerknitterte Papierchen in den Müllcontainer, suchte mit seinem Blick den Ausgang und ging in der Masse der aussteigenden Menschen, in deren Mitte, ohne aufzufallen, ganz wie früher, als er nach Feierabend in der Herde ohne Fehl und Tadel war, trat aus dem Bahnhof auf den davor liegenden Bürgersteig, wartete wie alle Wartenden auf Grün und ging als Letzter los; in diesem Moment bemerkte er, dass es erneut zu nieseln begonnen hatte. So traurig-düster dieser Tag vom Wetter war, spiegelte sich dies im Gemüt des Lottospielers, der ohne näheres Ziel durch die Querstraßen seiner Heimatstätte zustrebte, dort, als er in den Glasvorbau des Hauses eintrat, den Briefkasten öffnete, die Werbung von den richtigen Briefen separierte und feststellen musste, dass ihm das Jobcenter mal wieder einen Brief hatte zukommen lassen, den er jedoch erst in seiner Wohnung öffnen wollte; nicht, weil nicht die meisten in diesem Gebäude mit dem Arbeitsamt oder einer anderen Behörde in ständigem Kontakt stünden, sondern einfach, weil es ihm in diesem Moment nicht danach war, das Risiko einzugehen, einen Teil seines Lebens mit einem anderen teilen zu müssen – und sei es nur auf das Räumliche begrenzt. Die Angst vor dem Öffnen des Briefes in aller Öffentlichkeit kam nicht von ungefähr, denn auch die letzten vom Arbeitsamt eingegangenen Briefe hatten keinen erfreulichen Inhalt gezeigt; waren es noch zu Beginn seiner Arbeitslosigkeit Bemühungen, ihn erneut – wenn auch unter schwierigen Bedingungen – in den Arbeitsmarkt einzugliedern, so kamen in den letzten Jahren nur noch Drohgebärden, dass er gewisse Auflagen seiner Arbeitslosigkeit nicht erfülle.

»In welcher Zeit leben wir eigentlich?«, erinnerte sich der Lottospieler an einen Satz, den einer seiner Kumpels in die Runde geworfen hatte, als dieser nur leicht angetrunken war, »wenn es jetzt schon Auflagen bei der Arbeitslosigkeit gibt – im Grunde ist dann Arbeitslosigkeit wie ein Gefängnis, nur mit permanentem Freigang!«

»Er hatte recht, absolut recht«, dachte sich der Lottospieler und öffnete mechanisch den Brief, als er in die vermeintliche Sicherheit seiner Wohnung geflohen war, sah den ihm wohlbekannten Briefkopf und das Aktenzeichen, das seine Nummer preisgab, das Jahr und den Vorgang. »Dies ist der neunte Vorgang dieses Jahres und ich bleibe auch weiterhin nur eine Nummer im Computer«, dachte sich der Lottospieler, und trotz dessen, dass er darum wusste, worin der Sinn dieser Nummerierung lag, fühlte er sich eben wie diese Nummer, die im regelmäßigen Rhythmus auf

einem Bildschirm aufblinkte, während die zugehörige Nachricht besagte, dass diese Nummer wieder an der Reihe war, um mit irgendeinem Vorgang belästigt zu werden.

Das Anschreiben durchlesend, wusste er bereits nach drei Wörtern, worin der Sinn dieses Briefes lag, denn ihm wurde nahegelegt, sich für eine auf vier Wochen befristete Zeit beim Amt für Landschaftsgestaltung zu melden, um dort mit den Beschäftigten Laub und Ähnliches von den Straßen und Wegen zu entfernen. Obgleich der Arbeitslose nichts gegen eine solche Beschäftigung einzuwenden hatte – denn es war ihm lieber, etwas für seine Unterstützung zu leisten, als ohne Gegenleistung nur zu kassieren –, steckte jedoch der Teufel im Detail, denn er hätte sich an diesem Donnerstag auf dem Amt melden sollen. Erschrocken darüber las er weiter und bemerkte die direkte Drohung durch das Arbeitsamt, die ihm die Zuwendungen vom Staat kürzen wollte, sollte er diese Arbeit nicht antreten. Heftig schluckend dachte er sogleich an seine einzige Hoffnung im Leben, das Lottospielen, und fragte sich, wie er diesen Hoffnungsstreifen bezahlen könne, wenn ihm die Leistungen gekürzt wurden, faltete in Gedanken den Brief zusammen, schob ihn halb in den Briefumschlag und blickte gedankenabwesend auf die Anschriftsadresse, die eindeutig seine war, doch dann fiel ihm eine entscheidende Unstimmigkeit auf: »Das Datum des Poststempels ist von gestern, das würde die Auslieferung am heutigen Tage erklären, doch warum schicken dir mir gestern einen Brief, in dem drinsteht, dass ich heute Morgen irgendwo antreten solle?«, dachte sich der Lottospieler, kramte den Brief noch mal hervor, suchte nach dem Schriftdatum und stellte mit einer Mischung aus Erleichterung und Erschrecken fest, dass sich das Schriftdatum um acht Tage von dem Absendedatum unterschied. »Das würde ja bedeuten«, konstruierte der Lottospieler weiter in seinen Gedanken, »dass entweder das Amt den Brief zu spät rausgeschickt oder die Post diesen zu spät zugestellt hatte, womit er erst einmal aus der Schuldfrage wäre. Doch ob das Landschaftsamt und insbesondere das Arbeitsamt den Sachverhalt sehen würden?«, war die für den Lottospieler entscheidende Frage, denn obgleich der Fehler offensichtlich nicht auf seiner Seite lag, konnte es immer noch sein, dass, sollte niemand anders bereit sein, den Fehler zu akzeptieren, er auf den Konsequenzen sitzen bleiben würde.

Er schaute auf die Uhr und suchte auf dem Formular die Arbeitszeiten des Amtes, doch es war nur seine Sachbearbeiterin auf dem Arbeitsamt vermerkt, sodass er das Telefonbuch bemühen musste, ehe er die Nummer für das Landschaftsamt herausgefunden hatte. Das Gespräch war ernüchternd, nicht nur, weil es in aller Unfreundlichkeit kurz und knapp gehalten wurde, sondern auch, weil das Amt nach dem Nichterscheinen des Lottospielers das Fehlen bereits an das Arbeitsamt gemeldet hatte und dieses die nötigen Konsequenzen einleiten sollte. Wie vermutet nützte dem Spieler die begründete Ausrede nicht, dass der Brief erst an diesem Donnerstag zugestellt worden sei; damit lag die letzte Hoffnung darin, dass das Jobcenter diesen Fehler, wo er auch immer entstanden war, einsehen würde, sodass seine Leistungen nicht gekürzt würden, aber auch daran zweifelte der

Lottospieler. Seine Vermutung war, dass das Jobcenter die Kürzung erst einmal ins System eintragen und durchziehen würde, ehe er vier Monate brauchte, um die Kürzung wieder aus dem System zu bekommen – um dann drei weitere Monate auf die ihm zustehende Differenz zu warten. Wie ein nasser Sack fauler Kartoffeln sank er auf das bereitstehende Sofa und starrte an die Decke, suchte nach einem Sinn in dem ganzen Schriftverkehr und in der Behandlung, die er durchmachen musste. »Erst ist keine Hoffnung mehr da«, dachte er, »und jetzt nehmen sie mir auch noch langsam den letzten Schimmer am Horizont!«

Müde und abgespannt von den Erlebnissen des Tages vergingen die Minuten, wurden zu einer Stunde und ein wenig mehr, ehe der Lottospieler sich aufmachte, etwas von dem Eingekauften zu verzehren, doch im Gegensatz zu sonst, ohne Genuss, allein, um sein nutzloses Weiterleben um weitere Lebenszeit zu verlängern.

»Was soll ich noch hier unter den Menschen?«, kam die Frage in seinen Kopf, die er sich neben der Frage nach dem Diebstahl in der letzten Zeit vermehrt gestellt hatte, »welches Ziel kann ich noch haben, einer, der nichts hat und nie wieder etwas haben wird, außer Hunger, Not und Elend? Angewiesen auf Almosen jener Menschen, die es mir geben, weil sie es müssen und nicht, weil sie es mir geben wollen; die sozialen Netz- und Schutzmechanismen des Staates wären bereits vor zwanzig Jahren im Sterben begriffen gewesen, wäre das Abtreten eines Teils des Lohnes nach der Auszahlung durch den Arbeitgeber geschehen. Die Menschen sind einfach nicht mehr das, was sie in den drei Jahrzehnten nach dem Krieg waren! Elend und Armut prägten für sie die Sichtweise im Leben. Wohlstand und die Möglichkeit, Wohlstand genießend zu erleben, wenn auch nicht selten auf Kosten anderer, sind die Prägung unserer Zeit. Das Verrückte daran ist, dass ich arbeiten will, nichts lieber als das, aber ich bin darauf angewiesen, Geld von anderen Menschen zu beziehen, die selbst keine Lust haben, ihr verdientes Geld an mich abzutreten. Und so sehr mich das wütend macht, so sehr weiß ich aber auch, dass es der Lauf der Zeit ist, und vielleicht würde ich genauso denken, wenn meine Hoffnungen auf ein gutes Leben im Alter nicht von meiner Entlassung und Scheidung zerstört worden wären! Man lebt ja in seiner Zeit und passt sich den allgemeingültigen Gedanken an; warum also sollte ich nicht so genervt reagieren, wie es die Menschen in meiner Gegenwart tun, jene, die mich mit durchfüttern und damit am Leben erhalten?«

Der Lottospieler bekam Kopfschmerzen, wenn er mit sich selbst über dieses Thema stritt, zu dem er selbst keine eindeutige, finale Meinung haben wollte, ging ins Badezimmer, wusch sich den Dreck des Tages aus dem Gesicht, suchte seine müden Augen, gähnte, rieb sich trocken und ging langsam Richtung Bett; ein weiterer Tag, den er geschafft hatte, ohne dem Tod oder dem Glück begegnet zu sein, von denen ihm in seinem Zustand beide Umstände gleich recht wären. Der nächste Morgen brachte die Ernüchterung, dass es draußen noch eine lange Zeit dunkel sein würde und der Lottospieler sich dennoch aufmachen musste, um die Sachlage auf dem Jobcenter zu

klären. Einer der ersten vor der noch geschlossenen Eingangspforte half ihm weder seine Langzeitbetreuung noch sein frühzeitiges Erscheinen, denn zunächst wurden die vereinbarten Termine abgearbeitet, ehe er kurz vor der Mittagszeit in einen Büroraum eintreten durfte, in dem seine Sachbearbeiterin saß. Während sie weiterhin tippte und absolutes Stillschweigen vorauszusetzen schien, setzte sich der Lottospieler auf einen bereitstehenden Stuhl und wartete ungeduldig, mehrmals das Gewicht verlagernd.

»Ich habe die Nachricht vom Landschaftsamt erhalten«, begann die Sachbearbeiterin zunächst in einem noch neutralen Tonfall, doch ohne ihn selbst anzublicken, »dass Sie am gestrigen Tag nicht zu Ihrer Aushilfsstelle erschienen sind. Über die Konsequenzen in einem solchen Fall wurde Ihnen in dem Brief mitgeteilt und an denen werden wir nunmehr nicht vorbeikommen – wir werden Ihnen die Leistungen kürzen müssen!« – »Ich hatte keine andere Wahl«, begann der Lottospieler mit einer merklich zitternden Stimme, »denn der Brief…« – »In dem Brief stand eindeutig drin«, unterbrach die Sachbearbeiterin den Spieler auf rüde Art und Weise, »dass Sie die Leistungen gekürzt bekommen, wenn Sie sich nicht kooperativ verhalten. Dieser Fall tritt nun ein und wir müssen Ihnen die Zuwendungen vom Staat in der Höhe streichen, wie wir es Ihnen angekündigt haben; das steht so im Gesetzestext, daran kann ich leider nichts ändern!« – »Aber der Brief kam nicht rechtzeitig an!«, wehrte sich der Lottospieler und hatte bereits zu diesem Zeitpunkt innerlich aufgegeben, denn er wusste, wie das Gespräch weiterhin verlaufen würde. – »Wenn Sie rechtzeitig in den Briefkasten geblickt hätten«, entgegnete die Sachbearbeiterin scharf, und nun wendete sie ihren desinteressierten Blick dem Lottospieler zu, »dann hätten Sie frühzeitig von dem Termin erfahren und wären vielleicht erschienen. Die Ausrede, die Post wäre zu spät zugestellt worden, zählt schon lange nicht mehr, denn Sie können es sich gar nicht ausmalen, wie oft ich diese Ausrede bereits gehört habe!« – »Aber sehen Sie doch«, sagte der Lottospieler kraftlos und hielt ihr den Brief und den Umschlag entgegen, »Sie haben den Brief vor sieben Tagen geschrieben, doch er ist erst am Mittwoch gestempelt worden. Wie kann ich zu einer Stelle am Donnerstagmorgen erscheinen, wenn der Brief erst im Laufe des Donnerstages zugestellt wird?« – »Lassen Sie mal sehen!«, harschte sie den Lottospieler an und riss ihm beide Dokumente aus der Hand, »ja, richtig, ich habe den Brief am Freitag geschrieben und er ist am Mittwoch gestempelt worden. Gut, ich gebe Ihnen recht, dass Sie am Donnerstag nicht hätten erscheinen können, wenn Sie den Brief erst nach dem Termin erhalten, doch da Sie auch nicht ans Telefon gegangen sind, als ich am letzten Donnerstag und Freitag versucht habe, Sie zu erreichen, muss ich Ihnen leider sagen, dass dieses offensichtliche Pech für Sie nicht dazu führt, dass Sie an einer Leistungskürzung vorbeikommen. Wären Sie vor Ort gewesen, als ich Sie angerufen habe, oder hätten Sie mich zurückgerufen, hätte ich was für Sie machen können – doch so sind mir die Hände gebunden – Sie wissen schon, von Gesetzes wegen, nicht weil ich das Ihnen persönlich antun möchte!«

Mit einer symbolischen Geste, bei der die Sachbearbeiterin beide Handgelenke verschränkend übereinanderlegte und so tat, als existierten imaginäre Fesseln darum, drehte sie sich von dem Lottospieler fort und zeigte somit an, dass das Gespräch für sie ein Ende gefunden hatte, bei dem alle Fronten geklärt worden waren. Der Lottospieler musste für einen langatmigen Moment gegen seine innere Wut ankämpfen, sich mehrmals sagen, dass ein verbaler oder gewalttätiger Ausbruch an dieser Stelle keine guten Auswirkungen für ihn haben würde, stand auf und ging, ohne ein weiteres Wort zu sagen, aus dem Büro und trat nach wenigen Schritten auf die Straße vor dem Jobcenter, wo ihn ein steifer, böiger Wind fröstelnd erwartete, der seine Stimmung passend beschrieb: aufgewühlt, eisig, bewegt, unruhig. Die Entscheidung treffend, den Rückweg nach Hause zu Fuß zu bestreiten, machte der Lottospieler einen kleinen Bogen, um an einen Ort zu gelangen, den er nach dem zweiten Besuch auf dem Jobcenter gefunden hatte: ein stillschweigendes, riesiges Betriebsgelände eines ehemaligen Industriegebietes, das bereits vor mehr als fünfundzwanzig Jahren stillgelegt worden war und dessen Gebäude in ihrem verwitterten und zerschlagenen Aussehen seither nicht zur Verschönerung des städtischen Bildes beitrugen.

Wie immer war diese Gegend auch heute menschenverlassen, doch nicht ganz: Ab und an fuhren schwere Autos in den Straßen umher und der Lottospieler hielt es für besser, einen gewissen Abstand zu diesen Autos zu haben, denn er wusste, dass auch Verbrecher und schwere Typen diese Abgeschiedenheit inmitten ihrer Stadt sehr gerne nutzten, um Geschäfte oder Ähnliches zu erledigen. Seltsamerweise war er noch nie über eine Leiche oder auf einen prallvollen Geldkoffer gestoßen, sagte er sich und hielt insbesondere nach dem zweiten die Augen auf, obgleich er sich fragte, wie wohl diejenigen reagieren würden, denen er den Koffer entwendet hätte. Doch an diesem Tag fuhr kein Wagen vorbei und er fand weder eine Leiche noch den prallvollen Koffer voller Geld; ohne Zwischenspiel gelangte er an jenes Gebäude, das er am interessantesten fand: Es schien eines der zentralen Gebäude gewesen zu sein, je nach Betrachtungsweise zehn oder elf Stockwerke hoch, mit einem interessanten Blickwinkel auf die Stadt, die sich hinter einem kleinen Waldgürtel vor seinem Blickfeld auftürmte, mit den belebten Straßen, während an diesem Ort nur der steinerne Tod herrschte.

Langsam stieg der Lottospieler die Treppen nach oben und hatte keine Angst, dass diese einkrachen würden, denn die Bauweise sah sehr stabil aus und die Witterung hatte noch nicht sehr viele Spuren hinterlassen, um den Beton brüchig werden zu lassen. Jede Tür in jedem Stockwerk war offen und nie hatte der Lottospieler Wichtiges oder Wertvolles gefunden; dafür war diese Gegend bereits zu lange vom Sterben bedroht gewesen, ehe er sie entdeckt hatte, nein, diese Gegend war bereits lange vor seiner Anwesenheit tot gewesen, und dennoch hatte es ihm das achte Stockwerk angetan, da es nicht ganz oben lag, aber hoch genug, um über einen Fall in den Tod nachzudenken; und auch heute setzte er sich an die Kante des Stockwerkes, an dem ein Teil der Mauer weggebrochen war,

ohne dass eine Abrissbirne dagegen geschlagen hätte – er vermutete großflächigen Vandalismus – und ließ die Beine in der Luft und im Weg zum Tode baumeln.
»Wenn ich springen würde«, fragte er sich, »wie lange es dann wohl dauert, ehe die anderen meine Leiche finden?«
Mit dieser Stimmung verbrachte der Lottospieler die nächste halbe Stunde dort oben, ehe er spürte, wie die Kälte des Bodens langsam in seine Hüfte und hoch in seinen Rücken zog, und ohne dass er eine Entscheidung für den Sprung in den Tod hätte treffen wollen, stand er auf, brauchte eine Weile, bis er wieder rund lief und seine Gelenke geschmeidig benutzen konnte, wie er es wollte, machte sich auf den Weg und verließ das Gebäude wenige Minuten später, ohne auch nur einer Menschenseele zu begegnen.
Auf dem Rückweg zu sich nach Hause durchlief er noch mehrmals die Ereignisse der letzten Tage, und die innere Wut, die er im Büro seiner Sachberaterin verspürt hatte, wandelte sich in grenzenlose Hilflosigkeit, die ihn mehr als nur einmal schwanken ließ. Weniger über das Zwanghafte der Beratung an sich, sondern vielmehr über den Umstand, dass er alsbald nicht mehr jedes Mal Lotto würde spielen können, wenn die Bestrafung wirksam wurde – und das wurde sie immer! – und somit die Hoffnung immer mehr zusammenschrumpfte, diesem Leben zu entfliehen – und was wäre, wenn er einmal nicht spielen würde und dann zögen sie seine Zahlen, ganz gleich, ob er nun seltener oder immer, aber dafür weniger Kästchen spielen würde? Mit jedem Schritt, den er machte, wuchs seine Unmotiviertheit im eigenen Leben, und als er endlich die Tür zu seiner Wohnung aufschloss, hatte ihn das Leiden an der Welt vollständig erfasst, sodass er keine Kraft aufbrachte, auch nur einen weiteren sinnbringenden Handschlag an diesem Tag zu vollbringen.
Ohne den Wunsch nach einer Tätigkeit oder Ablenkung von seinem langweiligen und dennoch stressbelasteten Leben verkrümelte er sich erst auf das Sofa unter eine dicke Wolldecke, um alsbald am helllichten Tage ins Bett zu gehen, um dort abwechselnd an die Decke zu starren oder zu schlafen. Erst als es bereits draußen dunkel war, fand er zurück in den Tag, stand auf und ging kurz unter die Dusche, machte den Fernseher an und aß eine kleine Mahlzeit, wenn auch ohne Appetit. Die ihm keine Freude bereitenden Sendungen durchzappend, verspürte der Lottospieler immer mehr, wie ihm die Decke auf den Kopf fiel – zum Glück war der nächste Tag Samstag, einer der beiden guten Tage in der Woche, da die Lottozahlen an diesem Tag gezogen wurden. Aber an diesem Abend musste er noch vor die Türe; da er den ganzen Tag verschlafen hatte, war er zu wach, um bereits wieder schlafen zu gehen, und viel zu überdreht, um sich weiter entspannen zu können. Daher zog er sich warm an und ging vor die Türe, suchte sich den Weg durch die Straßen und kam nicht zum Hauptbahnhof der Stadt, sondern zum Bahnhof seines Stadtviertels, das über eine eigene kleine Einkaufspassage und andere Örtlichkeiten verfügte. Die Geschäfte schlossen soeben eines nach dem anderen, doch die ausgestellte Ware konnte den Lottospieler kaum reizen,

einerseits, weil es ihm an den finanziellen Möglichkeiten fehlte, und andererseits, da er gelernt hatte, dass es nicht viel braucht, um zu überleben – das gute Leben hatte er für sich selbst mit Ausnahme eines Lottogewinns abgeschrieben.

Die Bewegung tat dem Spieler sichtlich gut, er fühlte, wie sich sein Körper nach den stressigen und langsamen Episoden des Tages regenerierte und seinen wirren Kopf mit sich zog; alsbald konnte er wieder klar denken und suchte seine Position in dem Streit mit dem Jobcenter auf die Fakten zurückzuführen. Am Ende entschied er, dass er einen Brief an die leitende Stelle des Amtes richten würde, in dem er seinen Standpunkt darlegt und in dem er nebenbei mit einem anwaltlichen Vorgehen droht, sollte diese ungerechte Behandlungsweise nicht mit einer Entschuldigung zurückgenommen werden. Urplötzlich beseelte ihn eine Kraft, die er seit langem vermisst hatte, eine Kraft, die ihn früher auf der Arbeit stets angetrieben hatte, einer der besten zu sein, mit dem hoffnungsvollen Wissen darum, dass er sich dadurch unersetzlich macht, doch das Schicksal traf auch ihn, als es um Entlassungen ging – trotz seiner gewissenhaften und engagierten Arbeitsweise. Diese Kraft hatte er lange missen müssen, und auf seinem Gang durch die Einkaufspassage in Richtung Bahnhof fühlte er sich vitaler als in den letzten Monaten, in denen er eher wie das Kaninchen vor der Schlange gewirkt hatte – gelähmt und mit einer schwachen Hoffnung, dass es vielleicht besser würde, wenn er sich nicht bewegte. Eine Aufbruchsstimmung wollte langsam durchdringen, doch dann schreckte sie wieder zurück, kam hervor und trat erneut in den Hintergrund, zu viel war in letzter Zeit geschehen, als dass sie beständig sein konnte; als er beinahe am Bahnhof war, wurde seine bis dato nach innen gelenkte Aufmerksamkeit auf ein Treiben im Schatten des seitlichen Bahnhofsgebäudes gelenkt, dessen schemenhafte Handlung er zunächst nicht richtig einordnen konnte; er sah nur, dass es drei Personen waren, die sich auf eine unnatürliche Weise gruppiert hatten, und erst als er bereits sehr nahe am Geschehen war, vermochte er auszumachen, dass es eine Kampfsituation war, in der zwei scheinbar jugendliche Täter versuchten, ein Opfer in die Ecke zu drängen. Ohne dass die beiden mit dem Rücken zum Lottospieler Stehenden dessen Annäherung bemerkt hatten, begann der Kampf zu kippen und die beiden droschen ungebremst auf das Opfer ein, das sich in die Defensive flüchtete und sich vor den herannahenden Schlägen wegzuducken versuchte. Der Lottospieler war zunächst wie paralysiert und konnte dem Treiben nur zusehen; zu sehr war er von dieser Auseinandersetzung überrascht worden, doch kaum, dass er zu seiner Reaktionsfähigkeit zurückgefunden hatte, schrie er lauthals die beiden Täter an, was sie dort machten. Die beiden hielten sofort ein, drehten sich in dem sicheren Wissen um, dass ihr Opfer genug hatte, um am Boden liegen zu bleiben, und fixierten den stehengebliebenen Spieler, der sich in diesem Moment über seine eigene Courage ärgerte.

»Warum habe ich nur dazwischengefunkt?«, dachte er sich, und obwohl er sich zwar sicher sein konnte, das einzig Richtige getan zu haben, wusste er auch, dass er sich bei einer erneuten Wahl

lieber anders entscheiden würde. Doch in diesem Moment traten die beiden Gewalttätigen in gemeinschaftlicher Absprache auf ihn zu, und als der eine von beiden ein Messer aus der Tasche zog, erkannte auch der Lottospieler den Ernst der Lage und tappte einige kleine Schritte zurück, ohne den Abstand zu den beiden auch nur im Geringsten zu vergrößern. Am Kopf des zweiten Täters vorbei konnte der Spieler sehen, wie das Opfer der beiden aufzustehen versuchte, schmerzgekrümmt und hinkend die Beine in die Hand nahm und von dieser Szene fortlief, in dem sicheren Glauben, dass die Täter ein anderes Opfer gefunden hatten. Kaum war das erste Opfer außerhalb der Sicht, waren auch schon die beiden Täter nur noch wenige Schritte vom Spieler entfernt, und nun befand er sich in der Haut der Schildkröte, die vor dem Feind davonlief, wie es Zenon von Elea aufgestellt hatte, und auch wenn er in diesem Paradoxon theoretisch nie eingeholt werden konnte, so sah das in der Praxis jedoch ganz anders aus.

In dem Moment der höchsten Zuspitzung, als die beiden Täter bereit zum Sprung auf den Spieler waren und dieser in seiner höchsten Anspannung bereit war, sich herumzuschmeißen, um zu fliehen, trat der Zufall in Form zweier Polizeibeamter ins Spiel, die soeben aus dem Bahnhofsgebäude traten, die Situation blitzartig erkannten, die Waffen zogen und, kaum dass die beiden Täter begriffen, dass sie nun die Gejagten waren, die beiden Polizisten die Jugendlichen und verpflichteten daraufhin den Lottospieler, ihnen aufs Revier zu folgen, um eine Aussage zu den Vorkommnissen der letzten, prekären Augenblicke zu machen. Eine unfassbare Erleichterung verspürend, ging er dankbar mit den Polizisten mit, bekam einen guten, starken Kaffee und machte seine Aussage, nicht ohne das Lob der Polizisten zu erhalten, eine derartig bereitwillige Zivilcourage gezeigt zu haben. Sie sprachen sogar davon, den Vorfall an die Presse weiterzugeben, als Symbol eines richtigen Verhaltens, doch der Lottospieler bat die Polizisten, Stillschweigen über seine Beteiligung an dem Geschehen zu bewahren, und auch wenn die Polizisten den Kopf darüber schüttelten, war es dem Lottospieler wichtig, dass sein schlechtes Leben nicht auch noch in aller Öffentlichkeit breitgetreten wurde.

Noch zitternd nach dem Abbau auch des letzten Adrenalins trat der Spieler aus der Polizeiwache und wurde freundlicherweise nach Hause gefahren; an den Gesprächen der beiden Polizisten vorne im Wagen erkannte der hinten Sitzende, dass sie sich sehr gut in der Gegend auskannten, die haufenweise Kleinkriminelle zu bergen schien. »Ein verbrecherpotentielles Klima wächst langsam heran und entsteht nicht über Nacht«, kommentierte der eine der beiden, »und wenn man es recht betrachtet, kann man noch nicht einmal etwas dagegen machen! Dämmt man es an dieser Stelle ein, entsteht an anderer Stelle ein neues Zentrum, und man kann als guter Bürger nur hoffen, dass es nicht gerade vor der eigenen Haustür passiert!«

Die restliche Fahrt versuchte der Spieler, den Parolen der Polizisten wegzuhören, und war froh, als er endlich aus dem Wagen aussteigen konnte; zum Glück war in diesem Moment niemand auf der

Straße, der ihn kannte, sodass die Erklärung, warum er aus einem Streifenwagen ausstieg, entfiel. Als der Lottospieler die Treppen hinaufstieg und ein um das andere Mal anhielt, um sich vorzustellen, was wohl geschehen wäre, wenn die beiden Polizisten nicht erschienen wären, ließ ihn zusammenzucken, mehrfach und immer heftiger, je mehr er sich im Detail die Ausmaße der Stöße mit dem Messer in Richtung seines Körpers ausmalte, und als er die Türe zu seiner Wohnung aufschloss, war die Aufbruchsstimmung zur Gänze aus seinem Körper gewichen und eine seltsame Mischung aus ängstlicher Zurückhaltung und wehrloser Selbstaufgabe ergriff seinen Körper. Mit letzter Kraft entledigte er sich seiner Kleidung und fiel ins Bett, und obgleich er sich zunächst eine, später eine zweite Decke über den Körper zog, zitterte er am gesamten Körper und brauchte viele wache Stunden, ehe er in einen stressgeplagten Traum fiel, aus dem er in dieser Nacht mehrfach aufwachen und in ihn zurückkehren sollte.

Der nächste Morgen begann schrill und erwartungsfroh, denn es war Samstag, der zweite Tag der Woche, an dem Lotto gespielt wurde, doch entgegen der sonst so freien Morgenstimmung erfassten den Spieler alsbald die Ereignisse des gestrigen Abends und spannungslos sank der aufgewachte Körper in sich zusammen und sträubte sich gegen das Aufstehen. Es dauerte sehr lange, bis er aufstand, sich ins Bad schleppte, sich wusch, danach in der Küche im Stehen frühstückte, sich anzog, seine Geldbörse untersuchte, ob er auch über genügend Barschaft verfügte, und die Wohnung in Richtung Bank verließ, da die Scheine nicht ausreichten. Geld ziehend, blickte er sich wie ein gehetztes Tier nach allen Seiten um und musste sich mehrmals selbst sagen, dass es sicher nicht zu einer zweiten derartigen Situation kommen werde, noch dazu am helllichten Tage; langsam wandte er sich ab und ging über die Straße zur Bushaltestelle, wartete kurz und entschied sich dann, bis zur S-Bahn-Haltestelle zu laufen, obgleich der Weg mit dem Bus zu dieser Haltestelle im Preis mit inbegriffen war. Erst als er sich in den Zug setzte, als wäre alles in seinem Leben auf Normal gestellt, bemerkte der Lottospieler, dass er nunmehr seit ein paar Tagen nicht mehr schwarzgefahren war, und zeigte beinahe stolz sein Ticket vor, als die ihm unbekannten Kontrolleure kamen und er ruhig sitzen bleiben konnte, auch wenn er sich nicht selten vergewisserte, dass der Fahrstreifen noch in seiner Jackentasche war. Entgegen der letzten Tour konnte er dieses Mal entspannen und fand Gefallen an dem legalen Reisen mit der S-Bahn, suchte durch das etwas milchig-verdreckte Glas der Fensterscheiben nach Eindrücken der Welt außerhalb der Gleise und sah, wie sich die Jahreszeit trostlos über die Stadt legte, sie in ein Gemisch von Grau und matt glänzenden Stahl- und Glaselementen tauchte.

Seine Kumpels hatten sich bereits versammelt und wie an jedem Tag, an dem es eine Lottoziehung gab, machten sich zwei Anwesende in den ersten Momenten nach Ankunft des Lottospielers darüber lustig, welche Zahlen er wohl heute tippen würde. Einige wussten, welche Zahlen er tippte, denn das hatte er weitaus oft genug erwähnt, und die anderen wussten, dass er immer die gleichen

tippte, doch letzten Endes plärrten die beiden hervor, dass es wohl die Zahlen seien, die eher nicht gezogen würden. Zu Beginn hatte ihn das Lästern über seine einzig verbliebene Hoffnung im Leben gestört, da er es als einen schützenswerten Teil von sich betrachtete, doch mit der Zeit hatte er sich daran gewöhnt, und mittlerweile machte er selbst Witze darüber und sah die ganze Sache lockerer. Insbesondere zog seine Ankündigung jedes Mal große Kreise, wenn er behauptete, dass er von seiner Zahlenreihe Abstand nehmen würde, um eine andere zu tippen; dann entstanden die wildesten Spekulationen, was wohl geschähe, wenn dann seine alten Zahlen kämen und ob es dann nicht sogar besser wäre, zwei Tippscheine auszufüllen, wobei dies jedoch zu sehr ins Geld gehen würde. Die Diskussion über dieses Thema nahm mit der Zeit seiner Anwesenheit ab, doch es blieb bei dem Mangel an neuen Themen irgendwie weiterhin auf dem Tisch, und obgleich ein paar in der Gruppe jede Nuance des Spiels bereits mehrmals durchdacht und angesprochen hatten, kehrten dieselben Anekdoten und Schlussfolgerungen zurück in die Mitte, ohne dass jemand bemerkt hätte, dass das Thema ihn stören würde. Viele von den Anwesenden waren viel zu froh darüber, dass ihnen selbst nicht die Aufgabe zufiel, ein Gesprächsthema einzubringen; einerseits vielleicht, weil sie um diese Uhrzeit bereits derart angetrunken waren, dass sie kaum noch klare Gedanken fassen konnten, und andererseits, weil einige so wenig in ihrem Leben erlebten, dass selbst das Spannendste aus voller Langeweile bestand. Es mangelte ihnen nicht an Erlebnissen auf der Straße, Durchsuchungen und Abführungen von der Polizei, Zusammenstößen mit anderen Gruppierungen, die mitunter auch gewalttätig waren, oder Einzelerlebnissen, die einen besonderen Beigeschmack hatten, doch nach den vielen Jahren innerhalb dieser volatilen Gruppe war das eigene, aber vor allem das Leben der anderen Menschen völlig gleichgültig geworden. Es interessierte niemanden mehr, selbst wenn einer brennend durch die Straße laufen würde oder sich zwei Menschen in einem Duell in den Kopf schösse – alles im Leben hatte an Wert verloren, insbesondere bei denen, die auf der Straße lebten und sich nur unter großem Zwang auf einem Amt meldeten, meist begleitet von der Polizei. Viele seiner Kumpels waren mit ihrem Leben fertig und nicht selten, insbesondere nachmittags, hatte der Lottospieler das Gefühl, dass er der einzige in der Gruppe war, der noch ein bisschen Hoffnung auf eine bessere Zukunft in sich trug, wenngleich auch die Chance darauf verschwindend gering war. Mit dieser Stimmung stand er bei seinen Kumpels und kaum hatte sich das Thema des Lottospielens verloren, kehrte die eigentümliche Stille in die Runde zurück, die nur ab und an durch einige schluckende Geräusche unterbrochen wurde, um danach wieder zurückzukehren; kaum war die umfassende gruppeninterne Stille mit den äußeren, weit entfernt erscheinenden Geräuschen der vorbeiziehenden Menschen angebrochen, empfand der Lottospieler sie bereits als erdrückend und suchte nach einem Ausweg aus dem Dilemma, erzählte seinen beiden nahe stehenden Nachbarn die Geschichte seiner Beratung auf dem Jobcenter, doch mehr als platte Zustimmung, bestehend

aus einzelnen Worten oder gar grunzend wirkenden Kehllauten, erhielt er nicht, sodass er die Geschichte nicht einmal zu Ende erzählte – es interessierte niemanden. Die Geschichte mittendrin beendend, suchte er sich einen Weg durch die Gruppe, wollte in diesem Augenblick nicht mehr bei seinen Kumpels stehen, sondern marschieren, ohne Ziel, nur fort von diesem Ort der Nichtbewegung – körperlich wie auch auf geistiger Ebene. Die Einkaufspassagen, die sich direkt an den Bahnhof anschlossen, durchlief er zügig, suchte er nach einem Sinn hinter seinem Tun und fand eine seltsame Stimmung in seinem Innern vor, die ihm nach Aufbruch erschien, aber nicht so wie früher, wenn er eine bestimmte Etappe seines Lebens begonnen hatte, sondern eine unsichere Stimmung, die jederzeit dahinschwinden konnte. Die wenigen Momente, die er auf einer bereitstehenden Bank verbrachte, waren derart nervenaufreibend, dass er sogleich aufsprang, um weiterzumarschieren, geradeaus, um die Ecke, in die nächste Straße, gerne auch mal die Straße wieder zurück, um eine andere entlangzugehen. Um seine aufkommende innere Anspannung aus seinem Körper zu treiben, suchte er eine Beschäftigung während des Gehens, fand eine geräumige Plastiktüte und begann, leere Flaschen im Park zu sammeln, wovon es an Samstagen und generell an Wochenenden immer genug gab. Den gesamten Morgen sammelte er, brachte sie in ein Geschäft, sammelte erneut und tauschte auch die zweite Fuhre gegen das Pfandgeld; so viel, wie er noch nie gesammelt hatte. Doch in diesem Moment spürte er seine Füße ob des langen Marsches und trat langsam und erschöpft den Weg zurück zum Bahnhof an – die innere Spannung war zunächst niedergekämpft und nebenbei hatte er noch einiges an Gewinn aus dieser Stimmung gezogen. Solch eine produktive Unruhe hatte er das letzte Mal kurz nach seiner Entlassung verspürt, als er noch Hoffnung hatte, dass ihn ein realistisch denkender Arbeitgeber einstellen würde, der auf Erfahrung und Zuverlässigkeit zurückgreifen wollte. Woher diese neuerliche Unruhe kam, wusste der Lottospieler nicht, aber indem er sich selbst fragte, was der Grund sein könne, stellte er für sich selbst fest, dass jede Veränderung ein erster Schritt aus seiner momentanen Situation war, obwohl er nicht vermuten wollte, ob es ein Schritt in die richtige oder in die falsche Richtung war. Früher hatte er oft eine solche Energie verspürt und nicht selten seine Vorgesetzten mit seinem Eifer überrascht, im Guten wie im Negativen, denn nicht jeder Vorgesetzte mochte es, wenn ein ihm Untergebener über die Stränge seiner Verantwortlichkeit schlug, selbst wenn die dahinterstehende Begründung richtig erschien.

Der Weg in den engen Gassen der Altstadt, die zu einer großflächigen Einkaufspassage umfunktioniert worden waren, wurde mit jeder fortschreitenden Stunde schwieriger und obschon der Lottospieler keine Platzangst besaß, war ihm der dauernde Nahkontakt zu dieser wachsenden Menschenmasse mit der Zeit unangenehm; außerdem musste er alsbald die Rückreise antreten, um sein samstägliches Ritual des Lottoscheinausfüllens zu begehen. Lange suchte er nach einer Ausrede für seine Kumpels, warum er ohne eine große Einleitung verschwunden war, doch als

dem Spieler bewusst wurde, dass es seinen Kumpels wahrscheinlich egal war, wo er sich gerade aufhielt und ob er noch einmal an diesem Tag zurückkehrte, umging er den Treffpunkt auf dem Plateau der Haupttreppe, indem er einen anderen Zugang, auf der Rückseite des Bahnhofs wählte, sich eine Fahrkarte zog und entspannt in die S-Bahn setzte, die ihn eine Station weiter als jene brachte, an der er zumeist ausstieg, wenn er nach Hause wollte. Nicht weit von dieser anderen Station war der Kiosk, zwei Querstraßen rauf, und als er vor Ort war, setzte er sich bedächtig auf die Mauer und ließ die Beine baumeln; er sammelte sich für das Ritual, das bald losgehen konnte. Die Zahlen mehrfach in seinem Kopf durchgehend, ganz so, als ob er jede einzelne beschwören müsste, um ihm das Glück herbeizubringen, verfiel er in einen tranceähnlichen Zustand, stand alsbald auf, ging über die Straße, nahm einen Tippschein vom Stand, füllte ihn mit den beschworenen Zahlen aus und reichte diesen wortlos über den Tresen, legte das Geld dazu und erhielt einen Beleg, auf dem stand, welche Zahlen er getippt hatte. Überprüfend, ob es auch die richtigen waren, die die neumodische Lesemaschine erfasst hatte, trat er vom Kiosk weg, grüßte den Besitzer mit einem angespannten Nicken und verließ den Ort seiner größten Hoffnung, um nach Hause zu gehen, wo auf die Ziehung am Abend gewartet wurde. Noch ehe er das Haus erreichte, in dem sich seine Wohnung befand, kam er an einer Litfaßsäule vorbei, deren Plakatierung er beinahe jeden Tag musterte, wobei er jedoch vor sich selbst zugeben musste, dass ihn keine der Ankündigungen interessierte: zum einen, weil er nicht die finanziellen Mittel hatte, und zum anderen, weil er irgendwo auf seiner Lebensreise die Lust an gewissen Dingen des speziellen Lebens der normalen Menschen verloren hatte, doch just an diesem Tag der inneren Unruhe ertappte er sich dabei, wie er einen Aushang studierte, der den diesjährigen großen Jahrmarkt anpries, der an jenem Wochenende begann und sich über eineinhalb Wochen hinziehen sollte.

»Aus welchem Grund schaue ich mir dieses Plakat an?«, fragte sich der Lottospieler, zuckte mit der Schulter ob der eigenen Unwissenheit, ging an der Säule vorbei, suchte den Schlüssel in seiner Hosentasche, betrat das Gebäude und wenig später seine Wohnung, in der er sich nicht sofort auf das Sofa begab, sondern erst noch ein wenig aufräumte, was beinahe die gesamte Zeit bis zur Ziehung der Lottozahlen in Anspruch nahm. Als jedoch die Zeit herannahte, saß er auf dem Sofa und blickte gespannt auf den Bildschirm, suchte jede Bewegung der Kugeln nach dem Start zu verfolgen und hoffte auf sein Glück, an dem er niemals zweifelte. Das immerwährende Geräusch der aus dem Pulk der vielen Kugeln herausfallenden Kugel war wie Musik in seinen Ohren und kein Geräusch mochte er mehr auf dieser Welt; selbst das Klimpern von Geldstücken hatte nicht diesen Reiz, diese panische Offenheit der eigenen Erwartung, gepaart mit der Spannung des Moments, welche Zahl es denn nun sei. Bereits die erste Zahl war eine, die er in keinem der zehn Kästchen getippt hatte; dies war seit mehreren Wochen nicht mehr geschehen und eine Woge

Katerstimmung machte sich in seinem Kopf breit, denn gleich nach der ersten Kugel wusste er bereits, dass der Traum, an diesem Wochenende in ein besseres Leben zu starten, schon mit der ersten gezogenen Zahl vorbei war. Ein bisschen abwesend suchte er sich zu konzentrieren, traf die zweite und die dritte Zahl sogar in einem Kästchen, verfehlte die vierte um Haaresbreite, doch die fünfte machte den ersten Dreier des Tages perfekt, ehe die sechste Zahl in einem anderen Kästchen einen zweiten Dreier zustande kommen ließ.

»Nun ja, zwei Dreier sind besser als nichts!«, sagte sich der Lottospieler, wusste aber zugleich, dass ein Vierer viel mehr Gewinn ausschüttete, und somit konnte er sich nicht sehr, aber zumindest ein wenig über diesen Ziehungsverlauf freuen, der derart schrecklich begonnen hatte. Den Schein mitten auf den Tisch vor ihm platzierend, suchte er den Holzklotz, der neben dem Fernseher lag und den er auf den Schein legte, damit er ihn am folgenden Sonntag nicht vergaß; dies gehörte ebenfalls wie das Tippen der gleichen Zahlen zu der Prozedur des Spielens. Erst am Montag würde er den Schein gegen seinen Gewinn eintauschen können und sich dieses Mal sogar überlegen, ob er den Gewinn nicht besser in der Hinterhand behalten würde, falls die Kürzung seiner Leistungen bereits am Montag wirksam wurde, denn dann sollte es wieder Geld vom Amt geben. So ungewöhnlich der Tag bisher gewesen war, so seltsam setzte er sich auch in diesem Augenblick nach der Ziehung der Zahlen fort, denn entgegen des eigentlichen Rituals legte sich der Lottospieler nicht auf dem Sofa schlafen, sondern blieb nach der Verstauung des Tippscheins stehen, ging zum Kühlschrank, trank etwas, schnappte sich seine Jacke und machte sich auf den Weg nach draußen. Die schneidende Luft des dunklen Abends wirkte entgegen der etwas stickig-warmen Luft seiner Wohnung befreiend und erfrischte seinen Geist; beim Betasten seiner Jackentaschen stellte er fest, dass er weiterhin die beiden leeren Tüten mitschleppte, in denen er am Tage Flaschen gesammelt hatte, und auf dem Weg zum Rummelplatz fragte er sich, ob er vielleicht auch dort die Gelegenheit zum Sammeln von Flaschen nutzen sollte, doch er entschied sich dagegen, da er nicht als bettelarmer Schlucker, sondern als normaler Mensch dahin gehen wollte; zugleich war er sich sicher, dass es dort genug andere Sammler versuchen würden, denn nirgends war die Dichte des weggeworfenen Pfands so hoch wie auf Festivitäten, bei denen die Menschen froh sind, wenn sie nichts mitschleppen müssen, was sie für nahezu wertlos und durchaus verzichtbar hielten. Demjenigen, der auf das Pfand verzichten kann oder dem es zu lästig ist, das in den eigenen Augen bisschen Geld den gesamten Abend mitzuschleppen, ist es letzten Endes auch völlig gleichgültig, ob diese Flasche auf dem Umweg eines Pfandautomaten den Weg zur Müllstation nimmt oder nicht. Den Rummelplatz erreichend, bemerkte der Lottospieler, dass um diese Uhrzeit am Samstagabend der größte Andrang herrschte, was ihn zuversichtlich machte, dass er in der Menschenmenge nicht auffallen würde. Langsam schlenderte er an den Wagen vorbei, quetschte sich durch die Masse, sah viele Menschen mit Bekannten lachend und trinkend

zusammenstehen, aber auch andere, die den Abfall durchstöberten, nach den wenigen Cents, die sich darin verbergen mochten. Hier waren alle Menschen der Gesellschaft gemischt, kam es dem Lottospieler in Gedanken, und er musste feststellen, dass er sich seit langem nicht mehr so entspannt gefühlt hatte, wie in diesem Moment unter den Menschen, wovon ihn niemand zu beäugen schien; weder ob seines Verhaltens noch aufgrund seines Aussehens. Der Abend verlief sehr angeregt. Überall entdeckte er Interessantes und nicht selten verschwammen Erinnerungen aus besseren Zeiten in jene des Abends; die Buden, an denen er früher selbst gestanden und getrunken hatte, die Läden, in denen er gebrannte Mandeln und Zuckerwatte für seine Frau und sich erstanden hatte und die Lostrommel, aus der er beinahe immer Nieten gezogen hatte. Wie oft hatte er seiner Frau ins Ohr geflüstert, dass er viel lieber auf dem Rummelplatz eine Niete zog, um dafür mit ihr belohnt zu werden, fragte er sich und ging auch an dieser Losbude vorbei, ohne an dem Spiel zu partizipieren.

Mehr als zwei Stunden tummelte er sich auf dem Platz herum, beobachtete die Jugend an den Attraktionen, verknüpfte und projizierte sein eigenes Aufwachsen in die unbeschwerten Handlungsgesten der Jugendlichen und versank in einer anderen Welt, aus der die Sorgen des Alltags verschwunden schienen. Alsbald jedoch war der Rummelplatz zu Ende und die allerletzte Schaubude war erreicht, die mehr einem Zelt glich als einer normalen Bude, und als er das Ankündigungsschild draußen las, wusste er, dass es sich um eine Magierin handelte, die laut ihrer eigenen Aussage befähigt war, die Zukunft vorherzusagen. Er erinnerte sich, dass er sich früher niemals in solche Zelte getraut hatte, und auch an diesem Abend spürte er das Ziehen in seinem Innern, nicht hineinzugehen, doch am Ende überwog die Spannung, was diese angebliche Magierin wohl über seine Zukunft sagen würde, und schnell hatte er sein eingetauschtes Geld zur Hand, zählte einen Teil davon ab, tat den Rest in die Hosentasche und trat in das Zelt. Als ob er in einer Parallelzeit angekommen wäre, verschwanden sogleich die Geräusche des Rummelplatzes und ein harmonisch-anregender Duft erfüllte die Luft, die er einatmete. Wie auf Schienen bewegte er sich vor, suchte nicht nach einem Weg, sondern fand ihn, setzte sich auf einen bereitstehenden Schemel und wartete auf die Magierin, die sich urplötzlich und ohne Ankündigung vor ihm zeigte, sodass er rein innerlich, nicht äußerlich, erschrak. Der Magierin das geforderte Geld hinhaltend, wiegelte sie ab und sagte in einer Stimmlage, zu der nur Magierinnen fähig sind, dass er sich am Ende der Weissagung entscheiden dürfe, ob er ihr das Geld gebe oder nicht. Langsam-mechanisch steckte der Lottospieler das Geld in eine andere Tasche als zuvor, überprüfte, dass sich auch sonst kein Gegenstand in dieser Tasche befand, und suchte den Blick der vor ihm sitzenden Magierin zu fixieren, doch es sollte ihm nicht gelingen, so groß war die Unruhe in seinem Körper; alles wollte er sich in diesem Zelt ansehen und brachte es nicht fertig, seine Aufmerksamkeit auf die ihm gegenübersitzende Person zu richten. Erst als diese anfing, ihm seine momentane Konstitution zu

deuten, vermochte er sich erneut zu konzentrieren und war bereits erstaunt, was die Magierin an seiner Haltung ablesen konnte.

»Es ist kein Hexenspiel«, sagte sie und blickte den Spieler tief in die Augen, »zu sehen, dass du dich in einer schlechten persönlichen Lage befindest; deine Schultern hängen kraftlos herab, dein Gesicht ist fahl und ohne Lebensfreude und deine kindlich in alle Richtungen kreisenden Augen verraten, dass mein Zelt in dir eine Rastlosigkeit geweckt hat, die du zwischenzeitlich entweder verloren oder unterdrückt hast. So wie deine Kleidung aussieht, gehe ich davon aus, dass du seit geraumer Zeit arbeitssuchend bist, dass dich deine Frau verlassen hat, ob mit oder ohne Kinder, und zudem, dass deine Lebensfreude einen Tiefpunkt erreicht hat, der dich daran zweifeln lässt, ob es noch Hoffnung auf Besserung gibt. Aber ja«, rief die Magierin erstaunt aus, »es gibt noch Hoffnung für dich, ich sehe es in deinen Augen, die just in dem Moment zu funkeln begonnen haben – wenn auch sehr schwach –, als ich die Hoffnung ins Spiel brachte. Damit lässt sich arbeiten, mein Guter!«, sagte sie und legte ihre Hand auf die seinigen, die er zwischenzeitlich auf eine bereitstehende Handbank zwischen ihnen gelegt hatte. »Wollen wir doch mal sehen, was die Zukunft für dich bereithält!«

Kaum dass sie ihre Hände auf seine gelegt hatte, nahm sie diese auch bereits wieder weg und sah mit erstaunter Miene in Richtung des Lottospielers und schien nach Worten zu suchen; »Ich muss zugeben«, sagte sie hauchend, »ich habe noch niemals zuvor erlebt, dass es derart schnell ging, die großen Veränderungen, die noch vor dem Menschen liegen, zu ersehen!« – »Ist das ein gutes oder schlechtes Zeichen?«, wollte der Lottospieler wissen, als die Magierin für einige Momente geschwiegen hatte. – »Es gibt keine guten oder schlechten Zeichen«, antwortete die Magierin, »es gibt nur die Zukunft und die ist, wie sie ist und kann niemals durch den Menschen verändert werden, und auch wenn dieser es glauben mag, so ist es immer Bestimmung, dass er dies auf diese Weise glaubt! Deine Zukunft ist rosiger, als du glauben magst, und die Verbesserung kommt viel schneller, als du dir träumen magst! Dies sind meine Worte zu deiner Zukunft und nun ist es an dir, den Weg in deine dir vorbestimmte Zukunft zu gehen, wie es auch deine Entscheidung ist, mich für meine Dienste zu entlohnen oder nicht!«

Diese Worte waren die letzten der Magierin und natürlich bezahlte der Lottospieler bereitwillig; das hatte er schon entschieden, nachdem die Magierin das richtige Bild seiner aktuellen Konstitution nachgezeichnet hatte. Die frische, beinahe schneidende Luft am Ende des Rummelplatzes mitsamt seinen lauten, tönenden Geräuschen brachte ihn aus jener Parallelwelt in die wirkliche zurück, und da der Lottospieler kaum glauben konnte, was die Magierin eben gesagt hatte und ob er überhaupt bei ihr gewesen war, drehte er sich erneut um und suchte vergebens nach dem Zelt, in dem er soeben gewesen war. Es war weg und auch wieder nicht, als ob es einer schnell weggeräumt hätte – es gab keine Spur davon, weder sah es so aus, als hätte jemals an dieser

Stelle eine Bude oder ein Zelt gestanden; zudem verlief ein großer Schlauch quer hinter dem Lottospieler, der zu einem nahe stehenden Toilettenhäuschen führte. Sich langsam in Bewegung setzend, hielt sein Kopfschütteln ob der Ereignisse noch lange vor und obgleich er mehrfach von Ellenbogen getroffen wurde und sich viele Menschen an ihm vorbeiquetschten, merkte er kaum, wie er nach Hause kam; erst als er vor der Haustüre seines Wohnhauses stand und nach dem Schlüssel suchte, wurde ihm bewusst, dass er den ganzen Rückweg über den Rummelplatz in Gedanken versunken gewesen sein musste – wobei er sich an diese Gedanken kaum zu erinnern vermochte.

Ein leichtes Frösteln ob der Vorkommnisse an diesem Abend verspürend, trat er den Weg rauf zu seiner Wohnung an, und mit jedem Schritt hallten die Worte der Magierin in seinem Kopf, dass seine Zukunft rosig sei und dass die Verbesserung schneller eintreffen würde, als er dachte. In dieser Nacht schlief er das erste Mal seit Jahren ohne Aufzuwachen oder grässliche Träume, er entspannte vollkommen und erwachte am nächsten Tag mit dem Wissen darum, dass sein Leben noch nicht abgeschrieben war, dass es sich weiterhin lohne, auf Besserung zu hoffen. Die Unruhe der letzten Tage, die sich immer mehr gegen seine Behäbigkeit der letzten Jahre durchzusetzen schien, machte auch aus diesem Morgen einen geschäftigen: Er räumte seine Wohnung weiter auf, wusch Wäsche, warf alte Sachen weg und arrangierte das Neue angenehmer, und als er sich kurz abduschte, um den Schweiß des Morgens loszuwerden, kam ihm der Gedanke, diesen sonnigen Sonntag zu nutzen, um etwas zu tun, was er seit Jahren nicht mehr getan hatte. Seine alten, warmen und wetterfesten Kleidungsstücke zusammensuchend, packte er sich ein wenig zu essen und zu trinken in einen Rucksack, schnürte seine halbhohen Stiefel enger, ging zur S-Bahn hinunter, löste eine Fahrkarte und fuhr nicht in Richtung Stadt, sondern aus ihr heraus, stieg in einem für seine Weine bekannten Nachbarort aus und begann zu wandern.

Früher, als er noch eine Arbeit und eine Frau hatte, war diese körperliche Betätigung des Wanderns der Ausgleich gewesen, um von dem manchmal stressigen Alltag im Arbeitsleben abzuschalten, und dieses Hobby wurde so leidenschaftlich von ihm und seiner Frau betrieben, dass er sich daran erinnerte, wie sie sich vor dem Verlust seiner Arbeitsstelle darüber unterhalten hatten, ob sie sich beide nicht einem örtlichen Wanderverein anschließen sollten, um gemeinsam Fahrten und Wanderungen zu unternehmen und um das Erlebte mit anderen Wanderern zu teilen. Es war eine Reise in eine glücklichere Zeit, in der nichts darauf hinzudeuten schien, dass es einmal bergab gehen könnte, geschweige denn in diesem rasanten Tempo, wie es nach seiner plötzlichen Entlassung vorangegangen war. Die Weinberge waren bereits gelesen, doch noch nicht für das nächste Jahr beschnitten, und an manchen Reben hingen noch vereinzelt Trauben, von denen er einige naschte, nicht viele, doch diese verstärkten das Abtauchen in eine andere, längst vergessene Welt. Das Wetter war traumhaft zum Wandern, die kühle Luft machte den Körper vital und die Bewegung

und die Sonne hielten ihn warm; auf dem erklommenen Berg hatte er eine wunderbare Aussicht über das Tal, das sich wahrscheinlich an einem der letzten warmen Herbsttage des Jahres erfreute, und alsbald fanden sich fremde Wanderer neben ihm, die sich in einer vollkommen unverständlichen Sprache miteinander unterhielten, und als er sich nach ihnen umdrehte, sah er, wie sich zwei Frauen mit ihren Männern über eine Wegbeschreibung beugten und zugleich versuchten, die Schönheit dieser Gegend mit dem Fotoapparat zu erfassen.

Eine traumhafte Stille kehrte zurück, als die vier fremden Wanderer die Stelle verließen, an der der Lottospieler ins Tal blickte, und obgleich er seit Jahren trotz seines sozialen Niedergangs nicht mehr geweint hatte, rollten ihm in diesem Augenblick einige Tränen der Sehnsucht über die Wangen und mit einem unsicheren Blick zu den Seiten, ob ihn dabei niemand beobachtet hatte, wischte er die Tränen weg, sammelte sich und begann, auf dem Kamm des Berges entlang zu wandern. Im Wandern verlor er die Zeit des Tages, ging immer weiter fort, suchte nach neuen Wegen und kam an altbekannten Biegungen vorbei; je länger er wanderte, desto mehr spürte er die Bewegung in seinen Knochen und Gelenken; die Muskeln brannten bei jedem Schritt und nur mit großer Disziplin schaffte er den Weg zurück zur S-Bahn, in der er bereits seinen ersten Muskelkrampf im Unterschenkel bekam und deren noch einige weitere an diesem Abend folgen sollten. Obwohl er bis an den Rand seiner Kraftreserven erschöpft war, barg er in sich ein Glücksgefühl, das derart groß war, dass er sich fragte, ob dieses Gefühl bereits die zeitnahe Verbesserung seines Lebens war, die die Magierin gesehen hatte, oder ob es nur den Anfang darstellte. Er konnte sich kaum daran erinnern, an welchem letzten Sonntag er sich abends gewünscht hatte, dass das Wochenende noch länger andauerte, und kam zu der wohlfeilen Überzeugung, diesen Sonntag richtig genossen zu haben. Eine kurze, reichliche Mahlzeit, eine kurze Dusche und er legte sich zum Schlafen – einen langen, erholsamen, ruhigen Schlaf, der so viel leichter war und dessen Aufwachen ein Glücksgefühl innewohnte, das in seinem Leben bisher einzigartig war. Ohne den Druck seiner letzten Besuche auf dem Jobcenter zu verspüren, machte er sich auf den Weg dorthin, setzte sich ruhig ins Wartezimmer und las in den dort ausliegenden Zeitschriften, solange, bis er in das Beratungszimmer gerufen wurde; dort musste er feststellen, dass seine veränderte Gefühlshaltung an diesem Tage unerheblich für die Stimmung seiner Beraterin war, die ihm seine Hilflosigkeit in dem Fall mit dem zu spät abgeschickten Brief erneut demonstrierte und alle Schuld von sich wies. An diesem Tag jedoch ergab sich der Lottospieler nicht seinem Schicksal, stand auf, trat ohne ein Wort des Abschiedes aus dem Zimmer und einem Blick auf die verdutzt dreinblickende Beraterin, machte die Türe zu, ging zielstrebig auf die Informationstheke zu und forderte mit bestimmter Stimme, den Abteilungsleiter dieses Amtes zu sprechen, um eine Beschwerde gegen das Amt mündlich vorzutragen. Die Angestellte hinter dem mächtig und die Rollen klar verteilenden Tresen blickte den sicher wirkenden Lottospieler unsicher

an und versuchte, Ruhe in ihre Stimme zu bringen, als sie ihm mitteilte, dass der leitende Angestellte leider im Urlaub sei und erst in der nächsten Woche zurückerwartet wurde, sodass sie ihn bat, für den nächsten Montag einen Termin zu machen. Mit dem Zwischenergebnis seiner Bemühungen zufrieden, machte der Lottospieler einen Termin für den nächsten Dienstag, da sich herausstellte, dass kein Termin mehr am Montag frei war, verabschiedete sich freundlich von der Frau am Tresen und verließ das Arbeitsamt in dem sicheren Wissen, endlich für seine geschundenen Rechte aufgestanden zu sein.

In seinem Kopf schwirrten nun mehrere Optionen herum, die er im Laufe des Tages in Angriff nehmen konnte, und ohne einen direkten Anlass zu haben, entschied er sich, das vom Sammeln übrig gebliebene Geld in eine Fahrkarte zu investieren, die ihn in einen nahen Vorort brachte, in dem sein Bruder wohnte, den er jedoch seit mehreren Jahren absichtlich nicht mehr kontaktiert hatte. Obwohl von der anderen Seite auch scheinbar kein Interesse an einem weiteren Kontakt bestand, überwand der Lottospieler seine Zweifel, erstand eine Fahrkarte und ließ sich in den Vorort bringen; von dort musste er einige Straßen entlanggehen, doch das machte ihm seit dem gestrigen Wandererlebnis nichts aus, und als er vor dem Haus seines Bruders stand, musste er ob seiner Erinnerung an gemeinsame, schöne Zeiten heftig schlucken, wandte sich zum Gehen und hatte an diesem Tag nicht die Kraft, seinem Bruder, dessen Leben so völlig anders verlief als das seine, in die Augen zu blicken. In ihm entstand das Bild des Nach-Almosen-Fragens innerhalb der Familie, und das Gefühl einer möglichen Ablehnung des Gegenübers siegte über das der möglichen Wiedersehensfreude, sodass er unentdeckt zum Bahnhof zurückging und erst dort feststellte, dass sein Geld nicht für eine Rückfahrkarte ausreichte. Ihn überkam eine grenzenlose Panik und ohne einen klaren Kopf zu haben, rannte er durch die Straßen des Wohnorts, suchte nach einem festen Gedanken, der die Lösung für sein Problem sein konnte, doch es wollte sich keiner finden lassen. Auf seiner Flucht vor dem Faktum, dass er keine Möglichkeit fand, nach Hause zurückzukehren, als schwarz zu fahren, was er noch entschiedener ablehnte als an Ort und Stelle auf eine Lösung zu warten, setzte er sich auf eine halbmannshohe Mauer und merkte nicht, dass diese zur Begrenzung eines Grundstücks war, auf dem hinter einer groß angelegten Wiese ein schönes Haus stand, für das der Lottospieler jedoch keine Augen hatte. Vielmehr waren seine Augen tränendurchtränkt, und sein verschleierter Blick raste über die Umgebung und nach innen gerichtet durch seinen Kopf, ohne auch nur das Geringste fixieren zu können, an dem er sich hätte aufrichten können. Für eine geraume Zeitspanne realisierte er keinerlei Veränderungen in seiner Umgebung, und er sah zwar, dass sich ein Polizeiwagen näherte, doch er konnte aus dessen Weg nicht erschließen, dass die Polizisten zu ihm wollten. Erst als diese direkt vor ihm auf dem Bürgersteig hielten und zu ihm kamen, verstand er den Hintergrund ihrer Anwesenheit, drehte sich nach allen Seiten um und sah, wie sich hinter einer geschützten Gläserfront des Hauses mehrere

Menschen tummelten, um ihm in den Rücken zu schauen. Nun erkannte er die Situation vollends, sprang von der Mauer und versuchte, sich ruhig zu geben, sodass die Polizisten nicht das Gefühl hatten, dass er fliehen wolle.

»Sie wissen scheinbar, warum wir zu Ihnen kommen!«, meinte der eine Polizist reserviert und hielt seinen Körper angespannt in Bereitschaft. »Bis eben saßen Sie auf einer Mauer, die zu einem Privatgelände gehört, und die dort lebende Familie hat sich über Ihre Anwesenheit Sorgen gemacht!«, erklärte der andere Polizist mit einer Resolutheit, die keinen Zweifel an seiner Aussage aufkommen lassen sollte.

»Entschuldigung«, stammelte der Lottospieler, »ich habe nicht gesehen, dass diese Mauer zu einem Privatgelände gehört!«

Obwohl er diese Worte sagte, spürte er, wie wenig glaubwürdig diese klangen, sodass er unmittelbar eine weitere Erklärung hinterherschoß: »Sehen Sie, ich wollte heute meinen Bruder besuchen, der nur wenige Straßen weiter wohnt, doch er scheint nicht zu Hause zu sein. Dann ging ich zurück zum Bahnhof, musste aber feststellen, dass mein Geld nicht mehr ausreicht, um in die Stadt zurückzufahren. Und dabei muss ich meinen Kopf verloren haben! Ich habe mich einfach auf diese Mauer gesetzt, ohne zu wissen, dass sie zu einem Privatgelände gehört; es ist ganz einfach, weil mir keine Möglichkeit einfallen will, wie ich zurück nach Hause komme!«

»Und Sie haben keine Möglichkeit, auf Ihren Bruder zu warten«, schlug der eine Polizist vor, »der Ihnen vielleicht nach seiner Rückkehr ein wenig Geld leiht, damit Sie nach Hause fahren können?«

»Wissen Sie«, entgegnete der Lottospieler und fühlte sich sehr unwohl, den Polizisten so viel über seine privaten Umstände mitteilen zu müssen, »ich habe seit Jahren keinen Kontakt mehr mit meinem Bruder und bin in der Hoffnung hierhergekommen, dass er sich freuen wird, mich zu sehen. Aber jetzt bin ich mir unsicher, ob er mich überhaupt sehen will und…«

Dem Lottospieler versagte die Stimme und erneut verschwamm die Außenwelt für einen kurzen Moment, ehe einer der Polizisten meinte, dass der Lottospieler die beiden aufs Revier begleiten müsste, um eine Aussage zu machen, und ohne einen sich dagegen stemmenden Gedanken ließ er sich zum Polizeiwagen begleiten, stieg hinten ein und fuhr mit den Polizisten zum Revier, auf dem sie ihm mehrere Fragen zur Person und Näheres zu den Umständen fragten, die sie in einem schriftlichen Bericht festhielten. Die Familie wollte keine Anzeige erstatten, wenn sich herausstellt, dass es sich um eine Bagatelle handelt, doch die Polizisten ermahnten ihn eindringlich, sich nicht mehr nur einfach so auf Mauern zu setzen, um auch Missverständnissen vorzubeugen. Der Lottospieler pflichtete den beiden Polizisten bei und wirkte aufrichtig; zu seinem Glück entschieden seine Bewacher, dass sie einen kleinen Umweg fahren könnten, um den Lottospieler so nahe an die Stadt heranzubringen, dass sein Geld für eine Fahrkarte ausreichte, und der Heilfrohe dankte den beiden Polizisten nicht überschwänglich, aber aus ganzem Herzen.

Als er nach der kurzen Reise die Türe zu seiner Wohnung aufmachte, war seine Stimmung zweigeteilt, da er zwar weder seinen Bruder gesehen hatte noch beinahe nach Hause zurückgekehrt war, und dennoch hatte er erfahren, dass es auch immer noch Menschen gab, die ihm ihre Hilfe anboten – wenn auch vielleicht aus einem Dienstverständnis heraus. Noch vor wenigen Tagen hätte sich der Lottospieler nach diesen Ereignissen mutlos in seine Wohnung vergraben und wäre erst zur nächsten Ziehung der Lottozahlen aus dem Haus gegangen, doch an diesem Abend fühlte er sich trotz der Niederschläge befreit wie seit langem nicht mehr. Auf dem Sofa sitzend, schmiedete er seine Vorgehensweise für den nächsten Dienstag, wenn er beim Vorgesetzten seiner Beraterin vorsprechen würde, und welche Argumente er wann und in welcher Reihenfolge vorbringen wollte. Der Abend verging mit dem Pläneschmieden wie im Flug und alsbald ging der Lottospieler schlafen, ohne vorausahnen zu können, was am nächsten Tag folgen sollte.

Zunächst blieb der folgende Dienstag ohne nennenswerte Ereignisse; nach dem Aufwachen machte sich der Lottospieler ein kleines, aber schmackhaftes Frühstück, schaute im Fernsehvideotext nach den neuesten Nachrichten des Tages und wollte sich soeben in die Stadt aufmachen, als das Telefon klingelte und er auf dem Display die ihm wohlbekannte Nummer entschlüsselte: seine Beraterin vom Arbeitsamt. Verunsichert griff er zum Hörer und hob ab, zwang sich, mit normaler Stimme zu sprechen, sagte seinen Namen zur Begrüßung und spürte sogleich die aufkommende Unruhe in seinem Körper, die selten etwas Gutes verhieß. Das Gespräch dauerte kaum mehr als zwei Minuten und war mehr ein einseitiger Informationsfluss seitens seiner Beraterin, die ihm mitteilte, dass sie eine Ersatzstelle ausgemacht habe, wo er sich jedoch noch diesen Nachmittag melden sollte, wenn er nicht das Risiko weiterer Leistungskürzungen riskieren wollte. Die Arbeitsstelle lag nicht weit entfernt und nachdem der Lottospieler zugesagt und den Telefonhörer aufgelegt hatte, suchte er den Stadtplan heraus und fand die betreffende Straße nur wenige hundert Meter von sich und seiner Wohnung entfernt. Im ersten Moment gefiel ihm der Gedanke, so nahe an seinem Wohnort eine Arbeitsstelle zu haben, die zudem fachlich und inhaltlich grob in Richtung seiner bisherigen Tätigkeiten ging. Er sollte sich dort um zwei Uhr nachmittags melden, wahrscheinlich nach der Mittagspause, und während er auf die Uhr blickte und sah, dass es noch dreieinhalb Stunden bis dahin waren, entschied er, sich die Firma aus der Entfernung anzuschauen, als harmloser Passant von der Straße aus, da er diese Richtung seines Stadtviertels nicht sehr gut kannte, obgleich er wusste, dass die neue Firma in der Nähe eines großen Automobilhändlers sein musste. Es war ein typischer Tag in der Mitte der Herbstzeit, nicht kalt, aber der Himmel war graubehangen, sodass keine Sonne durchdrang; Der Lottospieler zog sich den Kragen höher zusammen und marschierte los – nach weniger als zehn Minuten stand er auf der gegenüberliegenden Seite des kleinen, unscheinbaren Bürogebäudes, dessen Eingang an der Seite sein musste.

»Nun ja, einladend sieht das Gebäude ja nicht aus«, dachte sich der Lottospieler und fragte sich, was ihn darin wohl erwarten würde, doch bis dahin sollte es noch einige Zeit dauern, sodass er auf dem Rückweg zu sich nach Hause in einem kleinen Supermarkt Halt machte, um einiges an Essen nachzukaufen. Frohen Mutes ging er nach Hause, machte sich ein Mittagessen aus einer Konserve warm, wusch sich erneut und zog sich ordentlich, aber nicht zu auffällig an, warf die Jacke über und verließ das Haus rechtzeitig, um zehn Minuten vor der verabredeten Zeit bei seinem neuen Arbeitgeber vorstellig zu werden. Den Weg nun kennend, verfiel er in Gedanken und malte sich aus, welche Arbeiten er machen würde und mit welchen Aufgaben er beauftragt worden war, und obgleich diese Arbeit auf harsche Weise an ihn herangetragen worden war, so freute er sich insgeheim, wieder regelmäßig arbeiten gehen zu dürfen, was er seit einigen Monaten nicht mehr gemacht hatte. Das noch vor wenigen Stunden begutachtete Haus erreichend, suchte er nach dem Eingang und der zugehörigen Klingel, vernahm ein Hintergrundschellen und fast direkt danach auch das Summen, das den Weg durch die Türe in das Innere des Hauses freigab. Einem Wohnhaus gleich stand er in einem Hausflur, von dem mehrere Zimmer abgingen, während ein Schild ihn darauf hinwies, dass die gesuchte Firma im ersten Stockwerk sei. Zügigen Schrittes nahm er die Treppenstufen in Angriff und suchte nach Orientierung, als er auf dem oberen Plateau angekommen war, doch indem er sich nach rechts drehte, blickte er direkt in einen Raum, der an der Tür das Schild Sekretariat aufgeklebt hatte, sodass sich der Lottospieler einzutreten getraute, nachdem er leise geklopft hatte und der Mitarbeiter den Kopf ihm entgegen hob.

»Entschuldigen Sie«, sagte der Lottospieler leicht nervös, »ich sollte mich hier um vierzehn Uhr bei Ihnen melden!«

»Ach, Sie sind der vom Arbeitsamt«, kam es desinteressiert von seinem Gegenüber, und ohne Anstalten zu machen, den Neuankömmling irgendetwas zu fragen, irgendwohin zu schicken oder zu beordern, wandte der Sekretär sich ab und ging seiner bisherigen Arbeit nach.

Verwundert reagierte der Lottospieler mit einem phlegmatischen Nichtstun; wie angewurzelt stand er minutenlang halb im Zimmer, halb auf dem Flur und wartete auf eine Veränderung. Erst als eine Seitentür zum Sekretariat aufgerissen wurde, bemerkte der Lottospieler diese Tür an der Seite, und ohne dass der hereinstürmende Mann ihn erkannte, prasselten seine Worte auf den Sekretär hinab, wo denn der vom Arbeitsamt bleiben würde und warum diese Halunken immer glauben müssten, dass ihnen so lange in den Hintern gekrochen wird, bis… Weiter kam der sich ereifernde Mann nicht, denn er wurde dem Lottospieler gewahr, der sich nicht getraut hatte, auf sich aufmerksam zu machen.

»Sind Sie…?«, adressierte der aufgebrachte Mann mehr in den Raum als an den verdutzt dreinblickenden Lottospieler, »kommen Sie mit und schließen Sie die Türe hinter sich. Aber zackig!«

Da der Lottospieler kaum wusste, wie ihm im Augenblick gespielt wurde und welchem seltsamen Possenschauspiel er soeben beigewohnt hatte, setzte er einen Fuß vor den anderen, tappte dem Mann in dessen Büro nach und schloss pflichtbewusst die Türe hinter sich.

»Also, Sie sind der Neue, nehme ich mal schwer an!«, fuhr der aufgebrachte Mann fort, ohne seine Erregung ausklingen lassen zu wollen. »Da haben Sie ja einen verdammt schlechten Einstand gegeben! Aber dass der im Sekretariat auch nicht meldet, dass einer angekommen ist – da könnte ich ihn nehmen und zwischen den Händen…« Mit einem Blick, der verriet, dass erst jetzt dem erbosten Mann auffiel, was er mimisch darstellte, zog er seine Hände zurück und fuhr den Lottospieler harsch an, dass dieser sich setzen sollte, was der Angesprochene auch tat. »Ich habe keine Ahnung, was Ihnen die Tante vom Arbeitsamt gesagt hat, und eigentlich kann es mir auch egal sein, denn ich weiß genug über Sie, um zu wissen, dass Sie gefährlich am Abgrund leben, um es mal so auszudrücken. Die Penunsen werden sofort gekürzt, wenn er sich vor der Arbeit drückt, sagte mir die vom Arbeitsamt, und ehrlich gesagt, sind mir die Zahnlosen am liebsten!«

Im Innern des Lottospielers stieg eine Wut auf; nicht nur gegen den ihm gegenüber sitzenden Ekel, sondern vor allem gegen sich selbst, denn er war viel zu blauäugig gewesen, um diese Rachereaktion der Jobcenterberaterin nicht vorausgesehen zu haben: Er war in eine berüchtigte Firma abgeschoben worden, mit dem Wissen, keine andere Wahl zu haben, und der Eindruck des neuen Arbeitgebers ließ keinen anderen Rückschluss zu, als dass die nächste Zeit eine schwierige sein würde.

»Sie kommen morgens um acht und gehen abends um acht! Dazwischen gibt's eine halbe Stunde Pause. Wann die gemacht wird, entscheide ich oder ein anderer, der in dieser Firma was zu kamellen hat! Vom Amt werden acht Stunden bezahlt, der Rest ist ohne Bezahlung extra, wird auf ein Arbeitszeitkonto gutgeschrieben und am Ende der Arbeitszeit mit null Penunsen vergütet.«

Mit einem schallenden Lachen ob des Witzes, den er scheinbar und nur für sich gemacht hatte, kommentierte der neue Chef die letzten Worte, und als er unmittelbar mit dem Lachen aufhörte, beugte er seinen Oberkörper über den Schreibtisch und blickte den Lottospieler aus kleinen, gefährlich zugekniffenen Augen an. »Um's klar zu sagen: Ich brauche keinen weiteren Arbeiter, sondern einen Sklaven, das heißt, ich will keine Widerworte hören, keine Beschwerden über deine Leistung mitbekommen, und solltest du auch nur einmal deine Klappe aufreißen, ohne vorher nach deiner Meinung gefragt worden zu sein, ist es aus mit der guten Bezahlung vom Amt. Ich kann dich mit einem Fingerschnippen wieder in dein altes, dreckiges Leben hinauswerfen und dir alles nehmen, was du besitzt! Das sollte dir klar sein, nicht wahr!? Haben wir uns verstanden?«, fragte er mit einem derart scharfen Unterton, dass der Lottospieler unwillkürlich zusammenzuckte, dann aber ein leises »Ja« aus seinem Mund presste und innerlich bereits aufgegeben hatte. »Deine

Aufgabe bis Donnerstag wird es sein«, verdunkelte der Chef seinen Tonfall, »unseren Raum mit dem Papierkram so zu sortieren, dass jemand etwas findet, wenn er etwas sucht!«

»Soll ich den Raum nach einem bestimmten System sortieren oder…«, wagte sich der Lottospieler zu fragen und erkannte bereits an der verzogenen Miene seines Gegenübers, dass er besser nichts gesagt hätte.

»Wer hat dich denn nach einem Kommentar gefragt?«, tönte es von der anderen Seite, »natürlich ist es doch klar wie Kloßbrühe, dass du es so sortierst, dass ich die Sortierung verstehe. Der Letzte, der versucht hat, dort Ordnung hineinzubringen, musste ich nach zwei Tagen nach Hause schicken – also lass dir ja was Gescheites einfallen! Ach ja«, kam es nach einer kurzen Sprechpause, »und am Freitag wird alles sauber gemacht, von oben bis unten soll alles blinken, als wäre eine Horde Putzteufel hier durchgefegt! Was wir nächste Woche mit dir machen, weiß ich noch nicht, aber es würde mich wundern, wenn ich mir darüber ernsthaft Gedanken machen müsste! Und nun verzieh' dich in den Raum mit Papierkram, der auf dich wartet; dritte Tür auf der rechten Seite, kannst du kaum verfehlen!«

Indem der Lottospieler aufsprang und aus dem Raum eilte, allein um der drohenden Miene seines neuen Arbeitgebers zu entkommen, wäre es beinahe auf dem Flur mit einer Frau zusammengestoßen, die wie er den Kopf auf den Boden gerichtet hielt und ihn erst anblickte, als er sich für sein rüpelhaftes Verhalten entschuldigte und ihr zu verstehen gab, dass er ein neuer Mitarbeiter sei.

»Sprechen Sie nicht zu laut!«, wisperte die Frau dem Lottospieler ins Ohr. »Ich glaube, wir werden alle abgehört; der Chef ist so misstrauisch, dass er uns sogar verbietet, gemeinsam Pause zu machen, um ja keine Verschwörung gegen ihn planen zu können.«

Mit dieser seltsamen Begrüßung wandte sich die Frau ab, suchte mit einem unsicheren Blick ihren weiteren Weg und verschwand in einem der Zimmer am Ende des Flures, zu dem kein einziges Büro offenstand, sodass allein die schwachen Deckenbeleuchtungen eine gespenstische Atmosphäre schufen, in der sich der Lottospieler keineswegs wohl fühlte.

»Das dritte Zimmer rechts!«, hatte sein Chef gesagt, dachte er sich und zählte mit seinem Blick bis drei, ging an jene Türe und stutzte, da auf der Tür ein Schild prangte, dass dies das Zimmer sei, in dem die Datenerfassung stattfindet. Mit einem unsicheren Klopfer wagte es der Lottospieler, auf sich aufmerksam zu machen, und als ein klägliches »Herein!« von innen tönte, nahm er tief Luft, drückte die Klinke hinab und trat halb in einen Raum, der chaotischer nicht sein konnte. Überall lagen Akten verstreut und er hatte bereits die Befürchtung, dass dies der zu räumende Raum sei, doch der fragende Blick des Angestellten ließ ihn an seiner Vermutung zweifeln.

»Sie suchen bestimmt den Raum zum Aufräumen!«, sagte der Angestellte, nachdem er erkannt hatte, wer dort geklopft und sich der Lottospieler erneut als der Neue vorgestellt hatte, »denn der

Chef schickt immer alle neuen Arbeiter zuerst zu mir, da er vergessen hat, dass wir vor zwei Jahren alles umgeräumt haben und sich der Raum mit den Akten jetzt hinter der letzten Türe auf der linken Seite verbirgt. Viel Spaß beim Sortieren!«, wünschte der Angestellte in einem völlig gleichgültigen Ton, und ohne ein weiteres Wort fuhr er mit der Arbeit fort, sodass sich der Lottospieler entschloss, aus dem Raum zurückzuziehen, um den Aktenraum im zweiten Anlauf ausfindig zu machen.

Den langen Gang entlang versuchte er mit seinem Blick, die Namen seiner neuen Kollegen listenartig nach Aufgaben und Büroort einzuordnen, und als er am Ende des Flurs stand, wandte er sich nach rechts, merkte, dass dies falsch war, drehte sich einmal um seine Achse nach links und stand vor dem vermeintlichen Aktenzimmer. Mit dem ersten Blick hinter die verschlossene Türe überkam ihn das Gefühl des Fliehenwollens, denn dieses Zimmer war in einem noch weitaus schlimmeren Zustand als jenes der Dateneingabe; überall standen Kartons mit oder ohne Ordner herum, dazu kamen unzählige Regalwände, in denen alte Maschinen, Arbeitsmaterialien und tonnenweise Akten standen, die beim ersten Drüberblicken bis ins zweitletzte Jahrzehnt zurückreichten.

»Das wird schlimmer, als ich es mir bisher träumen ließ«, sagte der Lottospieler murmelnd zu sich selbst, seufzte kurz, aber heftig ob seiner Situation und begann mit langsamen und überlegten Handgriffen, einige Gegenstände und Kisten aus dem Weg zu räumen, sodass er eine Schneise zu den Regalwänden im Hintergrund hatte, die noch Platz bereithielten und die er nutzen wollte, um andere Gegenstände zwischenzulagern. Kaum hatte er mit seiner Arbeit begonnen und sich einige Ordnungssysteme zurechtgelegt, als die erste Störung dazwischentrat und ihn dazu zwang, das verstopfte Herrenklo wieder gangbar zu machen; alsbald kamen weitere Unterbrechungen hinzu: Er reparierte, ohne Ahnung davon zu haben, einen Drucker und spülte das Geschirr der gemeinsamen Küche, das seit mehr als einer Woche nicht mehr gemacht worden war, so sehr waren die Essensreste bereits mit Pelzen in allen erdenklichen Farben übersät. Dem nicht genug, erfuhr er von einem Mitarbeiter, dass sich dieser darüber freuen würde, dass der Lottospieler jetzt da sei, und zerstörte umgehend das erste nette Sympathiegefühl innerhalb dieser Firma, da der Mitarbeiter diese Nettigkeit nur herausbrachte, da im Falle eines neuen Sklaven der Chef ihn nicht mehr so sehr als Sklaven benutzen würde.

So verlief der Tag, ohne dass er den Chef noch einmal zu Gesicht bekam, aber es schien sich über die verschiedenen, verborgenen Kanäle herumgesprochen zu haben, dass ein neuer Sklave an Bord des Unternehmens war, der von allen ausgenutzt werden konnte; wie immer das auch zu deuten war. Mit seiner Aufräumarbeit kam der Lottospieler dank seiner Sortiermethoden erstaunlich schnell voran und konnte am nächsten Tag bereits fertig sein, doch er nahm sich am Abend vor, zwei Tage dafür zu brauchen, denn er wollte dem Chef nicht die Gelegenheit geben, ihn zu sehr

unter Druck zu setzen; er wollte seine Arbeit machen, aber nicht um jeden Preis glänzen, denn das hatte er bereits in dem einen Gespräch gemerkt: Der Chef setzte nicht auf diejenigen, die sich in den Vordergrund spielen, sondern auf jene, die duckmäuserisch wegblicken und notfalls nicken, sollte der Chef aus irgendeinem begründeten oder unbegründeten Hinweis heraus explodieren.

Die Sonne hatte bereits seit langem die Segel gestrichen und war unter dem Horizont verschwunden, als der Lottospieler auf die nasskalte Straße zurückkehrte, die ihn fußwegs nach Hause führte; unterwegs kam er an einer Bank vorbei und erinnerte sich schreckhaft daran, dass dieser Tag der letzte des Monats gewesen war, an dem normalerweise die Zuwendungen der Ämter auf dem Konto gebucht wurden. Einen kleinen Schlenker auf dem Weg nach Hause machend, trat er in seine Hausbank ein, suchte seine Karte im schmalen Portemonnaie, nestelte diese zwischen zwei anderen Karten hervor und steckte sie in den Automaten, der sogleich begann, Kontoauszüge zu drucken. Das sonore, gleichlaufende Band des Druckers machte ihn schläfrig, und als er die herauskommenden Auszüge überprüfte, frohlockte sein Herz, denn das Amt hatte entweder seine Bezüge noch nicht gekürzt oder wollte abwarten, wie er sich auf dieser neuen Arbeitsstelle bewies; auf jeden Fall war das Lottospielen für einen weiteren Monat gesichert – und im nächsten käme trotz einer vermeintlichen Kürzung der zwar geringe, aber nicht unerhebliche Lohn seiner Arbeit dazu. Trotz des schlechten Starts auf seiner neuen Arbeitsstelle spürte er keinen Hass oder ein ähnliches Gefühl gegen seinen neuen Chef, dafür war der Lottospieler viel zu müde; und dennoch schoss ihm das Blut in den Kopf und pochte wallend, als er erkannte, dass sich seine Arbeitszeiten vollständig mit seinem Lottospiel-Ritual überschnitten, sodass er sich eine Ausweichmöglichkeit einfallen musste. Er würde einfach morgen früher aufstehen und vor der Arbeit tippen, sagte er sich und ging mit schnellem Schritt durch die Straßen nach Hause, da er sich nach dem anstrengenden Tag ausruhen wollte. Sich nach oben zu seiner Wohnung schleppend, dachte er an das, was an diesem Tag vorgefallen war, und schätzte seine Lage als Arbeiter kritisch ein, da alle Mitarbeiter unter dem Chef zu leiden schienen; er erkannte klar, dass diese aufgezwungene Abschiebung vom Arbeitsamt eine klare Maßnahme war, um Rache zu üben – auch das wollte er am nächsten Dienstag dem Vorgesetzten der Behörde klar machen, doch an diesem Abend blieben nur noch eine kurze Dusche und ein kleines Abendbrot, sodass der Lottospieler erschöpft, unsicher ob des kommenden Tages und dennoch glücklicher als zuvor ins Bett fiel und bis zum nächsten Tag durchschlief.

Routiniert, als würde er bereits wieder vollständig im Arbeitsleben stehen und hätte die letzten fünf Jahre nichts anderes gemacht, stand er auf, kochte Kaffee, wusch und rasierte sich und verließ seine Wohnung ein bisschen früher, um am Kiosk, der schon geöffnet hatte, seinen Lottoschein auszufüllen. Der Kioskbesitzer staunte nicht schlecht, den Lottospieler um diese Uhrzeit zu sehen, und konnte es entgegen des Rituals nicht verkneifen, seinen Gegenüber nach dem Grund des

frühen Erscheinens zu fragen; dieser sagte mit kratziger Stimme, dass er auf die Arbeit müsse und es vor der Ziehung nicht mehr schaffen würde, erhielt die Glückwünsche des Kioskbesitzers, dankte und war sich in diesem Moment nicht sicher, ob sein Dank auch ernst gemeint war, da die Erinnerungen an den Inhalt des gestrigen Tages viel zu diffus waren. Zwischen extremem Niedermachen und gut fortschreitender Arbeit pendelte das Gefühl, als der Lottospieler die nur mäßig ausgeleuchteten Straßen entlangging, um zu seiner Arbeitsstelle zu gelangen. Er war der erste vor Ort und musste eine Viertelstunde warten, ehe der Sekretär vom gestrigen Tag erschien, die Türe aufschloss, aber den eintretenden Lottospieler zurückhielt.

»Wissen Sie«, sagte der Sekretär und blickte zum ersten Mal in die Augen des Spielers, »die Aushilfen vom Arbeitsamt bleiben nicht sehr lange bei uns; einerseits, weil sie keine Motivation haben, und andererseits nimmt der Chef ihnen das Wenige, was sie an Einsatzwillen mitbringen, sodass nach ein oder zwei Tagen klar ist, dass der Arbeiter nicht mehr wiederkommt. Sie haben sich am gestrigen Tag sehr angestrengt und seltsamerweise hat der Chef kaum ein Wort über Sie verloren, als er mit mir darüber sprach, ob ich alle Unterlagen vom Amt bekommen habe. Sonst sagt er immer: Mit dem sind wir bald fertig, der macht nicht lange! Doch nichts! Kein Sterbenswörtchen über das Ziel, Sie fertigzumachen!«

»Vielleicht ist es ihm einfach nur recht, dass die Arbeit gemacht wird«, sagte der Lottospieler und versuchte, das erste richtige Gespräch mit einem Mitarbeiter am Laufen zu halten.

»Das haben auch andere versucht«, kam als Antwort postwendend zurück, »und dennoch waren sie spätestens nach drei Tagen nicht mehr da! Nein, es ist etwas anderes, was unseren Chef antreibt, und leider kann ich Ihnen nicht sagen, was es ist; nur das eine, dass Sie wie ein Schießhund aufpassen sollten, denn die Angriffe kommen immer dann, wenn Sie es nicht erwarten!«

Ohne eine Antwort des Lottospielers abzuwarten, trat der Sekretär ein, ging die Treppe nach oben, öffnete die Türe und war hinter seinem Schreibtisch verschwunden, sodass der Lottospieler seine Jacke aufhing und in das Aktenzimmer ging, um seine Arbeit wiederaufzunehmen. Das richtige Leben erwachte in dieser Firma erst gegen zehn Uhr; die meisten wussten, dass der Chef scheinbar an diesem Tage nicht vor dem Mittag anwesend sein würde, und aus den Flüstergesprächen der anderen erfuhr der Lottospieler, dass es um diese Firma im Grunde sehr gut stand, doch dieser Umstand viel eher auf die nicht immer gesetzestreuen Methoden des Chefs zurückzuführen sei, als auf die grandiose Umsetzung einer guten Strategie. Während er das Aktenzimmer auf Vordermann brachte, fühlte der Lottospieler die innere Spannung wachsen, die er an jedem Ziehungstag verspürte, doch dieses Mal in veränderter Form, da er mehrfach derart abgelenkt war, dass seine Gedanken dieses Thema nur ab und an streiften. Mit dieser für den Lottospieler angenehmen Form der Vorspannung war es ohne Zweifel sofort nach der Ankunft des Chefs in der Firma vorbei; zum einen, weil sich schlagartig alle Mitarbeiter in ihren Büroräumen versteckten und die Türe

hinter sich schlossen, und zum anderen, weil der Chef persönlich vorbeikam, um die Anwesenheit seines neuen Mitarbeiters und dessen Vorankommen zu begutachten – und beides versetzte ihn in Staunen; so zumindest deutete der Lottospieler den ersten, überraschten Gesichtsausdruck seines Arbeitgebers, der sich sofort in einen steinernen und unnahbaren wandelte, als dieser den Blick des Spielers auf sich ruhen sah. Die Momente verstrichen mit einer wachsenden Portion Unsicherheit auf beiden Seiten; der Chef war sich nicht sicher, auf welche Art und Weise er diesen doch sehr widerspenstigen und sturen Charakter brechen konnte, und der Lottospieler war gespannt darauf, was sich sein Gegenüber als Nächstes ausdenken würde. Zu seinem Erstaunen sagte sein Chef, dass er mal weitermachen solle wie bisher, und trat aus dem Raum, schloss die Türe und ließ den verdutzt dreinblickenden Lottospieler zurück – inmitten der Stapel mit Papieren und den Worten des Sekretärs in den Ohren, dass diese Windstille mehr eine Ruhe vor dem Sturm sei, von dem keiner wusste, aus welcher Richtung dieser aufziehen würde. Entgegen der Erwartung, dass dieser Tag mindestens genauso seltsam wie der vorherige verlaufen würde, entspannte sich dieser Tag bis in den späten Nachmittag. Niemand trat zu ihm, um einen Wunsch zu äußern oder ihm eine andere Arbeit zuzuteilen, und trotz seines verlangsamten Tempos hatte er den Aktenraum am späten Nachmittag, als einige Arbeiter schon gegangen waren, so weit aufgeräumt, dass er sich getraute, im Sekretariat anzufragen, ob der Chef weitere Aufgaben für ihn habe. Erschrocken von der Vorstellung, den Chef in seinem Büro stören zu müssen, sah der Sekretär abweisend auf den Lottospieler und versuchte sich mit fadenscheinigen Ausreden zu drücken, doch dem Lottospieler dauerte das alles zu lange, sodass er selbst die Initiative ergriff und beim Chef anklopfte, das donnernde »Herein« abwartete und eintrat. Direkt beim Eintreten schmeckte er den süßlichen Duft einer mit Vanille aromatisierten Zigarre, sah den Chef, wie er in seinem Sessel rauchte und dabei die schweren Stiefel auf dem Schreibtisch hatte.

»Entschuldigen Sie die Störung«, drang es aus dem Mund des Lottospielers, »aber der Aktenraum ist jetzt aufgeräumt und ich habe mich gefragt, ob Sie noch weitere Aufgaben für mich haben, die…«

»Was?«, schrie der Chef entsetzt, schwang die Beine vom Schreibtisch auf den Boden, stand dynamisch auf, stemmte seine beiden Fäuste auf die schwere Eichenplatte und starrte den Lottospieler mit zugekniffenen Augen an. Wenige Sekunden verharrten beide voreinander, allein durch den massigen Schreibtisch getrennt, und wirkten von außen wie zwei rivalisierende Platzhirsche, die unter Spannung darauf warteten, dass der andere den Kampf beginne. Mit einem Mal brach der Chef in ein schallendes Gelächter aus und musste sich über die Maßen anstrengen, nicht zur Seite zu fallen, so sehr wurde er von einer eigentümlich-gespenstischen Heiterkeit erfasst, dass es dem Lottospieler mehrfach eiskalt den Rücken herunterlief.

»Weißt du«, sagte der Chef, nachdem er ausgelacht und sich zurück in seinen Sessel gesetzt hatte, »du bist schon ein selten dämliches Exemplar, dass du dir auch noch nach meiner Ansprache gestern Mühe gibst, doch um dich aufzuklären, werde ich dir jetzt mal erzählen, was du hier sollst – oder besser, was nicht. Arbeiten, nämlich. Hast du mich verstanden, du hirnloser Dorfdepp? Nein? Immer noch nicht? Meine Güte, du bist wirklich schwer von Verstand! Also, der Plan hinter dem Ganzen ist ziemlich einfach: Du erhältst eine Chance auf einen Job in meiner Firma und ich erhalte die Prämie, dich aufgenommen zu haben. Dann sage ich dem Arbeitsamt, dass du dich auf der Arbeit völlig danebenbenommen hast, du verlierst einen Teil deines Anspruchs auf Zahlungen und ich behalte meine Prämie, die ich alsbald auch von einem anderen bekomme. So geht das Spiel! Hast du es jetzt verstanden? Wer konnte denn ahnen, dass du Vollversager dich als ein richtiger Arbeiter herausstellst, der arbeiten will? Bisher hatte ich nur richtige Loser, die ich ohne großes Aufsehen und mit wenig Mühe meinerseits wieder rausschmeißen konnte – und habe noch eine Entschuldigung vom Arbeitsamt bekommen, dass mir mit dem Arbeiter so viele Sorgen bereitet wurden. Die Frage ist jetzt, wie drehe ich das mit dir?«, sagte der Chef mehr zu sich selbst als zum Lottospieler, der verdutzt die Hintergründe seiner Anstellung vernommen hatte und die ganze Zeit beinahe gedankenlos das Gefühl gehabt hatte, in einem Film oder einem Traum zu stecken, dessen Ende doch bald erreicht sein musste.

»Sie müssen doch eine Komplizin auf dem Amt haben«, sagte der Lottospieler urplötzlich und mit trockener Kehle, erschrocken darüber, dass er diesen Satz von sich gab, »sonst ginge das Ganze doch nicht auf, oder?«

»Du kleine Made!«, warf ihm der Chef an den Kopf und kniff seine bösartig funkelnden Augen bis auf einen kleinen Schlitz zusammen, »was heckst du in deinem kleinen Hirn aus? Willst du mich erpressen?«

»Ganz bestimmt nicht!«, sagte der Lottospieler so bestimmt, wie es sein Selbstbewusstsein zuließ, das in diesem Moment arg litt. »Aber wir können einen Deal vereinbaren, der dazu führt, dass alle glücklich sind.«

Im Kopf des Lottospielers spielte sich soeben ein etwas anderes Szenario als die Wirklichkeit ab, und ehe er sich versah, war sein Gegenüber aufgesprungen, hatte sich katzenhaft um den Schreibtisch bewegt, packte den mehr als überraschten Spieler am Hals und drückte so stark zu, dass es dem Opfer schwindelig wurde.

»Du willst also mit mir verhandeln!«, presste der Zupackende zwischen seinen halboffenen, verkrampften Lippen hervor. »Nun gut, ich lasse aber nicht mit mir verhandeln, sondern gebe lieber den Ton an! Fakt eins ist, dass du ab jetzt nicht mehr hier arbeitest und wenn du draußen gefragt wirst, es nie getan hast! Fakt zwei ist, dass das Arbeitsamt diese Einstellung als Versehen ansehen wird, damit du deine vollen Leistungen erhältst, da ich davon ausgehen kann, dass du das

im Hinterkopf hast! Und Fakt drei ist, dass du auch dort die Klappe über unser Abkommen hältst; solltest du das entgegen unserer Abmachung nicht tun, dann solltest du dir besser vorher eine Grabstelle auf dem Friedhof aussuchen, wenn du nicht in einem namenlosen Grab verschachert werden willst! Haben wir uns verstanden?«

Da der Lottospieler keine Luft zum Atmen hatte und die Schmerzen seinen gesamten Körper erfasst hatten, wertete der Zupackende das krampfartige Nicken und das panische Hin- und Herreißen der Pupillen als »Ja« und ließ den Lottospieler los, der röchelnd nach Luft schnappte und sich den Hals hielt, in dem sich ein brennendes Feuer ausbreitete, das mit jedem Luftzug tiefer hinab in die Lunge wütete.

Kaum dass der Lottospieler wieder das Gefühl hatte, einigermaßen Herr seiner Sinne zu sein, stand er auf, stellte sich auf wackelige Beine und verließ die Firma, ohne mit irgendeinem Mitarbeiter zu sprechen, geschweige denn einen zu sehen. Die noch anwesenden Mitarbeiter hatten von dem Ausbruch gehört und sich alle vor der Wut des Chefs versteckt, taten ihre Arbeit und hofften wahrscheinlich, dass dieser Tag vorbeigehen möge, ohne dass sie selbst an die Reihe kamen. An den Rückweg nach Hause konnte sich der Lottospieler im Nachhinein kaum mehr erinnern und selbst die Lottozahlen waren von keiner Wichtigkeit; zu Hause zog er Jacke und Schuhe aus und legte sich, wie er angezogen war, auf das Sofa, zog die Decke über das Gesicht und verlor die ihn umgebende Welt aus seinen Augen. Erst mitten in der Nacht wachte er auf und alles halsabwärts bis zur Bauchdecke schmerzte – auch das Wasser, das er trank, konnte die Schmerzen nicht lindern, vielmehr verstärkte es sie: Der zunächst gefühlten Linderung folgte ein noch heftigerer Ausschlag in die andere Richtung. Mit einem Minimum an verbleibender Kraft machte er den Fernseher an, suchte im Videotext nach den Lottozahlen, stellte fest, dass er in keinem Kasten mehr als zwei Richtige hatte, und obwohl ihn ein solches Ergebnis sonst über die Maßen verärgert hätte, war es ihm in dieser Nacht völlig egal, denn er wollte nur noch eines: solange schlafen, bis die Schmerzen aus seinem Körper verschwunden waren. Der folgende Donnerstagmorgen war von der Sorte, die gerne im Ablauf eines Lebens vergessen werden, denn nichts wollte funktionieren: weder das Aufstehen noch das Duschen, weder das Frühstücken noch das Sich-bewegen. Während er auf dem Sofa verblieb, geisterten die wildesten Gedanken durch seinen Kopf; sie reichten von einfachen Schlussfolgerungen bis zu szenenhaft ausgearbeiteten Bildersequenzen, die aus Filmen und anderen wahren Begebenheiten zusammengesetzt waren und in denen ein Strafgericht den Chef als Gewalttäter zu ewiger Haft verdammte. Der Schock saß viel zu tief in seinen Knochen, als dass er zu einem klaren Gedanken fähig war, insbesondere die Erinnerung an die Panik, die in dem Moment in ihm aufgestiegen war, als der Chef ihn am Hals gepackt hatte, ließ ihn ein um das andere Mal frösteln.

Im Zustand zwischen Schlafen und Wachen verging der Donnerstag bis zum Abend, ohne dass sich der Lottospieler sonderlich oft von dem Sofa fortbewegt hätte; als er bei einem dieser Ausflüge auf die Toilette in den Spiegel blickte, sah er die dunkler werdenden Blutergüsse an seinem Hals, dort, wo die beiden Pranken des wilden Bären ihn gepackt hatten.

»So kann ich unmöglich auf die Straße gehen«, dachte sich der Lottospieler und betrachtete sein eingefallenes, fahles Gesicht im Spiegel, sah mit an, wie sich einige Tränen bildeten und über die Wange liefen und fragte sich, warum er das alles mitmachen müsse, warum er arbeitslos geworden war und warum es mit dem Zustand vor seiner Entlassung nicht einfach so weitergehen konnte, dann wäre er immer noch verheiratet, würde in einer Wohnung leben, die ihm gehört und müsste sich nicht jeden Tag seines Lebens vor anderen Menschen auf die Knie werfen, um seine lebensnotwendigen Gegenstände zu erbitten – denn mehr als eine Lebensnot war seine Existenz nicht mehr, insbesondere nach den Ereignissen einen Tag zuvor. Die belebende Kraft der letzten Tage des Aufbruchversuchs war aus seinem Körper gewichen und ohne auch nur ein so geringes Ziel wie das Treffen mit seinen Kumpels zu haben, war das Verkriechen in seiner Wohnung wie der Rückzug an den letzten Ort, an dem er sich selbst nahe sein konnte, ohne Gefahr zu laufen, hinterrücks mit irgendwelchen niederen Gründen überfallen zu werden. Der Lottospieler warf sich vor allem vor, dass er sich ohne große Rücksicht auf seine eigene Unsicherheit, die er aufgrund der langen Arbeitslosigkeit haben musste, viel zu forsch in die Welt der arbeitenden Normalos vorgewagt hatte, ohne auch nur einen einzigen Gedanken daran verschwendet zu haben, dass er auch gegen einen Eisberg steuern könnte. Mitseitig war er jedoch gegen diesen Berg geprallt, daran abgeprallt und mit der vollen Breitseite zum Kentern umgeschmissen worden. Indem der Donnerstag vollständig an ihm vorbeizog, blieb der Lottospieler in seiner Wohnung auf dem Sofa hocken und sah fern, ohne wirklich hinzusehen, übersah, was ihm dargeboten wurde; und wer wirklich neben ihm gesessen hätte, wäre auf die Idee gekommen, dass sich der Lottospieler im Wachkoma befände, allein die wenigen Besuche im Badezimmer und in der Küche trübten diese Vermutung. Auf den Gang zur Toilette folgte Warten, auf das Warten eine Mahlzeit, auf die erneut das Warten wartete; ein Kreislauf, den er mangels vorhandener Kraft nicht durchbrechen konnte. Der folgende Freitag lief auf die gleiche Weise ab, und wäre der Samstag nicht der zweite Tag der Woche gewesen, an dem ihn die Hoffnung auf ein besseres Leben beseelte, wäre auch dieser Tag an ihm vorbeigezogen, ohne dass er eine Spur davon zurückbehalten hätte. Doch das Gefühl an jenem Samstagmorgen war nicht das übliche; der Lottospieler erwachte und war in einer nachdenklichen, eingetrübten Geistesverfassung, und nur der geringe Schimmer der Hoffnung auf einen Lottogewinn ließ ihn aufstehen und sein Ritual pflegen, das darin endete, dass er am Abend vor dem Fernseher saß, zweimal drei Richtige hatte und dies nur zur Kenntnis nahm, denn alles außer fünf oder sechs Richtigen hätte ihn an diesem Abend zu keiner echten Freude veranlasst.

Den Lottoschein mit den beiden kleinen Gewinnen auf dem Tisch ablegend, sah er sich in seiner Wohnung um, seufzte auf und begann, langsam und mit mechanischen Handgriffen aufzuräumen, ohne das Ziel zu haben, Ordnung zu schaffen, sondern einfach, weil er es musste, nachdem er mehrere Tage wie ein Müllsammler gelebt hatte. Der Gang unter die Dusche und ins Bett war an diesem Abend wie die Abende zuvor reine Formalität, und der Lottospieler schlief in dieser Nacht ein, ohne sich eines Ziels für sein weiteres Leben bewusst zu sein, das er vor einigen Tagen noch langsam, Schritt für Schritt, entwickelt hatte.

Am nächsten Tag, dem Sonntag, erinnerte er sich daran, dass er am folgenden Dienstag einen Termin beim Vorgesetzten auf dem Amt hatte, und dachte kurz daran, den Termin abzusagen, doch ein kleiner Widerstand in seinem Kopf unterließ diese Handlung; eine innere Stimme sagte ihm, dass er für eine gerechte Fortführung seiner Betreuung kämpfen müsse – gegen alle Widerstände, die ihm in den Weg versperrten. Nach einem uninteressanten Frühstück ging er ans Werk, nahm sich ein Blatt Papier und einen Stift und begann, die notwendigerweise zu erwähnenden Punkte aufzuschreiben, sodass eine einigermaßen vernünftige Argumentation heraussprang, die hoffentlich genug Überzeugungskraft besaß, um die eingeleiteten Vorgänge rückgängig zu machen, denn er wollte und konnte den Worten seines Chefs für zwei Tage nicht trauen, dass dieser wirklich dafür sorgen würde, dass ihm die Leistungen nicht gekürzt werden. Der Glaube daran, dass ein Halsabschneider, auch wenn er einmal offen und ehrlich gegenüber einem anderen erschien, danach immer die Wahrheit sagte, erschien dem Lottospieler als undenkbar, und so sagte er sich, dass nur der Schritt nach vorne wirklich Sinn machte – entgegen der Drohung des manipulativen Chefs, ihn in einem namenlosen Grab zu verschachern. Die erste Hürde zur Tätigkeit überwunden, machte sich der Lottospieler auf, zog sich warme Kleidung an und fuhr in die Stadt – das erste Mal seit eineinhalb Wochen wieder schwarz – zu seinen Kumpels, von denen ihn keiner fragte, wo er die letzten Tage gewesen war; da die Mittagszeit bereits überschritten war, beschäftigte sich jeder der Anwesenden mit sich selbst. Die Begrüßung war nett, keine Frage, aber das Interesse dem anderen gegenüber war danach gleich null, auch wenn einer der Anwesenden fragte, wie viele Richtige der Spieler gestern gehabt hatte – um sogleich nach der Antwort zu verstummen; mit einem ins Nichts gehenden Blick war sich der Lottospieler nicht einmal sicher, ob der Fragende überhaupt die Antwort verstanden hatte. Plötzlich, ohne dass es eine Ankündigung oder einen Anlass gebraucht hätte, sagte einer der Anwesenden, dass er über Umwege gehört hatte, dass einer ihrer Kumpels vor mehreren Wochen tot aufgefunden worden war, und obgleich mehrfach die Köpfe zu dem Sprechenden angehoben wurden, versank diese Mitteilung umgehend in den Köpfen der Anwesenden: Einige nickten, als ob sie das bereits erwartet hatten, andere nahmen einen großen Schluck aus der bereitstehenden Flasche und wieder andere versanken in ihre eigene Gedankenwelt zurück; nur einer von den Anwesenden sah

entgeistert in die Gruppe und fand die ebenfalls suchenden Augen des Lottospielers und blickte diesem lange in die Augen, ohne dass er selbst eine weiterführende Aktion tätigte; es war ein Festhalten mit dem Blick, um nicht in der eigenen, labilen Welt zusammenzubrechen. Diese Situation schien ewig anzudauern, und der Lottospieler empfand diese Augenblicke als Zeichen, dass sie alle zusammen das gleiche Schicksal teilten und bis zum Tode teilen würden, was sie allesamt zu Brüdern im Geiste und im Leben machte. Er zwang sich zu einem aufmunternden Lächeln, doch dann erkannte er, dass sich der andere nach einem kurzen Wackler in seine Welt zurückgezogen hatte und der Moment der stummen Interaktion vorbei war.

Viele Male fragte sich der Lottospieler, was er in dieser Gruppe zu suchen hatte, da sie alle offensichtlich nur das Ziel hatten, nicht alleine den Tag zu Ende zu bringen, doch er hielt bis zum Einsetzen der Dunkelheit durch; kurz danach löste sich die Gruppe allmählich auf; die einen suchten einen Schlafplatz, während die anderen zu ihren Wohnungen gingen, um am nächsten Tag wieder an Ort und Stelle zu erscheinen. Auch der Lottospieler ging nach Hause, doch er war viel zu aufgewühlt, als dass er sich direkt schlafen legen konnte, suchte nach einer Beschäftigung, fand sie erneut im Aufräumen, die jedoch nicht lange genug anhielt; eine innere Anspannung wuchs und wuchs mit jeder Handlung und schließlich blitzte ein Gedanke durch seinen Kopf; er nahm den Kellerschlüssel und ging die Treppen hinab, an einen Ort, an dem er das letzte Mal kurz nach seinem Einzug gewesen war. Die staubige, trockene Luft, die zum künstlichen Licht wie geschaffen wirkte, ließ den Lottospieler mehrmals hüsteln, ehe er sich an beides gewöhnt hatte; langsam ging er Schritt für Schritt den langen, korridorähnlichen Kellerflur entlang, der als optische Täuschung weitaus länger wirkte, als er tatsächlich war. Es war eine verzerrte Wahrnehmung, vor der sich der Lottospieler nicht schützen konnte, da er jedoch von diesen Erlebnissen bereits mehrere in seinem Leben gehabt hatte, war es ihm, als wäre diese klaustrophobisch anmutende Reaktion viel eher der Grund, warum er so gut wie nie hier herunterkam, als das eigentliche, das sich hinter der abgeschlossenen Türe seines Kellerbereichs verbarg.

Da er zugeben musste, keine Ahnung zu haben, wonach er suchte, schloss er mit einem kräftigen Ruck das Schloss auf, drang in das seit mehreren Jahren unberührte Reich seines Kellerraumes ein, ließ das zimmereigene Licht aufblitzen und sah sich um, als wäre er noch niemals in diesem Raum gewesen. Überall standen Gegenstände herum, die seit langem auf den Müll gehörten, allein wenige Dinge erschienen auf den ersten Blick behaltenswert; sein altes, verrostetes Fahrrad zur Seite schiebend, fand er seine alte Plattensammlung, die jedoch einen Plattenspieler voraussetzte, den er jedoch nicht mehr besaß, sodass die Aufmerksamkeit des Lottospielers über weitere Gegenstände wanderte, ehe eine alte Stehlampe seine Aufmerksamkeit erregte. Seltsamerweise fragte er sich, warum es ausgerechnet die Stehlampe war, da er sich nicht daran erinnern konnte, in seiner Wohnung zu wenig Licht zu haben, doch mit einem größeren Schritt über einige kleine Kartons

hinweg stand er unmittelbar neben der Lampe, pustete mit voller Lungenkraft über den metallenen Schirm, hielt seinen Kopf zur Seite, als er sah, wie viel Staub auf dem Schirm gelegen hatte und der sich nunmehr in der Luft vor ihm verteilte, hob den Ständer der Lampe an und transportierte diese in den vorderen Bereich des Raumes, dort, wo im Eingangsbereich noch nicht alles vollgestellt war. In dem gleichen Augenblick, in dem ihm die zur Lampe passende Geschichte aus seiner Vergangenheit in Erinnerung kam, erblickte er in einem beiseitestehenden Regal einige alte Schuhe; auch seine alten, ausgelatschten Wanderschuhe waren darunter und sogleich vermischten sich die Erinnerungen der letzten Wanderung mit denen aus der Vergangenheit und die Stehlampe war bereits vergessen. Einige Blicke weiter in einen geräumigen Teil seiner Vergangenheit beschloss der Lottospieler, den Keller aufzuräumen, um so einerseits Ordnung in seine Erinnerungen zu bringen, aber auch um andererseits alte Dinge neu zu finden und zugleich Platz für neue Dinge an diesem Ort der Aufbewahrung zu schaffen. Mühselig und in kleinteiliger Arbeit verging der Abend, sodass der Lottospieler nicht merkte, dass es bereits mitten in der Nacht war, als er einen Großteil des Kellerraumes aufgeräumt hatte, ohne zugleich fertig zu sein.

Beim Aufräumen und Durchsehen war er auf vielfältige Gegenstände gestoßen, von denen er entgegen seiner ersten Vermutung beim Wegräumen vor Jahren Gebrauch machen konnte, schleppte diese in vier Gängen in seine Wohnung und verteilte sie dort sinngemäß, sodass er erst weit nach Mitternacht ins Bett ging, was ihn irritierte, doch die Beschäftigung seines Geistes und auch seines Körpers ließen die sonst so abendfüllende Müdigkeit vermissen, die ihn in der Regel kurz nach neun Uhr abends übermannte. Trotz seiner Überdrehtheit am vorherigen Abend war das Erwachen am nächsten Tag ein selbständiges Erlebnis, das keinerlei Verbindung zu der Aufbruchsstimmung im Keller zu haben schien. Es war deutlich später als sonst, und indem er langsam in die Gänge kam und ein kurzes Frühstück einnahm, verließ er mit mechanischer Vorgehensweise die Wohnung, tauschte den Lottoschein gegen seinen zustehenden Gewinn ein und machte sich schwarzfahrend auf den Weg in die Innenstadt und kam erst so richtig zu sich, als er darüber erleichtert war, dass die Kontrolleure erst im Hauptbahnhof und nicht bereits davor in die Bahn eingestiegen waren, die er genommen hatte. Zu seinen Kumpels gehend, suchte er in seinen Taschen mit seinen Fäusten nach Halt, denn es war eisig draußen und obwohl der Platz, wo sie sich alle trafen, windgeschützt lag, hatte sich eine winterlandschaftliche Kälte bodennah zu ihnen gesellt, sodass die meisten seiner Kumpels von einem auf das andere Bein traten, ohne dabei jedoch den Blick vom Boden oder aus der Leere zu nehmen. Einige begrüßten den Lottospieler und dann doch wieder keiner so richtig, niemand nahm Notiz davon, dass er an diesem Tag spät herüberkam; es war, als ob seine Anwesenheit nichts, aber rein gar nichts veränderte, ein Mann mehr in der Runde. Es vergingen nur wenige Augenblicke, da begann auch der Lottospieler von einem auf das andere Bein zu treten, blickte dabei aber in die leeren Gesichter der anderen, sah,

wie zuweilen getrunken, an einer Zigarette gezogen oder die dreckige Hand auf ein erkaltetes Ohr gelegt wurde, aber nichts deutete darauf hin, dass es voranging – und innerlich verlangte es dem Lottospieler, dass es voranging. Er brauchte keine dreißig Minuten, um zu merken, dass er nicht mehr vor Ort sein wollte, sondern woanders, nicht mehr unter seinen Kumpels, sondern unter anderen Menschen, nicht mehr schweigend in der Runde stehend, sondern aktiv im Gewühl mitgehend.

Während er sich von jedem einzelnen verabschiedete und nur von einem einen merkwürdigen Blick erhielt, der die Verwunderung ausdrückte, dass der Lottospieler nach einem so kurzen Aufenthalt bereits wieder gehen wollte, spürte der Lottospieler, wie er zugleich die Bindung aufgab, die er bisher zu seinen Kumpels gehabt hatte; und im Innern wusste er bereits, dass er niemals wieder zu ihnen zurückkehren würde, da er sich für immer von ihnen und dem schweigsamen Kreis gelöst hatte. Nicht, dass er sie nicht mehr mochte, es waren alles für sich selbst gesehen feine wie auch arme Kerle, doch sie hatten keine Gemeinsamkeit mehr; dafür war das Erwachen im Lottospieler zu groß gewesen: Das Leben war in ihn zurückgekehrt und er hatte gemerkt, wie sehr er das normale Leben in der Gemeinschaft der normalen Menschen vermisst hatte.

Diese lebensverändernde, scharfe Trennung vollziehend, verschwand er im Bahnhof und ließ seine nunmehr Ex-Kumpels alleine zurück, suchte einen Weg zu einem Imbissstand und kaufte sich von dem Geld, das er am Morgen eingetauscht hatte, etwas Deftiges zu essen. Während er stehend die warme Mahlzeit zu sich nahm, untersuchte er die vorbeigehenden Menschen, versuchte, deren Leben im Vergleich zu seinem zu bewerten, und empfand umso mehr die Abwesenheit einer geregelten Arbeit als den entscheidenden Makel, der ihn von den meisten anderen unterschied – wobei ihm völlig gleichgültig war, ob jemand glücklich oder frustriert über seine Arbeit war. Als er die Mahlzeit beendet hatte, warf er die benutzten Papiertücher in den bereitstehenden Mülleimer, zog sich eine Fahrkarte und machte sich auf den Weg in sein Stadtviertel, stieg aus, wanderte ziellos durch die Straßen und fuhr, als er nach dieser kleinen innerstädtischen Wanderung nach Hause kam, fort, den Keller aufzuräumen, der in neuem Sortierglanz erstrahlte. Das alte Gerümpel aus seinem Keller entfernend und die zwei brauchbaren Gegenstände, die er noch gefunden hatte, nach oben tragend, begann er, seine eigene Wohnung umzustellen, die wenigen Kleidungsstücke, die er hatte, zu waschen und sich ein schmales Abendbrot zu machen, ehe er den Fernseher anschaltete und bis in die späten Abendstunden Sendungen anschaute, die er mit jedem Mal interessanter fand.

Nach diesem verbrachten Montag ging der Lottospieler ins Bett und war nicht wenig über die Tatsache erstaunt, dass er sein altes Leben gegen ein weitaus durchschnittlicheres eintauschen wollte, da er sich in der Zeit mit seinen Kumpels zwar nie glücklich, aber auch nie verloren gefühlt hatte. Insgeheim bedrängte ihn eine bisher unbekannte Angst, nach dem Bruch mit seinen

Weggefährten den Weg zurück in die Normalität verbaut zu sehen, sodass er am Ende ohne eine helfende Hand und in reiner Isolation dastünde.

Dieser Gedanke beschäftigte ihn, bis er eingeschlafen war, und als der Wecker am nächsten Morgen um halb acht klingelte, fühlte er sich verschlafen und ohne die nötige innere Ruhe, um dem Vorgesetzten seiner Beraterin auf dem Arbeitsamt mit der gewollten Entschlossenheit zu begegnen, doch da er letzte Woche den Termin festgesetzt hatte, zwang er sich aus dem Bett und versuchte ein letztes Mal, seine Argumente für das zu erwartende Streitgespräch zu sortieren, nahm seine handschriftlichen Zettel zur Hand, machte sich nebenbei fertig und verließ seine Wohnung in der Hoffnung, die Leere seiner Hände zu vertreiben, mit der er stets vom Arbeitsamt wieder nach Hause kam. Die Fahrt zum Arbeitsamt bis zum Eintritt in das Büro des Vorgesetzten verging wie im Flug; kein lästiges Warten auf dem Amt, da er einen festen Termin hatte, worauf er sogar persönlich ins Büro eingeladen wurde. Als er sich in den ihm angebotenen Stuhl setzte und zusah, wie sich sein Gegenüber auf die andere Seite des großen Schreibtisches setzte und dem Lottospieler zuneigte, hatte der sich eigentlich Beschwerende das meiste seiner Argumentation vergessen und wunderte sich ein wenig darüber, dass er das abweisende Verhalten der Beraterin verziehen zu haben schien.

»Wissen Sie«, sagte der Lottospieler, nachdem der Vorgesetzte ihn gefragt hatte, was er denn von ihm wolle, »eigentlich war es meine Absicht, mich über das Vorgehen einer Ihrer Mitarbeiterinnen gegenüber mir zu beschweren, doch wenn ich darüber nachdenke, ist das alles Schnee von gestern. Vielmehr weiß ich kaum mehr, warum ich diesen Termin nicht abgesagt habe – vielleicht suche ich einfach nur nach einer Möglichkeit, wieder zurück in mein altes Leben zu kommen, jenes vor meiner Arbeitslosigkeit, und hoffe, diese Möglichkeit bei Ihnen zu finden, obwohl ich auf der anderen Seite aber auch weiß, dass Sie mir sicherlich kaum mehr anbieten können als Ihre Mitarbeiter. Ach wissen Sie, vielleicht gehe ich besser wieder nach Hause und hoffe, dass es irgendwann besser wird, denn…«

»Ich kann Sie verstehen«, antwortete sein Gegenüber, nachdem der Lottospieler den letzten Satz nur noch in Gedanken vollendet hatte, »und kann mir vorstellen, dass fehlende Hoffnung auf Besserung das Schwierigste ist, mit dem ein Mensch konfrontiert werden kann, aber dennoch – oder gerade deswegen ist es unerlässlich, dass man, selbst ohne Hoffnung, den Kampf nicht aufgibt, zurück ins Leben zu finden, so seltsam sich das anhören mag.«

»Wie kann man ohne einen Schimmer Hoffnung kämpfen?«, fragte der Lottospieler und bekam das Gefühl, dass auch dieses nur scheinbar aufmunternde Gespräch ins Leere führen würde: in die Leere seines bisherigen Alltags.

»Ich besorge mir mal Ihre Akte«, antwortete der Abteilungsleiter, stieß sich mit beiden Händen vom Schreibtisch ab und ging seitlich aus dem Raum in ein anderes Büro, »dann können wir

gemeinsam nachschauen, welche Möglichkeiten vielleicht noch in Ihnen stecken, die wir vielleicht bisher übersehen haben.«

Während der Vorgesetzte seiner Beraterin für einige Minuten verschwunden war, machte sich der Lottospieler keinerlei Hoffnungen, dass dies wirklich geschehen würde, vielmehr suchte er nach Möglichkeiten, sich gegen die traurige Wirklichkeit schützen zu können, die ihm gleich präsentiert würde.

»Wie ich sehe«, begann der Vorgesetzte unverzüglich, als er erneut in den Raum eintrat, »haben Sie letzte Woche eine Anstellung für zwei Tage erhalten und dabei eine sehr gute Bewertung erhalten.«

»Wenn er wüsste«, dachte sich der Lottospieler und wunderte sich nur ein kleines bisschen, dass dieser Eintrag so falsch war und dennoch positiv für ihn herüberkam, doch wenn er an seinen letzten Chef dachte…

»Ich sehe, Sie sind kein Verweigerer«, fuhr der Vorgesetzte fort, und der Lottospieler bemühte sich, ihm zuzuhören, »doch in Ihrer Branche sieht es schlecht aus, und auch wenn Sie einige Fort- und Umschulungen gemacht haben, befürchte ich, dass Sie ein wenig zu alt sind, um interessant für die Firmen zu sein, die eine langfristige Perspektive für den Arbeiter bereitstellen wollen.«

»Ich glaube nicht«, wandten sich die Gedanken des Lottospielers erneut von dem Gesagten ab, »dass es daran liegt, sondern dass bei jüngeren Mitarbeitern die Belastungs- und Erwartungsgrenze viel weiter auseinanderliegt als bei älteren, daher…«

»Vielleicht gibt es die Hoffnung, dass wir Sie in einem befristeten Arbeitsverhältnis unterbringen, das dann zu einem beständigen wird«, sagte der Vorgesetzte und schien mit seinen gewählten Worten zufrieden zu sein, »und wir werden uns auf jeden Fall bei Ihnen melden, wenn es so weit ist. Bis dahin…«

»Ich weiß, ich soll den Kopf nicht hängen lassen und bla bla bla«, dachte sich der Lottospieler und überhörte die letzten Worte des Vorgesetzten, mit denen er aus dem Büro hinauskomplimentiert wurde, ohne sich gegen die vorherige Misshandlung durch die Sachbearbeiterin aufgelehnt zu haben.

Ohne auch nur ein klein wenig mehr als vorher in der Hand zu haben, verließ der Lottospieler das Gebäude und suchte mit seinem Blick irgendwo Halt, fand ihn in einem Kiosk, der an der Mündung einer Seitenstraße stand und dessen Existenz inmitten der geradlinig nach oben schießenden Häuserschluchten eher seltsam anmutete. Er fragte sich, ob er vielleicht schon heute Lotto tippen solle, um das vergessen zu können, was in der letzten Woche mit ihm geschehen war, doch er rang sich nieder, erzählte sich immer und immer wieder, dass er nur den Jackpot gewinnen könne, wenn er sein Ritual nicht beschmutze, und obgleich er in die Richtung des Kiosks gehen musste, um zu seiner Bahn zu gelangen, machte er einen großen Bogen, lief mehrere Querstraßen entlang und bog schließlich zwei Querstraßen später wieder auf jene Straße ein, die direkt zum Jobcenter und

an dem besagten Kiosk vorbeiführte. Es fiel ihm auf, als er in der Bahn saß und Richtung Hauptbahnhof fuhr, dass er ein weiteres Mal einem Konflikt aus dem Weg gegangen war: zuerst das geplante und auch gut vorbereitete Streitgespräch mit dem Abteilungsleiter und dann dieser innere Kampf mit sich selbst, am Kiosk vorbeizugehen, ohne Lotto zu spielen.

»Was ist nur mit mir los?«, fragte sich der Lottospieler und ärgerte sich darüber, dass in seinem Innern scheinbar ein alter, längst vergrabener Teil erwacht war, der kampfeslustig den Streit mit der Welt anfangen wollte. Dies schien der Grund zu sein, warum der Lottospieler immer aktiver wurde und Langeweile vermied, auch bei seinen Kumpels, deren Schweigen ihm noch nie negativ oder gar störend aufgefallen war; in ihm war ein Teil seines Selbst wiederauferstanden, den er für tot gehalten hatte, und da er sich in der wahren Welt nun mehrfach einen Tritt in den Allerwertesten abgeholt hatte, wollte er, nein, bettelte er darum, dass dieser eine Teil von ihm verschwinden möge, denn er brachte ihm nichts anderes als Unruhe ins Leben, das unruhig noch weitaus weniger zu ertragen war als ruhig. Einem inneren Trieb folgend, stieg er am Hauptbahnhof aus, und anstatt in seine nach Hause führende S-Bahn zu steigen, ging er ohne Umwege in einen Bahnhofskiosk, kaufte mehrere Flaschen Bier und ging entgegen seines früheren Entschlusses zu seinen Kumpels zurück, die er gestern für immer verlassen hatte. Indem er jedem ein Bier reichte und sich die meisten auch für die Spende bedankten, köpfte er seines, setzte an und trank die Flasche in zwei Zügen leer. Erst als er die dritte Flasche in einem ähnlichen Tempo ausgetrunken hatte, wagte er langsamer zu machen, da der Alkohol von innen wärmte und es ihm nichts mehr ausmachte, inmitten dieser Menge von Gleichgesinnten zu stehen, ohne viel sagen oder nachdenken zu müssen.

Der restliche Dienstag verstrich ohne nennenswerten Zwischenfall und während die aufkommende Kälte mit Alkohol eingedämmt und gegen eine Übernahme des Körpers bekämpft wurde, spürte der Lottospieler trotz der zunehmenden Trunkenheit eine Leere in sich aufkommen, die er nur einmal, kurz nach seiner Entlassung, in dieser Tiefe und Traurigkeit verspürt hatte.

Da sie alle in einem Kessel vor dem Wind geschützt standen, spürte er die wütende, steife Brise erst, als er aus der S-Bahn geschmissen wurde, da er weder einen Ausweis noch eine Fahrkarte bei sich hatte und aufgrund der Alkoholfahne als schwarzfahrender Penner eingestuft wurde; zu seinem Glück wurde er nur rausgeschmissen, denn damit erbot sich die Gelegenheit, zwar in Eiseskälte eine Viertelstunde warten zu müssen, aber die nachfolgende Bahn würde keine Kontrolleure mit sich führen, sodass er nach Hause kam, ohne auf einem Polizeirevier vorstellig werden zu müssen.

Sogleich nach dem Nachhausekommen ging der Lottospieler ins Schlafzimmer, entledigte sich seiner nass-feuchten Kleidung und legte sich schlafen; inmitten der Nacht musste er zweimal aufstehen, um einerseits die Toilette zu besuchen und andererseits mit Wasser den ekligen

Geschmack im Mundraum zu bekämpfen, den der Alkohol hinterlassen hatte. Der folgende Morgen war grauenhaft und eiskalt, denn der Lottospieler hatte in der Nacht vergessen, die Heizung ein wenig aufzudrehen, und zudem bei gekipptem Fenster geschlafen. Sich zunächst kaum erheben könnend, wuchtete er mit einem Mal und im Aufbringen seiner gesamten Kräfte seinen Körper nach oben, spürte den stechenden Schmerz in seinem Kopf, aber auch in seinen Gliedern, und zog sich so schnell wie möglich an, schloss das Fenster und duschte im Badezimmer heißer und länger als gewöhnlich, um die Kälte aus seinem Körper zu vertreiben.

Das Heraustreten aus der Dusche war dann ebenso grausam wie das Erwachen, da er auch im Badezimmer keine Heizung angemacht hatte, und nach einem schnellen Abrubbeln des Körpers und halbnassen Anziehen waren die Malheurs des Morgens zunächst vorbei. Es war erneut Mittwoch und es fühlte sich überhaupt nicht nach einem an, dachte sich der Lottospieler und versuchte, Programm nach Plan zu machen, frühstückte, trank Kaffee und verließ das Haus in Richtung Bank, um das nötige Geld für das Lottospiel abzuheben. Es war ein diesiger Morgen, der Nebel lag in Bodennähe und versagte dem Beobachtenden den Blick hinter die nächste Häuserreihe; kaum mehr als einhundert Meter reichte die Klarheit des Blicks, ehe die weiße Wand das Dahinterliegende verschloss. Die Bank, in der er das Geld am Automaten ziehen wollte, lag etwas abseits, in einem kleinen Gebäude am Rand einer kleinen Einkaufspassage, und als er in den vor dem Wetter geschützten Vorraum eintrat, sah er, dass noch zwei andere vor ihm Geld ziehen wollten. Der erste, ein feister Mann in seinem Alter, war soeben fertig, und aus den Augenwinkeln sah der Lottospieler, dass dieser nur wenig Bargeld abgehoben hatte; es waren keine fünfzig Euro. Mehr würde er auch nicht abheben, einerseits, weil er nicht viel auf seinem Konto hatte und andererseits, weil er wusste, dass er mit in seiner Tasche verfügbarem Geld nicht so auskommen würde wie mit dem Geld, das sicher auf seinem Bankkonto lag. Eine alte Frau war als Nächstes an der Reihe, schob leicht zitternd ihre Karte in den Automatenschlitz und brauchte sehr lange, bis sie sich auf dem Touchscreen zurechtfand; eine innere Stimme wollte den Lottospieler anleiten, der Frau bei der Bedienung zu helfen, doch die Frage war, wie die ältere Dame diese Annäherung verstehen würde – gerade in einer Bank. Somit beobachtete der Lottospieler jede Handbewegung der alten Dame, suchte mit seinen Augen den PIN der alten Dame zu erraten und musste feststellen, dass die Apparatur für eine seitliche Spionage gut geschützt war, sodass er wartete, was weiterhin geschehen würde. Zunächst betrachtete er den Kontoauszugsapparat und wollte bereits auf diesen zutreten, um sich seine Warterei mit dem Drucken der Auszüge zu vertreiben, als der Bankautomat begann, der alten Dame die Karte zurückzugeben und das abgehobene Geld vorzusortieren, um es dem Abhebenden als Auszahlung darzureichen.

Als das Geld dann aus dem Schlitz in Reichweite der alten Frau kam, staunte der Lottospieler nicht schlecht, denn es mochten mehrere große Scheine sein, die die Frau abhob, und insgeheim

vermutete der Lottospieler, dass dies eine der alten Frauen war, die dem Geld auf der Bank weniger trauten als dem Geld, das unter ihrem Kopfkissen lag. Unterbewusst hatte er bereits die Konstitution der alten Frau eingeschätzt, trat freundlich zur Seite, als die Frau sich zum Ausgang drehte und dabei das Portemonnaie in ihrer großen Tasche verstaute, und tat, als wären ihm die vergangenen Aktionen nicht aufgefallen; er orientierte sich zum Bankautomaten, holte seine Karte hervor und steckte sie in den Schlitz, ohne die alte Dame aus den Augenwinkeln zu verlieren und um abzuschätzen, wohin sie ging. Schnell drückte er auf das Feld mit der Anzeige des Kontostandes, hob kein Geld ab, sondern ließ sich die Karte zurückgeben, packte diese in seine Tasche und verließ die Bank, ohne auch nur eine Transaktion getätigt zu haben. Die Frau hatte sich eiligst von der Bank entfernt und schien für ihr Alter über die Maßen rüstig zu sein, denn der Nebel hatte sie beinahe gänzlich verschluckt, aber als der Lottospieler den wehenden Mantel der Frau entdeckte, verfolgte er sie und suchte in seinen Gedanken bereits eine Stelle, an der er die Tasche der alten Frau fassen konnte, ohne dass ihn jemand dabei beobachtete. Doch die ganzen Gedanken um einen möglichst guten Tatort wurden obsolet, als die Frau ihm den Gefallen tat und den Weg durch einen kleinen Park antrat, der seit Jahren für seine zugewachsenen Wege bekannt war, sodass der Lottospieler sich sicher sein konnte, dass er im Verbund mit dem heftigen Nebel unerkannt die Tasche der alten Frau aus den Händen reißen konnte, um mit der Beute schnellstmöglich abzutauchen. Langsam und mit jedem Schritt erhöhte er seine eigene Geschwindigkeit und hatte die Distanz bis auf dreißig Meter verkürzt, als die Frau in den Park trat und er ihr folgte; der Lottospieler wusste, dass es gleich mehrere gute Stellen gab, an denen er sein Glück versuchen konnte, und trotz des berüchtigten Ortes, an dem bereits mehrere Raubversuche stattgefunden hatten, blickte sich die alte Frau nicht einmal nach dem Lottospieler um; sie ging einfach immer weiter geradeaus und machte es dem Anpirschenden mehr als einfach.

»Noch eine Wegbiegung und sie ist am richtigen Ort«, dachte sich der Lottospieler und war bereit, den finalen Sprung zum Angriff zu machen, als ohne Ankündigung von der Seite ein Mann mit Hund auf den Weg trat, wodurch sich die alte Frau ungemein erschrak, und selbst der Lottospieler suchte Deckung hinter einem Baumstamm, der ihm Schutz vor dem Entdecktwerden bot.

»Müssen Sie arme Frauen wie mich erschrecken?«, klagte die alte Frau den Mann mit Hund an, und dieser entschuldigte sich mit dem schlechten Wetter, den damit verbundenen Sichtbedingungen und dem Umstand, dass er sie auch erst in dem Moment gesehen hatte, als sie bereits direkt vor ihm stand. Schnell stob diese leicht feindselige Situation auseinander, die Frau ging weiter ihres Weges und der Mann mit dem Hund war derart mit der Führung seines gleichsam erregten Begleiters beschäftigt, dass er keine Notiz von dem Lottospieler nahm, der sich verdächtigerweise hinter einen Baum versteckt hatte und das Geschehen von dort beobachtet hatte. Tief und heftig durchatmend, suchte der Lottospieler nach Halt und fand diesen im Baum; er brauchte einige

Momente, ehe er zu realisieren vermochte, dass er kurz vor einem schwerwiegenden Verbrechen gestanden hatte, das er ohne Kontrolle über die eigene Handlung vollzogen hätte – als wäre er nicht mehr Herr seiner selbst. Geschockt von den Ereignissen und Gedanken, die er gehabt haben musste, um so weit zu gehen, die er jedoch in allen Einzelheiten nicht zu rekonstruieren wusste, ging er zitternd aus dem Park und zurück zur Bank, schob seine Karte in den Automaten und tat das, was er eigentlich vorgehabt hatte – allein ein schier unglaublicher Zufall hatte ihn davor bewahrt, zu dem zu werden, was einigen seiner alten Kumpels widerfahren war: das Abrutschen in das kriminelle Milieu, aus dem nur der baldige Tod, eine abenteuerliche Flucht oder die Verhaftung herausführte.

Viele seiner alten Weggefährten hatte er von heute auf morgen nicht mehr gesehen und bei denen, wo die Umstände aufgeklärt werden konnten, waren es zumeist Strafdelikte, die zum Ende des sozialen Lebens in Freiheit führten. Auf dem Weg nach Hause spürte er eine tiefe Erleichterung aus dem Inneren seines Körpers, eine Ermattung seines aufgebrachten Geistes, der nunmehr dankbar dafür war, dass es nicht zu dieser Tat gekommen war; langsam betrat er das Haus, in dem er wohnte, nahm die Post mit nach oben, warf die Werbung auf den Tisch, öffnete den einzigen Brief, der von Wichtigkeit schien, doch als dieser auch nur Werbung enthielt, legte er sich seufzend auf das Sofa und zog die Wolldecke über seinen Kopf, als müsste er sich vor der Welt, aber vor allem vor sich selbst verstecken.

Bis zum späten Nachmittag blieb er auf dem Sofa liegen und versuchte, einen Zugang zu seinem Verhalten an den letzten beiden Tagen zu finden, doch immer, wenn er einen scheinbaren Grund gefunden hatte, entpuppte sich dieser als haltlose Rechtfertigung, die allein für das eigene Empfinden wirksam war. Auch wenn nichts passiert war, kein Verbrechen stattgefunden hatte, brauchte er diesen Grund, um für sich selbst sicher sein zu können, dass es zu einem solchen Kontrollverlust nicht mehr kommen würde; doch je mehr er darüber nachdachte, desto verworrener wurden seine Gedanken, sodass er schlussendlich keine Ahnung mehr hatte, über was er sich eigentlich Gedanken machte: über sein Verhalten, über das unglaubliche Glück oder über die Schuldhaftigkeit, die in der Absicht lag, ein Verbrechen zu begehen. Als er zur Ablenkung den Fernseher anschaltete und ohne Aufmerksamkeit die Nachrichten des Tages sah, erkannte er, dass er bisher keinen Lottotipp abgegeben hatte; sein Puls schoss massiv in die Höhe, er schoss schnell auf, zog sich seine Jacke und seine Schuhe an, sprang mehr, als dass er lief, die Treppe hinab, und trotz dessen, dass es noch drei Stunden bis zur Ziehung der Lottozahlen war, fühlte er sich wie ein gehetztes Tier auf der Flucht, die es viel zu spät angetreten hatte. Schnell und hastig füllte er einen Lottoschein aus, gab diesen ab und zahlte seine Rechnung; erst danach konnte er sich ein wenig entspannen und ging einen kleinen Umweg zurück nach Hause. Auf dem Weg fiel ihm ein, dass er nur noch sehr wenig im Kühlschrank hatte, drehte auf dem Bürgersteig um, ging zur Bank, zog

einen kleinen Schein und ging das Wichtigste einkaufen, wobei es ihm schwerer als sonst fiel, an den Flaschen mit den alkoholischen Getränken vorbeizugehen. Die Enge seiner Wohnung war erdrückend, als er sich nach dem Einkauf auf dem Sofa ausruhte, und da er es nicht bis zur Ziehung der Lottozahlen liegend und fernsehend aushalten konnte, suchte er sich eine Beschäftigung und fand sie im Betrachten von alten Fotos, die er in seinem Keller gefunden hatte.

Welch seltsame Zeit seine Ehe doch gewesen war, so im Rückblick, dachte er sich und suchte nach einer Verbindung zwischen seinem aktuellen und seinem zurückgelassenen Leben. Seine Frau war inzwischen erneut verheiratet und schien mit ihrem neuen Lebenspartner mehr als glücklich, und umso mehr hasste er in diesem Moment jenen Menschen, der ihn entlassen hatte, der ihm zugleich seine Frau raubte und sein zwar unspektakuläres, aber dennoch sinnstiftendes Leben abtötete. Sich die Schuld einzugestehen, dass er nach seiner Entlassung die Trennung und Scheidung mit seinem Verhalten initiiert und forciert hatte, war kein Gedanke für den Lottospieler, der an der fixen Idee innerlich hochkochte, dass ein anderer Mensch sein Leben aus einem niederen Grund zerstört hatte. Derartige Gedanken waren dem Lottospieler noch nie gekommen, und als er diese Ungewöhnlichkeit bemerkte, fühlte er sich seltsam dabei, einen anderen Menschen für seine eigene Lebensentwicklung zur Verantwortung zu ziehen. Dass jedwede institutionelle Hilfe von außen versagt hatte und die Angestellten dieser Ämter nicht immer freundlich zu ihm waren, hatte er bisher ohne größere Ausraster verkraften können, doch diese drei seltsamen Gefühlswelten – erst die mit Bier angereicherte Rückkehr zu seinen Kumpels, dann der eiskalt geplante Überfall, aus dem zum Glück nichts wurde, und schließlich diese zornige Wallung seines Hasses – irritierten ihn. Ohne Antworten auf seine Fragen zu finden, verbrachte der Lottospieler die Zeit bis zur Ziehung der Lottozahlen mit seinen Gedanken, und kurz vor dem Beginn der Ziehung schaltete er glücklicherweise seine richtungslosen Gedanken ab; mit weniger Hoffnung als sonst schaute er die Ziehung, freute sich dieses Mal über einen Dreier, als hätte er fünf Richtige, und verstand sein Innenleben noch weniger als zuvor.

»Vielleicht brauche ich eine Auszeit vor mir selbst«, fragte er sich selbst, doch was in einer solchen Krise vor allen anderen Dingen von Wert war, besaß er nicht: einen befreundeten Menschen, mit dem er sich darüber aussprechen konnte; er fühlte sich wie ein Stausee, dessen Mauer einfach immer höher gemauert wurde, wenn neues Wasser anrauschte. Wo war der Kanal, über den das angestaute Innere, die mitgetragene Last, abfließen konnte?

Den gesamten Abend dachte er über das Alleinsein nach und kam zu keinem wirklichen Schluss, außer, dass er sich eingestehen musste, alleine zu sein – was die Chance beinhaltete, etwas dagegen zu tun, auch wenn der Lottospieler nicht wusste, wie er das anstellen sollte. Seinen Kumpels vom Bahnhof zu beichten, wie er fühlte und welche Sorgen er hatte, hielt er für überflüssig, und zugleich wusste er, dass jeder von ihnen ähnlich gelagerte Probleme mit sich herumtrug, die allesamt

unbearbeitet und ohne Beachtung waren. Der Lottospieler hatte seit seiner Entlassung bis zu diesem Tage ebenfalls das meiste unbearbeitet gelassen, doch im Erkennen dieser Fehltaten brach die Welt über seinen Kopf zusammen – und anstatt aus den Trümmern wieder aufzustehen, duckte er sich und hielt die Arme schützend über sich. Mochte ihn die Außenwelt auch zu einem bestimmten Verhalten zwingen, hatte sie immer noch seine Schutzbarriere zu durchbrechen, was keine leichte Aufgabe war. Im Gegenteil, diese Schutzbarriere, die den Lottospieler davor bewahrte, seine Lage in der Gesellschaft wahrzunehmen, verhinderte eine Annäherung beider Seiten. Erst als sich der Lottospieler seiner Außenwelt näherte, verschaffte er sich die Möglichkeit, mit ihr in Kontakt zu treten – im Gegensatz zu seinen Kumpels, die diesen Kontakt wohl nie mehr herstellen konnten. Der Lottospieler befand sich in einem Zwischenzustand von Aufbruch und vollkommenem Rückzug und die Entscheidung vermochte er nicht selbst zu treffen – diese Entscheidung konnte ihm nur die Gesellschaft abnehmen, da ihm selbst der Mut fehlte, einen wie auch immer gearteten Weg zu gehen.

Trotz des diesigen Wetters und des großen Risikos von Regen an diesem späten Abend legte sich der Lottospieler entgegen seiner Gewohnheiten nicht zum Schlafen auf das Sofa, sondern warf seine wärmste Jacke über und ging hinaus auf die Straße, diese entlang, und versuchte, Abstand von den Gedanken und den Problemen des Tages in der Bewegung zu finden, doch so einfach wollte das Umschalten nicht gelingen. Zwei Jugendlichen, die ihn um eine kleine Spende für den Abend baten, knurrte er entgegen, dass er selbst kein Geld habe, und ging an ihnen vorbei, die Straße hinab, dann die nächste Straße und die nächste, und kam erst wieder zu sich, als er gegenüber jenem Gebäude stand, in dem er Tage zuvor für die Chance auf einen Neuanfang gearbeitet hatte. Wie gerne würde er jetzt dort einbrechen, dachte sich der Lottospieler, die Treppe hinaufgehen und im Zimmer mit den Akten ein Chaos anrichten, das um einiges schlimmer war als jenes, das er sortiert hatte, doch eine weitere Schwäche erlaubte er sich an diesem Abend nicht, sammelte sich, atmete tief durch und trat den Rückweg an, da die Uhr bereits weit nach zehn Uhr anzeigte und die Luft mit der Zeit empfindlich kalt wurde.

Aus im Nachhinein nicht nachvollziehbaren Gründen ging er trotz der spürbaren Kälte nicht den direkten, kürzesten Weg nach Hause zurück, sondern nahm einen kleinen Umweg, machte einen leichten Bogen um die ursprüngliche Route und gelangte in ein nahes Wohngebiet, in dem kleine Reihenhäuser standen, in denen vor allem Familien mit Kindern wohnten, wobei das den Familien zur Verfügung stehende Gehalt dennoch sehr begrenzt war. In diesem Augenblick des Erkennens, dass selbst dieses einfache Leben mit der eigenen Familie ein nicht mehr zu erreichender Traum für ihn war, ging der Lottospieler einen Schritt schneller, um nach Hause zu gelangen, bevor er sich selbst verlor.

Just in diesem Moment tönte eine wohlklingende Stimme an sein Ohr, und als er die junge Frau auf dem Bürgersteig erkannte, die ihn soeben angesprochen hatte, hielt er im Schritt ein und gab ihr somit die Gelegenheit, ihr Ansprechen zu erklären.

»Entschuldigen Sie die Störung«, begann die junge Frau ohne eine Spur Zurückhaltung oder Reserviertheit gegenüber dem Lottospieler, »aber Sie sehen wie ein starker Mann aus! Mein Mann und ich ziehen gerade in dieses Haus da vorne und wir brauchen jemanden, der uns hilft, einen Teil des Wohnzimmerschranks hineinzutragen; er ist zu schwer zum Tragen für mich. Würden Sie uns dabei helfen?«

Ohne zu zögern sagte der Lottospieler seine Hilfe zu und wunderte sich nicht wenig über seine schnelle Zusage, hörte sich vom Mann der jungen Frau an, wie dieser das schwere Unterteil des Schranks zu nehmen gedachte, spürte selbst die grenzwertige Last, als er den Unterbau zusammen mit dem Mann anhob, doch ohne ein Wort der Klage überstand er den Transport ins Haus, obgleich ihm viele seiner Muskeln bis brannten. Die beiden meinten, dass er bei den restlichen schweren Gegenständen beim Tragen nicht helfen brauchte, fuhr der Lottospieler fort, den Neueinziehenden zu helfen, ohne selbst etwas davon zu erwarten; er war viel zu froh darüber, einer Beschäftigung nachzugehen, die ihn von seinen allzu selbstzweifelnden Gedanken wegbrachte, und als er nach mehr als einer Stunde stark schwitzend den letzten Gegenstand aus dem gemieteten LKW ins Haus trug, feierte er innerlich ein klein wenig den Abschluss dieser Etappe des Umzugs mit. Erst als die junge Frau den Lottospieler bat, doch mit ihnen noch etwas zu essen und zu trinken, wollte der Eingeladene dankend absagen, doch die junge Frau wollte den Helfenden nicht gehen lassen, ohne ihn wenigstens angemessen bewirtet zu haben. Der Lottospieler ließ sich vom Drängen der jungen Frau überreden und setzte sich an den Tisch in der Küche, der notdürftig vom Kram befreit und mit einigen Lebensmitteln gedeckt wurde. Eine Flasche Rotwein wurde geöffnet und da die beiden Einziehenden keine Anstalten mehr machten, noch an diesem Abend weiter aufzuräumen, entwickelte sich eine gelockerte Atmosphäre, in der der Lottospieler nach und nach auftaut und den beiden Unbekannten einiges aus seinem Leben erzählte, das er bisher keinem anderen Menschen richtig anvertrauen konnte. Auch die beiden jüngeren Menschen erzählten aus ihrem Leben, und ohne dass es der Lottospieler darauf angelegt hatte, entwickelte sich der Abend im gegenseitigen Gespräch fort, und ehe er sich versah, war es kurz nach ein Uhr nachts; als er auf seine Uhr sah und erschrak, beeilte er sich, den gemeinsamen Abend zum Abschluss zu bringen, da er die Pläne der beiden jungen Neubesitzer des Hauses für den morgigen Tag kannte, und ging mit einem sehr angenehmen Gefühl nach Hause, das ihn in einen ruhigen und entspannten Schlaf fallen ließ.

Am nächsten Morgen war es, als wäre ein riesiger Teil des angestauten Wassers abgeflossen; nicht weil sich irgendwelche Probleme verflüchtigt hatten, sondern weil er sich jemand anders hatte

mitteilen können: In der Mitteilung lag die Kraft zur Neuausrichtung seiner Gedanken und so sehr er es am Vorabend auch gewusst hatte: ihm hatte der Zuhörer gefehlt.
Wie befreiend waren die Stunden im Haus des jungen Paares gewesen und wie einfach war es dem Lottospieler gefallen, sich an der ihn umgebenden Welt zu beteiligen – mit einem einfachen Helfen erhielt er mehr, als er sich zu träumen gewagt hatte. Dieses Erlebnis, so unbedeutend es für viele Menschen erscheinen mochte, war mitentscheidend dafür, dass sich der Lottospieler in der nachfolgenden Zeit nicht in sich selbst und seiner Situation verlor; mit jedem Tag mehr vermochte er es, sich einen Teil seines verlorenen Lebensglücks zurückzuerobern und selbst gegen neuerliche Nackenschläge standhaft zu bleiben.
Über eine Verbindung zu einem Freund des jungen Mannes, mit dem er anfänglich nur einen Teil des schweren Wohnzimmerschranks in das Haus tragen sollte, erhielt der Lottospieler nicht lange nach dem Einzug die Möglichkeit, einen Aushilfsjob bei einem großen Unternehmen in der Peripherie der Stadt anzutreten, in dem er sich so gut bewies, dass dieser nach einer Zeit von drei Monaten zu einer vollen Stelle ausgeweitet wurde, die ihm zwar nicht das alte Gehalt vor der Entlassung brachte, aber vor allem die Sicherheit und Befriedigung zurückgab, nach all den Jahren der Arbeitslosigkeit und der sozialen Abhängigkeit wieder ein Leben zu führen, das auf den eigenen Beinen stand. Nach weniger als einem Jahr konnte er es sich leisten, in die Nähe des Unternehmens zu ziehen und damit aus der sozial schwachen Gegend in eine bessere, und über seine Arbeitskollegen fand er schnell Anschluss an ortsansässige Vereine, in denen er im Anschluss vielfach aktiv war.
Eines Abends beim Kegeln geschah dann das, woran der Lottospieler niemals mehr geglaubt hatte – er versah sich in eine gleichaltrige Frau, die ebenfalls geschieden war, und bekam von ihr die Nähe und Liebe zurück, die er seit vielen Jahren vermissen musste. Das Lottospielen ließ er trotz des neuerlichen Lebensglücks in all den Jahren nicht einmal aus, und obwohl er nur noch zwei Mal vier Richtige hatte, spielte er dieses Spiel aus nostalgischem Erinnerungswert bis zu seinem Tod und brauchte es nicht mehr, um daran die Hoffnung an ein besseres Leben knüpfen zu müssen, denn dafür konnte er nun selber sorgen.

# Der Elefant

Als sich in einem kleinen indischen Dorf plötzlich ein Elefant inmitten der Häuserreihen wiederfand, einer dieser uralten Elefanten, die zum Sterben ihre Herde verlassen, legten alle Dorfbewohner ihre Arbeit umgehend nieder und liefen nach Hause. Auch Salil ließ seine Arbeit ruhen, legte das Schneidewerkzeug weg und folgte dem Strom der Dorfbewohner zurück in die Häuser. Erschrocken von dem Aufwallen der Bewegungen im Dorf kam Salils Frau mit dem

Neugeborenen just in dem Moment aus dem Haus, als Salil hineinstürmte. Was denn los sei, rief sie ihm hinterher, und er rief zurück, dass ein Elefant im Dorf sei, sodass sie sich nun endlich von den Sünden der Zeit reinigen könnten. Salil jagte in den hinteren Raum, suchte in einer mit Steinen beschwerten Truhe nach seiner Machete und eilte an seiner Frau vorbei in Richtung Ortsmitte. Sie rief ihm viel Glück hinterher und ging zurück ins Haus, um dem Neugeborenen, das die Unruhe zu spüren schien, die Brust zu geben.

Salil schloss sich einem Strom von bewaffneten Männern an, die in die Dorfmitte drängten. In Scharen sammelten sie sich um den zentralen Platz, auf dem in der Mitte ein Brunnen thronte und beinahe jeden Tag Markt abgehalten wurde, wenn die Bauern aus der Umgebung ihre Ernte feilboten. Doch zu dieser Stunde, in der schwülen Hitze des frühen Nachmittags, lag über dem Dorf eine merkwürdige Stille, und außer dem gelegentlichen Klappern der metallenen Waffen war nichts zu vernehmen. Salil sah, wie die anderen Männer den Elefanten beobachteten, der neben dem Brunnen auf die Knie gegangen war, um sich auszuruhen. Wenn der Koloss sich zur Seite, auf den Brunnen, fallen ließe, wäre das steinerne Rund binnen eines Augenblicks dahin, denn das Gewicht des Bullen war immens. Doch nichts regte sich und keiner der Männer machte auch nur einen Schritt nach vorne, denn so wollte es die Legende der Reinigung der Zeit, dass sich niemand dem Elefanten nähern durfte, sollte dieser nicht auf seinen vier Beinen stehen. Somit hielten sie alle den Abstand vom Bullen, beobachteten aber jede seiner Bewegungen, denn wenn er sich noch einmal aufraffen würde, begänne das zeremonielle Kämpfen um die Reinigung.

Salil stand neben zwei Männern, die, wie er, das Gewicht auf das eine Bein verlagerten, bereit, nach vorne zu springen, sobald sich der Elefant bewegte. Er hörte, wie angestrengt sie atmeten, wie sie keuchend immer wieder den Atem anhielten, um ihn stoßweise auszupusten. Sie alle schwitzten in der prallen Sonne, und Salil meinte auch, den Elefanten schwitzen zu sehen, obwohl das eher eine Fata Morgana sein musste.

Langsam wurde die Menge ungeduldig, denn jeder befürchtete, dass sich der Bulle bald zur Seite werfen würde, um seinen Todeskampf anzutreten. Damit wäre aber alles verloren, alle Chancen, sich für alle Lebenszeiten zu reinigen, wären dahin, und das Dorf würde weiter in der bisherigen Unreinheit leben müssen, solange, bis der nächste Elefant in das Dorf kommen würde – was allzu selten geschah. Salils Gedanken wanderten während des Wartens in der prallen Sonne umher; er fragte sich, ob er von einem Dorf gehört hatte, in das ein Elefant zum Kampf um sein Leben gekommen war, und ob er die Geschichte nicht ins Reich der Legenden verfrachten würde, sondern sie echt war. Ihm fiel kein Beispiel ein, sondern nur Erzählungen seiner Eltern und Verwandten, die ihm von rituellen Reinigungen in Dörfern berichteten, deren Namen er schon wieder vergessen hatte, da es keine in der Nähe waren.

Die Sonne zog weiter am Himmel voran und die Männer im Kreisrund schwitzten.

Ob sich die Zeit nun eine Stunde oder ein ganzes Jahr weiterbewegt hatte, konnte wohl keiner der wartenden Männer genau beantworten, denn alle befanden sich in einer rituellen Trance, die stärker war als jedes Gefühl, das sie in der Welt hielt. Einige tuschelten, andere setzten sich hin, jedoch wandte keiner die Augen von dem Elefanten ab, der mit schwerer Atmung weiterhin am Brunnen kniete und sich nicht bewegte. Was in seinem Kopf vorgehen mochte, konnte ebenfalls keiner der Männer vermuten, und außer dem Grund, dass der Elefant zum Sterben seine Herde verlassen hatte, gab es keinen anderen, denn zur Futtersuche verließen die Elefanten den schützenden Wald nur dann, wenn absolute Not herrschte, doch die Regenzeit war noch nicht lange her, sodass alle Gräser in gutem Wuchs auf den Lichtungen standen.

Salil stand an der linken Flanke des Elefanten und beobachtete sehr genau jede seiner Bewegungen, das schwere Atmen und die halb geschlossenen Augenlider, die ihm ein Gefühl dafür gaben, wie es dem Elefanten in diesem Moment gehen musste. Um sich die Zeit nicht zu lange werden zu lassen, dachte Salil darüber nach, was er alles von seinem Vater und den anderen Dorfbewohnern über das Leben der Elefanten wusste. Außer dass sie in Herden und im Wald, bevorzugt auf den Trampelpfaden und Lichtungen lebten und sich von Gras und Sträuchern ernährten, dazu den Menschen mieden, aber keinen wirklichen natürlichen Feind hatten, außer wenn sie Junge hatten oder sich zum Sterben aus der Herde verabschiedeten, wusste er von einem tiefen Wesen, von vielen Aufgaben, die sich, wenn sie einmal domestiziert waren, für den Menschen, Hand in Hand, übernehmen konnten, und so zu treuen Wegbegleitern wurden, die eine tiefe Verbundenheit entwickelten, so zärtlich, dass sie trotz ihrer körperlichen Statur niemals etwas aus Boshaftigkeit zertrampelten, sondern nur, wenn sie in Rage oder in einen Angstzustand versetzt wurden, der sie dann blind umhertrampeln und Schaden anrichten ließ. Die Menschen hingegen, die mit den Elefanten umgingen, versuchten, ihnen die Arbeitsschritte beizubringen, und gingen dabei nicht immer sanft mit den sanften Dickhäutern um, sondern zwangen sie, brachen ihren Eigensinn, ehe beide, nach der Unterwerfung des weitaus größeren Lebewesens, eine lebenslange Symbiose eingingen, die tiefer als vergleichbare Zustände unter vielen Menschen werden konnte. Elefantenführer, die in der hiesigen Sprache Mahut genannt wurden, waren gesellschaftlich angesehene Menschen, die eine ehrenwerte Arbeit mit Tieren durchführten, die für viele Bewohner dieser Landstriche heilige Tiere waren. Und doch, trotz der Heiligkeit der Tiere für die Menschen, wurden sie immer seltener, sie zogen sich tiefer und tiefer in die Wälder zurück und vermieden jeden Kontakt mit den Menschen und deren zivilisatorischen Gründungen, da sie gelernt hatten, dass sie in einem Konkurrenzverhältnis um den biologischen Raum immer den Kürzeren zogen, wenn der Mensch nicht freiwillig den Rückzug antrat.

Diese Gedanken durchstreiften den Kopf des jungen Vaters Salil, der nicht nur an den Elefanten und seine Beweggründe dachte, sondern auch an seine Familie, an seine Ehefrau, die vor einigen

Wochen das zweite Kind zur Welt gebracht hatte, kurz nachdem das erste an einer nicht diagnostizierbaren Krankheit nach kurzem, fiebrigen Kampf gestorben war. Der Schamane des Dorfes hatte alles versucht, um den Anstieg der Temperatur des kleinen Sohnes zu bremsen, und war so weit gegangen, den kleinen Jungen in sehr heißes Wasser einzutauchen, um den Körper zur Kühlung zu zwingen, doch es half nichts – nach einem Kampf, der nach weniger als zwei Tagen zu Ende war, erlag sein kleiner Sohn dem Todeskampf, völlig erschöpft von den Anstrengungen in den Armen seines Vaters, der zum ersten Mal seit dem Erwachsenwerden heftig weinte. Sogleich hatte sich Salil um die Bestattung des kleinen Sohnes kümmern müssen, da seine Frau kurz vor der Entbindung des zweiten Kindes stand, und kaum, dass die Tränen vom Verlust versiegt waren, hielt er auch schon seine neugeborene Tochter in seinen Armen, die ihm wie das schönste Geschenk der Welt vorkam. Auch wenn er sich in diesem Moment trauriger und schuldiger als alle anderen Menschen der Welt fühlte, weil er sich so sehr freute, obgleich sein Sohn vor so kurzer Zeit gestorben war, schien ihm seine Tochter wie ein neues Geschenk, das ihm die Kraft zum Leben wiedergab. Seiner Frau war die zweite Geburt zwar leichter gefallen als die erste, doch kaum, dass sie entbunden und das erste Mal gestillt hatte, bekam sie, wie ihr Sohn zuvor, ein hohes Fieber und überstand den Todeskampf nur nach langem Wachen und Hoffen am Krankenbett. Derweil versorgte Salils Mutter das Neugeborene, und nach einigen Wochen der Trauer, des Hoffens, des Bangens und des Freuens über die Rückkehr ins Leben kehrte die Normalität in Salils Haus zurück, sodass er glaubte, dass alles wieder seine normalen Bahnen zog – bis zu dem Zeitpunkt, an dem er den Elefanten ins Dorf wanken sah, um sich am Brunnen niederzuknien. Nach allem, was er die letzten Wochen erlebt hatte, konnte Salil nicht anders, als in dem Erscheinen des Elefanten ein Zeichen zu sehen, die Sünden der Zeit loszuwerden und mit dem Tod seines kleinen Sohnes abzuschließen, über den er bisher nicht ausreichend trauern konnte, da er in Furcht um seine Frau und seine kleine Tochter gewesen war.

Nach und nach stieg Salil die Hitze in den Kopf; den Elefanten nahm er nur noch verschwommen wahr und wähnte sich in einer Art Delirium, das einem Fiebertraum nahe kam. War der Elefant überhaupt noch in der Dorfmitte, neben dem Brunnen? Träumte er das ganze Schauspiel vielleicht nur und lag eigentlich zu Hause auf dem Bett und fieberte im Wahn vor sich hin? In einem Fiebersturm, den auch seine Frau nach der Geburt durchleiden musste? Salil schloss die Augen, atmete tief durch, wartete, ob sich etwas änderte, ob er vielleicht das Bett spüren konnte, auf dem er lag, doch nichts als der tuschelnde Lärm der anderen und die sengende Hitze von der Sonne auf seiner Haut, ohne dass sich ein laues Lüftchen regte, waren zu vernehmen, und somit öffnete er die Augen wieder und sah den Elefanten so scharf wie nie zuvor. Dieser hatte seine Augen nun ganz geöffnet und starrte in seine Richtung, starrte ihn an und schien ihm etwas mitteilen zu wollen. Salil nahm den Blickkontakt an und suchte darin, was ihm der Elefant mitteilen wollte, doch ehe

er es erraten konnte, schloss der graue, mit Warzen und Abszessen übersäte Elefant seine Augen und brach den Blickkontakt ab.

Jetzt erst schien es, dass Salil den Elefanten zum ersten Mal über seine Bewegungen und Gründe für sein Hiersein am Brunnen in der Dorfmitte genauer betrachtete. Der alte, graue Dickhäuter hatte nicht nur Abszesse und Warzen überall an seinem Körper verstreut, sondern auch eine für Elefanten an manchen Stellen sehr hell wirkende Haut, während andere Körperstellen aufgrund der vielen Altersfalten sehr dunkel wirkten. Seine Stoßzähne waren sehr lang und elegant gebogen, leicht verdreckt an den Seiten und nicht mehr mit der vollen Strahlkraft junger Stoßzähne. Seine gesamte Körperstatur wirkte wie ein drahtiger, durchaus ausgemergelter Körper, der in den letzten Tagen und Wochen nicht mehr die volle Kraft besaß, um sich ausreichend zu ernähren. Aber nicht, dass der Bulle kraftlos wirkte, nein, vielmehr war er trotz der schweren Atmung immer noch kräftig genug, um im rasenden Modus eine Menschenmasse zu sprengen und notfalls niedertrampeln zu können. Es erschien Salil viel mehr, als dass der Elefant hier am Brunnen Kraft sammelte, um sich bald wieder aufzurichten, viel eher, als dass er gleich zur Seite umfiel, um die letzten Atemzüge zu machen. Nicht nur deshalb hielten die Männer Abstand zum Bullen, der nur dann bei der traditionellen Reinigung mitwirken konnte, wenn er auf seinen vier Beinen stand und kämpfend besiegt wurde.

Salil sah auch die vielen Narben, die der alte Elefantenbulle in seinem Leben davongetragen hatte. Vor allem seine großen Ohren zeugten von den Kämpfen und Widrigkeiten, die das Tier in seinem Leben erfahren musste. Ob es nun Kämpfe oder stachelige Sträucher gewesen waren, konnte er nicht erkennen, doch die Einkerbungen in den Ohren sprachen Bände. Vor allem eine Einkerbung im linken Ohr, aus dem mehrere Zentimeter fehlten, schien von einem Kampf herzurühren, den der Elefant mit einer langen zusätzlichen Narbe oberhalb quer über die Stirn bezahlt hatte. Doch diese beiden Verletzungen waren längst verheilt und sicher nicht der Grund, warum der Elefant zum Sterben die Herde verlassen hatte.

Diese und viele andere Fragen stellte sich Salil, als er den Elefanten mit seinem erneut verschleierten Blick untersuchte, und die möglichen Antworten schienen mit einem Mal völlig unwichtig, genau in dem Moment, als sich der Elefant zu bewegen begann, ein Ruck durch den grauen Riesen ging und er versuchte, mit dem knienden rechten Bein aufzustehen. Der erste und zweite Versuch misslang, doch mit dem dritten Schwung stand der Bulle nicht nur auf seinem einen Bein, sondern auf allen Vieren, und plötzlich waren alle Männer, die vorher drohten, im Delirium einzutauchen, hellwach, denn nun war jedem klar, dass mit dieser Entwicklung die Reinigung des Dorfes beginnen konnte, ganz so, als hätte der Elefant die erste Runde in einem nun folgenden Boxkampf eingeläutet und wartete jetzt auf die Angriffe der Menschen, die tatsächlich auf einen möglichen Angriff lauerten.

Da weder Salil noch irgendein anderer aus dem Dorf jemals an einer rituellen Reinigung teilgenommen hatte und niemand wusste, wie die Spielregeln waren, außer dass der Elefant aus eigener Kraft stehen und wehrhaft sein musste, hielten sie sich zunächst mit einem Angriff zurück und beobachteten nicht nur den Elefanten, sondern auch die Menge der Männer, die allesamt die Waffen erhoben hatten, um sich gegen einen Angriff des Elefanten erwehren zu können.
Die Zeit floss wie ein schlickversetzter Sturzbach, zäh und ohne das Gefühl eines Fortkommens, als aus dem Nichts heraus einer der jungen Männer von der Gegenseite mit lautem Gebrüll auf den Elefanten losstürmte und vor Schreck zu Boden ging, als dieser den Kopf drehte und mit seinen Stoßzähnen auf ihn zuschwenkte. Dieser Schwenk war der Startschuss für die anderen Männer zum Angriff, und Salil beobachtete aus seiner Position heraus, wie sich immer mehr Männer aus der Gruppe lösten, um auf den Elefanten loszustürmen, und der eine oder andere vermochte es auch, mit seiner Waffe die Haut des Elefanten einzuritzen, wobei sie jedoch nicht an die Stellen gelangten, die sie anzugreifen beabsichtigten.
Nun waren mehr als die Hälfte der Männer bereits einmal auf den Bullen zugestürmt, und Salil verstand so langsam, was seine Aufgabe bei diesem Ritus sein würde, und somit spannte er seine Muskeln an, schloss kurz die Augen, murmelte einen Spruch zu sich selbst, öffnete die Augen wieder und stürmte ohne Gebrüll auf den Elefanten zu, der noch vor kurzem in die andere Richtung geschaut hatte, jetzt aber den Kopf zu ihm drehte, wodurch Salil abbremsen musste, um nicht vom Schwung der Stoßzähne verletzt zu werden. Dieser Schwung des Elefanten ließ die Anstürmenden von der anderen Seite jedoch an seinen Stoßzahn gelangen, wo sie ihm tiefe Schnitte zufügten. Voller Schmerzen drehte der Elefant seinen Kopf zurück, und Salil ergriff die Gelegenheit, um seine Machete tief in das aufgerissene Fleisch neben dem Stoßzahn auf seiner Seite zu stechen. Es blieb ihm kaum Zeit, denn der Elefant drehte seinen Kopf wie wild zurück, sodass Salil die Machete loslassen musste, um nicht getötet zu werden, und nun begann der Bulle, sich nicht nur mit dem Kopf zu verteidigen, sondern bewegte auch seinen massigen Körper. Wie durch ein Wunder erwischte der zentnerschwere Bulle den am Boden liegenden Salil nur mit der Kante seines Fußes und quetschte ihm so ein Stück Haut und Fleisch darunter, aber es brachen keine Knochen in Salils Körper. Sogleich vermochte es Salil, sich wegzudrehen, auf seine Beine zu kommen und im Wahn auf den Elefanten zuzustürmen, um ihm die Machete aus der Backe zu reißen, was ihm mit einem waghalsigen Manöver auch gelang. Unter dem schwenkenden Rüssel hindurchtauchend lief Salil Richtung Platzende und musste sich dort an eine Häuserwand anlehnen, da er drohte, keine Luft mehr zu bekommen. Völlig außer Atem und ohne jedwede Kraft beobachtete Salil hinter einem Schleier aus Schweiß und Tränenflüssigkeit, wie die anderen Männer mit den Waffen auf den Elefanten einstachen und ihnen immer tiefere Wunden rund um die

Stoßzähne zufügten. Der Turm aus Fleisch wankte unter den Schmerzen, hielt sich jedoch noch auf den Beinen.

Der blutige Kampf hielt an und die Salven der Heranstürmenden ließen den Elefanten merklich kraftloser werden, als für Salil unerwartet einer der Männer nicht seine Waffe in das Fleisch des Tieres treiben wollte, sondern mit voller Wucht an einen der beiden Stoßzähne sprang, abrutschte und zu Boden fiel. Dabei schlug er hart auf und blieb bewusstlos liegen. Anstatt dass ihm einer zur Hilfe kam, spurten nun auch andere los und schmissen sich an die Stoßzähne. Immer und immer wieder rutschte einer von ihnen ab und fiel hart auf den steinigen Boden, und nicht wenige von ihnen wurden von dem umhertollenden Bullen getreten, sodass nicht nur deren Knochen brachen; doch die Attacken verfehlten nicht ihr Ziel, denn ohne jede Vorwarnung löste sich der linke der beiden Zähne und zusammen mit der Trophäe fielen die beiden Männer zu Boden und hielten den Gewinn fest. Umso lauter und wilder schrie nun der Elefantenbulle, dessen Gesicht blutüberströmt war, und jene Angreifer, die gerade losstürmen wollten, hielten sich zurück und beobachteten erst einmal die neuen Entwicklungen.

Für Salil war nun klar, dass die beiden auf dem Boden liegenden Männer für alle Zeiten gereinigt sein würden und dass der Elefant nun nicht mehr zwei Gelegenheiten bieten würde, sondern nur noch eine. Salil hatte sich inzwischen genügend ausgeruht, um in der nun folgenden Welle mit anzugreifen, als der Bulle plötzlich und unerwartet seinen blutenden Kopf in die Höhe reckte, das erste und einzige Mal während seiner Anwesenheit im Dorf trompetete und, ohne auf die Angreifer zu achten, loslief, um den Platz und damit das Dorf in Richtung Wald zu verlassen. Vom Trompetenstoß und der augenblicklichen Entwicklung überfordert, waren die Männer wie paralysiert und bahnten dem heranlaufenden Elefanten sogar eine Schneise, durch die er laufend den Platz, dann die ersten Häuser und schlussendlich das Dorf verließ. Eine triefende Blutspur hinterlassend, folgten dem Elefanten die Augenpaare der Angreifer, von denen sich die ersten aus ihrer Paralyse lösten, um dem Elefanten hinterherzueilen. Auch Salil stürmte los, hielt seine Machete fest umklammert und jagte der Spur des Elefanten nach, der einen gehörigen Vorsprung hatte und trotz seines Alters und seiner Verletzungen kein langsamer Läufer war. Nach nur wenigen Augenblicken hatte der Bulle den Rand des Dorfes hinter sich gelassen und tauchte in das Dickicht der Sträucher ein, die nach einer weiteren Strecke in einen nahen Wald übergingen.

Salil sprach sich Mut für die Jagd nach dem letzten Zahn zu, denn er kannte diesen Wald wie kaum ein anderer im Dorf und ging in Gedanken die Möglichkeiten durch, die dem Elefanten offenstanden. Salil vermutete, dass sich der Elefant den naheliegendsten Weg zum Gewässer suchen würde, und hastete daher einen Weg durchs Dorf entlang, den nur die nahmen, die den Elefanten nicht nur verfolgen, sondern ihm den Weg abschneiden wollten, wenn er sich nach dem Eintritt in das schattige Reich der Pflanzen nach rechts wendete, um zum Wasserlauf zu gelangen.

Insgesamt waren sie zu sechst, wie Salil mit einem kurzen Blick zur Seite und nach hinten feststellte – die anderen waren dem Elefanten einfach auf dessen Spur gefolgt. Unter seinen fünf Mitverfolgern waren zwei ältere, erfahrene Männer, die den Wald wohl ebenso gut kannten wie er selbst, während zwei andere wohl nur deswegen diesen Weg nahmen, weil Salil ihn genommen hatte; beide waren ihm seit langer Zeit bekannt und im selben Alter, und scheinbar ahnten sie, dass Salil den Weg durch den Wald wie kaum ein Zweiter kennen würde. Den sechsten im Verbund, der diesen sonderbaren Weg nahm, war einer aus der obersten Kaste, die dieses Dorf seit Jahrhunderten regierten, ein jugendlicher Draufgänger, dem es auf keinen Fall gelingen durfte, dass er sich von seinen gesamten Sünden reinwaschen konnte, denn nicht nur Salil wusste von einer Unmenge von Sünden, die dieser junge Mann in seinem kurzen Leben bereits angehäuft hatte.

Diese Erkenntnisse schossen Salil durch den Kopf, als er an der Spitze der sechs Männer durch die erste grüne Wand des Waldes preschte und plötzlich im Schatten stand. Die Augen mussten sich erst an die neue Dunkelheit gewöhnen, doch da Salil die ersten Meter auswendig wusste, konnte er loslaufen, während die anderen alle innehielten und warteten. So gewann er einige Meter und war bereits um die nächste Ecke verschwunden, als er hörte, wie die anderen fünf sich in Bewegung setzten. Schnell sprang er zur Seite, durchschlug mit seiner Schulter eine Blätterwand, lief einige Schritte, duckte sich unter einem hervorstehenden Ast hinweg und warf sich auf den Boden. Er sog die Luft ein und versuchte, möglichst lautlos zu atmen, obwohl sein Herz wie wild raste. Er schien seine Mitläufer abgehängt zu haben, denn nach einer kurzen Weile des regungslosen Liegens auf dem Boden vernahm er ihre Stimmen weiter voraus. Langsam kämpfte sich Salil nach oben und überblickte seinen Standort. Wenn er sich runter an den Wasserlauf durch das dichte Gestrüpp kämpfen würde, könnte er den Weg entlang des Wassers, gegen den Strom, laufen und wäre somit – wenn seine Annahme stimmte, welchen Weg der verwundete Elefant nähme – vor allen anderen an jenem Ort, an dem seine Sünden reingewaschen werden würden.

Der Weg, der keiner war, ging steil bergab, teils musste er auf seinem Hosenboden einen gerölligen Abhang hinuntergleiten, teils robbte er sich unter dichten Verästelungen hindurch, um im nächsten Moment einem seiltänzerischen Affen gleich an einem Ast hängend über eine kleine Senke hinüberzuturnen. Endlich erreichte er, indem er sich mitten durch ein Dornengestrüpp zwängte, den Wasserlauf, der vor ihm in aller Friedfertigkeit mit gemächlichem Tempo entlanglief. Salil blieb für einen Moment stehen und atmete tief durch, ließ die Ruhe der Szenerie in sich eindringen und genoss die friedliche Stille, die nur durch das sanfte Plätschern des Wassers getrübt wurde.

Dann erinnerte er sich an seine Aufgabe, untersuchte seine Haut nach Riss- und Schürfwunden, fand davon einige, jedoch keine ernsthaft gefährlichen, beugte sich zum kristallklaren Wasser hinab und wusch sein Gesicht und seine Arme, die neben seinen Beinen vor allem die Widerspenstigkeit des dschungelartigen Waldes erleiden mussten. Trotz des Brennens der Haut aufgrund der

Berührung mit dem kalten Wasser erschien es Salil als das Wegwaschen des gesamten Schmutzes, der sich in der letzten Zeit auf ihn gelegt hatte, und als er sich gereinigt fühlte, hatte er für einen Augenblick den eigentlichen Grund seines Aufenthalts im Wald vergessen.

Erst als er sich anstrengte, über den Grund nachzudenken, entdeckte er die Machete, die auf dem nackten Stein neben dem Flusslauf lag, hob diese auf und drückte sich nach oben, um den Elefanten und dessen zweiten Zahn zu jagen. Salil lief zwar in einer hohen Geschwindigkeit und mit waghalsigen Sprüngen am Fluss entlang, doch es hatte sich etwas verändert. In seiner Entschlossenheit, dem Elefanten den zweiten Zahn abzujagen, waren Risse aufgetaucht. Die drängendste Frage war jene, ob seine Sünden von allen Zeiten überhaupt gereinigt werden könnten, wenn sich der Elefant nicht mehr im Dorf befand, sondern mitten im Wald, dort, wo er zu Hause war, in seinem Reich. Dazu kam die Unsicherheit, warum er überhaupt losgelaufen war, anstatt erst einmal über diese Tatsache nachzudenken.

Salil war mit einem Mal verwirrt und blieb stehen, um sich seine Situation durch den Kopf gehen zu lassen. Der Elefant würde zur Not auch auf ihn warten, da war er sich sicher, doch sollte er den Elefanten überhaupt noch suchen? Was würde es ändern, wenn er den zweiten Zahn mit ins Dorf brächte? Wäre er dann ein anderer Mensch? Wäre er dann für alle Zeiten gereinigt oder nur für den Moment ein besonderer Mensch, einmal aus dem Schatten der Zeit hervorgetreten, um vom Schicksal ausgeleuchtet zu werden, einmal und dann nie wieder? Würde er Teil einer jener Legenden werden, die sich andere Männer in anderen Dörfern anhören würden, um an ihnen zu zweifeln?

Salil trat zum Wasser, das sich an dieser Stelle zu einem kleinen Stausee sammelte, ging in die Knie und beobachtete sich im Spiegelbild des Wassers. Leichte Wellen zogen durch sein Gesicht, wie Wellen der Zeit, die um ihn herum kreisten, doch es war nicht, als würde er sich in einem Strudel gefangen sehen, sondern mitten im Fluss, genau dort, wohin er auch gehörte, im Hier und Jetzt. Salil verstand auf einmal, dass er nicht von den Sünden der Zeit gereinigt werden müsse, sondern sich selbst und seine Familie nur durch seine Taten reinigen konnte. Ein heftiger Ruck ging durch seinen Körper, und er richtete sich auf, spannte seine Muskeln an und lief mit neu erwachter Kraft den Flusslauf entlang, dem Elefanten entgegen, von dem er trotz der Weitläufigkeit des Flusslaufs wusste, wo dieser sich zum letzten Sterbeakt niederlegen würde.

Dann erreichte er den Ort, an dem der Elefant vor ihm blutend und schwer atmend auf dem Boden lag.

Alle schienen sie gekommen zu sein. Wie zu einem Totengericht hatten sich die Tiere des Waldes, darunter Affen, Panther, Vögel jedweder Art und andere Tiere, versammelt und schauten hinunter auf Salil und den am Boden liegenden Elefanten. Salil beobachtete den völlig erschöpften und sterbenden Elefanten und ahnte mit jedem neuen Moment, dass dies nicht das Totengericht des

Elefanten war, sondern sein eigenes. Nicht, dass die Tiere in den Wipfeln der Bäume ihn angreifen würden, nein, Salil wurde bewusst, dass er als fühlender Mensch sterben würde, wenn er dem Elefanten in seiner wehrlosen Haltung den zweiten Zahn abtrennte und danach auf dieser Lichtung inmitten des großen, weiten Waldes verbluten ließe.

Salil kniete sich vor den Kopf des Elefanten und weinte. Ihm rannen die Tränen über die Wangen, stumm und ohne Wimmern, und wenn ihn einer der anderen Dorfbewohner so gesehen hätte, läge auf ewig Schande auf seiner Familie – doch wer sollte ihm gefolgt sein, an diesen Ort, den so recht niemand kannte? Hinter dem verschleierten Vorhang, der vor seinen Augen klebte, betrachtete Salil den Elefanten und suchte dessen Auge, das ihm zugedreht war. Es schien ganz ohne Hass zu sein, vielmehr voller Angst, dass der Elefant nun über die nächsten Stunden elendig in der Hitze und Feuchte des Waldes verbluten würde. Salil betrachtete den sterbenden Koloss, wie er so dalag, schwach atmend, wissend, dass es jetzt zu Ende ging. Und er traf eine Entscheidung für sich und seine Familie.

Er würde sich nicht dem Diktat der Tradition unterwerfen. Er würde sich nicht dem Aberglauben der Schamanen unterwerfen. Er würde sich nicht vor den Weisen des Dorfes verbeugen, weil sie die Wahrheit zu kennen glaubten. Er würde nicht den Weg seines Vaters, seines Großvaters und seiner Ahnen gehen. Er würde nicht darauf warten, dass eines Tages ein Wunder kam, um ihn aus seiner jetzigen Situation zu retten. Er würde nicht darauf warten, dass ihm ein anderer Mensch aus reinem Herzenswillen aus seiner Not helfen würde. Und er würde nicht warten, um ein neues Leben an einem anderen Ort zu suchen.

Salil wusste, was er zu tun hatte. Er kämpfte sich nach oben und betrachtete ein letztes Mal den mit dem Tode ringenden Elefanten. Seine Augen nach oben gerichtet, wollte sich Salil die Zustimmung der anderen Waldbewohner holen, doch zu seinem Erstaunen waren sie alle verschwunden, alle außer einem Affen, der dort oben im Wipfel saß und mit dem Eindringling in den Wald mehrere Momente lang Blicke austauschte, ehe er zu nicken schien, sich umdrehte und ebenfalls verschwand. Mit dem Wissen, dass der Wald und seine Bewohner ihre Zustimmung zu Salils Wiederaufnahme in den großen Kreislauf der Natur gegeben hatten, ging Salil an sein Machwerk und gab dem Elefanten mit schnellen Bewegungen seinen Todesstoß. Mit dem letzten Atemzug des Elefanten hatte Salil das Beklemmnis, einen Teil von sich selbst getötet zu haben, doch kaum, dass der Elefant von seinen Leiden befreit war, erwuchs in ihm eine neue Zuversicht, die viel stärker war als alles andere, das er in seinem Leben bisher kennenlernen durfte: Er hatte sich selbst gereinigt.

# Nackte Angst

*Eine Introspektive*

Er ist direkt hinter mir. Woher ich das weiß? Keine Ahnung. Ich weiß es einfach. Er ist da. Ich spüre ihn. Ich spüre, wie er mir seinen Atem in den Nacken bläst. Den heißen Atem. Spüre ich ihn wirklich? Oder glaube ich das nur? Will ich mich umdrehen? Nein! Oder doch?! Nein, ich habe Angst! Habe Angst, mich umzudrehen. Jetzt mal im Ernst! Spüre ich den Atem überhaupt? Den Atem! Den heißen Atem! Den, der mir direkt in den Nacken geblasen wird? Aus Nüstern? Wie komme ich jetzt auf Nüstern? Als ob mir ein Pferd mal in den Nacken geblasen hätte! Aus seinen Nüstern! Ein Pferd aus seinen Nüstern! Direkt in meinen Nacken! Unvorstellbar! Oder doch nicht?!

Ich schwanke. Schwanke mit mir selbst. Bin unsicher. Worüber? Über das Schwanken nicht. Das passiert ja gerade. Über das Pferd? Die Nüstern. Den Atem. Den im Nacken. In meinem Nacken. Gibt es den doch? Ich weiß es nicht. Es scheint mir, als ob ich alle Erinnerungen verloren habe. Wohin? Keine Ahnung! Fragen über Fragen. Keine Antworten. Wo war ich? Hier? Nein! Dort! Ja, gut! Er ist also hinter mir! Da bin ich mir sicher! Ganz sicher! Zu einhundert Prozent? Vielleicht! Das ja! Doch, ja! Ich bin mir sicher! Aber ob ich sicher bin wegen des Atems? Nein! Nicht hundertprozentig. Aber achtzigprozentig. Was mit den anderen zwanzig Prozent ist? Woher zum Kuckuck soll ich das wissen! Mag ich Zahlen!? Vielleicht ein wenig! Warum sollte ich das wissen?! Ich weiß es nicht. Wäre es denn hilfreich? Da! Da! Da ist es wieder! Ich spüre seinen Atem! Woher ich weiß, dass es ein Er ist? Was kann es denn sonst sein? Eine Frau? Eine Frau, die mir folgt und mir in den Nacken bläst? Aus Nüstern? Bleibt mir bloß weg mit den Nüstern! Diese Frau! Wer glaubt denn an so etwas? Ich jedenfalls nicht! Oder ist es vielleicht am Ende doch nur der Wind?

Am Morgen des Tages geht es mir noch gut – nicht schlecht, aber auch nicht besonders – irgendwie normal. Auch wenn ich die Frage nach dem Normalsein, meinem Normalsein, nicht genauer beantworten kann, so glaube ich, dass normal der beste Ausdruck für die Stimmung an diesem Morgen ist.

Ich frühstücke herzhaft, genieße die ersten Genüsse auf der Zunge, trinke meinen Kaffee mit Milch und zwei Stückchen Zucker, auch wenn ich weiß, dass das weder für meine Figur noch für meine Zähne gut ist. Aber ich mag den Kaffee nun mal so am liebsten und genieße das auch. Da lasse ich mir einfach nicht reinreden! Von niemandem! Auch wenn niemand da ist – aber das ist sowieso eine Prinzipiensache und hat weniger mit dem Speziellen als vielmehr mit dem Allgemeinen zu tun! Was haben die Prinzipien mit dem Allgemeinen zu tun  Das wurde ich letztens gefragt. Ich habe etwas schnippisch geantwortet. In etwa so: Das wissen Sie nicht? Nehmen Sie sich mal ein Lexikon

und schlagen dort unter dämlich nach! Sehen Sie schon Ihr Bild? Nein? Dann das Ihrer Eltern? Ja? Woher ich weiß, dass die auch dämlich sind? Das würden Sie gerne wissen, was?! Aber ich sage es Ihnen nicht! Und damit basta! Basta!

Am restlichen Tag trinke ich übrigens meist nur Wasser – da ist es eigentlich kein Problem, wenn ich morgens meinen Kaffee ein bisschen schmackhafter mache – die schwarze Brühe könnte ich sowieso nicht ohne Zucker runterschlucken. Außerdem ist das ein Ritual! Und dieses Ritual lasse ich mir einfach nicht nehmen – von niemandem! Niemandem!

Schlendere mit dem Kaffee durch meine Wohnung. Bin dabei nackt, weil ich so am liebsten durch meine Wohnung gehe. Wenn es in unserer Gesellschaft einen Standardtyp für ein Leben gibt, der von Werbung im Fernsehen, Radio oder Zeitungen fremdgesteuert wird, dann habe ich seit langem keine Fäden mehr in der Hand. Im Grunde muss ich alles ausprobieren, was sich im Mainstream ansammelt – mit dem Argument, dass es irgendwer ja getestet, angewendet und für gut befunden hat – sonst würden doch nicht so viele Menschen auf diesen Trick hereinfallen. Die Masse ist zwar leicht zu steuern, aber dumm ist sie auf keinen Fall!

Meine Wohnung, mein kleines Königreich, habe ich nach den Empfehlungen der angesagten Möbelgeschäfte eingerichtet. Das, was sich in den Schränken befindet, sind ausschließlich Markenartikel. Ausschließlich! Ich achte sehr darauf, keine billigen Produkte oder sogenannten Nachmachprodukte zu kaufen – nicht weil ich an deren Qualität zweifle, sondern einfach deshalb, weil ich ständig die Werbung für meine Produkte sehe und es vollkommen im Mainstream liegt, diese Produkte auch zu verkonsumieren.

Ich verdiene genug, bin erfolgreich. Wirklich erfolgreich. Für eine Frau meines Alters. Warum ich das Alter erwähne? Preisgeben werde ich mein Alter nicht, auf keinen Fall! Aber das kann ich sagen: Ich fühle mich noch jung, sehr jung. Wenn ich an mir heruntersehe, mit meiner Hand über die Haut fahre, dann fühle ich reine Spannkraft. Alles an mir ist gespannt – selbst mein Wille!

Und bin erfolgreich. Erfolgreicher als manche Mittvierziger, die erkennen müssen, dass nichts mehr im Leben geht. Die sich irgendwann einen Mann geangelt haben, der sie für seine eigene Lust begattet, um dann festzustellen, dass mit dem ersten Nachwuchs die Frau nicht mehr loszuwerden ist – oder nur noch unter großen Schmerzen. Vor allem finanziellen Schmerzen! Wer redet denn dann noch von Gefühlen? Nein, es schmerzt! Ganz einfach. Und Schmerzen kommen nur von einem Verlust – und welcher Verlust könnte mehr wehtun als das Wegwerfen von Geld?

Liebe? Wer spricht denn von Liebe? Wer hat denn den Quatsch erzählt? Gott, Liebe! Wer braucht die Liebe schon, wenn man Erfolg hat? Wenn die Macht des Geldes die Seele fickt, bis sie sich so sehr aufgeilt, dass man unweigerlich in ein Geschäft rennt, um sich den geilsten, neusten Fimmel auszusuchen, der es zudem schafft, einen schlanken Bauch zu machen. Obwohl ich den Schlankmacher – wie bereits eben erwähnt – nicht brauche! Kaufe mir den Fummel, trage ihn noch

mal Probe zu Hause und frage mich dann, wofür ich das Stück gekauft habe! Warum? Weil ich ihn mir leisten kann! Deswegen! Wen will ich denn damit auf meine Seite ziehen? Irgend so einen Typen, der nur mit mir in die Kiste gehen will? Um andere Menschen für mich einzunehmen? Hey, ich bin erfolgreich! Auch ohne einen Aufzug, als würde ich gleich auf den Strich gehen! Was geht da denn noch mehr?

Nee, ich finde mich ganz in Ordnung – wie gesagt, bis auf einige kleinere Stellen an meinem Körper. Gebe ich ja zu. Aber dann kann ich halt nicht das allerengste Kleid anziehen, was die Teenies von heute tragen, sondern muss eines nehmen, was nicht gerade jede einzelne Körperstelle betont. Oder was auch mal eine unscheinbare Stelle wegkaschiert. Geht auch. Habe schon fette Hühner gesehen, bei denen man auf den ersten Blick dachte, dass sie kaum etwas auf den Rippen haben – und was zählt mehr als der erste Blick? Und mal ganz im Ernst – wenn der Typ so weit ist, dass er dich auspacken darf und du mit ihm zu spielen begonnen hast, ist er sowieso in seiner eigenen Welt!

Meine gute Laune will auf dem Weg zur Arbeit nicht halten. Irgendein Volldepp schneidet meine Vorfahrt – und ich hatte eindeutig Vorfahrt, auch wenn mein Wissen über den Verkehr so lückenhaft war wie die Zahnreihe eines Piraten auf hoher See im siebzehnten Jahrhundert – auf jeden Fall habe ich Vorfahrt und wäre beinahe dem Deppen reingefahren. So ein Monsterarschloch! Wenn der mir mal in die Quere kommt und dann anhält – ich kann zwar kein Karate, würde aber das wenige Wissen über Kampfsportarten an ihm testen. Soll er doch zurückschlagen! Will mal den Kerl sehen, der mich schlägt! Der mir eine von vorne ballert! Den würde ich unangespitzt in den Knast bringen! Dort kann er sich dann sein kleines Arschloch durchficken lassen!

Dieser Scheiß mit der Vorfahrt beschäftigt mich die ganze Fahrt bis zur Arbeit und lässt mich die beknackten Ampeln vergessen, die immer genau dann auf Rot springen, wenn ich angefahren komme. Ich habe mir schon überlegt, ob das ein Konzept der Männer ist, um eine erfolgreiche Frau am Erfolgreichsein zu hindern. Wie das gehen kann? Bin ich Techniker? Keine Ahnung, aber das geht doch sicher mit den Autos und irgendeiner Datenübertragung. Mein Handy kann ja auch schon meine Kaffeemaschine zu Hause anmachen, und wenn ich nicht besser wüsste, dass mein Vibrator nur Batterien braucht…

Das Parkhaus in dem Think-Park, wie die Stadt den alten Bauschrott neu benannt hat, ist wie jeden Tag überfüllt, und – Error! Da steht ein Hammelarsch mit seiner dicken Bonzenkarre auf meinem Parkplatz. Jetzt ist Schluss! Ich parke direkt hinter ihm, blockiere ihn so, dass er keine Chance zum Ausparken hat, schmeiße die Türe ins Schloss, schließe ab und gehe unter Dampf zum Wachmann, lasse einen Abschlepper bestellen und diskutiere genau eine Sekunde, bis ich mir sicher bin, dass der Depp von Wachmann ganz sicher nicht denjenigen ausmachen wird, der sich auf meinen Platz

breitgemacht hat. Und deswegen wird er abgeschleppt! Der Vollarsch soll ruhig merken, dass er es mit einer Powerfrau zu tun hat, die ihm auch den Sack über den Kopf zieht, wenn es sein muss.
Ich gehe zu meinem Auto zurück, warte im Innern, höre die Nachrichten, finde Nachrichten unnötig und schalte auf einen Popsender, der zum Glück das Nachrichtensenden jede volle Stunde eingestellt hat. Das brauche ich! Ja, das ist gut. Ich tappe mit meiner Hand auf das Lenkrad, als irgend so ein Versprengter an mein Fenster klopft, dämlich hineingrinst, und ich vor Schreck feststellen muss, dass es nicht der Wachmann des Parkhauses ist. Ich drehe den Schlüssel zurück, um die Zündung und damit auch die Musik auszumachen, packe kräftig zu und stoße dem Verrückten die Tür beinahe und völlig aus Versehen gegen das Knie, steige aus und mache das genervteste Gesicht, das ich draufhabe.
»Entschuldigung, Sie parken mich zu!«, kommt er daher, und bei mir macht es sofort Klick, denn dies muss der Sackarsch sein, der meinen Parkplatz belegt.
»Sie stehen auf meinem Parkplatz!«, protestiere ich, muss aber feststellen, dass dieses Exemplar Sackratte ein sehr ansehnliches ist – vielleicht sogar eines, das ich auf ein Abendessen mitnehmen würde.
»Es tut mir leid«, erwidert er lapidar, »aber mir war nicht klar, dass die Parkplätze fest zugewiesen sind.«
»Pech gehabt! Der Abschleppwagen ist bereits unterwegs. Aus der Nummer kommen Sie nicht mehr raus!«
Nun schaut er blöd aus der Wäsche und muss sich wahrscheinlich eingestehen, dass er mit einer toughen Frau zu tun hat, die sich nichts sagen lässt – vor allem nicht von einem schmierigen Anzugträger. Einem Typen in einem Anzug, der wahrscheinlich in seiner Firma irgendwelche armen Schweine durch die Gegend scheucht, und dann, wenn er nach Hause kommt, entweder selbst gescheucht wird von so einer Feuerfurie oder sich von einer Domina mal so richtig bestrafen lässt. Ja, das könnte ich mir bei dir so richtig vorstellen. Schön gefesselt, mit einem Ballknebel im Mund, und einer Peitsche, mit der sie ihn bestraft!
»Wieso haben Sie einen Abschleppwagen gerufen?«, fragt er deutlich angepisst.
»Weil Sie auf meinem Parkplatz parken!«
Weswegen denn sonst!
»Haben Sie nicht den Wachmann gefragt, ob er mich nicht ausfindig machen kann?«
»Warum sollte ich das wollen? Das Parkhaus ist voll und nicht umsonst sind die Parkplätze fest vergeben. Immerhin zahle ich dafür einen monatlichen Beitrag! Da kann man schon erwarten, dass der Parkplatz frei ist, wenn man auf die Arbeit kommt!«
Dass der Parkplatz teuer von meiner Firma und nicht von mir privat gemietet wird, ist jetzt reine Nebensache.

Still ist er geworden, der eigenartige Schönling. Scheinbar denkt er darüber nach, wie er sich am besten aus dieser Nummer herauswinden kann. Aber das werde ich nicht zulassen! Nicht dieses Mal! Wie er mich mit seinen kleinen blauen Augen fixiert, taxiert. Jetzt schaut er an meinem Körper runter! Gefalle ich dir? Wahrscheinlich schon. Wenn nur diese dumme Nummer nicht wäre! Ja, dann wäre ich vielleicht sogar nicht abgeneigt, wenn du mich nach einem Date fragen würdest. Aber so ist das nunmehr leider im Leben! Immer dann, wenn man mal einen knackigen Typen trifft, der in seinem Anzug nicht aussieht, als wäre der nicht für ihn gemacht worden, muss der irgendeinen Mist machen! Ja, schau dir ruhig meine Oberweite an! Das ist das Beste an mir! Klein und fest! Würdest du wohl mal gerne anfassen. Mich hier nehmen! In der Tiefgarage mich gegen die Tür pressen, den Rock hochschieben und…

»Wenn ich es mir recht überlege«, sagt er mit einem Mal, und ich muss aufpassen, dass ich alles mitbekomme, »kann ich im Grunde nichts dafür, dass ich mich auf Ihren Parkplatz gestellt habe.«

»Nein?«, rutscht es mir überrascht und irgendwie ertappt heraus, und ich ärgere mich maßlos über diesen Ausrutscher.

»Ja, sehen Sie!«, fängt er an, und ich merke sofort, dass er seine Selbstsicherheit zurückgewonnen hat, »es steht hier nirgendwo ein Hinweis, dass die Parkplätze vergeben sind. Das bedeutet, dass ich, als ich ins Parkhaus gefahren bin, gar nicht wissen konnte, dass dies hier reservierte Parkplätze sind. Also denke ich, dass Sie gar keine Handhabe haben, um meinen Wagen abschleppen zu lassen.«

Gar keine Handhabe! Was für eine gequirlte Scheiße! Wer spricht schon so?! Bestimmt ein Anwalt! Ein Rechtsverdreher! Ja, der Anzug und das ganze Benehmen würden passen! Aalglatt, gut aussehend, markig und nach einem kurzen Rundumblick wissend, wo er steht. Und jetzt: Feuer frei! Dem werde ich den Zahn ziehen!

»Wenn Sie auf ein Grundstück gehen, auf dem nicht steht, dass das Betreten verboten ist, gehen Sie trotzdem nicht drauf, oder?«, versuche ich es mit einem Ausweichmanöver.

»Aber das ist doch hier kein Privatgrundstück, sondern ein halböffentliches Parkhaus. Darin mag ein kleiner, aber feiner Unterschied liegen!«, sagt er und ist umso selbstsicherer, dass ich fast kotzen muss. »Ich mache Ihnen einen Vorschlag!«, kommt er mit einem schneidigen Satz um die Ecke, der mir die Nackenhaare aufstellt. Jetzt heißt es aufpassen! »Sie lassen mich raus, rufen das Abschleppunternehmen an und sagen, dass es ein Versehen war!«

»Und dann muss ich die Rechnung zahlen? Nein, so leicht kommen Sie mir nicht davon!«

»Haben Sie dem Unternehmen Ihren Namen durchgegeben?«

»Halten Sie das Abschleppunternehmen für blöd? Natürlich haben die mich danach gefragt!«, sage ich und spüre, wie der Ärger in mir aufsteigt – einmal wegen der total doofen Frage und dann, weil ich so genervt reagiert habe. Meine ganze Selbstbeherrschung ist wie weggeblasen! Ob es an meiner

generell beschissenen Laune liegt? An dem Typen, der mich heute Morgen geschnitten hat? Ich habe keine Ahnung, aber ich bin dermaßen auf hundertachtzig, dass nicht viel fehlt und ich los schreie. Einfach so, die Wut heraus. Gegen die Welt! Gegen diesen schmierigen Typen, den ich niemals zu einem Essen mitnehmen würde! Der meinen Parkplatz benutzt und jetzt nicht latzen will! Es ist mir scheißegal, ob das hier ausgeschrieben ist oder nicht!

Scheiße! Was macht er denn jetzt? Er geht zu seinem Wagen, steigt ein, startet den Motor, legt den Rückwärtsgang ein, und nun schreie ich tatsächlich! Ahhhhhhhhhh!

Ich bin viel zu schockiert, um zur Seite zu springen, vielmehr sehe ich die Riesendelle in dem Kotflügel meines Wagens und fühle nichts. Keine Wut, kein Zorn, keine Aggressionen, nichts. Nur Leere. Wundersame Leere. Ein Gefühl, das ich bisher noch nie in einer derartigen Tiefe kennengelernt habe. Es muss der Schockmoment sein, der dafür sorgt, dass alles um mich herum für einen Augenblick tumb wird.

Die Wut auf den Typen kehrt aber umgehend zurück, als er aussteigt, sich den Schaden ansieht und dabei dämlich grinst. Ich sehe, wie der Wachmann herbeigelaufen kommt, die Hände über den Kopf zusammenschlägt, und sprachlos den Mann anstarrt.

»Sehen Sie! Das kann passieren, wenn man den Wagen übersieht, der einen zuparkt, weil man denkt, dass im Parkhaus kein Wagen zugeparkt wird, weil es dafür ja eingezeichnete Parkplätze gibt«, sagt der Typ, den ich am liebsten zu Hackfleisch verarbeiten würde. Mein kleines schnuckeliges Auto! Mein liebes Cabrio! Mein…

»Was machen Sie jetzt?«, frage ich entgeistert, als er sein Handy herausholt.

»Ich rufe die Polizei, was denn sonst! Immerhin bin ich beim Ausparken gegen ein Auto gefahren, dass da nicht stehen darf!«

»Sie wussten, dass es dort steht!«, presse ich aus meinem Mund hervor und muss dabei aufpassen, dass meine Atmung nicht in Schnappatmung umschlägt, die mich aussehen lässt, als würde ich hyperventilieren.

»Sie!«, rufe ich dem Wachmann zu, der mit einem Mal Angst in den Augen hat, die ich ihm am liebsten aus dem Körper prügeln würde. »Sie wissen, dass ich mich dorthin gestellt habe, weil er auf meinem Parkplatz parkt!«

»Nun ja, ich weiß nur…«, beginnt er, und ich spüre eine Wut gegen alle Männer in mir aufwallen, dass ich am liebsten allesamt mit einem Schlag umgebracht hätte.

»Ich war doch bei Ihnen und habe Ihnen gesagt, dass jemand auf meinem Parkplatz steht. Dieser Mann hier ist danach in seinen Wagen eingestiegen und hat ihn absichtlich gegen meinen Kotflügel gerammt! Sie müssen doch gesehen haben, wie…«

»Wissen Sie!«, sagt der Wachmann und nimmt sich sogar die Frechheit heraus, mich zu unterbrechen. »Wenn Sie die Verkehrsordnung im Parkhaus eingehalten hätten, wäre es nicht zu diesem Zwischenfall gekommen. Dass der Herr…«

Jetzt platze ich. Was ich umherschreie, weiß ich nachher nicht mehr, aber es kann nichts Nettes sein, denn ich sehe dem Wachmann an, dass er sich von mir bedroht fühlt, während der aalglatte Wichser immer breiter grinst. Habe ich ihm tatsächlich in seine Fresse geschlagen oder stelle ich mir das nur vor? Meine Güte, ich verliere mich! Alles dreht sich. Abstützen! Abstützen muss ich mich! An meinem Auto!

Die beiden sehen, dass es mir nicht gut geht, und helfen mir nicht. Grinsen mich an. Jetzt auch der Wachmann. Einfach so, grinsend. Diese Wichser! Männer! Ich hasse sie! Glauben, dass sie mich jederzeit und überall nageln können, wie es ihnen beliebt?! Obwohl ich im Recht bin?! Es ist mein Recht, den Parkplatz zu beanspruchen! Auf ihm zu parken! Ist das nicht sogar der Mann, der mir die Vorfahrt genommen hat? Irgendwie hat er was davon. Und das Auto! Hat es nicht dieselbe Farbe?! Leider habe ich mir das Nummernschild nicht merken können! Sicher ist er es! Das sollte ich den Bullen erzählen, wenn die gleich kommen. Wenn ich vorher nicht kotze! Ich fühle mich schlecht. Merke, wie mir der nackte Schweiß am Körper entlangläuft. Scheiße, ich habe ein graues Top an. Da sieht man jeden Schweißfleck. Auch an meinem Innenschenkel läuft es entlang. Pinkele ich gerade? Pinkele ich wirklich?! Zum Glück nicht! Wo ist die verschissene Polizei?

Ich schreie! Kann den Schrei jemand hören? Keine Ahnung! Aber macht das irgendeinen Unterschied?

Warum habe ich von einem Moment auf den anderen diese Scheißangst? Er ist hinter mir! Was für ein Quatsch! Jetzt habe ich mich mehrmals umgedreht und niemand ist hinter mir! Was für einen Hauch spüre ich? Der Wind? Welcher Wind? Und warum ist mir kalt? Ich friere ja fast. Es ist doch sommerlich warm! Es muss also von innen kommen! Also doch die Angst! Wovor habe ich Angst? Ich muss mich setzen! Auf die Bank da vorne. Setze mich hin, schaue nach links und rechts, suche nach irgendwem! Nach wem? Merke, dass ich einen Rock anhabe! Schlage die Beine übereinander! Wie die Kerle schon gucken! Habt ihr noch nie eine Frau auf einer Bank gesehen?! Ich hasse euch! Euch alle! Auch wenn ich es sonst schon geil finde, wenn ihr eure Augen an meinem Körper herunterfahren lasst, aber heute hasse ich euch. So ein Scheißtag! Wer braucht schon so was?!

Da ist sie wieder, diese Angst. Woher kommt sie? Im Nacken! Schau über deine Schulter! Über deine Schulter! Schau! Jetzt! Ich beherrsche mich, will nicht albern wirken! Da ist keiner! Das weiß ich! Ich schaue nicht über meine Schulter, weil ich weiß, dass da keiner ist! Habe ich jemals solche Panikattacken gehabt? Panik – das ist das Wort, das ich gesucht habe! Warum diese Panik?! Können nur die Nerven sein. Nach diesem Tag! Wie der schon anfing! Dieser Wichser mit dem Auto! Und

dann die Bullen! Wenn ich den auf offener Straße sehe, kastriere ich ihn bei lebendigem Leib! Dieses Arschloch!
Es muss der Wind sein! Ich habe ihn gespürt! In meinem Nacken! Ruhig, Brauner. Wieso denke ich jetzt an meinen Ex-Lover?! Weil er mich immer seine braune Stute genannt hat? Das war auch so ein Typ. Der wollte sogar, dass ich beim Sex wie ein Pferd wiehere! Geht's noch?! Wie vielen seltsamen Typen muss ich in meinem Leben noch begegnen? Die alle so durchgeknallt sind wie der Arsch heute Morgen? Dass ich Mr. Right niemals finden werde – klar, denn es gibt keinen Mr. Right. Es gibt nur Nicht-Mr.-Wrong – und der heute war volle Kanne Wrong. Wring-Wrong! Wring-Wrong! Ding-Dong! Ding-Dong! Was für ein Quatsch! Ich muss lachen. Lachen über das dämliche Wortspiel. Es geht mir besser. Werde ruhiger. Komm runter! Das Sitzen hier auf der Bank tut gut. Niemand will etwas von dir! Niemand ist in deinem Nacken! Alles wird gut! Alles ist gut…

***

Ich sitze in meinem Büro und fühle mich, als wäre ich über Stunden durchgenommen worden. Wie früher mit meinem ersten Freund, der so oft konnte, dass mir alles unten herum wehtat. Immer und immer wieder wollte er mich bumsen, spielte mit meinem Körper, bis auch ich wieder geil war, sodass er mich nehmen konnte. Ich ließ es zu. Wenn ich heute daran denke, muss ich würgen. Heute würde ich ihm beim dritten Mal in die Weichteile treten, dass er aufheult und nie wieder angekrochen kommt.
Wie diesem Arschloch aus dem Parkhaus! Hat der doch tatsächlich die Polizei gerufen, die mir eine Mitschuld gegeben hat! Natürlich zwei männliche Polizisten! Denen hätte der Typ auch erklären können, dass ich vom Mars bin – das hätten die strunzdummen Bullen geglaubt. Die Männerwelt hält nun mal zusammen! Soll ich vor Gericht gehen und dem Arsch seinen Arsch aufreißen? Habe ich Bock darauf? Ich fühle mich zu nichts zu gebrauchen. Und trotzdem! Ich muss eine Werkstatt finden, die mein Auto repariert. So ein Bockmist. Wäre doch der Typ heute Morgen in mein Auto gefahren! Da waren so viele Menschen, die hätten bestimmt ausgesagt, dass der Schwachmat schuld ist. Aber hier?! Der Wachmann! Ich muss die Sicherheitsfirma anrufen und irgendwie erreichen, dass der Typ einen auf den Sack kriegt. Oder sogar ganz rausgeschmissen wird. Geht doch gar nicht! Erst sage ich ihm, dass…
Ach, vergiss das mal für einen Moment. Bekomm' erst einmal einen klaren Kopf und dann siehst du weiter. Was liegt denn hier auf meinem Tisch? Woher kommt diese Akte denn? Ich habe so keinen Bock, die jetzt aufzumachen.

Draußen hat sich das Wetter gedreht. Eben sah es noch nach Sonnenschein aus, jetzt nieselt es. Hat was von meiner Stimmung. Auch wenn es in mir eher stürmt. Oder gestürmt hat. Jetzt nieselt es nur noch! Scheißregen.

Was sagt denn diese Akte…

Mir stockt der Atem! Das Blut gefriert! Dabei hatte es sich gerade wieder normalisiert! Eben noch gekocht, jetzt friert es! Das kann nicht wahr sein! Nein! Was ist denn heute nur los?! Komm schon, wach auf! Sag deinem Körper Danke für diesen absolut beschissenen Traum und wach endlich auf! Pitschen funktioniert nicht! Ich kann nicht wach sein! Ich kann nicht wach sein! Ich kann nicht wach sein! Ich kann es einfach nicht sein!

»Markus!«, schreie ich so laut, wie es mir nur möglich ist.

Warum habe ich eigentlich einen männlichen Sekretär? Meine Güte, konzentrier dich! Der macht seine Sache gut. Da sind seine Schritte! Die höre ich unter Tausenden heraus. Diese Akte! Mensch, wo kommt nur diese Akte her?

»Komm rein und mach die Türe hinter dir zu!«, sage ich etwas zu laut zu ihm und muss tief durchatmen, um zu meiner eigentlichen Ruhe zu kommen, die mich in jeder Verhandlungslage zu einem effizienten Ergebnis kommen lässt.

»Hast du mir die Akte auf den Tisch gelegt?«

Ja, natürlich! Ich sehe schon an deinen Augen, dass du auch den Inhalt kennst. Ob du es irgendwem verraten hast, was hier drin steht? Nein? Oder doch? Du bist schon so was wie eine kleine Tratschtante. Wie oft erwische ich dich, wie du mit den anderen Mädels schäkerst und dabei auch ab und an etwas ablässt, was du besser nicht sagen solltest? Wie nahe du mir stehst und welche Geheimnisse ich dir anvertraue! Schwachsinn. Die Akte…

»Heute Morgen kam ein Brief für dich rein«, fängt Markus an auszuholen, und ich habe das seltsame Gefühl, mir jetzt eine Geschichte der Post anhören zu müssen, obwohl ich nur ein einfaches Ja oder Nein verlange. »Als ich den Inhalt gelesen habe, war mir klar, dass ich ihn dir in einer Extra-Mappe auf den Tisch legen soll.«

Gut gemacht – braver Köter! Willst du jetzt ein Leckerli? Was für eine bescheuerte Antwort! Selbst wenn es eine Einladung zu einem Swingertreffen oder zu einer beknackt-langweiligen Talkshow gewesen wäre, hättest du ihn mir auf den Tisch gelegt, wenn mein Name oben draufgestanden hätte. Vielleicht mit etwas mehr Interesse, wenn es der Swinger gewesen wäre... Zurück zur Akte.

»Wer weiß bisher alles von dem Inhalt?«

»Wie soll ich das verstehen?«, fragt er, und ich stelle mir vor, wie ich ihn langsam zu würgen beginne – wie in den KGB-Filmen aus den Achtzigern, wo die Opfer echt einen drübergebraten bekommen, bis sie alles aussagen und unterschreiben – auch dass sie vom Mars sind. Warum muss ich jetzt innerlich lachen?

»Ich habe es natürlich keinem erzählt, wenn du darauf raus willst«, wirft er direkt ein, als ich ihm mit einer Sprechpause andeute, dass ich mehr hören will.
»Den Inhalt kennt also keiner außer dir, mir und demjenigen, der den Brief verfasst hat?«
»Wenn der Verfasser es keinem anderen erzählt hat – dann ja!«
»Ich sage dir eines, Markus! Wenn das nicht auch so bleibt, zumindest in dieser Firma, dann…« Dann mache ich aus dir Hackfleisch und verfüttere dich an irgendeinen dahergelaufenen räudigen Straßenköter, denke ich mir, sage aber etwas anderes.
»Dann brauche ich dir ja nicht zu erzählen, was für eine Auswirkung das auf alle Mitarbeiter hat. Wir müssen erst einmal schweigen, und ich muss herausfinden, wie das passieren konnte.«
»Ist das ein großes Problem für uns alle?«, will er wissen, doch ich habe keine Lust, mich mit meinem Sekretär über solche Dinge zu unterhalten – aber auf meinen genervten Blick hin bewegt er sich nicht, sodass ich doch antworten muss.
»Kann schon sein! Aber ich denke, dass du das mir überlassen solltest!«
Das sitzt! Ich sehe es an seinen Augen! Wahrscheinlich denkt er sich, was ich doch für eine miese Chefin bin, die man eher mal lautstark zurechtweisen sollte, anstatt vor ihr zu buckeln. Ich mag zwar kein Mann sein, aber treten kann ich wie ein Weltmeister!
Ich warte, bis Markus aus dem Zimmer ist, werfe den Klappendeckel der Akte zu und starre wieder aus dem Fenster.
So ein elender Wichser! Vor ein paar Tagen war noch alles klar. Und jetzt?! Wie kann der denn so mir nichts, dir nichts den Deal widerrufen! Auf welcher Grundlage?! Nur weil ich nicht wollte, dass ich mit ihm ins Bett steige!? Hey, ich bin nicht für jeden zu haben! Genau das habe ich ihm an den Kopf geworfen, nachdem er mich zum Essen ausgeführt und so viel Champagner getrunken hat, dass ich seine Fahne über den Tisch riechen konnte. Dieser Arsch! Zuerst macht er ein Geschäft und dann bläst er es ab, nur weil ich nicht mit ihm in die Kiste gesprungen bin. Was für ein elendiger Arsch!
Draußen ist jetzt richtig mieses Wetter. Es regnet immer stärker, und nach dem Mist den ganzen Tag über hätte ich liebend gerne Lust,nach Hause zu fahren, um den restlichen Tag abzuhängen. Eis oder irgendetwas anderes Ungesundes essen, Schlabberklamotten tragen, Nichtstun. Aber löst das mein Problem? Oder das meiner Firma?
Die Umsätze des letzten Jahres waren nicht so prickelnd; gerade in der Zeit nach den ganzen Krisen haben viele Unternehmen noch nicht wieder den alten Rhythmus. Oder sie haben mich einfach vergessen. Ein, zwei Jahre kann ich das durchhalten. Aber länger nicht. Dafür reichen die Reserven nicht. Und dann das hier. Der große Deal, der das Jahr gerettet hätte! Die nächsten Jahre. Viele Jahre!

Hätte ich mit dem Arsch schlafen sollen? Ist mir das die Firma wert? Auf keinen Fall! Dein Selbstwert ist viel zu wichtig, als mit so einer Schmierbacke ins Bett zu springen, nur weil es deiner Firma nicht so gut geht. Wusste er davon und hat mich nur ausgenutzt? Ahnte er von meiner Lage und dachte sich, dass er neben dem Geschäftsabschluss auch noch eine heiße Nacht abgreifen kann?

Keine Ahnung! Scheiße! Warum frage ich mich das? Ich meine, früher hat mich so etwas nicht interessiert! Aber da war ich auch noch alleine in meiner kleinen Firma! Wenn ich nichts zu essen hatte, war das mein Problem, dann habe ich nichts gegessen! Aber wenn ich meine Mitarbeiter nicht bezahlen kann – wie stehe ich dann da? Wenn Markus auch nur ein Wort bei den anderen fallen lässt, denen erzählt, was Sache ist, dann mache ich ihm das Leben zur Hölle! Die wird so heiß, dass er sich die Richtige wünscht!

Alle Ausflüchte machen die Sache nicht besser! Wie komme ich denn jetzt aus der Nummer wieder raus? Warum zum Geier will mir nichts einfallen?! Ruf ihn an, den Typen! Ruf ihn an! Ich überlege mir Pros und Contras, doch mir wollen keine einfallen – mir will nichts einfallen, nicht einmal die eigentliche Bedeutung von Pros und Contras. Ein Kaffee! Vielleicht sollte ich einen Kaffee trinken! Ich stehe auf, trete aus meinem Büro, merke, wie Markus wie ein scheues Reh aufschreckt und mich ansieht, als würde er etwas vor mir verbergen. Da jedoch kein anderer Mitarbeiter, den ich treffe, mich auf irgendeine auffällige Art und Weise ansieht, kann ich vorerst ruhig bleiben. Ohne den Blick meines Sekretärs zu erwidern, gehe ich in eine der vielen Türen, die sich vom Flur abzweigen, trete in die Küche, sehe, wie meine Buchhalterin gerade versucht, die Spülmaschine auszuräumen, sehe, wie sie mir ihren Hintern entgegenstreckt, der von einem gespannten Rock ummantelt die Umrisse ihrer Unterwäsche preisgibt. Welcher Mann wohl in diesem Augenblick kein Kopfkino abfahren würde?

Ich will nicht weiter daran denken, sondern grüße nur kurz angebunden, wie es die Mitarbeiter von mir gewohnt sind, erhalte eine kurze Rückmeldung, hoffe, dass Bettina kein akutes Gesprächsthema mit mir hat, und bin froh, als sie einfach weiter die Maschine ausräumt. Ich nehme mir eine Tasse aus dem Schrank, schaue vorsichtshalber in die Tasse hinein, da die Spülmaschine scheinbar nicht immer alles sauber macht, und stelle die Tasse unter die Kaffeemaschine. Heute weiche ich von meiner Maxime ab, nur einen Kaffee am Morgen zu trinken. Aber heute scheint mich die Welt ficken zu wollen, also ficke ich zurück. Doch genau in dem Moment, als ich den Knopf drücken will… Fuck! Ich verspüre in meinem Innern den Drang, die Tasse zu ergreifen und sie mit voller Wucht Richtung Fensterscheibe zu werfen, wo sie sofort zerplatzt und Bettina mich wie ein verblödetes Monster anstarrt.

Und dabei meldet die Kaffeemaschine nur, dass sie kein Wasser mehr hat, also nehme ich die Tasse wieder an mich und lächle Bettina an, als wäre die Welt in bester Ordnung. Inzwischen hat sie die

Maschine leergeräumt und sieht mir dabei zu, wie ich den Wasserbehälter herausnehme, das Wasser nachfülle und alles wieder zusammenbaue. Danach schauen wir beide wortlos der Kaffeemaschine zu, wie sie aufheizt und nach einer gefühlten Ewigkeit mit einem zischenden Geräusch den Kaffee durch die Leitungen presst. Dabei frage ich mich unablässig, ob sich Bettina von ihrem Freund alles gefallen lässt, was er will. Warum ich mich das frage? Keine Ahnung! Ehrlich! Keine Ahnung! Die ersten aufsteigenden Dämpfe erreichen meine Nase und sogleich fühle ich mich ruhiger. Seltsam, für viele ist Kaffee anregend, ich entspanne mich völlig dabei. Der Geruch von Kaffee – und es kann vieles passieren, ich aber bleibe locker. Wie gerne gehe ich in den Städten in ein altes Kaffeehaus, in dem es noch nach den frisch gemahlenen Bohnen riecht, genieße den Geruch, die Mischung aus Bitterkeit und Aroma, das Brühen, das Rauspressen der Duftnoten, das Schlürfen und das Schmecken. Für einen Moment gelingt es mir, die toxische Akte auf meinem Schreibtisch zu verdrängen, und bedächtig schaue ich mir an, wie der dünne, schwarze Strahl in meine Tasse läuft, eine leichte Crema an den Rand zaubert, die sich auf der Oberfläche schließt, als der Durchlauf endet. Tief durchatmend warte ich darauf, dass mir die Maschine sagt, dass ich den Kaffee entnehmen kann, und als ich endlich wieder in meinem Büro auf meinem Stuhl sitze, mit dem Rücken zu meinem Schreibtisch, und schlürfend nach draußen blicke, scheint es, dass für einen kurzen Moment an diesem Tag vieles wieder in Ordnung ist, was vorher in Scherben lag.

Du musst ihn anrufen! Wo habe ich denn seine Nummer? Ach, im Handy, klar, er hat sie dir ja für das Dinner gegeben. Falls etwas Unvorhergesehenes passiert! Das hier ist unvorhergesehen! Wer hätte denn im Traum daran denken können, dass das hier passiert?! Selbst Gott hätte das nicht kommen sehen! Meine Güte, worunter habe ich ihn abgespeichert? Unter Wichser ist er jedenfalls nicht zu finden! Aber W war schon irgendwie richtig! Ach, hier ist er ja, Peter Weigand. Peter. Was für ein spastischer Name für jemanden, der mich über den Tisch ziehen und gleichzeitig flachlegen will! Warte nur, dir werde ich es zeigen! Freizeichen, alles klar. Ich werde ihn mit einer Hasstirade überfallen und ihm klarmachen, dass er so nicht mit mir umspringen kann. Tuten! Ich werde ihm aufzeigen, dass ich jeden Schritt machen werde, um seine Zusage zu erzwingen! Wenn nötig auch vor Gericht! Tuten! Ich werde ihm an den Kopf schmeißen, dass er den Deal durchwinken muss, sonst werde ich ihn wegen versuchter Vergewaltigung anzeigen. Ja, das ist gut! Noch ein Tuten! Will der Arsch nicht langsam mal abheben? Das Handy hat er doch am Mann! Der kann sich nicht rausreden, dass er nicht am Platz ist! Ein viertes Tuten! Mensch, geh mal dran, sonst flippe ich komplett aus! Ich will doch nur…

»Weigand!«, höre ich es durch den Lautsprecher meines Handys tönen; es klingt, als hätte er gerade einen Marathon hinter sich gebracht.

»Kannst du mir mal verraten, was das soll!«, donnere ich los und finde meine Stimme in genau der richtigen Tonlage, die es braucht, um dieses Gespräch zu führen.

»Bist du das, Marie?«, fragt Peter ohne sonderliche Erregung oder Nervosität in seiner Stimme.
»Wer denn sonst! Der Weihnachtsmann? Ich habe deinen beschissenen Brief erhalten, und als ich den Text gelesen habe, dachte ich, dass ich wohl einen Komplettausfall meiner Erinnerungen haben muss. Der Deal stand doch. Du persönlich hast ihn mir zugesagt. Was soll denn dieser Mist jetzt hier?«
»Du weißt doch, wie das Geschäft läuft!«
»Ach ja, wie denn? Erzähl mir bloß keinen Scheiß, sonst…«
»Beruhige dich! Ich wollte den Deal ja! Aber mein Chef kam dann zu mir und fragte mich, warum ich nicht den Anbieter nehmen würde, der um einiges billiger ist. Zuerst habe ich ihm gesagt, dass deine Arbeit qualitativ die bessere sei, doch dann kam er mit Kostensparen und dem Druck, den er von oben habe, nicht zu viele für die Kampagne auszugeben. Und da hat er den Deal gecancelt!«
»Er hat ihn gecancelt?«, frage ich seltsam ausdruckslos, weil ich spüre, dass meine gesamte Aggression mit einem Mal im Leeren verpufft ist – wenn Peter mir keinen Bockmist erzählt! »Gib mir seine Nummer!«
»Was soll ich?«, fragt er, obwohl er sicherlich verstanden hat, was ich von ihm will.
»Du sollst mir seine Nummer geben. Ich will ihm persönlich sagen, was er für ein Waschlappen ist!«
»Ich kann dir die Nummer nicht geben! Das wäre nicht richtig. Hör zu, Morten…«
»Dein Chef heißt Morten? Ist er ein Däne, oder was?«
»Ja, er ist Däne. Aber was hat das damit zu tun?«
»Ach nichts! Ich wollte das nur wissen, bevor ich dämliche Witze über Dänen erzähle!«, meine ich, und mir fällt direkt die unglaublich zusammenhanglose Unterhaltung auf, die ich gerade führe. »Gib mir einfach die Nummer. Ich sage ihm auch nicht, dass ich sie von dir habe!«
»Von wem denn sonst?«
»Ach Scheiße, Peter! Ich brauche den Auftrag, das weißt du. Wenn ich den nicht bekomme, sieht es mau in meiner Kasse aus. Wenn du schon keinen Bock hast, mir die Nummer zu geben, oder Angst davor hast, dass ich deinem Chef irgendetwas erzähle, was er nicht wissen soll, dann…«
In diesem Augenblick merke ich, was ich gerade von mir preisgegeben habe, und finde es nicht mal schlecht. Ich stocke mit meinen Worten, sodass sie auf Peter wirken kann.
»Was meinst du denn mit erzählen? Es gibt nichts zu erzählen!«, windet sich Peter mit einem Mal, und ich merke, wie sehr ich ihn mit dieser einen Aussage in die Enge getrieben habe.
»Kannst du dich nicht daran erinnern, wie wir beide zusammen im Restaurant saßen, Champagner getrunken haben und du mir dann deine Hand aufs Knie gelegt hast, um mir zu sagen, dass du einen Extra-Bonus für deine Vermittlung erwartest?«
»Das wollte ich nicht! Ich habe das Gleichgewicht verloren und…«

»Lass es gut sein, Peter!«, fahre ich dazwischen und habe meine gesamte Selbstsicherheit wieder zurück, die mir die Gewalt über meine Verhandlungspartner gibt. »Wir beide wissen, dass es anders war, und wenn du ehrlich zu dir selbst bist, warst du dir sicher, dass du mich an diesem Abend noch flachlegen wirst!«

»Marie!«, kommt es empört durch den Äther.

»Was denn, Peter?! Du wolltest mich doch flachlegen, hattest einen über den Durst getrunken und dich daneben benommen. Ob das deinen Chef interessiert, weiß ich nicht, aber ich werde ihm sicherlich das eine oder andere kleine Detail erzählen, wenn ich mit ihm telefoniere!«

In der Leitung bleibt es für den Moment still – ich meine sogar zu hören, wie es in seinem Kopf hin- und hergeht, wie Peter mit sich selbst kämpft und irgendwann den Kampf verliert.

»Gut, du kannst die Nummer unter zwei Bedingungen haben.«

»Nichts über deinen Fauxpas und was noch?«

»Ach Scheiße, das zweite hat sich erledigt. Du erzählst nichts?«

»Ich halte meinen Mund, wenn du mir die Nummer gibst. Deal?«, frage ich, obwohl das Wort Deal zwischen Peter und mir eine seltsame Entfremdung des eigentlich Gemeinten hat.

»Einverstanden!«, antwortet er, was mich ein wenig irritiert.

Indem er mir die Nummer seines Chefs diktiert, ich sie wiederhole und er sie bestätigt, ist das Gespräch an einem Ende, und ich denke mir kurz, ob ich ihm sage, dass ich vielleicht mit ihm geschlafen hätte, wenn…

Aber ich lasse es sein und halte mich zurück, verabschiede mich ohne große Show und lege den Hörer auf. Die Nummer auf dem kleinen Notizzettel anstarrend, muss ich mich für den Moment sammeln und verhindern, sie direkt zu wählen, denn da ich Morten weder kenne noch einschätzen kann, brauche ich einen Plan, der mich in die Lage versetzt, auch konstruktiven Argumenten wirksam zu begegnen.

Der andere war also billiger! Wer das wohl war? Peter sagte, dass er viel billiger gewesen sei. Dann kann ich mir eigentlich nur einen vorstellen. Aber der ist eine Pfeife. Was gut für mich ist. Denn in meiner Liga spielen eigentlich nur Player, die erheblich teurer sind. Dass ausgerechnet eine solch große Firma auf den Gedanken kommt, nur das Billigste und nicht das Günstigste zu nehmen, verwundert mich zwar, aber das macht die Sache auch im Hinblick auf weitere Geschäfte schwieriger. Vielleicht komme ich nicht umhin, meine Preise auch noch mal zu überdenken. Dann muss zwar zwangsläufig der eine oder andere Mitarbeiter gehen, was wiederum die Qualität leiden lässt. Niedrigere Qualität, niedrigere Preise, geringere Marge, weniger Marktanteil, weniger Werbung, weniger Mundpropaganda, das Aus. Ich kann meine Preise auf keinen Fall senken! Das wollte ich noch nie und das kann ich auch jetzt nicht wollen. Aber wenn die Aufträge wie dieser hier ausbleiben…

Wie also muss ich vorgehen? Keine Ahnung! Scheiße, verdammter! Ich muss den Kerl anrufen, schnell, sonst ist der Vertrag mit dem anderen fix. Wenn er es nicht schon längst ist! Was kann ich zu Morten nur sagen? Was nur! Scheiße!

Habe ich das letzte Wort gerade aus mir herausgebrüllt? Schritte! Ja, ich muss es getan haben. Es klopft.

»Ja!«

Markus steckt seinen Kopf in den Raum.

»Alles in Ordnung?«, fragt er, tritt aber nicht ein.

»Ist alles in Ordnung!«, lüge ich und schüttele mit meiner Hand. »Habe mir nur den Finger etwas gequetscht. Dieser Scheiß-Schreibtisch. Viel zu klobig und unhandlich. Das passiert mir viel zu oft, dass ich mir fast den Daumen quetsche. Und jetzt ist es schon wieder passiert. So ein verfluchter Scheißdreck!«

Erst jetzt erkenne ich das unentschlossene Gesicht meines Sekretärs, der auch mit »Ist alles in Ordnung?« bereits zufrieden gewesen wäre. Ich ärgere mich kurz darüber, dass ich in seiner Anwesenheit meinen Gefühlen erneut freien Lauf gelassen und ihm einen solchen Mist erzählt habe, winke ihm, dass er jetzt gehen kann, warte. Die Tür schließt sich, und ich bin wieder allein in meinem Büro.

Dieser Schreibtisch ist wirklich etwas klobig. Dass er viel zu mächtig und dabei völlig unpraktisch ist, weiß ich schon länger. Ach Mist, vielleicht brauche ich den bald gar nicht mehr. Ruf den Kerl an!

Ich wähle. Verwähle mich. Muss auflegen. Wähle erneut. Verwähle mich ein zweites Mal. Beruhige dich! Konzentrier dich auf die Zahlen. Es kann nicht so schwer sein, eine bescheuerte Zahlenkombination auf den Tasten zu drücken. Ruhig! Ich versuche es erneut, dieses Mal klappt es. Besetzt! Ich drehe innerlich durch. Knalle den Hörer aufs Telefon. Warte auf Markus, dass er nachschauen kommt, was den Knall verursacht hat. Nichts passiert. Zum Glück ist die Nummer gespeichert – ich kontrolliere sie zur Sicherheit noch einmal!

Indem ich das Gespräch mit Peter rekapituliere, versuche ich, mich an Details zu erinnern, die mir bei einem Gespräch mit Morten helfen können. Plötzlich habe ich eine Idee. Vielleicht finde ich Morten im Internet. Da findet man ja jetzt alle. Sogar mit Bild. Indem ich meine Maus bewege, startet mein Bildschirm und ich kann das Passwort eingeben. Vertippe mich. Muss innerlich über meine Unfähigkeit lachen. Tippe erneut, bekomme es dieses Mal hin, sehe, wie meine Inbox voller unbeantworteter Mails ist, ignoriere das, starte den Internetbrowser, gebe den Namen der Firma und Morten ein. Wie hieß der Kerl noch gleich? Was hat mir Peter gesagt? Ach ja, Morten Kvist. Kann nur ein Däne sein! Vielleicht noch ein Schwede. Aber eher Däne. Sagte Peter ja auch. Warum mache ich mir darüber eigentlich Gedanken?

Kein Foto auf der Seite. Nur eine Telefonnummer. Ist es die gleiche, die mir Peter gegeben hat? Ja, ist sie. Ich hätte ihm persönlich alles Mögliche über den Kopf gezogen, wenn es die falsche gewesen wäre. Zu seinem Glück stimmen die Nummern überein. Was steht hier? Morten Kvist, Abteilungsleiter Marketing und strategische Planung. Na super! Es gibt kaum was Schlimmeres als irgendwelche Männer, die sich hinter ihren Titeln verstecken und ungemein aufblasen können. Ich für meinen Teil habe keinen Titel, führe nur unten irgendwo im Kleingedruckten Geschäftsführerin, subtil – das muss reichen. Will ja nicht dafür belohnt werden, dass irgendwer mir mal ein Leckerli hingeworfen hat.

Es hilft ja nichts, ich versuche es erneut, drücke Wahlwiederholung, erhalte erneut ein Besetztzeichen. Wie lange will der denn noch telefonieren? Suche im Internet nach anderen Seiten, auf denen er vielleicht zu sehen ist. Da ein Bild. Ob er das ist? Vom Alter und dem Snobismus wäre das möglich. Sieht wie ein kleiner Gnom ohne Haare aus, mit Bauchansatz und einem schmierigen Lächeln. Würde mich nicht wundern, wenn er es wäre. Würde passen! Sehr genau sogar.

Morten, Morten. Warum telefonierst du nur so lange? Ich versuche es erneut, dieses Mal erhalte ich kein Besetztzeichen, sondern ein normal getaktetes. Wenn du jetzt nicht dran gehst, komme ich persönlich vorbei und…

»Morten Kvist«, tönt es unfreundlich aus dem Hörer.

»Marie Karlstein von MK Marketing Strategien«, sage ich und fühle mich wie ein Speichellecker. Manchmal hasse ich meinen Job!

»Frau Karlstein. Wie nett, von Ihnen zu hören!«, kommt es so unverbindlich durch den Hörer, dass ich mir vorstelle, wie er sich sachte in seinen Stuhl zurücklehnt und innerlich darüber lacht, dass er mir eine ausgewischt hat.

»Ja, Herr Kvist. Auch wenn wir uns nicht persönlich kennen, so bin ich dennoch erbost über Ihre Art!«

»So?«

Welcher Wichser antwortet nur mit einem latenten So, das man auch direkt vergessen kann?!

»Ja, Sie haben verfügt, dass der bereits beschlossene Deal zwischen Ihrem Mitarbeiter Peter Weigand und mir geplatzt ist. Deswegen rufe ich an!«

»Sie wollen sicherlich eine Erklärung!?«

»Die habe ich schon!«, sage ich und beiße mir auf die Lippen, um nicht noch mehr Wissensvorsprung preiszugeben. Jetzt spätestens ist klar, dass ich schon mit Peter gesprochen habe. Und dass ich die Nummer von ihm habe. Der Morten ist ja auch nicht dämlich!

»Dann wissen Sie sicherlich auch, dass wir uns nach den letzten Krisen nicht jeden Luxus gönnen können. Ich meine, dass Herr Weigand zugesagt hat, macht die Sache nicht leichter, da er aber

keine Verfügungsgewalt über das Budget besitzt, ist es für uns kein Problem, aber für Sie wahrscheinlich der Weltuntergang!«

Der Weltuntergang! Ja, scheiße, er hat durchaus Recht. Es hätte die Wirkung eines Weltuntergangs! Auf dem Weg nach oben jäh gestoppt durch einen Wichser namens Morten Kvist. Auf dem Grabstein meiner Firma steht dann: Gekonnt, aber von Morten Kvist nicht gewollt – und dann galant abserviert.

»Ich verstehe durchaus, dass Sie als Zuständiger für die Marketing-Strategien nicht an jede Zusage Ihres Mitarbeiters gebunden sind, doch ich muss Ihnen leider mitteilen, dass mein Anwalt das anders sieht. Immerhin agierte Herr Weigand im Auftrag Ihres Unternehmens und ist damit für diesen speziellen Fall dann doch handlungsbefugt. Mein Anwalt sagte zudem…«

»Liebe Frau Karlstein!«, unterbricht mich dieser Lackaffe – und dann auch noch mit Liebe Frau Karlstein! Es fehlt nicht viel und ich springe ihm sinnbildlich durchs Telefon. »Ich verstehe Ihre Sorgen und natürlich habe ich mich auch vorher mit unserer Rechtsabteilung abgestimmt, die mir eindeutig gesagt hat, dass eine mündliche Zusage eines der Mitarbeiter nur dann wirksam werden kann, wenn es außer Ihnen irgendwelche Zeugen gibt, die Herr Weigand eindeutig negiert. Er sagte mir, dass es ihm leid täte, dass er Ihnen den Auftrag mündlich zugesagt hat. Aufgrund dieses Vorfalls werden wir Herrn Weigand intern zur Rechenschaft ziehen, aber das wird für Sie an der Situation nichts ändern. Da ist auch die Rechtslage eindeutig! Und wenn ich Ihnen einen Rat geben darf: Verschwenden Sie Ihre Energie nicht auf ein Thema, das für Sie ein Boden ohne Fass ist. Glauben Sie mir, ich habe drei solche Fälle selbst erlebt und bisher hat der Kläger keinen Fall gewonnen. Nicht einmal in Teilen. Daher würde ich Ihnen raten, dass Sie Ihr Konzept mal gründlich überarbeiten, ausmisten, wo es noch geht, damit Sie die Preise etwas drücken können. Denn ich sage Ihnen gleich, dass der Markt sicherlich keinen Bedarf an überteuerten Produkten hat, die man vor den Krisen noch allzu blauäugig eingekauft hat!«

Ich bin viel zu geschockt, um etwas zu antworten, also redet Morten Kvist einfach weiter.

»Auf jeden Fall wünsche ich Ihnen und Ihrer kleinen Firma alles Gute auf Ihrem weiteren Weg und Ihnen ganz persönlich einen schönen Tag!«

Jetzt ist der Moment, in dem ich von meinem Stuhl fallen werde; nur mit letzter Kraft gelingt es mir, mich zu halten. Ich atme tief durch, so tief, dass es der andere am Telefon mithören muss. Noch hat er nicht aufgelegt.

»Frau Karlstein?«, dringt es aus der Muschel. »Ist alles in Ordnung bei Ihnen?«

»Bestens«, schaffe ich zu sagen. »Alles bestens!«

»Na dann ist ja alles in bester Ordnung!«, sagt Morten Kvist und will auflegen, als mir ein Gedanke durch den Kopf schießt, den ich kaum in seinen Konsequenzen abschätzen kann, ihn aber doch ausspreche.

»Eine letzte Sache habe ich noch!«

»Ja, Frau Karlstein?«, kommt es ein wenig genervt bei mir an, doch das ist vielleicht nicht die schlechteste Stimmung. »Ihr Mitarbeiter, Herr Weigand, muss sich darauf einstellen, dass ich ihn wegen sexueller Belästigung anzeigen werde.«

Morten Kvist schweigt. Ist es bedrohlich? Bin ich bedrohlich?

»Auch wenn es für seine Zusage keine Zeugen gibt, so gibt es sie für diesen Vorfall. Er hat mich eindeutig und unmissverständlich angemacht und seine Hand auf mein Knie gelegt. Dann wollte er mir an die Wäsche. Er war betrunken und alles passierte in einem Restaurant, in dem wir den Vertrag gemeinsam feiern wollten.«

Ich lasse meine Worte wirken und merke an der Stille am anderen Ende, dass Morten Kvist angestrengt nachdenkt.

»Und was meinen Sie damit zu erreichen, Frau Karlstein?«

»Wissen Sie, ich habe Ihnen offen und ehrlich was erzählt, und das auch nur, weil ich es satt bin, als Frau immer nur als Sexobjekt angesehen zu werden. Ich bin es einfach leid, dass ein Macho-Mann daran auch nur denkt, mich nach einem erfolgreichen Abschluss als Bonus vernaschen zu können, nur weil er glaubt, mir etwas Gutes getan zu haben. Ich sage Ihnen etwas, Herr Kvist! Ich kann durchaus auf den Auftrag verzichten, aber worauf ich auf keinen Fall verzichten werde, ist, Ihr Unternehmen bei jeder noch so kleinen Gelegenheit in Verbindung mit den sexuellen Fehltritten Ihrer Mitarbeiter zu bringen. Wenn die Presse davon erfährt, wird es sicherlich böse Kommentare hageln…«

»Beruhigen Sie sich, Frau Karlstein!«, dringt es mit einer merklich veränderten Stimmlage aus dem Telefon an mein Ohr.

Ich muss zugeben, dass Morten Kvists Stimme einen extrem besänftigenden Charakter besitzt. Wenn er nicht so klein, dick und gnomig wäre!

»Sie vermischen hier zwei Sachen, Frau Karlstein. Das eine ist der Auftrag, den Sie nicht erhalten haben, weil Herr Weigand nicht über meine Zustimmung verfügte. Die andere Sache ist viel schlimmer, denn wenn es wahr sein sollte, dass Herr Weigand Sie tatsächlich in aller Öffentlichkeit sexuell belästigt haben sollte, dann müssen wir natürlich über die Höhe der internen Konsequenzen nachdenken. Natürlich haben Sie das Recht, Herrn Weigand als Person anzuzeigen, doch ich bin mir sicher, dass die Presse, aber auch das Gericht, keinen eindeutigen Zusammenhang zwischen Herrn Weigands Ausfall und diesem Unternehmen sehen werden. Unser Unternehmen engagiert sich stark für die Frauen in allen Positionen. Auf meiner Ebene ist die Mehrheit weiblich, eine Etage über mir ist es die Hälfte. Und der nächste Geschäftsführer wird höchstwahrscheinlich weiblich sein. Wir sind im nationalen Vergleich bei dieser Größe des Unternehmens, einsame Spitze, was das anbelangt – und selbst wenn Sie uns mit dieser Kampagne einen Fleck auf die

blütenweiße Weste machen, so wissen wir diesen dann doch blütenrein wieder rauszuwaschen. Glauben Sie mir – Herrn Weigand können Sie zu Fall bringen, dieses Unternehmen aber auf keinen Fall – und schon gar nicht bringen Sie uns zum Umfallen in Ihrer Angelegenheit. Und das eine sage ich Ihnen noch. Den Auftrag bekommen Sie auch nach dieser unverblümten Drohung nicht! Und auch keinen weiteren, denn wer mit Ihnen Geschäfte machen will, kann sich auch gleich den Teufel ins Haus holen. Einen schönen Tag wünsche ich noch!«

Aufgelegt. Einfach aufgelegt. Wie dumm kannst du nur sein? Peter Weigand habe ich mit diesem Anruf mitten in die Fresse geschlagen! Und mit was stehe ich jetzt da! Mit der Androhung, vor Gericht zu ziehen! Super! Wenn ich das jetzt nicht wahrmache, gelte ich überall als Weichei. Wie kann man nur innerhalb so weniger Momente so dämlich sein? Ich hasse mich! Ja, es ist lange her, dass ich das einmal verspürt habe, aber nun hasse ich mich dafür.

Ich schaue aus dem Fenster, alles nervt mich an. Trete aus dem Büro, sage Markus, dass ich auf unbestimmte Zeit weg bin, gehe in die Tiefgarage, suche mein Auto, denke daran, dass ich es zur Werkstatt bringen muss, und weil mir nichts Besseres einfällt, mache ich das auch. Der Verkehr lenkt mich ab, und es sind auch nur wenige hundert Meter bis zur Werkstatt. Ich gebe den Wagen zur Reparatur, lehne einen Ersatzwagen ab, da mir die Werkstatt sagt, dass ich meinen Wagen morgen Abend wieder abholen kann, und entscheide mich, dass ich heute und morgen mal zu Fuß unterwegs sein werde. Vielleicht bleibe ich morgen auch zu Hause, wer weiß schon so genau? Ich muss erst einmal einen klaren Kopf bekommen, nach der ganzen Scheiße, die heute passiert ist!

Es ist erst kurz nach elf, aber der Tag fühlt sich an, als könne er nicht mehr schlimmer werden. Jetzt kommen auch noch Kopfschmerzen dazu. Hämmernd, pochend, stechend. Am schlimmsten sind die stechenden. Wie ein heißer Dolch, der durch das Gehirn gedrückt wird. Wo zum Geier ist hier eine Apotheke? Ich finde eine, trete ein, die Apothekengehilfin sieht mir meine Schmerzen schon an. Will mir irgendetwas Neuartiges geben. Ich will aber nur Aspirin. Wirkt bei mir am besten. Kaufe einen Holundersaft dazu. Warum ich den kaufe? Vielleicht wegen des Eisengehaltes oder weil ich mich nicht daran erinnern kann, irgendwann einmal Holundersaft gekauft zu haben. Schlucke beides direkt vor der Apotheke. Selten so etwas Ekliges getrunken wie den Holundersaft. Setze mich auf eine Bank, warte, dass die Schmerzen weniger werden. Massiere meinen Nacken und hoffe, dass ich mich etwas entspannen kann. Nichts passiert, der Schmerz sticht weiter. Glühender Stahl, der durch mein Gehirn dringt. Schlafen! Ich will nur noch schlafen! Vielleicht gehe ich nach Hause, rufe in der Firma an und sage, dass ich heute nicht mehr reinkomme. Und morgen auch nicht. Und übermorgen. Und überübermorgen. Ich mache Urlaub. Wie lange hatte ich schon keinen Urlaub mehr!? Vielleicht ist das die Lösung. Ich gehe in Urlaub und lasse meine Firma mal für eine Zeit allein. Eine Woche oder zwei? Drei Wochen sind zu viel, da würde ich mich selbst nicht mehr sehen können. Aber zwei Wochen? Ich könnte Regeln einführen, die klar

bestimmen, wann ich anzurufen sei, kann Vertreter einsetzen, es ist sowieso ruhig. Besonders nach dem Gespräch heute. Vielleicht habe ich dann auch neue Kräfte und Ideen, wie ich dieses schlingernde Schiff wieder auf Kurs bringen kann. Wäre dringend notwendig. Also Urlaub. Aber wohin?

Über die sehnsüchtigen Vorstellungen von Urlaub habe ich verpasst, wie die Kopfschmerzen zurückgingen. Jetzt sind sie nur noch in Form eines dumpfen Druckgefühls vorhanden. Leicht benommen stehe ich auf und wandere durch die Straßen. Soll ich was essen gehen? Hunger habe ich schon. Wie jeden Tag, aber meistens ignoriere ich das Gefühl. Hält außerdem schlank. Ach, was soll's! Der heutige Tag ist sowieso dahin, da kann ich auch mal so richtig in die Vollen schlagen. Dort vorne zum Beispiel, ins Fastfood-Restaurant. Setze mich, stelle fest, dass es Selbstbedienung ist – mache das nicht so oft, eigentlich nie. Stelle mich an, habe keine Ahnung, was ich bestellen soll, nehme das, was ich am ehesten wiedererkenne. Bekomme das Essen und das Getränk, nehme mein Tablett, setze mich in eine Nische und versuche, das Essen zu genießen, das einfach nur fettig und schwer wirkt, dazu voller Geschmacksverstärker – schon als ich es noch gar nicht runtergeschluckt habe. Aber das ist an diesem Tag uninteressant! Ich schlinge es hinunter und merke, dass es mir kaum so gut schmeckt, wie ich es vermutet hätte. Mein Kreislauf fällt in den Keller, und indem ich mir in einem angrenzenden Shop einen weiteren Kaffee besorge, setze ich mich auf den Rand eines großen, steinernen Blumenkübels und beobachte das hektische Treiben der Menschen. Träume ein wenig, obwohl es keine schönen Träume sind.

Der Kaffee belebt mich dann wieder ein wenig, ich habe das Gefühl, der Magen ist aufgeräumter. Als ich mich nach einer Weile erhebe, fällt mir ein, dass ich vielleicht noch mal in die Firma gehen sollte. Nachschauen, was die Mails so sagen, warten, nachdenken. Mich gegen das Weglaufen entscheide und doch zurückkehre. Weglaufen machen nur Feiglinge. Auch wenn ich auch mal gerne einer sein würde, wenn ich nur dürfte. Aber ich darf nicht! Ich darf einfach kein Feigling sein! Vor allem nicht jetzt!

Der Weg zurück ist lang, viel länger als der Hinweg, bei dem ich so viele Gedanken hatte, dass die Zeit wie im Flug vergangen ist. Jetzt zieht sich der Weg wie Kaugummi. Da hinten ist das Gebäude. Endlich erreiche ich es und denke kurz darüber nach, doch für heute Abend einen Mietwagen zu nehmen. Ich betrete das Büro, sehe, dass Markus wohl in der Mittagspause sein muss, gehe ins Büro, verschließe die Türe hinter mir und lasse mich auf das beistehende Sofa fallen. Ein Sofa, das ich in meinem Büro aufgestellt habe, als es eine Zeit lang keine Möglichkeit gab, dass ich weniger als sechzehn Stunden am Tag arbeiten konnte. Wie unbeschreiblich intensiv und toll diese Zeit doch gewesen ist! Was sagte mein Mentor immer? Eine Firma mit dem eigenen Schweiß aufbauen ist viel einfacher als der Erhalt einer Firma mit dem Schweiß von Angestellten. Wie recht er doch hat! Einfach aufgeben geht nicht. Viel zu viele Schicksale hängen inzwischen daran. Inklusive mein

eigenes. Mein Leben. Mein ganzes Leben. Alles, was ich war und alles, was ich bin und alles, was ich je sein werde!

Ich fühle mich müde, streife meine Schuhe von den Füßen. Lege sie hoch auf das Sofa, drohe einzuschlafen. Schaffe es gerade noch vor dem Einschlafen, wieder aufzustehen, lasse die Schuhe links liegen, gehe auf Socken zu meinem Arbeitsplatz, vergewissere mich, dass ich auch keinen Besuch mehr erwarte, und muss feststellen, dass an diesem Tag, wie jede Woche, Teamsitzung ist. Die hätte ich beinahe vergessen! Dann wird heute nicht viel gesprochen. Kurz und knackig, damit die anderen nichts von meiner miesen Stimmung merken. Egal. Es muss irgendwie gehen.

E-Mails. Schaue sie durch, lösche die meisten, weil es irgendwelche sinnlosen Anfragen sind, arbeitstechnischer Spam, der immer mehr wird. Heutzutage verbringe ich Stunden um Stunden damit, meine Inbox sauber zu halten. Was die Menschen alles wissen wollen! Früher haben sie sich nicht getraut, einen solchen Schwachsinn am Telefon zu fragen, und Briefe schreiben hat was gekostet. Aber heute! Jeder Depp kann kostenlos eine E-Mail rausschicken und anderen Menschen damit auf den Keks gehen. Hier wieder! Und ab in den Papierkorb. Ah, was will denn Systematics Ltd. von mir? So, so. Es gibt eine neue Ausschreibung. Volumen? Hier. Na ja, geht so. Sollte ich auf jeden Fall mal mitmachen, da nach dem Absprung heute jeder Kunde ein lebensrettender Anker sein kann.

Mein Handy klingelt. Ich sehe die Nummer und den dazugehörigen Namen auf meinem Display. Ich bin ganz ruhig. Obwohl es Peter Weigand ist. Den, den ich eigentlich noch anzeigen müsste. Dem ich den Schwanz eigenmächtig abreißen möchte, nur damit er mal spürt, was er mir angetan hat! Ich lasse ihn klingeln, viermal, fünfmal, dann hebe ich kurz vor dem automatischen Einschalten der Mailbox ab.

»Marie Karlstein! Was kann ich für Sie tun?«, frage ich und finde mich selbst unglaublich lustig. Es ist fast, als würden mich die Probleme, die ich aktuell habe, für einen Moment nicht interessieren.

»Lass das, Marie! Was soll der Scheiß?«

»Von welchem Scheiß sprichst du, Peter?« Ich muss grinsen, so überlegen fühle ich mich dem Schlappschwanz gegenüber.

»Lass den Mist! Warum hast du meinem Chef was von sexueller Belästigung vorgelogen?«

»Vorgelogen? Du hättest mich am liebsten auf dem Restauranttisch genagelt. Zum Glück konnte ich dich gerade noch abwehren!«

»So ein Quatsch! Ich habe das Gleichgewicht verloren und mich dabei zufällig auf deinem Knie abgestützt! Das habe ich dir schon mal gesagt!«

»Meinst du, dass ein Richter das auch so sieht, wenn du ihm das erzählst? Dann fragt er dich bestimmt, wie voll du gewesen bist, um das Gleichgewicht zu verlieren. Was dazu führt, dass er dir auch nicht glauben kann, wenn du versuchst zu sagen, dass du dich noch an alles erinnern kannst.

Scheiße gelaufen für dich. Hättest mal lieber deine Geilheit irgendwo anders abgelassen!« Ich fühle mich so richtig in Fahrt, merke aber auch, dass ich nicht allzu viel verraten sollte.

»Damit kommst du nicht durch!«

»Muss ich das? Du bist doch derjenige, der etwas falsch gemacht hat. Ich richte nur meinen Finger auf dich und sage, dass du ein sexueller Straftäter bist.«

»Ich, ein…?!«

»Was meinst du, was deine Frau dazu sagen wird, Peter?«

»Marie, jetzt reicht es aber! Kannst du dir eigentlich vorstellen, was das für mich bedeutet? Wenn ich den Job nicht verliere, bin ich der Arsch der Firma! Und ich bin beruflich tot! Und meine Familie wird mich auch nicht mehr mit dem Arsch ansehen. Verlassen wird mich meine Frau! Egal, was am Ende rauskommt. Du hast mich vernichtet, mit einem Anruf, obwohl«, – seine Stimme geht dermaßen nach oben, dass ich das Gefühl habe, einem Oberlehrer beim Bestrafen einer schelmischen Tat zuzuhören, »obwohl du mir keine halbe Stunde vorher versprochen hast, dass du Morten nichts erzählst! Was ist bloß in dich gefahren?«

»Sag du mir, was in dich gefahren ist, als du mir unverblümt gesagt hast, dass du mit mir schlafen willst!«

»Das habe ich nie gesagt!«

Seine Empörung klingt echt, vielleicht weiß er wirklich nichts mehr davon.

»Du hast es so laut gesagt, dass selbst der Kellner in seinem Gang stockte und zu uns beiden rübersah. Weißt du nicht mehr, bei den Desserts?! Also, ich für meinen Teil habe einen perfekten Zeugen. Sieht für dich also mehr als scheiße aus. Und wenn ich es recht bedenke, hast du es auch nicht anders verdient, denn ohne deine Zusage hätte ich in der nächsten Verhandlungsrunde sicherlich den Preis noch drücken können. So aber hast du dein eigenes Grab geschaufelt.«

»In das du mich hineingeschubst hast!«

»Wenn du das so siehst! Ich finde, du bist über deine eigenen Füße gestolpert und deswegen hineingefallen!«

Stille am Ende der Leitung. Ich höre, wie Peter versucht zu denken. Wir beide wissen, dass ich diese Schlacht gewonnen habe, doch was bringt es mir? Den Auftrag habe ich nicht und werde ihn nie bekommen. Außerdem müsste ich Peter verklagen, wenn ich Schmerzensgeld oder was anderes haben möchte.

»Dann ist ja alles gesagt«, kommt es von Peter, und ich merke, dass er das Gespräch beenden will.

»Ich denke, fürs Erste«, sage ich, um mir alle Optionen offen zu halten, obwohl ich eigentlich keine Lust mehr habe, Peter anzuzeigen. Die hatte ich nie. Ich wollte den Auftrag haben. Den einen Auftrag. Die Sicherung des Fortbestands meiner Firma. Die ich vor Jahren mit meinen eigenen

Händen aufgebaut habe. Ist es denn falsch, wie ein Löwe um das zu kämpfen, was einem das liebste ist? Ich kann es mir nicht anders denken!
Ich höre, wie es in der Leitung knackt, und weiß, dass Peter aufgelegt hat. Es ist vorbei – von dem werde ich nichts mehr hören, außer ich zeige ihn an. Dass er noch mal was von mir will, kann ich mir kaum denken. Kaum, dass ich wieder zurück bin, muss ich hier raus. Die Enge macht mich fertig, endfertig! Wann ist dieser Tag eigentlich mal endfertig?!

***

Ich muss noch einkaufen gehen. Sitze hier unter den Bäumen und lasse die Beine baumeln! Die Geschäfte machen bald zu. Habe kein Brot mehr. Kein Gemüse, gar nichts. Das Essen von mittags ist wie verschwunden aus meinem Magen. Hat sich wahrscheinlich auf meinen Hüften bequem gemacht. Ist halt so. Wo soll ich einkaufen gehen? Dorthin? Nicht mehr genug Zeit, die machen um acht zu. In das andere Geschäft will ich nicht. Ach ja, der Supermarkt in der Marktgasse hat bis zehn offen. Werde dort wohl mal einkaufen gehen, bin da nur selten. Ist ja nicht weit von hier, nur ein paar Straßen. Für die Jahreszeit ganz schön düster! Bedeckter Himmel, keine Sonne, enge Gassen, lange Schatten. Ist da einer hinter dir? Drehe mich um. Nur normale Menschen. Ich könnte schwören, dass da einer war. Im Eingang dort hinten. Der Schatten! Mich durchfließt Panik. Ich spüre sie aufwallen. Sie kommt in mir hoch. Es kribbelt. Ich will rennen, aber irgendwas hält mich auf der Stelle fest. Fixiere den Eingang. Und wenn es ein Täuschungsmanöver ist? Wenn ich jetzt von hinten angegriffen werde? Nein, auch da ist niemand. Schnell noch ein Blick zum Eingang. Niemand rührt sich. Mach dich auf! Los, jetzt! Los! In den Eingang des Supermarktes. Geschafft. Hier ist es aber dunkel! War das schon immer so? In den anderen Geschäften ist es sonst so hell, dass selbst dunkle Sachen leuchten! Hier ist alles dunkel. Die Regale stehen eng an eng. Ist halt ein Laden in der Innenstadt. Die Preise für Miete und so weiter. War da gerade ein Schatten? Ruhig Blut. Du bist hier unter Menschen und überall sind Kameras. Hier wird dich schon keiner hinterrücks überfallen. Wer sollte das auch tun? Ruhig. Stütz dich an einem Regal ab und atme erstmal tief durch. Das wird alles gut. Sicher. Was ist nur mit mir los? Sonst ist es doch auch nicht so schlimm. Einkaufen. Drei Büchsen Fertigsauce, ein paar Nudeln, was Gemüse. Fleisch brauche ich nicht, aber einen tiefgefrorenen Fisch hätte ich gerne. Der Mann da hinten sieht verdächtig aus. Ist mir eben schon aufgefallen. Kennst du den nicht sogar irgendwoher? Eher nicht. Nein, auf keinen Fall. Warum steht der nur so lange vor den Auberginen? Was gibt es so unsagbar Spannendes bei den Auberginen. Greif doch endlich zu, du Arsch! Gut, und jetzt geh aus meinem Blickfeld. Ich reibe mir mit meinen Händen übers Gesicht und spüre, wie meine Haut glüht. Ich fühle mich elend, kneife meine Augen zusammen. Dann spricht mich ein Mann von der Seite an,

und ich habe beinahe einen Herzstillstand. Doch es ist ein älterer Mann, der nur an den Fisch will. Warum sollten eigentlich ältere Männer weniger gefährlich sein?! Worin liegt da der Sinn? Trete zurück und lasse den Mann an den Fisch. Lächle nicht. Es ist mir nicht danach. Warte, bis der alte Mann weg ist. Atme durch. Da ist er wieder. Der mit den Auberginen. Grinst mich an. Als wäre ich ein Opfer, und er wüsste es. Warum denke ich das nur? Geh zur Kasse, lasse meinen vollen Korb in einer Ecke stehen und kaufe nur Kaugummis. Ich hasse Kaugummis, besonders wenn sie von Wichsern so lange gekaut werden, dass das Knatschen der Zähne eine Dimension annimmt, dass mir das Gruseln kommt. Konzentrier dich! Vergiss endlich mal deine Angst, geh raus aus dem Laden! Jetzt!

Schau auf die Uhr! Solche einfachen Befehle muss ich mir heute sagen, denn meine innere Uhr scheint aus dem Gleichgewicht geraten zu sein. Kurz vor drei. Ist doch noch nicht so spät! Gleich haben wir Teamsitzung, die kann ich erstaunlicherweise noch machen. Was soll ich meinen Mitarbeitern heute erzählen? Es geht doch vor allem um die Vorbereitung für den Auftrag, den wir auch schon zusammen gefeiert haben. Wie gut war die Stimmung, als ich verkündete, dass die nächsten Jahre fette Jahre für diese Firma sein werden. Für meine kleine Firma, die aus dem Nichts kam. Verschwindet sie jetzt wieder dahin? Was soll ich sagen? Es ist doch pervers! Am besten gehe ich hin, lüge meine Mitarbeiter an, sage ihnen, dass sie alle Energien in dieses neue Projekt legen sollen, sie machen Überstunden, sind kreativ – und dann… Wenn ich ihnen aber die Wahrheit sage… Irgendwann werde ich es müssen. Heute? Ist heute besser als morgen? Sicherlich. Aber habe ich heute, nach dem ganzen Mist, überhaupt die Kraft, meinen Mitarbeitern vor den Kopf zu stoßen? Alles ist dermaßen scheiße, dass ich sogar glaube, den fiesen Geruch in der Nase zu haben! Du solltest wenigstens eine Nacht darüber schlafen, sagt mir meine Intuition. Einen klaren Kopf bekommen. Ist wohl besser, wenn ich das heute noch nicht anspreche.

Ich richte meine Kleidung, bin froh, dass alles wieder einigermaßen in Ordnung ist, trete aus meinem Büro, sehe, dass Markus' Stuhl weiterhin leer ist, aber wahrscheinlich bereitet er den Meetingraum vor. Eigentlich macht er das immer ganz gut. Aber kann ich noch einen Sekretär beschäftigen, wenn ich… Denk nicht darüber nach. Nicht jetzt. Schlaf darüber.

Ich gehe den Gang entlang, bis zum anderen Ende; dort steht die Flügeltür offen, und ich sehe, dass schon die meisten Teammitglieder anwesend sind. Schaue auf die Uhr. Noch fünf Minuten. Ich wende meinen Gang ab zur Toilette, trete ein, atme durch, dass scheinbar niemand anwesend ist, mache das Licht an und sehe mich im Spiegel – alt, abgespannt, müde. Lass das Wasser laufen, spritze es mir ins Gesicht. Nehme ein Tuch, wische mir durchs Gesicht. Crème! Laufe in mein Büro zurück, krame in meiner Handtasche, schmiere mein Gesicht und meine Hände ein, ziehe kurz den Lippenstift nach und finde im kleinen Spiegel, dass es schon wieder geht.

Auf dem Weg zum Meetingraum gehe ich bereits wieder selbstsicherer, forscher, habe irgendwoher noch eine Reserve in meinem Körper gefunden – woher auch immer. Stelle mich vor meine Mitarbeiter, die mich mit einem freudigen Lächeln empfangen. Es könnte alles so schön sein in dieser Welt. Aber es ist nicht so! Nur muss ich mich an mich halten, gute Miene zum bösen Spiel machen.

»Hallo zusammen! Entschuldigt, wenn ich heute vielleicht nicht ganz auf der Höhe bin, aber mein Wagen wurde heute Morgen in der Tiefgarage beschädigt, und ich hatte einen ziemlichen Ärger damit. Ganz abgeregt habe ich mich immer noch nicht, doch das soll euch nicht berühren – oder das, was ich euch zu sagen habe.«

Einige der Anwesenden behalten ihr Lächeln bei oder setzen ein neues auf – ich kann mir denken, dass mein Techtelmechtel von heute Morgen sicherlich schon Gesprächsthema auf dem Flurfunk ist.

»Ich will mich auch kurz fassen, denn ich denke, dass jeder von euch genug zu tun hat, nachdem wir den großen Auftrag erhalten haben. Die Strategie ist klar umrissen, und ich denke, dass wir damit ein gutes Echo erzielen werden. Daher will ich eigentlich dieses Meeting auch schon meinerseits enden lassen, denn da es nichts Neues gibt, können wir weitermachen – außer euch drückt irgendwo der Schuh!«

Wie sehr hoffe ich, dass niemand die Hand hebt und wir alle nach fünf Minuten wieder an unsere Arbeitsplätze gehen können, doch kaum dass der erste seine Hand erhebt, entbrennen Diskussionen um Details, die in einem strategischen Konzept nur eine sehr untergeordnete Rolle spielen. Ich versuche, diese Diskussionen einzudämmen, doch es will mir einfach nicht gelingen. Am Ende der Teamsitzung haben wir eineinhalb Stunden damit verbracht, ohne Ergebnis über Kleinigkeiten zu diskutieren, und ich spüre, wie die Kopfschmerzen zurückkehren – dieses Mal aber von meinem Nacken, der verspannter nicht sein könnte.

Ich kann kaum noch stehen, als ich in mein Büro zurückkehre. Ich schmeiße eine Tablette ein, lege mich auf das Sofa, ertrage zwei kleine Nachfragen von Markus, der sich anbietet, mir einen Entspannungstee zu machen, den ich annehme. Kurz darauf steigt Dampf aus einer Tasse auf, die neben mir steht, und als die Kopfschmerzen langsam nachlassen und ich von dem Tee etwas geschlürft habe, geht es mir schon wieder etwas besser. Ich gehe Richtung Schreibtisch, arbeite ein paar Anfragen weg, schreibe einen Brief, drucke die neue Ausschreibung aus, schreibe den Namen meiner Vertrauten Rita auf den Ausdruck und lege ihn in die Ablage, die Markus noch sortieren wird. Ich will heute über nichts mehr diskutieren.

Kling-ding! Da kommt eine neue E-Mail. Von Oliver Strübing. Oh nein! Das ist der Scheißtyp von heute Morgen. Der mir absichtlich ins Auto gefahren ist und dann die Frechheit hatte, mich bei

den Bullen auch noch zu einer Teilschuld anzuschwärzen. Ich möchte schon ungelesen auf Löschen drücken, doch dann überwinde ich mich und öffne die E-Mail.

Sehr geehrte Frau Karlstein,

nachdem ich mich heute mit meinem Anwalt abgestimmt habe, werde ich vor Gericht gehen, um die Sache von einem neutralen Richter beurteilen zu lassen. Mein Anwalt denkt, dass ich Sie mit Nötigung dranbekommen kann, wodurch mein Ausraster zu erklären wäre. Doch das wollen wir von einer neutralen Seite bewerten lassen, nicht wahr?! Wir sehen uns dann vor Gericht!

Mit freundlichen Grüßen

Oliver Strübing

Concept-Manager

Was für ein Monsterarsch! Zu mehr Unflätigkeiten bin ich gar nicht mehr fähig. Selbst das innerliche Schreien will mir nicht mehr gelingen. Ich nehme die E-Mail ohne weitere Aggressionsschübe hin, stehe auf, fahre meinen Computer herunter, packe alle Sachen in meine Handtasche, schließe meinen Schreibtisch ab, drücke das Fenster zu, knipse die Lampe aus und verlasse das Büro in einem Zustand der absoluten Leere.

Ich trete in den Vorraum, in dem Markus an seinem Computer sitzt und irgendetwas auf der Tastatur tippt. Er sieht hoch, hält sogleich im Tippen ein, drückt sich mit seinen Füßen auf dem Boden ab, rollt mit seinem Stuhl über den Boden, zum Ende seines Schreibtisches. Dort liegt ein Brief.

»Ist für dich«, sagt er kurz und knapp. »Wurde vorhin abgegeben. Persönlich. Wer macht denn das noch heutzutage?«

»Warum hast du ihn mir nicht reingebracht?«, frage ich ihn ohne Ärger in meiner Stimme.

»Du hast nicht gesagt, dass du eine wichtige Nachricht erwartest, und nachdem es dir eben nicht so gut ging, dachte ich, dass ich darauf warte, dass du nach Hause gehst.«

»Wer hat ihn dir denn gegeben?«, akzeptiere ich seinen Grund und überspringe damit den nutzlosen Schritt weiterer Diskussionen.

»Es war ein Mann im mittleren Alter. Kannte ich nicht. Keiner unserer Klienten. Hat auch nicht gesagt, wer er ist oder woher er kommt. Hat nur gesagt, dass der Brief für Marie Karlstein persönlich wäre und er ihn gerne abgeben würde. War sehr freundlich, fast zu sehr schon.«

»Und du hast ihn nicht geöffnet?«, frage ich und bin zugegebenermaßen ein wenig erstaunt.

»Der ist an dich persönlich! Ich mache doch keine Post auf, die direkt an dich gerichtet ist. Außer man kann erkennen, dass er an dich als Geschäftsführerin gerichtet ist.«

»Und woran machst du das aus?«

»Auf diesem Brief steht Marie Karlstein – nur persönlich zu öffnen drauf. Das ist wohl eindeutig!«

Ich strecke die Hand aus und erhalte den Brief aus seinen Händen. Er fühlt sich schwer an, das Umschlagspapier ist nicht glatt, sondern hat eine Prägung. Fast wie eine Trauerkarte, aber ohne eigentliches Bildmuster. Nur geriffelt.

»Danke«, sage ich nur, denn obwohl ich mich schon frage, was in dem Brief steht, will ich ihn nicht öffnen. Nicht hier. Nicht jetzt.

Ich gehe zur Treppe und betrachte den Brief. Habe vergessen, mich von Markus zu verabschieden, aber das wird er schon verkraften. Gehe ins Parkdeck hinunter, zu meinem Parkplatz. Warum ist er leer? Ich brauche einen Moment, ehe mir wieder die Ereignisse vom Morgen einfallen. Ich schüttele den Kopf. Sehe zum Häuschen des Wachmanns rüber. Der hat inzwischen gewechselt. Als gehöre der Streit einer anderen Zeit an. Einer längst vergangenen Zeit.

Der Brief. Ach, was soll's. Den kann ich auch hier öffnen. Wird wohl keine Kamera mitlesen. Die sind viel zu unscharf. Ist auf jeden Fall gut zugeklebt, nicht wie die neumodischen Briefe, die nur noch von einem Hauch Kleber zusammengehalten werden.

Es bleibt mir nichts anderes übrig – ich muss ihn an der Seite aufreißen. Das Papier des Umschlags wird unstrukturiert, hängt in Fetzen, und als ich endlich an das innenliegende Papier komme, fühlt es sich merkwürdig an. Glatt. Sehr glatt. Steif. Gutes Papier. Sehr gutes Papier. Die Spannung steigt. Ich lege den leeren Briefumschlag auf ein nahestehendes Auto. Klappe den zweifach gefalteten Brief auf. Sehe die Schrift. Ahne Schlimmes. Nur wenige Buchstaben. In großer Schrift. In kalter Schrift. Ich lese Schlimmes. Ich weiß Schlimmes!

Mich durchfährt eine Panikattacke, die ich nicht unterdrücken kann. Sieht mich einer? Beobachtet mich irgendwer? Warum schaffe ich es nicht, dass meine Hände nicht zittern, als wären es Minusgrade und ich würde in Unterwäsche draußen rumlaufen? Kann schon sein, dass hier unten einer ist! Vielleicht auch der Schreiber des Briefes? Was mache ich jetzt? Gehe ich nach oben, zurück ins Büro? Was würde Markus denken?

Ich lasse den leeren Briefumschlag auf dem Auto liegen, stopfe den Brief in meine Handtasche, blicke mich nach allen Seiten um und muss feststellen, dass auch meine Beine zittern. Beruhige dich! Es wird schon nicht so schlimm sein! Ich suche den Ausgang, nach dem ich mich erst in alle Richtungen umsehen muss, da ich sonst nur aus der Parkgarage rausfahre. Er ist an der Einfahrt. Ich trete ins trübe Licht des Tages hinaus. Blicke mich nach allen Seiten um. Viele Menschen. Hier sind viele Menschen. Was also kann passieren?! Ich atme tief durch, blicke von einem zum anderen, bin geschockt, als ein Mann auf mich zuhält, dann aber an mir vorbei ins Parkdeck will. Du musst gehen. Am besten nach Hause. Am Fluss entlang. Da sind immer viele Leute! Los, geh schon.

Ich mache Schritt für Schritt Richtung Fluss, gehe die Straße entlang, suche dabei in den Gesichtern der Menschen nach einem Anzeichen, doch niemand interessiert sich für mich. Manche schauen zurück, doch sie machen das so völlig ohne Interesse, dass es beruhigend wirkt. Sie gehen vorbei

und sind aus meinem Kopf. Komm schon! Geh endlich nach Hause und vergiss den Tag. Ertränke ihn mit einer Flasche Wein und einer heißen Dusche. Oder mit einem Bad mit Schaum und Champus. Ganz gleich, geh jetzt los. Los!

*Er ist direkt hinter mir. Woher ich das weiß? Keine Ahnung. Ich weiß es einfach. Er ist da. Ich spüre ihn. Ich spüre, wie er mir seinen Atem in den Nacken bläst. Den heißen Atem. Spüre ich ihn wirklich? Oder glaube ich das nur? Will ich mich umdrehen? Nein! Oder doch?! Nein, ich habe Angst! Habe Angst, mich umzudrehen. Jetzt mal im Ernst! Spüre ich den Atem überhaupt? Den Atem! Den heißen Atem! Den, der mir direkt in den Nacken geblasen wird? Aus Nüstern? Wie komme ich jetzt auf Nüstern? Als ob mir ein Pferd mal in den Nacken geblasen hätte! Aus seinen Nüstern! Ein Pferd aus seinen Nüstern! Direkt in meinen Nacken! Unvorstellbar! Oder doch nicht?!*

*Ich schwanke. Schwanke mit mir selbst. Bin unsicher. Worüber? Über das Schwanken nicht. Das tue ich ja. Über das Pferd? Die Nüstern. Den Atem. Den im Nacken. In meinem Nacken. Gibt es den doch? Ich weiß es nicht. Es scheint mir, als ob ich alle Erinnerungen verloren habe. Wohin? Keine Ahnung! Fragen über Fragen. Keine Antworten. Wo war ich? Hier? Nein! Dort! Ja, gut! Er ist also hinter mir! Da bin ich mir sicher! Ganz sicher! Zu einhundert Prozent? Vielleicht! Das ja! Doch, ja! Ich bin mir sicher! Aber ob ich sicher bin wegen des Atems? Nein! Nicht hundertprozentig. Aber achtzigprozentig. Was mit den anderen zwanzig Prozent ist? Woher zum Kuckuck soll ich das wissen! Mag ich Zahlen!? Vielleicht ein wenig! Warum sollte ich das wissen?! Ich weiß es nicht. Wäre es denn hilfreich? Da! Da! Da ist es wieder! Ich spüre seinen Atem! Woher ich weiß, dass es ein Er ist? Was kann es denn sonst sein? Eine Frau? Eine Frau, die mir folgt und mir in den Nacken bläst? Aus Nüstern? Bleibt mir bloß weg mit den Nüstern! Diese Frau! Wer glaubt denn an so etwas? Ich jedenfalls nicht! Oder ist es vielleicht am Ende doch nur der Wind?*

*Warum habe ich von einem Moment auf den anderen diese Scheißangst? Er ist hinter mir! Was für ein Quatsch! Jetzt habe ich mich mehrmals umgedreht und niemand ist hinter mir! Was für einen Hauch spüre ich? Der Wind? Welcher Wind? Und warum ist mir kalt? Ich friere ja fast. Es ist doch sommerlich warm! Es muss also von innen kommen! Also doch die Angst! Wovor habe ich Angst?*

*Ich muss mich setzen! Auf die Bank da vorne. Setze mich hin, schaue nach links und rechts, suche nach irgendwem! Nach wem? Merke, dass ich einen Rock anhabe! Schlage die Beine übereinander! Wie die Kerle schon gucken! Habt ihr noch nie eine Frau auf einer Bank gesehen?! Ich hasse euch! Euch alle! Auch wenn ich es sonst schon geil finde, wenn ihr eure Augen an meinem Körper herunterfahren lasst, aber heute hasse ich euch. So ein Scheißtag! Wer braucht schon so was?!*

*Da ist sie wieder, diese Angst. Woher kommt sie? Im Nacken! Schau über deine Schulter! Über deine Schulter! Schau! Jetzt! Ich beherrsche mich, will nicht albern wirken! Da ist keiner! Das weiß ich! Ich schaue nicht über meine Schulter, weil ich weiß, dass da keiner ist! Habe ich jemals solche Panikattacken gehabt? Panik – das ist das Wort, das ich gesucht habe! Warum diese Panik?! Können nur die Nerven sein. Nach diesem Tag! Wie der schon anfing!*

*Dieser Wichser mit dem Auto! Und dann die Bullen! Wenn ich den auf offener Straße sehe, kastriere ich ihn bei lebendigem Leib! Dieses Arschloch!*
*Es muss der Wind sein! Ich habe ihn gespürt! In meinem Nacken! Ruhig, Brauner. Wieso denke ich jetzt an meinen Ex-Lover?! Weil er mich immer seine braune Stute genannt hat? Das war auch so ein Typ. Der wollte sogar, dass ich beim Sex wie ein Pferd wiehere! Geht's noch?! Wie vielen seltsamen Typen muss ich in meinem Leben noch begegnen? Die alle so durchgeknallt sind wie der Arsch heute Morgen? Dass ich Mr. Right niemals finden werde – klar, denn es gibt keinen Mr. Right. Es gibt nur Nicht-Mr.-Wrong – und der heute war volle Kanne Wrong. Wring-Wrong! Wring-Wrong! Ding-Dong! Ding-Dong! Was für ein Quatsch! Ich muss lachen. Lachen über das dämliche Wortspiel. Es geht mir besser. Werde ruhiger. Komm runter! Das Sitzen hier am Rand der Bäume tut gut. Niemand will etwas von dir! Niemand ist in deinem Nacken! Alles wird gut! Alles ist gut…*

***

Wer hat dir den Brief geschickt? Es ist unfassbar, als mir diese Frage durch den Kopf schießt, dass ich sie mir nicht schon früher gestellt habe. Ich trage diese Frage mit mir herum, kaue auf ihr herum, spüre die Bitterkeit der Vorstellung und gehe wie auf Schienen in einen Laden um die Ecke, kaufe ein, sogar Auberginen. Diese weichen, ekelerregenden Auberginen! Aber was soll's! Die Lebensmittel habe ich in zwei Tüten gestopft, die ich jetzt nach Hause tragen muss. Meine Güte, wie lange habe ich nichts mehr nach Hause getragen? Es ist zum Glück nicht ewig weit!
Wer also kann mir den Brief geschickt haben? Und wer war der Mann, der ihn mir zugestellt hat? Das ist vielleicht leichter zu beantworten, denn Kurierdienste gibt es genug. Das hätte ich Markus fragen sollen. Aber hätte der das nicht mitbekommen, wenn der Mann eine Jacke mit Aufschrift oder so was gehabt hätte? Nicht mal eine Unterschrift, einen Beweis hat er verlangt. Sonst hätte Markus das bestimmt erwähnt. Über den Gedanken komme ich also nicht weiter!
Meine Güte, sind die Tüten schwer. Damit kann ich mich kaum bewegen. Ein Verfolger hätte es im Augenblick ganz leicht. Hoffentlich ist mir keiner gefolgt. Hauruck! Hoch die Taschen und los! Immer und immer wieder stelle ich die Tragetaschen ab, setze mich auch kurz auf Bänke, um die Menschen in meiner Umgebung zu beobachten. Gibt es vielleicht einen, der sich besonders auffällig verhält? Eigentlich nicht! Und wer kann es sein? Ich habe sicherlich viele Menschen, und vor allem Männer, vor den Kopf gestoßen, aber so, dass es eine solche Reaktion hervorruft? Peter vielleicht? Würde vom zeitlichen Ablauf her passen! Aber würde Peter wirklich so schnell so etwas auf die Beine stellen? Der müsste quer durch die Stadt, dann einen Brief schreiben, drucken und noch per Kurier zustellen. Dafür ist kaum Zeit geblieben. Und selbst zugestellt kann er den Brief nicht haben, denn Markus hätte ihn erkannt! Mit Sicherheit! Nein, er kann es eigentlich sein. Wer dann? Warum will mir niemand einfallen?

Ich gehe weiter, habe noch zwei Querstraßen, aber eine gefühlte Ewigkeit vor mir. Meine Arme schmerzen, brennen wie Feuer. Ich muss wieder absetzen, und dann entdecke ich ihn. Er bewegt sich im Halbdunkel, bleibt stehen, wartet, schaut nur ab und an in meine Richtung. Kenne ich den Typen? Nein, aber warum gehe ich auch davon aus, dass es ausgerechnet der sein muss, der den Brief geschrieben hat? Der Schreiber hat ja auch einen Kurier bestellt. Oder war es vielleicht sogar der Schreibende selbst? Halte ich für ausgeschlossen. Das Risiko ist viel zu hoch. Selbst mit einem Kurier ist es schon nicht einfach, denn der weiß ja auch was. Aber so? Nein, der Typ im Halbschatten, der zudem merkwürdig gefährlich aussieht, ist sicher nicht der Schreibende. Er ist höchstens der Ausführende, der von einem anderen beauftragt wurde. Ich maßregele mich, nicht direkt in seine Richtung zu schauen, wie er auch immer wieder versucht, mich nicht direkt anzusehen. Was er sich wohl denkt? Ich meine, er kann sich denken, dass ich ihn entdeckt habe! Warum geht er nicht weiter, sondern wartet? Warum wartet dieser Wichser einfach? Warum?!

Ich nehme die Tüte mit den Brötchen aus meiner Tragetasche, reiße ein Stück aus einer Laugenbrezel, stopfe mir das Stück in den Mund und versuche dahinterzusteigen, was ich als Nächstes zu tun habe. Außerdem will ich unbeteiligt wirken, um die Lage zu sondieren. Ob ich unbeteiligt wirke? Keine Ahnung! Scheiße, woher soll ich denn wissen, wie man unbeteiligt aussieht? Konzentrier dich! Soll ich vielleicht nicht nach Hause gehen, damit der Typ nicht weiß, wo ich wohne? Oder weiß er das schon und wartet nur auf eine Reaktion von mir? Wie finster der ausschaut mit seinem schwarzen Dreitagebart und dem spitz zulaufenden Gesicht. Aber ich kann meine Taschen nicht ewig mit mir herumtragen! In dem einen Moment will ich aufstehen, doch dann widerstrebt es mir, und obwohl ich es nicht geplant habe, ist diese Entscheidung eine gute. Denn kaum dass ich mich gegen ein Aufstehen entschieden habe, kommt eine ziemlich aufgedonnerte Frau die Straße entlang und sogleich fällt mir das Interesse des Mannes an ihr auf; sie gehen aufeinander zu, küssen sich heftig – für meinen Geschmack etwas zu brutal. Ich will nicht wissen, welche Art der Beziehung die beiden miteinander führen. Oder will ich es insgeheim doch? Aber wer weiß das schon so genau? Nicht mal ich selbst! Wie oft habe ich mich schon geirrt und nach dem Sex gedacht, dass ich darauf auch hätte verzichten können.

Die beiden Beobachteten jedenfalls schlingen die Arme umeinander und verlassen die Straße in die Richtung, aus der ich gekommen bin. Das kann kein Ablenkungsmanöver sein, sage ich mir und atme innerlich auf. Dafür war es einfach zu echt! Ja, ja, die Wirkung ist es, die zählt! Meine Arme sind so taub, dass ich kaum glaube, dass ich die Tragetaschen überhaupt noch anheben kann, doch zu meinem Erstaunen schaffe ich den restlichen Weg zu meiner Wohnung ohne große Schwierigkeiten. Langsam steige ich die Treppe des Altbauhauses hinauf in den zweiten Stock, ärgere mich über das Knarzen jeder Treppenstufe, die kaum eindeutiger andeuten könnte, dass gerade jemand im Flur ist.

Ein Schrecken durchzieht meinen Körper, als die Haustüre mit einer deutlichen Zeitverzögerung ins Schloss fällt – das ist mir früher noch nie so deutlich aufgefallen. Als ich die zweite Etage erreiche, die Taschen vor meiner Türe abstelle und in meiner Handtasche nach dem Schlüssel suche, den ich dümmlicherweise nach dem Öffnen des Haupteinganges dort wieder verstaut habe, herrscht für einen Moment um mich herum eine solch merkwürdige Stille, dass diese tief in mich dringt. Das Licht im Flur ist kalt und unglaublich hell, eine dieser neumodischen Birnen mit einer ungesunden Kelvinhöhe! Woher ich das weiß? Ist mir schnurzpiepegal! Es fehlt nur noch, dass die Birne zu flackern beginnt und dann mit einem lauten Blitz ausgeht, doch sie hält durch.
Ich finde den Schlüssel, hole ihn aus meiner Handtasche und just in diesem Augenblick höre ich, wie sich die Haustüre lautstark öffnet. Ich stehe wie zur Salzsäule erstarrt vor meiner Wohnungstüre, habe den Schlüssel in meiner Hand und bin völlig unfähig, den Schlüssel ins Schloss zu stecken, geschweige denn mich überhaupt zu bewegen. Was ist mit mir los? Wer ist da? Ich höre das Knarzen der Treppenstufen und mein Zustand verfestigt sich immer weiter. Würde jetzt irgendwer meine Muskeln anfassen, wären sie wie kalter Granit. Wie die Statuen in Rom! Wie gerne wäre ich in Rom! Ich würde meinen Arm für Rom geben! Ich warte auf den Moment, da ich meinem Gegner gegenüberstehe, doch dann endet das Knarzen der Treppenstufen, ich höre einen Schlüssel klimpern und wie dieser in das Schlüsselloch gesteckt wird und weiß nun, dass es der Nachbar eine Etage tiefer sein muss, der nach Hause gekommen ist.
Die Lethargie weicht erschreckend langsam aus meinem Körper, doch als ich den Schlüssel, den ich in meiner Hand bemerke, zum Schloss führen will, brauche ich einige Momente, da ich so sehr mit der Hand zittere, dass an ein Aufschließen nicht zu denken ist. Als es mir endlich gelingt, ist es fast wie eine Erlösung, als der Schlüssel ins Loch gleitet und sich ohne Probleme drehen lässt. Der Tür gebe ich einen Schubs und mit einem großen Schwung geht sie auf. Ich schaue hinein, die Türe gibt den Blick auf den Flur frei, von dem sich die verschiedenen Zimmer abzweigen. Nichts ist auffällig – warum auch? Ich nehme die Einkaufstaschen wieder auf, trete in den Flur meiner Wohnung, stelle die Taschen wieder ab, schließe hastig und überlaut die Türe, ziehe meine Schuhe und meine Socken aus, stopfe sie in die Schuhe und stelle alles weg. Barfuß gehe ich mit den Taschen in die Küche, lasse wie jeden Abend die Jalousien runter und räume die wenigen Sachen für den Kühlschrank aus. Die anderen Lebensmittel, von denen viele in Büchsen konserviert sind, lasse ich auf der Anrichte liegen.
Langsam wache ich wieder aus der Angststarre auf, gehe ins Schlafzimmer, das quer gegenüber der Küche liegt, ziehe das Kostüm und die Unterwäsche aus, bleibe für einen Moment nackt, will duschen gehen. Doch dann schnappe ich mir das Kostüm und die Unterwäsche, marschiere zurück in den Flur und stopfe die Kleider in eine leere Tüte. Indem ich die gefüllte Tüte zudrehe, gehe ich

in die Küche und stopfe das zusammengeknüllte Paket in den Mülleimer. Mit diesen Kleidungsstücken, an denen das Pech zu kleben scheint, will ich nichts mehr zu tun haben!
Ich bleibe für einen Moment wie verharrt stehen, ehe ich spüre, wie die Kälte des Plattenbodens über meine nackten Füße in meinen Körper dringt. Ich werde gewahr, dass ich immer noch nackt bin, gehe über den Flur ins Badezimmer, lege auf dem Boden Handtücher aus, warte, bis das Wasser warm ist, und sehe in Gedanken zu, wie das Wasser in die Badewanne läuft. Da bei mir die Heizung den ganzen Tag über im Badezimmer an ist, verspüre ich nach kurzer Zeit eine wohlige Wärme und sitze nackt auf dem Rand der Badewanne.
Endlich ist das Wasser eingelaufen und ich tauche meine Beine in das heiße Wasser, solange, bis sich mein Körper daran gewöhnt hat. Ich gleite ganz ins Wasser hinein. Sanft lege ich den Kopf auf die Kante der Badewanne und schließe die Augen. Plötzlich sehe ich Bilder in meinem Kopf, direkt vor meinem geistigen Auge. Ich sehe, wie ich mich in einem Hotelzimmer befinde, zusammen mit Peter. Dem Peter, den ich heute versucht habe, fertigzumachen! Doch die Situation im Hotel ist nicht so, wie man sie erwarten würde. Auch wundere ich mich darüber, dass Peter nackt auf dem Bett liegt und an Armen und Beinen ans Bettgestell gefesselt ist.
Mich überkommt eine riesige Lust, diesem Arsch weh zu tun. Ich packe mit meiner Hand seine Haut, quetsche, drehe sie, höre, wie er zu schreien beginnt, nutze meine langen Fingernägel, um ihn zu kratzen, so fest, dass er zunächst Striemen, dann sogar blutige Risse auf der Haut hat, und will nicht aufhören, kann nicht aufhören. Zornig reagiere ich, meine Wut an ihm ab, kratze, beiße, haue, kneife, schneide seine Haut, füge ihm alle Schmerzen zu, die mir einfallen können, und selbst verspüre ich ein Aufwallen in meinem Innern, ein immenses Vergnügen daran, die Macht über Peter zu besitzen, dieselbe Macht, die er über mich besitzen wollte.
Es dauert eine Weile, bis ich wieder die Augen öffne und verstehe, wo ich mich gerade befinde – in der Badewanne und nicht im Hotelzimmer! Die ganze Last des Tages kehrt mit voller Wucht zurück und meine merkwürdig aufgewühlte Stimmung ist von dem einen auf den anderen Moment verflogen. Ich setze mich auf und benutze verschiedene Crèmes, um meine Haut zu reinigen. Als könnte ich den Schmutz des Tages von meinem Körper, aber auch von meiner Seele heruntergewaschen, perlen die Wassertropfen an meiner Haut ab und es fühlt sich an, als würden die Wassertropfen den Schmutz mitnehmen. Ich wasche mich gründlich, reibe symbolisch alles Schwere von mir ab, schampooniere mir die Haare, und als ich gerade wieder das Wasser andrehen will, um mir die Haare zu waschen, höre ich urplötzlich ein lautes Geräusch aus der Küche, das mir eiskalt durch den Körper zieht. Was war das?
Ich sitze stocksteif und mit einshampoonierten Haaren in der Badewanne und bewege mich keinen Zentimeter, sondern horche nach draußen, ob sich das Geräusch wiederholt. Doch es bleibt still. Ich blicke zur Seite, sehe, dass mein Bademantel an seinem Platz hängt, greife danach, ziehe ihn

mir trotz der Nässe meines Körpers über und versuche beim Heraustreten aus der Badewanne so wenig Lärm wie möglich zu machen. Immer wieder horche ich in die Richtung des Flurs. Langsam, Schritt für Schritt nähere ich mich der Türe, die zum Glück nur angelehnt ist. Durch den Spalt versuche ich, in den Flur zu blicken, doch leider kann ich nur in die falsche Richtung, ans Ende des Flurs blicken – die Küche ist in die andere Richtung. Über einen im Flur hängenden Spiegel versuche ich herauszufinden, ob von der anderen Seite Gefahr droht, doch da scheint alles in Ordnung zu sein.

Ich nehme meinen gesamten Mut zusammen, öffne die Türe Zentimeter um Zentimeter, bis ich die Möglichkeit habe, meinen Kopf hindurchzustecken. Ich halte es für eine gute Idee, nicht in normaler Durchgangshöhe in den Flur zu blicken, sondern mich hinzuknien, um auf geringerer Höhe hinauszublicken. Ich spüre die unglaubliche Anspannung, als mein rechtes Auge so weit neben dem Türrahmen ist, dass ich einen ersten Blick in die andere Richtung erhalte – und es sieht gut aus. Ich schiebe meinen Kopf weiter und kann bald aufatmen, denn im Flur ist niemand. Was nicht bedeutet, dass nicht doch jemand in meiner Wohnung ist! Ich versuche, mich langsam aufzurichten, stoße mit meiner Schulter gegen die Türe, die sich leicht aufschiebt und kurz ein lautes Geräusch macht. Ich stehe auf, bringe den Mut auf, in Standhöhe in den Flur zu blinzeln, der immer noch ist, er ist sicher. Ich drücke die Türe weiter auf, so weit, dass ich in den Flur treten kann, mache einen Schritt hinaus, suche den Flur zur anderen Seite ab. Werde mir gewahr, dass ich keinerlei Waffe habe, um einen möglichen Angreifer abzuwehren, doch jetzt ist es sowieso zu spät. Mit wenigen kleinen Schritten bin ich in der Lage, in die Küche zu schauen, aus der ich das Geräusch vermute. Den Kopf wie in Zeitlupe vorschiebend, höre ich mein Herz so stark schlagen, dass ich befürchte, es allein könnte mich schon verraten, doch umso größer ist die Erleichterung, als ich sehe, wie eine Packung Brot, die mit Plastik ummantelt ist, auf dem Boden liegt. Das erklärt das Geräusch. Natürlich! Es klang, als würde Plastik auf den Boden fallen.

Die Erleichterung ergreift meinen Körper, und erneut muss ich mich abstützen, dieses Mal am Türrahmen der Küche. Ich gehe hinein, bücke mich zum Brot, hebe es auf und lege es zurück auf die Anrichte.

Im Widerschein des Küchenfensters, das von außen von der Jalousie abgedunkelt wird, sehe ich, dass ich immer noch Shampoo in meinen Haaren habe. Auf wackeligen Knien gehe ich zurück ins Badezimmer, das aufgrund des heißen Bades völlig vernebelt ist, sodass ich kaum etwas sehen kann. Ich öffne das Fenster und lasse die Türe zum Flur auf, damit ein Durchzug entsteht, warte kurz, schließe das Fenster, entledige mich des Bademantels und steige wieder in die Badewanne, um mir das Shampoo aus den Haaren zu waschen, das inzwischen zu einer Art klebriger Mousse geworden ist. Endlich bin ich fertig gebadet, trockne mich ab, untersuche den Bademantel, doch den muss ich erst von innen etwas trocken föhnen, was ich auch mache. Ich entscheide mich gegen

das Föhnen, schlage mir ein Handtuch um die nassen Haare, obwohl mir mein Frisör dringend davon abgeraten hat, stecke sie mit dem Handtuch nach oben und creme meinen Körper ein.
Jetzt verspüre ich mit einem Mal einen riesigen Hunger, und indem ich aus dem Badezimmer in den Flur trete, wende ich mich zur Küche, um mir etwas zu essen zu machen.
Das erste Mal seit einer gefühlten Ewigkeit empfinde ich etwas Sicherheit und kann befreit aufatmen, nehme mir eine Flasche Wein aus dem Weinhalter in der Ecke, und auch wenn ich mir sicher bin, dass ich diesen Abend nicht betrinken möchte, will ich dennoch etwas Genussvolles trinken. Zu dem Wein mache ich mir eine Käseplatte mit Antipasti, bringe alles ins Wohnzimmer, nehme mir einen Weinkelch aus dem Wandschrank, schenke ein, setze mich aufs Sofa, nehme die Füße hoch und genieße die Ruhe, die in diesem Moment herrscht. Ich rolle mich in eine flauschige Decke ein und bleibe so vor dem Fernseher liegen. Wenn die Welt doch immer so angenehm flauschig wäre!
Der Film, den ich mir im Fernsehen ansehe, hat bereits die Hälfte überschritten, doch der Inhalt ist so seicht, dass man schnell hineinfindet. Diese Seichtigkeit des Inhalts ist es auch, die mir in diesem Augenblick zusagt, um abschalten zu können. Mit vollem Magen und leicht angeheitert von zwei Gläsern Wein liege ich auf dem Sofa und habe das Gefühl, dass alles in Ordnung ist. Auch wenn nicht alles in Ordnung ist, so kann ich das für den Moment gut verdrängen. Warum ich das kann, weiß ich zwar nicht, aber die Erinnerung an den Brief und die damit verbundenen Ängste auf dem Weg nach Hause kehren erst zurück, als ich vor dem Spiegel im Badezimmer stehe und mir die Zähne putze. Es ist schon seltsam, dass mir so ein Brief geschrieben wurde. Ich gebe es ja zu, ich habe einigen Menschen vors Schienbein getreten, bei manchen auch mit voller Wucht. Das muss man zuweilen machen, wenn man seine eigene, kleine Firma in einem hart umkämpften Markt positionieren will, damit sie nicht untergeht. Aber niemals kann man mit einer solchen Nachricht rechnen. Was mache ich denn, wenn es sich zuspitzt und die Nachricht irgendwann mal Realität wird? Soll ich vielleicht die Polizei alarmieren oder irgendeinen Bewacher engagieren? Nein, das bringt alles nichts. Die Polizei würde das Schreiben nicht als stichhaltig genug betrachten, und zudem kann ich kaum einen Hinweis liefern, der sie voranbringen würde. Wenn ich einen hätte, wäre ich ja selber schon mal froh! Und einen Bewacher – was der wohl kosten wird, wenn man betrachtet, dass die Kassen der Firma bald sowieso klamm sein werden? Und ewig kann ich mit so einem an meiner Seite sowieso nicht herumlaufen. Das verschlingt viel zu viel Geld! Und wer weiß außerdem, wie lange der Briefschreiber wartet, bis er seine Androhung in die Tat umsetzt? Ich meine, es hat ja schon gereicht, mir den Brief zu bringen, und ich habe schon panisch reagiert. Wahrscheinlich hätte ich anders reagiert, wenn meine Nerven nicht sowieso zum Zerreißen gespannt gewesen wären! Aber vielleicht reicht es dem Schreibenden auch, dass ich Angst habe. Ist ja auch reizvoll, wenn man sein Opfer dabei beobachten kann, wie es Angst hat. Wenn es sich so

verhalten würde, käme dann nicht jeder Geschäftspartner zu Wort, der sich beleidigt fühlt? Ich meine, potenziell? Gut, es werden nicht viele sein, die übrig bleiben, denn kaum einer würde sich so weit wagen, aber wer weiß, wer nicht doch seltsame Eigenschaften hat. Kann man in einen Menschen reinschauen? Nein! Und selbst, wenn man glaubt, den Menschen zu kennen, kann es sein, dass er ein zweites oder gar ein drittes Leben führt! Zudem bin ich jemand, die schon mal Leuten auf die Füße tritt – bewusst oder unbewusst. Wer weiß schon, wer sich dabei zurückgesetzt oder missachtet fühlt. Wenn man sich dann mit einem solchen Brief Luft verschafft und denkt, dass es Spaß macht, einen anderen Menschen leiden zu lassen…

Natürlich war es auch dumm von mir, dass ich den jetzt so oft angepackt habe, an allen Seiten – damit dürften die Fingerabdrücke futsch sein! Und den Briefumschlag habe ich irgendwo verloren! So ein Mist. Damit kann die Polizei dann auch nichts anfangen. Und weil Markus keine Fragen gestellt hat, wissen wir gar nichts über den Kurier. Das macht die ganze Sache noch schwieriger. Außer... Nein!

Außer es ist Markus selbst! Nein, das ist völliger Quatsch. Der würde sich eher ein Bein abnehmen lassen, als mir was in dieser Art und Weise anzutun. Nein, Markus ganz sicher nicht… Oder vielleicht doch? Ach, scheiße, ich kann das nicht einschätzen! Heute nicht mehr! Ich sollte schlafen gehen, morgen ist ein neuer Tag mit neuen Herausforderungen! Und vielleicht finde ich auch ein paar Antworten dazu!

Ich nehme mir das Handtuch vom Kopf, föhne die Haare noch so weit trocken, dass ich mir das Kopfkissen nicht nass mache, gehe ins Schlafzimmer, mache die kleine Nachttischlampe an und das große Licht aus, streife den Bademantel ab und lege mich, wie jede Nacht, nackt ins Bett. Der samtene Überzug schmiegt sich an meinen Körper und gibt eine angenehme Kühle ab, die mich im ersten Moment frösteln lässt. Nur wenige Augenblicke später fühle ich mich wie im siebten Himmel und merke, wie der gesamte Körper zu kribbeln beginnt. Die Anspannung des Tages fällt von mir ab, aber es dauert noch eine Weile, bis ich mich schläfrig genug fühle, um die Augen zu schließen. Ohne dass mir konkrete Ereignisse des Tages oder bevorstehende Entscheidungen durch den Kopf gehen, bleibe ich eine Zeitlang wach liegen und starre an die Decke, auf der sich das Muster der Vorhanggardinen abzeichnet, die von einer nahen Straßenlaterne angeleuchtet werden. Als der Schlaf mich übermannen will, lasse ich es zu, spüre, wie mir die Augen zufallen, und ich langsam wegdöse…

Höre ich da etwas? Ach nein, ich bin wohl einfach zu schreckhaft! Und wenn, dann war es bestimmt wieder das blöde Brot! Ich drehe mich auf die Seite, fühle die Sanftheit der Bettdecke, die auf meiner Haut wie eine samtene Hülle liegt, und schlafe tief und fest ein.

***

Wo bin ich? Was ist los? Meine Hände!? Meine Beine!? Wie liege ich hier? Gefesselt! Mit den Beinen an meinen Händen. Auf dem Rücken! Mir sind die Hände auf dem Rücken und an meinen Füßen gebunden. Warum liege ich auf dem Boden? Es ist kalt! Es stinkt und es ist kalt! Eiskalt sogar! Hilfe! Ich kann nicht schreien! Ein Knebel! Ich habe einen Knebel im Mund! Atme ruhiger! Was ist passiert?! Eben noch hast du geschlafen! Du lagst im Bett und dann… Nichts. Erinnere dich! Ich lag im Bett und jetzt…

Der Boden riecht muffig, ich habe eine Binde auf den Augen, bin blind. Gefesselt, geknebelt, blind. Beine nach hinten angewinkelt, damit meine Hände an den Füßen zusammengebunden sind. Liege auf der Seite. Was ist passiert? Eben noch…

Erst einmal tief durchatmen. Irgendwer muss dich entführt haben! Kann ja nicht anders sein! Wer sonst als der Briefschreiber?! Er muss es sein! Da ich im Bett gelegen habe – wie konnte er mich überwältigen? Warum weiß ich nichts mehr davon? Was ist mit mir passiert? Meine Güte, ist der Boden kalt. Mein Körper ist schon ganz steif. Ich kann ihn kaum bewegen! Der Versuch, mich aus den Fesseln zu winden, ist kaum möglich. Sehr fest. Die Knoten sind sehr fest. Mein Handgelenk schmerzt höllisch! Beide Handgelenke. Und beide Fußgelenke. Alle Gelenke tun weh und alles andere ist taub. Der Boden ist eiskalt…

Was habe ich an? Einen Pullover, aber nichts drunter. Scheint ein Joggingpullover zu sein, fühlt sich so an. Und eine Hose, auch Jogging. Keine Ahnung. Habe keine Unterwäsche an, gar keine. Bin ich vielleicht vergewaltigt worden? Spüre nichts in diese Richtung. Wahrscheinlich nicht! Aber wie kann ich das so genau wissen, wenn ich kaum etwas spüre!?

Irgendwie muss es mir gelingen, mich zu bewegen. Ob mein Entführer im Raum ist und reagiert, wenn ich mich bewege? So langsam kehrt Leben in meine Glieder zurück. Meine Füße kann ich bewegen, auch meine Hände. Vielleicht kann ich versuchen, mich ein wenig auf dem Boden zu bewegen. Dieser Scheißknoten! Er ist so fest, dass ich nichts machen kann. Und jede Bewegung tut höllisch weh! Scheiße, verdammter. Welcher Arsch hat mir das angetan? Warte! Atme! Der Boden ist nicht nur kalt und stinkt, sondern ist auch noch dazu uneben. Ich liege so beschissen, dass irgend so eine Spitze in meine Seite sticht. Ist das ein Stein? So, jetzt ist es besser. Was ist mir nur passiert?

Nicht weinen, das hilft nicht. Nicht weinen! Es wird alles gut. Der Entführer scheint nicht da zu sein, oder er beobachtet mich dabei, wie ich mich verhalte. Einerlei! Irgendwas muss ich tun! Die Binde sitzt fest auf meinen Augen, bedeckt sogar einen großen Teil meines Kopfes! Deswegen ist sie so stramm. Ist fast eine Maske, nur der Mund und die Nase sind frei. Jetzt fällt mir auf, dass ich auch irgendwas über den Ohren habe. Muss wohl eine Mütze oder sowas sein! Roll dich auf den Bauch!

Keine Chance, die Kraft reicht einfach nicht. Außerdem, was kann mir das schon bringen? Auf den Rücken kann ich mich nicht rollen, weil das keinen Sinn macht. Auf den Bauch bringt auch nichts, weil ich dann mit dem Gesicht zum Boden liege und die Beine wie auch die Arme weiter im Rücken habe. Auf die andere Seite könnte ich versuchen zu kommen, damit ich nicht nur von der einen Seite durchfriere. Kalt ist es – und feucht. Und es stinkt bestialisch! Welcher Arsch hat mir das angetan?! Wenn ich den in die Finger bekomme, mache ich Hackfleisch aus ihm und danach verarbeite ich sein Hackfleisch zu Frikadellen, die ich irgendwelchen räudigen Viechern zum Fraß vorwerfe!

So, jetzt liege ich auf der anderen Seite. Ist besser. Die ganze andere Seite schmerzt. Auf der ich eben noch gelegen habe! Wie lange ich da wohl gelegen habe? Nach der Kälte in meinem Körper zu urteilen, muss es schon eine Zeit lang gewesen sein, sonst wäre mir nicht so kalt gewesen. Vor allem die Niere und der hintere Beckenbereich brennen unglaublich vor Schmerzen. Und jetzt kommen die anderen Glieder hinzu. Erst das Kribbeln, dann die Schmerzen. Da war es fast besser, nichts zu spüren – auch keine Schmerzen.

Habe ich Hunger? Nein. Durst aber! Es wird sicherlich nichts zu trinken geben, wenn der Arsch nicht irgendwann vorbeikommt und mir was gibt! Wer ist dieser Arsch?

***

»Ich habe mein erstes eigenes Büro angemietet«, jubele ich und springe meiner besten Freundin Anna um den Hals.

»Das ist ja super!«, sagt sie, nimmt mich an den Armen und springt mit mir im Takt auf und ab.

»Ich kann es kaum fassen, dass das nach dem Studium so schnell ging!«, meine ich und schaue mir meine Freundin genauer an, die ich an diesem Tag noch überraschen möchte. »Es ist schon irgendwie seltsam. Nicht mal vor einem Jahr haben wir beide noch zusammen studiert, sind abends um die Häuser gezogen und haben uns am nächsten Morgen tierisch geärgert, wenn wir erkennen mussten, dass sich die Abschlussarbeit nicht von alleine schreibt!«

»Und jetzt?! Sieh uns an, Marie! Wir sind, seit du dich selbständig gemacht hast, nicht einmal mehr weggewesen.«

»Ich weiß, Süße!«

»Was ja nicht schlimm ist, weil ich weiß, wie hart du an deiner Karriere arbeitest.«

»Du aber doch auch.«

»Aber es ist trotzdem was anderes, ob du angestellt bist oder ob dir der Laden selbst gehört. Alleine die Verantwortung auf der Schulter zu tragen – das stelle ich mir schon grausam genug vor.«

»Deswegen hast du dich ja bewusst gegen die Selbständigkeit entschieden und dich beworben!«

»Ich weiß nicht, Marie. Irgendwie ist es trotzdem seltsam!«

»Was meinst du?«

»Ich sehe, wie es bei dir vorangeht. Ich meine, ich arbeite erst seit einem knappen Jahr in dieser Firma. Habe gute Aufträge, große Sachen, teure Kampagnen. Aber es ist nicht meine Arbeit, sondern die Arbeit des Teams. Ich kann mich kaum selbst so verwirklichen, wie ich will. Irgendwer will es immer anders haben. Wenn wir abends auf dem Abschlussmeeting zusammensitzen und darüber sprechen, wie wir weiter vorgehen wollen, bekomme ich ab und an das Kotzen. Aber nicht nur ich! Auch viele andere. Aber der Chef hat nun mal das Konzept des freien Teams im Kopf und will das auch mit aller Macht durchsetzen. Jedes Mal, wenn ich da sitze und mich frage, warum meine Superidee – oder auch die Idee eines anderen – nicht bis ins Detail genommen, sondern sogar größtenteils verworfen wird, bis nur noch das Gerüst, die eigentliche Kernidee vorhanden ist, dann denke ich an dich, wie du hier sitzt und dir den Kopf über deine Aufträge zerbrichst, bis du zu einer Lösung kommst, die deine ist. Deine allein, mit deiner Ausführung, mit deinen Details…«

»Aber ich hole mir doch auch von dir Tipps.«

»Ja, aber auch diese Tipps laufen wieder durch deinen Filter. Wenn ich jetzt deine Arbeiten verändern würde und du müsstest den neuen Stand dann nehmen – dann wäre das vergleichbar. Aber ich sage dir doch nur, was ich verändern würde, und ob und wie du das machst, überlasse ich dann wieder ganz alleine dir.«

»Aber das mit dem Kern der Idee hat dir doch am Anfang so gut gefallen. Dass man erst einmal den Kern einer Idee freilegt, um herauszufinden, wie viel Substanz in dieser Idee steckt, bevor man hingeht und diesen Kern mit den besten Einfällen wieder zusammensetzt. Das war doch gerade in der Anfangszeit unser Gesprächsthema Nummer eins.«

»Für einen Berufsanfänger gibt es doch auch nichts Besseres, als wenn man mit erfahrenen Leuten in einem Raum sitzt, alles durchdiskutiert, jede noch so kleine Farb- oder Schriftnuance, bis man ein fertiges Produkt hat, zu dem man erst nach Jahren alleiniger Arbeit gekommen wäre. Aber jetzt, nach einem Jahr, kotzt mich das nur noch an!«

Ich blicke zu meiner Freundin rüber, die tatsächlich einen ausgelaugten Eindruck macht. Jeden Tag arbeitet sie fast so lange wie ich, zehn, elf, zwölf Stunden, aber es ist tatsächlich so – wenn ich ins Büro komme und meine Arbeit da liegen sehe, die meine ist, meine Idee, meine Ausführung, meine Farben, mein Konzept, dann geht es mir gut.

»Ich kann dich verstehen!«, sage ich mitfühlend, gut wissend, warum ich mich selbständig gemacht habe. »Was hältst du davon, wenn wir heute Abend einfach mal ausgehen? Ich meine, lassen wir Arbeit mal Arbeit sein und gehen aus. Wir können ja morgen verschlafen ins Büro kommen – ist ja sowieso Samstag. Haben dann ja noch den Sonntag zum Ausruhen!«

»Du hast gut lachen!«, meint Anna, »denn bei dir kommen nicht am Sonntag die Schwiegereltern!«

»Ach ja, der Besuch«, sage ich und betone den Artikel so seltsam, dass Anna lachen muss.

»Aber weißt du was«, meint sie darauf, »es ist mir egal. Tom kann sich auch mal ein wenig mehr um seine Eltern kümmern! Wenn ich schon den Kuchen backe, kann er wenigstens seine Mutter bespaßen.«

»Glaubst du ernsthaft, dass du um die Aufräumnummer herumkommst?«

»Nein, aber solange ich der alten Schachtel nicht klarmachen kann, dass ich sechzig bis siebzig Stunden die Woche arbeite, ist das ein sinnloses Unterfangen, wenn sie dann wieder loszieht und nach Staubwolken auf meinen Fensterbänken sucht.«

Wir beide müssen lachen, denn als ich einmal bei Anna gewesen war, um Toms Eltern kennenzulernen, hatte sich die Mutter tatsächlich an die Fensterbank gestellt, den Kopf zur Platte gesenkt, um einmal kräftig darüber zu pusten, sodass alle Pflanzen auf der Fensterbank in einem Staubnebel verschwanden. Dass Toms Mutter keinen Atemstillstand oder einen Hustenanfall bekommen hat, war auch alles.

»Und das macht die jedes Mal!«, hatte Anna mir damals zugeflüstert. »Ich putze die Fensterbänke schon extra nicht mehr, weil ich hoffe, dass ihre Inspektion mit den Fensterbänken endet. Bevor sie noch weiter sucht und noch mehr Dreck und noch mehr Staubwolken aufwirbelt.«

Das Lachen endet, und als ich zu meiner Freundin blicke, muss ich unweigerlich lächeln.

»Was ist?«, fragt sie.

»Ach nichts.«

»Nichts? Komm schon, ich kenn dich wahrscheinlich besser als du dich selbst!«

»Das kann schon sein. Ach, es ist wirklich nichts. Es ist nur…«

»Komm schon! Heiß machen und dann nichts sagen, ist albern!«

»Es ist nichts Schlimmes oder so! Es ist nur, dass ich mich manchmal frage, ob dein Leben nicht das bessere ist.«

»Willst du mich auf den Arm nehmen?«

»Nein, ehrlich, Anna. Abgesehen von deinen Schwiegereltern hast du einen tollen Freund. Tom ist wirklich eine Perle, auf die ich neidisch bin. Was der alles mitmacht! Und wenn ich abends in meinem Büro sitze, die Lichter im Haus sind alle aus, weil sie alle zu Hause an den Tischen sitzen und zu Abend essen, dann ist es mir, als ob ich nicht verstehe, warum ich überhaupt selbständig sein muss!«

»Weil du dich noch nie so wirklich einordnen konntest!«, antwortet Anna ohne zu zögern. »Wenn ich dich mir vorstelle, wie du dich mit meinem Chef anlegst, weil er auch nur einen Strich von deinen Konzeptionen kritisiert, dann sehe ich, wie du rot anläufst und wie ein überkochender Topf kurz vor dem Platzen bist. Nein, meine Liebe. Du bist selbständig, weil du es sein musst. Angepasst

geht gar nicht für dich. Deswegen hast du ja auch den dicken Auftrag an Land gezogen. Nicht weil du angepasst bist, sondern weil du es eben nicht bist. Was hat der Typ noch mal gesagt, der dich engagiert hat?«

»Frau Karlstein, ihr Mut für das Außergewöhnliche muss belohnt werden.«

»Außergewöhnliches für ein außergewöhnliches Produkt!«, vervollständigt Anna, und wir beide müssen lauthals loslachen, wie wir es immer müssen, wenn wir uns diese Geschichte erzählen, denn wenn es ein Prädikat für dieses Produkt gibt, dann ist es sicherlich nicht außergewöhnlich.

»Du hast ja Recht!«, sage ich und spüre dennoch eine Zerrissenheit in mir, die ich bisher auf den Stress geschoben habe – aber wer weiß schon so genau, woher solche Verwerfungen in einem selbst herrühren.

»Wollen wir nun gehen?«, fragt Anna.

»Von mir aus! Ich muss nur noch die Zeichnungen wegräumen, dann…«

»Ach, lass die Zeichnungen doch liegen! Die kannst du auch morgen noch wegräumen, wenn du ins Büro fährst. In dein neues Büro!«, sagt sie und lächelt mich freudig an. »Das müssen wir heute feiern. Ab jetzt wird es nicht mehr ein Popelzimmer in deiner Wohnung sein, sondern ein richtig schönes Büro, mit vielen Fenstern, einem eigenen Eingang, einer Türe, an der dein Name und das Logo deiner Firma stehen werden, einer eigenen Klingel und was noch alles dazugehört. Wenn das kein Grund ist…!«

»Du hast ja Recht! Ich sollte mir auch mal einen Tag Unordnung leisten können.«

»Du weißt doch noch, was unser Professor Heinemann sagte! Manchmal entstehen die besten Ideen nicht aus der Ordnung, sondern aus dem Chaos der Gedanken!«

»Manchmal habe ich das Gefühl, dass es ausschließlich so ist!«, meine ich, und wir lachen so herzhaft wie seit langem nicht mehr. Erinnerungen an eine gute gemeinsame Zeit sind halt mit nichts zu toppen!

Inzwischen haben wir uns beide leichte Jacken übergeworfen, unsere Schuhe angezogen und stehen an der Tür, um nach einem Jahr das erste Mal wieder auszugehen.

»Meine Güte!«, meint Anna mit einem Mal, als sie mich ansieht.

»Was denn?«

»Wir sind noch vom Tag geschminkt, tragen irgendwelche alten Jeans und riechen wahrscheinlich wie alte Waschweiber! Mit dem Ausgehen von früher hat das mal gar nichts zu tun!«

An diesem Abend ist uns auch dieser Umstand egal; die Stimmung ist gut, und wir entscheiden uns, lieber in eine nette Bar als in eine angesagte Diskothek zu gehen, in der wir mit Sicherheit wie Fremdkörper aufgefallen wären. So gehen wir in die Innenstadt, finden eine mexikanische Bar, in der wir zu Anfang unserer Studienzeit manchmal mit Freunden gewesen sind, und bestellen uns einen Cocktail nach dem anderen, während wir munter Nachos und Enchiladas futtern. Wir beide

wissen, dass wir damit in der Welt der Erwachsenen eingetroffen sind. Aber es stört uns nicht, ganz im Gegenteil.

Wir verbringen einen schönen Abend mit alten Geschichten und gutem Essen, und während wir das eine Mal den Barmixer und dann wieder die Bedienung hübscher finden, merkt Anna irgendwann, dass sie Tom nicht Bescheid gegeben hat, was sie dazu veranlasst, ihn kurz anzurufen.

»Er ist ein wahrer Goldschatz!«, meine ich, nachdem Anna erzählt hat, was er zu ihr gesagt hat. »Was für ein Glück du doch hast, den Typen dir geangelt zu haben!«

»Und das während meiner Abschlussarbeit. Ich kann dir sagen, dass es nicht leicht war, euch drei unter einen Hut zu bringen. Aber zum Glück mag er dich!«, sagt sie und muss dabei lachen, denn ganz am Anfang der Verliebtheit der beiden war es nicht wirklich selbstverständlich gewesen, dass ich einen Typen an der Seite meiner besten Freundin vertragen und an gemeinsamen Abenden ertragen konnte. So hatte ich auch am Anfang mehrfach die beiden boykottiert, wenn sie was zusammen machen wollten, doch irgendwann reifte in mir der Gedanke, dass ich mich mit dieser Boykotthaltung einfach nur lächerlich machte.

Wir lachen weiter und erzählen uns so viel, dass wir gar nicht merken, wie an einem anderen Tisch, am gegenüberliegenden Teil der Bar, zwei junge Männer Platz genommen haben. Erst als wir von der Bedienung zwei Cocktails, die wir nicht bestellt haben, mit dem Hinweis serviert bekommen, dass die beiden von den Jungs in der Ecke wären, nehmen wir die beiden näher in Augenschein.

Zunächst will ich den Cocktail einfach nur trinken und auf die Blicke der beiden nicht eingehen, doch dann denkt sich Anna, dass es keine schlechte Gelegenheit wäre, mich mal auf andere Gedanken zu bringen. Ich wehre mich mit Händen und Füßen, lache dabei ziemlich geckenhaft, doch als Anna ihre Hände wieder aus meinem Griff freibekommt, winkt sie die beiden Jungs zu uns herüber, und als sie sich zu uns setzen, scheint es, als hätten sich die Jungs uns beide bereits aufgeteilt.

Schnell stellen sie fest, dass beide die falsche Wahl getroffen haben, denn Andreas, der sich Anna ausgesucht hat, passt eindeutig besser zu mir, während Thomas, der zunächst mich ausgesucht hat, alsbald bei Anna landet, die ihm aber irgendwann zu verstehen gibt, dass sie einen Freund hat, den sie nicht zu betrügen gedenkt. Somit entsteht eine merkwürdige Situation unter uns Vieren, und als Anna beschließt, sich auf den Heimweg zu machen, schwört sie mir, dass sie darüber nicht böse ist, weil sie es ja so gewollt hat. Sie wünscht mir noch viel Spaß mit Andreas, der auch bald von seinem Kumpel alleine gelassen wird. Wir beide blicken Thomas hinterher, wie er an die Theke tritt, bezahlt und die Bar verlässt – im Gegensatz zu Anna sichtlich angefressen.

Während wir vier noch zusammen saßen, habe ich nur wenig über mein Leben und meine Arbeit erzählt, doch nach nur fünf Minuten, in denen ich über meine Selbständigkeit und den Aufwand dahinter erzählt habe, merke ich, was für eine Art Typ Andreas ist, denn so richtig scheint er nicht

zuzuhören. Kaum dass mir das klar wird, steht für mich auch außer Frage, dass er auf einen One-Night-Stand aus ist, der keine weitere Verpflichtungen nach sich zieht. Auch wenn ich im Allgemeinen diese Art Männer nicht ausstehen kann, so kommt mir Andreas an diesem Abend wie gerufen, denn wenn ich ehrlich zu mir selbst bin, ist das letzte, was ich im Moment gebrauchen kann, eine sich anbahnende Beziehung mit rosaroter Brille und dem Zwang, vieles der neuen Liebe unterordnen zu wollen – Verpflichtungen hin oder her.

Um sein ganzes Flirten nicht abzuwürgen, höre ich augenblicklich auf, über mein Leben zu schwadronieren, und beginne, mich eingehender mit seiner Optik zu beschäftigen. Mit seinem markanten Gesicht und seinen dunkelbraunen, kurzen Haaren ist er auf jeden Fall mein Typ. Dazu schlank und sportlich, nicht zu groß, da ich selbst nicht die Größte bin, und mit einem Lächeln ausgestattet, das mich dahinfließen lässt. Ja, ich kann mir sehr gut vorstellen, dass du unglaublich viel Erfolg bei Frauen hast – und heute bin ich dein Fang!

Obwohl ich auf diese Art der Spielchen noch nie eingegangen bin, finde ich es an diesem Abend äußerst spannend. Wir unterhalten uns über sinnfreie Dinge, finden alsbald, dass Küssen die bessere Unterhaltung ist, und als er bereits mit seiner Hand meinen Oberschenkel hochfährt, haucht er mir ins Ohr, an dessen Ohrläppchen er eben gelutscht hat, dass er ganz in der Nähe wohnen würde. Ohne zu zögern lasse ich mich auf das Spiel ein. Wir bezahlen schnell und sind kaum aus der Tür, als wir auch schon an seiner Wohnungstüre stehen, küssend und den anderen bereits mit den Händen erforschend.

Seine Wohnung ist nicht sehr spannend, aber ich habe auch nur den ersten Blick dafür. Kurz darauf bückt er sich, umschließt meine Beine, hebt mich nach oben, und während ich überrascht kreische, bringt er mich in sein angrenzendes Schlafzimmer, in dem er mich sanft aufs Bett ablegt und langsam beginnt, die Knöpfe meiner Jeans zu öffnen. Ich spüre, wie die Lust in mir aufsteigt, wie sie immer stärker wird, und als er mit seiner Zunge beginnt, meinen Körper zu erkunden, verschwimmen meine Sinne ineinander und steigern sich zu einer Lust, die ich so noch nie in meinem Leben verspürt habe. Die Momente, in denen er mich mit seiner Zunge verwöhnt, vermischen sich in einen tiefen Rausch, der mich an einen längst verdrängten Ort bringt.

Nach einer kaum zu fassenden Zeit fühle ich mich, als würde ich schweben, und so bleiben wir noch einige Minuten nebeneinander liegen, schweißnasse Körper, die nun nichts mehr voneinander wollen.

***

Der Durst ist unerträglich. Und dann diese Feuchtigkeit! Mir ist kalt, es ist feucht! Ich werde mir bestimmt eine Lungenentzündung holen! Scheiß drauf! Erst einmal muss ich hier rauskommen!

Wo ich mich befinde? Irgendwo an einem abgelegenen Ort bestimmt! Wo denn auch sonst! In irgendeinem bitterkalten und scheißfeuchten Keller. Dieser verfickte Arsch! Soll endlich kommen und mir was zu trinken geben! Warum fesselt man jemanden, um ihn dann verrecken zu lassen?! Nein, er wird kommen und mich am Leben erhalten! Denn das will er! Er will mir Schmerzen zufügen. Wer ist es? Wer will das? Welcher Wichser ist so ein Arsch und macht das mit mir? Es muss einer sein, der mich kennt! Warum sollte er sonst in meiner Wohnung sein?! Ein Einbrecher macht so einen Scheiß nicht! Er räumt die Wohnung aus und lässt mich vielleicht daliegen! Oder tötet mich. Oder knebelt mich! Aber er nimmt mich nicht mit und legt mich in einem scheißkalten Raum auf einen scheißkalten Boden ab. Es ist so unfassbar kalt! Ich kann es kaum noch aushalten. Der unebene Boden. Egal, wie ich mich hinlege, irgendeine Spitze drückt immer in mich hinein. Vielleicht ist das so gewollt?! Ich drehe noch durch! Ruhig! Wenn du nicht ruhig bleibst, wird das Atmen schwerer. Beruhige dich! Denk nach! Denk nach! Welcher Wichser kann dir das angetan haben? Wem hast du auf die Füße getreten und welcher Arsch hat solche Eier in der Hose, um so einen Scheiß durchzuziehen? Ob es doch Peter ist? Ich kann es mir kaum vorstellen! Das ist ein Würstchen im Schlafrock! Ein Lamm im Wolfspelz! Ein Großmaul, das sich lieber von einer Domina bestrafen lässt, als anderen Schmerzen zuzufügen. Wie der mich angesehen hat, als ich ihm die Hand von meinen Knien gestoßen habe! Hat nicht viel gefehlt, und er wäre mit der Fresse auf dem Tisch gelandet. Konnte das gerade noch abfangen, dieser Mistkerl. Nein, Peter ist es nicht! Aber wer dann?! Denk nach! Denk nach! Streng dein Gehirn an! Eigentlich gibt es keinen, dem ich das zutrauen würde. Aber wen kennt man schon so genau! Wem kann man schon hinter die Augen schauen? Vielleicht hat es doch nichts mit mir zu tun, und ich bin das Opfer eines Geistesgestörten, der sich einfach irgendeine Wohnung ausgesucht hat! Aber warum mich? Warum der zweite Stock und nicht der oberste? Oder der unterste? Wie lange hat er mich schon beobachtet? Und wie ist er in meine Wohnung gekommen? Das Schloss war ganz, als ich reingekommen bin! Hat einer einen Schlüssel? Nein, ich habe alle von meinen Verflossenen zurückerhalten. Nachgemacht! Das wäre eine Lösung! Das Schloss habe ich nicht gewechselt! Also, dann können es nur Patrick oder Mario gewesen sein. Mario?! Sicher nicht. Der konnte ja nicht mal eine Spinne töten, sondern musste mich immer rufen! Und Patrick? Ein bisschen pervers war der ja schon. Aber so? Der hat einfach keinen Bock mehr auf mich gehabt. War auch der einzige, der mich abserviert hat. Für so eine Schlampe! Dachte aber, der wäre noch mit der zusammen. Warum sollte der sowas machen!? Ne, der ist es auch nicht. Wer also? Bleibt nur ein Unbekannter, der mich ausgewählt hat! Wenn das so ist, würde das in den Tag passen. Dieser Scheißtag! Ist es am Ende doch Oliver?! Dieser Arsch, der mir reingefahren ist? Der so ein Wichser war! Meine Adresse hat er von den Bullen! Er weiß, dass ich keinen Freund habe, weil ich Depp ihm das gesagt habe. Ich bin so ein Idiot! Natürlich! Er ist der einzige, dem ich alles zutrauen würde. Wie der mich angesehen hat. Der ist undurchdringlich!

Wenn ich dich in die Finger bekomme, quetsche ich deine Kronjuwelen so lange, bis du vor Schmerzen bettelst, dass ich dich von deinem erbärmlichen Leiden erlöse! Ich werde dich kastrieren! Komm mir nur einmal hierher und gib mir eine Chance. Ich werde wie eine Löwin kämpfen, bis zum Tod. Scheiße, ist es kalt hier. Und dieses Geräusch! Was ist das? Sind das Tropfen? Ist es deswegen so feucht hier? Gehen mir die Geräusche auf den Nerv! Scheiße, ich will hier raus! Komm nur her, Oliver, und du wirst dein Lebtag nicht mehr froh! Das schwöre ich dir…

***

»Wir treffen uns gleich im Hilton!«, meine ich zu Markus und sehe, wie er die Stirn in Falten legt.
»Ihr trefft euch im Hilton?! Ist Peter etwa ein reicher Mann und kann sich so was einfach mal so leisten?«, will er wissen.
»Nein, ich bin mir sicher, dass er das von seiner Firma wiederbekommt. Geschäftsessen oder so! Vielleicht haben die da auch einen Vertrag und gehen immer dahin. Klingt doch besser, wenn man im Hilton speist, als in irgendeinem No-Name-Restaurant um die Ecke!«
»Das stimmt schon. Aber ich glaube, da steckt noch was anderes dahinter!«, meint Markus, und ich stocke in meinen Bewegungen.
»Was denn?«, frage ich und versuche, so unbedarft wie möglich zu klingen, denn ich ahne, worauf Markus ansprechen will.
»Es war beim letzten Meeting nicht zu übersehen, was der Möchtegern-Manager von dir will.«
»Und was?«
»Stell dich bitte nicht so an, Marie. Der will zu seinem Vertragsabschluss noch einen kleinen Bonus. Privater Natur. Dafür, dass er deinen Vorschlag favorisiert. Das ist doch offensichtlich!«
»Glaubst du oder weißt du das?«, frage ich und denke mir, dass ich mir diese Frage auch bereits selbst gestellt habe.
»Ich weiß es nicht genau, aber ich kann mir eigentlich keinen anderen Grund vorstellen, warum der so herumschleimt, wie er es tut! Der hat doch nichts anderes im Kopf gehabt, als dich schon im Meetingraum zu vernaschen. Das ist ein alter Schwerenöter!«
»Der verheiratet ist und zwei Töchter hat.«
»Als ob das ein Grund wäre!«, meint Markus und sieht mich auffordernd an. Ich merke, dass es Zeit ist, meine Haltung aufzugeben und ihm beizupflichten.
»Ich befürchte, du hast nicht ganz Unrecht, Markus. Ich habe mir auch beim letzten Mal gedacht, dass das alles nicht mehr subtil, sondern viel zu offensichtlich ist. Aber bis dahin habe ich auch gedacht, dass ich ihn um den Finger wickeln kann, weil er eben so ein geiler Bock ist. Wir werden sehen, was passiert!«

»Und was machst du, wenn er dir heute Abend ein Angebot macht? Eins, das du nicht ausschlagen kannst. Oder willst!«

»Wie meinst du das?«

»Stell dir doch mal vor, dass er dir sagt, dass dein Konzept super ist, aber der Preis noch zu hoch ist. Dann sagst du, dass Qualität nun mal ihren Preis habe, und er kommt damit um die Ecke, dass er deine Firma gerne beauftragen möchte, dabei aber von einem privaten Bonus ausgeht, den du ihm alleine erfüllen kannst.«

»Markus, du bist eindeutig geschmacklos. Das wird er sicher nicht machen.«

»Und warum?«

»Weil er ein Profi ist! Der schließt solche Verträge beinahe täglich ab und… Jetzt hör endlich auf zu lachen! Das ist nicht witzig!«

»Oh doch, das ist sauwitzig! Peter und ein Profi. Das einzige, was die beiden gemeinsam haben, ist der erste Buchstabe! Ansonsten ist Peter viel mehr ein notgeiler Spieler, der seine Position ausnutzen will, um seinen Spaß zu haben. Aber wenn du das anders siehst…«

»Nein, das tue ich nicht! Aber ich werde mich heute Abend auch nicht verkaufen! So ein billiges Flittchen bin ich nicht!«

»Das habe ich auch nicht gesagt!«, meint Markus, und ich spüre, dass er sich in die Ecke gedrängt fühlt, sodass ich nachlege.

»Aber du hast es gemeint!«

»Nein, auch das nicht!«, wehrt er sich erstaunlicherweise stärker, als er sich sonst gegen meine Meinung wendet. »Ich will nur damit sagen, dass Peter das von dir denkt. Er denkt sich wahrscheinlich, dass du gar keine andere Wahl hast, als ihm heute Abend gefällig zu sein.«

»Aber das werde ich nicht!«

»Und da beißt sich die Katze in den Schwanz! Wenn er wirklich damit ankommt, dass er dir den Auftrag nur mit dem Bonus geben kann, und du nicht bereit bist, den Bonus ihm zu geben – was hast du dann gewonnen?«

»Willst du mir damit raten, dass ich sein Angebot annehmen soll?«, frage ich und spüre, wie in mir eine seltsame Art der Wut gegen Markus hochkommt.

»Nein, auch das will ich dir nicht sagen! Was ich dir sagen will, ist, dass du vorbereitet sein solltest, damit du nicht in die Situation kommst, dass du keine Antwort darauf hast. Du musst dir im Vorfeld über die Strategie sicher sein – der Rest wird sich geben. Aber da ihr euch im Hilton trefft, und ich mir sicher bin, dass er auch eine Suite im Hotel gleich mitgebucht hat, wäre ich sehr verwundert, wenn er heute Abend nicht wenigstens einen Versuch starten würde.«

»Wir werden sehen!«, sage ich etwas unwirsch, denn auch ich merke, dass wir uns im Kreis drehen. »Ich werde dann jetzt mal nach Hause fahren, um mich für den Abend fertigzumachen!«

»Viel Glück!«, wünscht mir Markus, doch ich merke, dass meine gerade gezeigte Reaktion Spuren bei ihm hinterlassen hat. Ohne ein weiteres Wort setzt er sich an seinen Schreibtisch und tut so, als würde er unaufschiebbare Dinge erledigen – früh abends um kurz vor sechs!
Ich frage mich, ob ich etwas antworten soll, doch dann nehme ich meine Handtasche und meinen Regenmantel, gehe die Treppe hinab in die Tiefgarage, lege beides in mein Auto und fahre mit einer seltsamen Mischung aus Vorfreude und Anspannung nach Hause.
Dort angekommen finde ich für diese Uhrzeit mehr als überraschend einen Parkplatz direkt vor der Türe, gehe nach oben, werfe den Mantel und die Handtasche auf einen Stuhl, entkleide mich, verschwinde im Badezimmer und steige in die Badewanne, um mich zu duschen.
Was machst du, wenn er tatsächlich damit um die Ecke kommt, dass er mir den Auftrag nur geben kann, wenn ich ihm einen persönlichen Bonus geben kann? Ich meine, Markus hat nicht ganz Unrecht – das Hilton ist schon auffällig. Immerhin ist es das beste, aber auch teuerste Restaurant der Stadt, und so viel Geld kann Peter gar nicht verdienen, um mich dorthin auszuführen. Also doch die Firma?! Aber wenn er mich flachlegen will, kann es doch sein, dass er sich denkt, dass diese Einladungsnummer vielleicht zieht. Teurer Wein, Champagner, Drei-Gänge-Menü, verführerischer Nachtisch, dann kurz miteinander gesprochen, sein Wollen mir ins Ohr geflüstert. Ah! Wie eklig! Nein, das kann und will ich mir nicht vorstellen! Aber was, wenn er wirklich so eine Nummer durchzieht! Was mache ich dann? Den Auftrag einfach so loslassen kann ich nicht mehr! Da hängt meine Firma dran! Die Krisen der letzten Jahre haben uns gut mitgenommen, da ist kein Platz für taktische Spielchen. Da nimmt man, was man bekommen kann! Und dieser Auftrag sichert uns ohne großen Mehraufwand die nächsten drei Jahre. Sicherlich! Wenn nicht sogar die nächsten zehn! Zehn Jahre! Sicherheit auf zehn Jahre! Dafür einmal mit einem mittelmäßig attraktiven Mann schlafen? Ihn einmal befriedigen? Mich vorher einmal bezahlen lassen, dafür, dass ich mit ihm schlafe? Mich wie eine Hure bezahlen lassen? Zwar fürstlich, aber was ändert das schon?
Ich steige aus der Dusche und trockne mich ab. Ich hasse es, wenn ich vor einer wichtigen Entscheidung stehe und nicht abzusehen ist, wie ich mich entscheiden werde. Nicht mal eine Tendenz! Allein der Gedanke daran, ihm… Nein, geht gar nicht! Aber ebenso wenig geht der Gedanke, dass er sagt, dass ich den Auftrag nicht bekomme. Ich kann nur hoffen, dass es ein Geschäftsessen ohne Hintergedanken ist! Aber es riecht verdammt nach was anderem! Markus' Nase hat ein gutes Gespür für so was!
Ich schaue in meinen Kleiderschrank und stehe vor einer Frage, die in direktem Zusammenhang mit der alles Entscheidenden steht. Wenn ich mich zu aufreizend anziehe, kann es sein, dass Peter mich für eine Schlampe hält, die den Auftrag unbedingt will, und wenn ich mich zu distanziert gebe, kann es sein, dass er von mir abgeschreckt wird und sich alles Weitere denkt. Es muss etwas dazwischen sein, klassisch vielleicht, aber keinesfalls zu aufdringlich. Wie wäre es mit diesem hier?

Ich entscheide mich am Ende für ein bodenlanges, dunkelblaues Kleid, das über einen Neckholder zwar den Rücken freilässt, aber vorne herum nicht zu viel preisgibt. Zunächst will ich darauf hochhackige Schuhe tragen, doch dann überlege ich es mir anders und nehme Schuhe mit halbhohen Absätzen. Auch mit der Wahl des Parfüms halte ich mich zurück und trage ein eher frisches als ein schweres auf. Als ich fertig bin, betrachte ich mich im bodenlangen Spiegel und komme zu der Überzeugung, dass ich das Richtige für den ursprünglichen Anlass ausgewählt habe. Damit ist aber die Entscheidung, wie der Abend im Generellen verlaufen soll, nicht gelöst, sondern nur verschoben, sage ich mir und bin genauso unsicher wie vor etwas mehr als einer Stunde im Büro.

Ich bestelle mir ein Taxi, warte, bis es vor der Türe steht, ziehe mir ein leichtes Jäckchen über, gehe runter, steige ins Taxi und lasse mich zum Hilton fahren, in dem mich Peter bereits sehnsüchtig erwartet – so wirkt es zumindest, als er mich sieht, sich von der Bar löst und auf mich fast zugerannt kommt. Wir begrüßen uns herzlich, und ich merke sogleich, dass er zu seinem eleganten, ihm sehr gut stehenden schwarzen Anzug ein schweres Parfüm aufgetragen hat, das im krassen Gegensatz zu meinem steht. Ich merke, wie seine Augen an meinem Körper herunterfahren, und als er meinen Blick auffängt, haucht er mir entgegen, dass ich wundervoll aussehe. Ich lache und ahne, dass es schüchtern wirkt – dabei ist es aus reiner Verlegenheit, da ich immer noch keine Antwort auf meine drängende Frage habe.

Wir lassen uns zu unserem Tisch bringen, und sogleich bestellt Peter einen Champagner, um unseren Deal zu feiern. Bis der Champagner serviert wird, unterhalten wir uns belanglos, schweigen kurz, als die Gläser eingeschenkt werden, und stoßen auf die gemeinsame Vereinbarung an, die für mich deutlich wichtiger ist als für ihn. Wir bestellen das Essen und umgehend wird uns der erste Gang serviert. Während wir uns das Essen schmecken lassen, reden wir nicht viel, sondern tauschen nur Blicke aus. Ob es an Markus' Worten liegt, dass mir kaum etwas Belangloses einfallen will? Ich könnte glauben, dass ich das Verlangen in seinen Augen geschrieben sehe. Vielleicht bin ich einfach nur voreingenommen und kann jetzt an nichts anderes mehr denken!

Aber das ganze Spiel löst sich schneller auf als gedacht! Der erste Gang ist vorbei, und als der Zwischengang – eine leichte Suppe – serviert wird, sagt Peter unverhohlen und ohne vorherige Ankündigung, dass er nicht nur den Tisch, sondern auch noch eine Suite für diesen Abend reserviert hätte. Das sagt er so laut und mit einer solchen Selbstverständlichkeit, dass es selbst die Bedienung mitbekommt, die gerade einen Nachbartisch abräumt. Der Suppenlöffel droht mir nach dieser Ankündigung aus der Hand zu fallen, was ich aber gerade noch vermeiden kann. Ich starre auf die Suppe, doch an ein Löffeln ist nicht zu denken – dafür zittere ich viel zu stark. Markus hat Recht gehabt! Sogar das mit der Suite wusste er! Also doch, Peter! Du alter Schwerenöter. Konntest

du nicht warten, bis wir aufgegessen haben? Jetzt weiß ich gar nicht, ob ich überhaupt weiteressen kann!

Doch als wäre nichts gesagt worden, isst Peter einfach weiter und lässt mich in meinem Saft schmoren. Sachte lege ich den Löffel weg, entschuldige mich, dass ich mir noch Appetit für die folgenden Gänge aufbewahren möchte, und kann ihm nicht mehr in die Augen blicken, ohne wegschauen zu müssen.

Du hast noch keine Entscheidung getroffen! Weil du gehofft hast, dass du sie nicht treffen musst! Jetzt ist es aber so weit! Und nun?!

Die Fragen löchern mich, während wir auf den Hauptgang warten und Peter eine zweite Flasche Champagner bestellt. Die erste hat er fast im Alleingang getrunken, und mit einem Seitenblick sehe ich, dass sein Kopf bereits leicht rot angelaufen ist. Wie widerwärtig ich diesen Mann finde! Nicht einmal, wenn er der letzte Mann auf Erden wäre, würde ich mit ihm schlafen! Aber dann kann ich wahrscheinlich den Auftrag vergessen! Eine Nacht, eine Überwindung für die Sicherheit der nächsten zehn Jahre! Oder gibt es vielleicht noch eine dritte Lösung?! Wenn es sie gibt – bitte, lieber Gott, schick sie mir jetzt!

***

Träume ich? Bin ich bereits tot? Ich spüre nichts mehr. Nichts mehr von meinem Körper. Sind diese Gedanken echt? Ich weiß es nicht. Was ist das? Ich höre etwas? Spielt mir mein Gehirn einen Streich? Nein, da ist es schon wieder. Ein Geräusch. Wieder und wieder. Es ist da, aber es ist leise. Sehr leise. Höre ich es überhaupt? Hier! Hier! Hier bin ich! Ich will schreien, aber selbst für einen Schrei in meinem Innern fehlt mir die Kraft. Wie kann ich auch schreien, ohne dass ich etwas von mir fühle? Fühlt sich so der Tod an? Nach nichts? Nach keinem Gefühl? Das Ende aller Gefühle? Keine Schmerzen, keine Freude, keine Leidenschaften, keine Liebe, rein gar nichts? Da, wieder das Geräusch. Sind es Menschen oder ist es was anderes? Ist es mein Peiniger? Ist es der Briefschreiber? Bitte, lass es ein Mensch sein. Wo ist das Geräusch? Ist es weg? Wo ist das Geräusch hin verschwunden?! Lasst mich nicht alleine! Hier! Hier! Hier bin ich! Lasst mich nicht hier liegen, bis ich endgültig tot bin. Hier! Hier! Ich kann wieder schreien. Wenn auch nur in meinem Innern! Ich höre wieder etwas. Ein Geräusch. Das Geräusch. Es ist das gleiche wie zuvor. Haargenau das Gleiche. Machen Menschen haargenau die gleichen Geräusche? Eher nicht. Der Tod! Der Tod kann dieselben Geräusche machen, weil er kein Mensch ist. Hört sich der Tod so an? Wie ein Metronom, das nur leise einen Takt vorgibt? Kommt das Geräusch im Takt? Wohl eher nicht! Habe ich überhaupt noch ein Zeitgefühl? Wie kann man ein Zeitgefühl ohne Gefühl haben? Ich meine ohne irgendein Gefühl! Es ist weder kalt noch habe ich Schmerzen! Nur dieses Geräusch.

Es ist fast, als würde mir jemand seinen Atem in den Nacken blasen. Aus Nüstern? Wie komme ich auf Nüstern? Da! Dieses Geräusch! Als würde ein sterbendes Pferd hinter mir liegen und mich aus seinen Nüstern anhauchen, direkt in den Nacken. Ein Wallach, ein hübscher. Es ist wieder da…das Geräusch, der kalte Hauch des Atems. Wieder und… Wieder und… Wieder und… Wieder und… Wieder und… Wieder.

# Die Entscheidung

## I

Diese Entscheidung veränderte mein Leben. Nur in den seltensten Fällen kann man abschätzen, welche Folgen eine Entscheidung für das eigene Leben mit sich bringt, doch sollte man deswegen beständig mit der Angst leben, eine falsche Wahl zu treffen? Ich muss zugeben, dass ich, als ich sie traf, mir keine Gedanken über die möglichen Folgen machte, doch wenn ich zurückblicke, muss ich sagen, dass ich es besser getan hätte, denn heute glaube ich, dass der tägliche Umgang mit dem Tod einen Menschen auf eine tiefe und sehr bewegende Art und Weise verändern kann. Er hat mich verändert, im Wesen und Denken, besonders, wenn Menschen gestorben sind, denen ich nahestand, insbesondere der Tod meiner Großmutter, deren Pflege auf dem Weg zu ihrem Tode ich als Anlass nahm, einen Beruf zu ergreifen, der stets ein eindringlicher und trotz des nahenden Endes ein bewegender ist: als Pflegepersonal in einem Sterbehospiz.
Meine Eltern waren früh in meiner Kindheit gestorben, und ich wuchs bei meiner Großmutter mütterlicherseits auf, die mich stets mit einem warmen Herzen zu sich zog, um liebevoll von meinen Eltern zu erzählen. Stundenlang konnte ich ihr zuhören und bin trotz monotoner Stimme nie eingeschlafen, selbst wenn ein und dieselbe Geschichte immer und immer wieder erzählt wurde. Meine Großmutter war mein Leben, sie bestimmte, wann ich schlafen gehen musste, zur Schule ging und wann es zu essen gab. Sie war meine wahre Mutter, und ich liebte sie über alles. Ihr Mann war bereits während des Krieges verstorben, aber nicht im Kampf, sondern er erstickte an seinem Erbrochenen, nachdem er sich, von einer Runde mit seinen Freunden wiederkommend, nicht mehr auf den Füßen halten konnte und niederstürzte. Keiner sah ihn hinfallen, denn keinem seiner Freunde gelang es ernsthaft, sich an die Einzelheiten des Abends zu erinnern. Somit lag mein Großvater auf dem Feld, das zu unserem Haus führte, und sein Geist entschwand in jener Nacht aus seinem Körper. Kalt und mit Tau überzogen fand ihn meine Großmutter am nächsten Morgen, doch ihre Kraft, die sie schon immer belebt hatte, half ihr, die beiden kleinen Kinder großzuziehen, ohne dass es ihnen an Lebenswichtigem gefehlt hätte. Als meine Mutter meinen Vater heiratete und das Haus verließ, schmerzte das Herz meiner Großmutter, denn ab jenem Zeitpunkt war sie nur noch für sich selbst verantwortlich, nachdem auch mein Onkel kurz zuvor ausgezogen war. In

den Jahren vor dem Tod meiner Eltern und meiner Aufnahme bei sich zu Hause besuchte meine Großmutter mit Freundinnen die nähere Welt, verließ aber nur selten das Land, dafür kannte sie sich aber umso besser in der Umgebung aus. Sie war eine stolze Frau, stolz auf ihr Leben und auf ihre Heimat, doch welche Sprünge machte ihr Herz erst, als ich zur Welt kam und sie von heute auf morgen eine neue Aufgabe hatte: Sie war Großmutter, in der ehrenvollen Aufgabe, dem Kind ein moralischer und finanzieller Halt sein zu dürfen, mit dem latenten Hang, das eine oder andere Mal etwas mehr zu erlauben oder zu ermöglichen, als es die Eltern taten. An den langen Winterabenden berichtete sie mir, wenn wir vor dem Feuer im offenen Kamin saßen, von jenen Tagen, an denen ich auf der Wiese hinter unserem Haus mit den Tieren herumtollte und vor Freude kreischend die Hühner jagte. Doch diese traute Wirklichkeit sollte nicht lange wirken, denn ein plötzliches Eingreifen des Schicksals beendete alle Träume einer unbelasteten Kindheit und nahm mir meine beiden Eltern. An diesem Tag, es war ein Samstag, war ich bei meiner Großmutter, während meine Eltern einen Kletterausflug ins Hochgebirge machen wollten. Sie waren erfahrene Bergsteiger und hatten weitaus schwierigere Hänge gemeistert, doch an diesem einen elenden Tag löste sich eine Gerölllawine direkt über ihren Köpfen und riss sie mit in den Abgrund. Ich weiß nicht, auf welche Weise sie den Tod fanden, aber meine Großmutter erzählte mir stets, dass sie noch im Fallen den Übergang ins jenseitige Reich angetreten hätten. Der Aufprall ihrer Körper am Boden sei von nichts mehr Lebendigem, sondern bereits von etwas Totem geschehen. Ich glaube, dass sie mir das geistige Bild ersparen wollte, wie meine Mutter oder mein Vater schreiend mit einer riesigen Wucht auf den Boden aufprallen und vielleicht sogar schmerzverzerrt noch einige Augenblicke um ihr Leben kämpfen, doch ohne wahre Chance unterliegen. Dennoch habe ich manchmal von dieser schrecklichen Szene geträumt, und mir war dabei, als ob ich Gewissheit darüber hätte, was geschehen sein musste. An den Morgen nach Nächten, die mich in schwere Träume zogen, wenn ich dann bedrückt in die Schule ging, war ich ein anderer Mensch, unnahbar und mit mir im Unreinen, doch ich konnte noch nicht wissen, woher dieses Gefühl kam. Ich dachte, dass es vielleicht ein böses Omen sei oder eine Warnung, weswegen ich niemals einen Berg mit Seil und Haken bestiegen habe, sondern stets zu Fuß, um nicht einer Lawine hilflos ausgeliefert zu sein. Später erkannte ich die Bedeutung des Schattens, der sich in meiner Kindheit ab und zu auf mein Gemüt gelegt hatte. Es war die Erkenntnis der Verbundenheit meines Lebens mit dem Tod. Für Kinder, deren Realität viele Ereignisse noch nicht miterlebt hat, mag die unmittelbare und bedrohliche Erfahrung im Umgang mit dem Tod verstörend wirken, und ich glaube heute, dass dies ein Vorbote war, der mein Leben bestimmen sollte. Der Tod sollte mein Leben nicht nur bestimmen, er sollte sogar zu meiner Profession werden.

## II

Meine Großmutter zog mich groß, wie sie meine Mutter großgezogen hatte, mit derselben Mischung aus Herzlichkeit, Verständnis und notwendiger Maßregelung. In dem Moment, als ich nicht mehr der Enkel im ureigensten Sinne, sondern das dritte Kind war, wurde ich nicht schlechter oder besser behandelt als die anderen beiden. Das süße Leben einer goldigen Großmutter, die nur auf das Wohl ihres Enkels bedacht ist, war vorbei, aber ich habe es niemals vermissen müssen, denn wir hatten neben uns beiden immer genügend, worüber wir streiten, lachen oder lästern konnten. Sie hatte nichts verlernt, aber vielleicht verlernt eine Mutter niemals das Muttersein, wenn sie es einmal erlernt hat. Es erscheint wie eine Uhr, die man einmal eicht und die dann im fortwährenden Leben stets die richtige Zeit anzeigt. Nur in der Schule konnte sie mir ab und an nicht helfen, denn die Zeiten hatten sich verändert. Somit ging ich zu einem älteren Schulkameraden, der mir Nachhilfe in Mathematik und den anderen naturwissenschaftlichen Fächern gab. Meine logische Auffassungsgabe war seither ein wenig begrenzt, vermeine ich heute zu urteilen, doch in diesen Jahren waren mathematische Formeln schlichtweg ein ausgemalter Horrorzustand. Wenn ich eine Variable nur gesehen habe, wusste ich bereits, dass es meiner Phantasie nur äußerst selten gelingen würde, das Problem adäquat zu lösen, und auch nur dann, wenn ich mir einen Kuchen oder einen Korb voller Äpfel dazu vorstellen konnte. Im Gegensatz zu meiner offensichtlichen Schwäche war ich ein begeisterter Leser und meine Großmutter ermöglichte mir mehrere Ferienprogramme, in denen ich mir neben dem Schreiben von Gedichten das Spielen von Bühnenstücken und den rhetorischen Vortrag einer Rede aneignete. Dies schien mein wahres Leben zu sein, und ich war innerlich bereit, das Wagnis einzugehen, mitunter als Künstler zu versagen, aber es sollte anders kommen: Das Schicksal hielt für mich eine weitere Wendung parat.

## III

Diese Veränderung kam, als mein Onkel, der Bruder meiner Mutter, erneut in das Leben meiner Großmutter trat. Bis zu seinem zwölften Lebensjahr führten alle drei, meine Großmutter, mein Onkel und meine Mutter, ein harmonisches Familienleben mit den dazugehörigen Streitereien, doch eines Abends kam mein Onkel nach Hause und verzog sich ohne ein weiteres Wort auf sein Zimmer. Meine Großmutter dachte an ein jugendliches Schmollen und achtete nicht auf ihn, bis er am späten Abend immer noch nicht zum Abendessen erschienen war. Sie ging hoch in sein Zimmer, trat nach einem zarten und keineswegs fordernden Klopfen ein und sah ihren Sohn, mit dem Rücken zu ihr, die Wand seines Zimmers anstarren. Im ersten Moment wollte sie zu ihm stürzen, doch spürte sie eine eiskalte Distanz zwischen ihm und sich selbst. ‚Warum nur?', fragte

sich meine Großmutter, doch sie wollte ihren Sohn keineswegs gegen sich aufbringen und verließ das Zimmer, ohne ein Wort gesagt zu haben. Als sie wieder unten war, warf sie sich den Mantel über und ging zu seinem besten Freund, der ihr erzählte, dass sie entgegen des mütterlichen Verbots in der Kneipe gewesen waren. Hoffnung keimte in ihr auf, dass es nichts Dramatisches sei, dass die Differenz am nächsten Morgen ausgestanden wäre, doch umso mehr traf sie der Schlag, als sie in besagter Kneipe erfuhr, dass ein betrunkener und nicht mehr zurechnungsfähiger Landwirt ihrem Sohn die mit Legenden getrübte Geschichte vom Tod seines Vaters erzählt hatte. Nun hatte die Eiseskälte auch die Glieder meiner Großmutter erfasst und sie stürzte mehr, als dass sie lief, nach Hause und suchte meinen Onkel in seinem Zimmer auf, doch die kalte, abweisende Schulter ließ kein Gespräch an diesem Abend zu. Die ganze Nacht lag sie wach auf ihrem Bett und spielte die verschiedenen Möglichkeiten durch, mit denen sie glaubte, konfrontiert zu werden, doch die schlimmste von allen war keineswegs so grausam, wie es kommen sollte. Mein Onkel entschloss sich, die folgenden drei Tage kein Wort an seine Mutter zu richten, und auf notwendige Fragen antwortete er nur einsilbig. Meine Großmutter erkannte, dass sie weder durch beharrliches Bestehen noch durch Androhung von körperlicher Züchtigung den sturen, verschlossenen Geist ihres Sohnes würde öffnen können. Daher quälte sie sich über die Zeit und barg in sich die Hoffnung, dass alle Wunden mit der Zeit heilen, sodass man über die Verwundung sprechen könne. Am vierten Morgen erschien mein Onkel in seinem besten Anzug, denn es war Sonntag und sie wollten gleich in die Kirche, als er meiner Großmutter unvermittelt die Frage stellte, was damals mit seinem Vater vorgefallen sei. Zuerst wollte sie antworten, doch dann fiel ihr die Kirche ein, zu der sie nicht zu spät kommen wollte, sodass sie ihm versprach, nach dem mittäglichen Essen mit ihm über die Vorfälle zu sprechen, doch ihr Sohn nahm ihr diese Verschiebung übel und schwieg erneut drei Tage. Endlich, am siebten Tag, konnte meine Großmutter mit ihrem Sohn über die Vorfälle sprechen, und sie hätte jede noch so dringende Aufgabe stehen und liegen gelassen, um dieses Gespräch nun endlich zu führen, denn die vergangenen sechs Tage waren die reinste Marter für ihre Seele gewesen. Seit dem Tod ihres Mannes machte sie sich in stillen und einsamen Momenten dieselben Vorwürfe, die ihr Sohn an sie richtete: Warum sei sie ihren Mann nicht suchen gegangen, als er mitten in der Nacht nicht aufgetaucht ist? Und hätte sie ihm nicht klarmachen können, dass ihm ein geringeres Maß an Betrunkenheit zu reichen hat, denn immerhin war er Familienvater? Doch am schlimmsten wog die stechende Frage, warum meine Großmutter ihm stets nur die halbe Wahrheit über den Tod seines Vaters gesagt hatte. So sehr sie sich auch mit bittenden, flehenden und liebenden Worten versuchte, gegen die Vorwürfe zu stemmen, hatte sich im Kopf ihres Sohnes bereits ein Bild dieser Nacht manifestiert, das unverrückbar die Beziehung zwischen ihnen zerstörte. Nicht mit einem Schlag, sondern stetig höhlte es sie aus, bis sie drei Tage nach Beendigung der Schule zerbrach, indem mein Onkel sich freiwillig zur Armee meldete, um

endlich von zu Hause fortzugehen. In den folgenden Jahren hörte meine Großmutter nur wenig von ihrem für sie verlorenen Sohn und verfluchte nicht nur den Tag, an dem er vom Tod seines Vaters gehört hatte, sondern auch jenen, an dem ihr dieses Schicksal aufgebürdet worden war. Sie stellte sich immer die gleichen Fragen, auch nach Jahren noch, wie sie anders hätte vorgehen sollen, denn immerhin schlief sie, als das Unglück geschah, und dachte, dass sie am folgenden Morgen neben einem nach Alkohol stinkenden und schnarchenden Ehemann aufwachen würde. Doch als sie die Augen öffnete und ihn nicht im Bett fand, gefror ihr Blut zu Eis, und als sich auch die Hoffnung zerschlug, dass er es vielleicht nicht mehr bis zum Bett, jedoch ins Haus geschafft hatte, begann in ihr eine dunkle Vorahnung zu erwachsen, die sich mit dem Fund des toten Mannes bewahrheiten sollte. Der Bauer, dem das Feld gehörte, fand ihren Mann am frühen Morgen und brachte ihr die entsetzliche Nachricht. Sie eilte zu ihrem verstorbenen Mann und weinte um seine Unvorsichtigkeit, doch ihre Kraft war stärker als der Tod ihres Mannes. Sie erhob sich und wusste, dass sie auch ohne ihn die Kinder großziehen würde. Notfalls müsste sie das Haus verkaufen. Aber so weit kam es nicht, doch die beschützte Kindheit meines Onkels und die geschützte Mutterschaft meiner Großmutter endeten abrupt, als die mit Unwahrheiten angereicherte Geschichte zum Ohr meines Onkels kam und sein Herz gegenüber seiner Mutter verschloss. Jahre vergingen in Unwissenheit, kein Brief oder Anruf ging bei ihr ein, und sie fand sich langsam damit ab, dass ihr Sohn vielleicht für immer von ihr fernbleiben würde. Ihr ganzer Stolz und ihre ganze Liebe flossen daraufhin ihrer Tochter – meiner Mutter – zu, und als ich geboren wurde, war ich der Anlass, dass meine Großmutter wieder freudig in die Zukunft blicken konnte. Tag um Tag wurde ich umgarnt, als unvermittelt die Schockmeldung in unserem Haus eintraf, dass meine Eltern an der Wand den Tod des Bergsteigers gefunden hätten. Trotz dieses erneuten Nackenschlages und des Verlustes des vermeintlich einzig verbliebenen Kindes gab meine Großmutter auch an jenem Tage nicht auf, denn sie hatte die Verantwortung für mich übernommen. Sie war wieder Mutter, nun war sie meine Mutter.

## IV

Die Jahre vergingen und ich wuchs heran, wurde zwölf, entdeckte meine Umwelt und die Stelle, an der meine Eltern den Tod fanden, und schwor mir damals, niemals einen Berg mit dem Seil zu ersteigen. Dann wurde ich vierzehn und entdeckte meine Leidenschaften für das geschriebene Wort und die darstellenden Künste. Als ich meinen sechzehnten Geburtstag feierte, lud ich alle meine Freunde zu mir nach Hause ein, und an diesem Abend geschah es, dass ich mich verliebte. Drei Jahre hielt unsere Liebe und wir waren ein glückliches und unbeschwertes Paar, zogen durch die Landschaft und teilten das Freud und Leid des Jungseins. Indem wir älter wurden, spürten wir,

dass wir uns in andere Richtungen entwickelt hatten, jedoch hatte keiner den zwingenden Mut, die Beziehung zu beenden, solange nichts Unvorhergesehenes geschah. Wir waren beide keine Menschen, die sich von einem lieben Menschen trennen konnten, nur weil man sich in verschiedene Richtungen weiterentwickelt hatte, auch wenn wir spürten, dass wir beide nach anderem verlangten. Meine Freundin gab mir die Sicherheit im Denken und Handeln, die ich als Neunzehnjähriger niemals selbstständig entwickelt hätte, und ich gab ihr niemals das Gefühl, dass sie mir nicht wichtig wäre. Noch Jahre nach unserer Trennung blieben wir enge Freunde und wären es mit Gewissheit heute noch, wenn sie nicht die einmalige Gelegenheit ergriffen hätte, in einem fernen Land ihr Leben neu zu beginnen, was die Verbundenheit schwierig machte. Dies war ein Grund unserer Ungleichheit: So sehr ich glaubte, mit dem Herzen meiner Heimat verbunden zu sein, so sehr zog es sie in die weite Welt hinaus, so sehr ich Wurzeln schlagen und in die Erde treiben wollte, so sehr wünschte sie sich ein Leben als Vogel, dem sich in der Luft keine Barrieren auftun und der dort landen kann, wo er seiner Meinung nach am glücklichsten zu leben vermag. Erst nach Jahren der Distanz erkannte ich, dass für sie die schwere Krankheit meiner Großmutter die Entfesselung ihres Lebens war, ihr die Möglichkeit gab, die Verbindung zu mir zu kappen und einfach loszulassen. Während ich die Pflege meiner Großmutter intensivierte und meine Freundin vernachlässigte, gab ich ihr Verlangen frei, und sie nahm dieses unbewusste Geschenk dankbar an. Heute kann ich sagen, dass ich in keinem Moment meines Lebens eine Spur von Traurigkeit über die Entwicklungen verspürte, denn ich wusste bereits im Moment der Trennung, dass sie es glücklich machen würde – und was konnte ich mehr vom Leben fordern?

## V

Ich bin der festen Überzeugung, dass das Wiedereintreten meines Onkels in das Leben meiner Großmutter ein eminenter Grund für ihre Krankheit war. Bevor er vor ihrer Haustür stand, hatte sie in ihrem Leben kaum eine Grippe gehabt und war noch nie im Krankenhaus gewesen, selbst die Geburten ihrer Kinder hatten zu Hause stattgefunden. Doch an diesem Tag schien die felsenfeste und unumstößliche Konstitution meiner Großmutter einzustürzen und gab den Weg für ihren Niedergang frei. Rapide ging es zu, sodass ich nach wenigen Wochen meine Großmutter kaum noch wiedererkannte. Sie sah an jedem Abend bedeutend schlechter aus als am Morgen des gleichen Tages. Mein Onkel hatte sich jahrelang nicht gemeldet, war aber ganz in der Nähe bei der Armee geblieben. In dieser Zeit hatte er begonnen, seine Leidenschaft für das Glücksspiel zu entdecken, und spielte zunächst mit kleinen Einsätzen, wo er auch hin und wieder einen Gewinn einstrich. Doch mit der Zeit erwuchs in ihm ein Zwang, der ihn immer mehr setzen ließ, sodass er sich nach einigen schwächeren Spielen genötigt sah, Geld zu leihen. Der Teufelskreis hatte sich um

ihn geschlossen und drohte, ihn zu verschlucken, sodass ihn selbst seine eigene Geschichte nicht daran hindern konnte, bei meiner Großmutter um die vorzeitige Auszahlung seines Erbes vorzusprechen. Kaum hatte sie die Tür geöffnet, überkam sie ein überschwängliches Gefühl der Freude, denn sie sah ihre Hoffnung erfüllt, dass eines Tages ihr Sohn vor ihrer Tür stünde, um die ganze Geschichte aus dem Weg zu räumen und einen neuen Anfang zu wagen. Doch ihr Überschwang verlor sich, als sie bei der herzlichen Umarmung ihrerseits spürte, dass weder die Kälte noch die Ablehnung in seinem Herzen überwunden waren. Sie gab ihn und die Tür frei, und keine halbe Stunde später hatte er auch wieder unser Haus verlassen, nicht ohne einige Geschirrteile auf dem Boden zerschmettert zu haben. Denn meine Großmutter, so sehr sie auch die Hoffnung auf Versöhnung im Herzen getragen hatte, war eine praktisch veranlagte Frau, die nach ihren Sinnen und nicht nach ihren Wünschen handelte. So hatte sie bereits ein Jahr nach dem wortlosen Verschwinden ihres Sohnes das Testament geändert und meine Mutter zur Alleinerbin ernannt. Eine weitere Änderung wurde nötig, als meine Mutter starb, und so trug sie mich als den Erben des Hauses und des Restes ein. Mein Onkel blieb weiter außen vor und zog wie ein geprügelter Hund von dannen, ohne zu wissen, dass ihm ein Pflichtteil zugestanden hätte, doch wirkte sich dieser Besuch katastrophal auf die Verfassung meiner Großmutter aus. In eben jener Phase kam alles zusammen, was einen jungen Menschen aus seiner vorbestimmten Bahn zu werfen vermag. Mein Traum, auf irgendeine Art und Weise mein Leben der Kunst zu verschreiben, endete in jenen Tagen abrupt. Zuerst übernahm ich die Pflege meiner Großmutter, und als ihr Niedergang sich derart beschleunigte, dass ihr das Aufstehen aus dem Bett eine übergroße Mühsal wurde, trennten sich meine Freundin und ich in beiderseitigem Einvernehmen, und schlussendlich, nach dem frühen Tod meiner Großmutter, war ich ein scheinbar freier Mensch. Die Schule hatte ich kurz zuvor beendet und wollte mich nach einer künstlerischen Lehrzeit umschauen, doch die Pflege meiner Großmutter bis zu ihrem schwer erkämpften Tod veränderte mein Denken und den Bezug zu meinem zukünftigen Leben. Tagelang hatte ich nichts anderes gemacht, als bei ihr zu sitzen und entweder ihrem geräuschvollen und peinigenden Schlaf oder ihren immer noch kraftvollen Worten im wachen Zustand zuzuhören. Wir besprachen die wichtigen Dinge, die nun anstanden, planten gemeinsam die Beisetzung, und sie gab mir Wissenswertes an die Hand, mit dem ich das Haus und das kleine Vermögen unterhalten konnte. Dabei blieb uns kaum Zeit, die Trauer in unseren Herzen zu verspüren, denn die Zeit schien zu drängen. Ich war keineswegs schon so fest im Leben verhaftet, dass ich mit den kommenden Ereignissen umzugehen vermochte, und meine Großmutter verspürte ihr Versäumnis, mich auf diesen wahrscheinlichen Tag vorbereitet zu haben. Erst als sie ihre letzten Worte gesprochen hatte und ich ihr das letzte Mal die kalte Hand mit tränennassen Augen und Mund küsste, kam in mir die Leere auf, die ein Mensch hinterlässt, den man so nah an seinem Herzen getragen hatte, dass es sein eigenes Herz sein könnte. Im gleichen

Moment erkannte ich aber auch, wie selig meine Großmutter ihre letzten Tage verbracht hatte, wie ihr die Organisation ihrer eigenen Beisetzung und das Besprechen der lebenswichtigen Dinge den Abschied leichter gemacht hatten und das Ringen mit dem Tod für eine Zeit lang sogar vergessen ließ. Dies war der Augenblick, der mein Leben veränderte. Ich entschied, anderen Menschen auf die gleiche Art und Weise zu helfen, indem ich ihnen die Last der letzten Tage abnehmen wollte und sie bis zu ihrem Ende begleitete: als Pfleger in einem Sterbehospiz.

## VI

Die Beisetzung meiner Großmutter war am Tag zuvor geschehen, als ich mich auf den Weg machte, um bei einem Hospiz in der Nähe vorzusprechen. Ohne Anmeldung wurde ich zu der Leiterin vorgelassen, und nachdem ich ihr meine Geschichte in groben Zügen erzählt hatte, schickte sie mich nach Hause und verweigerte mir eine mögliche Anstellung, denn ich sei keineswegs bereit, eine solch schwere Aufgabe zu meistern. Ich sei von meinen Gefühlen übermannt und solle wenigstens ein halbes Jahr warten, um mit der nötigen Distanz mein Leben zu ordnen, ehe ich einen solchen Schritt erneut wagen könnte. Ich befolgte ihren Rat und suchte nach dem, was die Essenz in meinem Leben sein sollte, und lebte äußerst sparsam von dem, was meine Großmutter mir hinterlassen hatte. Es war eine Zeit des Zweifelns, doch in keinem Moment zweifelte ich an meinem Wunsch, eine Pflegestelle in einem Sterbehospiz zu bekleiden, vielmehr zweifelte ich daran, dass andere Möglichkeiten mein Leben auf die gleiche Weise erfüllen konnten. Nach sechs Monaten meldete ich mich erneut bei der Leiterin des Hospizes und gab ihr meine Entscheidung bekannt. Obwohl sie sich über mein Beharren wunderte, fehlten ihr die Argumente und sie entschied, dass sie mir eine Gelegenheit geben wolle, die volle Tragweite des Berufs kennenzulernen. Sie gab mich in die Hand einer älteren Pflegerin, die ich einen Monat begleiten sollte, um den Sprung aus meiner gedanklichen Welt in die Realität zu meistern. Obwohl jene Pflegerin ähnlich dachte wie die Leiterin des Hospizes, zeigte sie mir die gesamte Bandbreite ihrer Arbeit, ohne einen Teil auszusparen, sei es, um mich vor dem Schlimmen zu bewahren oder gar vor der Arbeit abzuschrecken, nein, sie zeigte mir nüchtern, was sie tagtäglich zu leisten hatte, und in jenen Tagen begleitete ich die ersten Menschen, die ich zuvor nicht kannte, in ihren Tod. Es waren bewegende, aber vor allem lebendige Tage, in denen ich vieles über die Welt und das Denken außerhalb meiner bisherigen kleinen Welt erfuhr. Ich entschied mich ohne einen Zweifel für eine Ausbildung und leistete in den folgenden drei Jahren verschiedene Dienste, doch niemals allein. Immer war ich nur der stille Beobachter, der zur Hand ging, aber nie ein ernstes Wort an den Patienten richtete. Ich beobachtete, prägte mir Verhaltensweisen und Handlungsmuster ein und begann unbewusst, mich selbst für die anstehenden Begleitgänge vorzubereiten. In meinen letzten

Ausbildungsmonaten wechselte ich dann hin und wieder in die Rolle des ersten Zuhörers, wenn der Patient eingewilligt hatte, denn es ist zumeist eine sehr innige Beziehung, die in den letzten Tagen zwischen dem Todgeweihten und den Pflegern entsteht. Eine Losgelöstheit meiner Gefühle wurde durch die Anwesenheit der erfahrenen Pflegerin zwar verhindert, aber ich bekam ein Gespür dafür, was es heißt, auf einen vormals Unbekannten derart einzugehen, dass wenige Tage reichten, um wichtig für sie oder ihn und das Restleben zu werden. Als meine Lehrzeit vorbei war, vergingen weitere drei Monate, in denen ich meine ersten Patienten allein, jedoch unter Beobachtung, in den Tod begleitete, und dann kam der Tag, an dem ich morgens im Hospiz eintraf und zur Leiterin gerufen wurde. Wir besprachen meine Lehrzeit und sie bekannte, dass ich ein natürliches, wenn auch noch halb verstecktes Gespür für die Belange der todgeweihten Menschen hätte. Dennoch müsse ich wissen, dass es in diesem Beruf von größter Wichtigkeit sei, mit den Patienten zu wachsen und sich dabei niemals selbst oder das eigene Verständnis aus den Augen zu verlieren. Mein neuer beruflicher Abschnitt begann, und ich erhielt meine erste Patientin, die für mich allein bestimmt war: eine sehr alte Frau, die ihren Kampf mit dem Leben bereits im Vorhinein beendet hatte. Allgemein betrachtet ein leichter Fall, denn diese Patienten erwarten nur noch selten mehr als die bloße Anwesenheit eines verständigen Menschen; jedoch sollte gerade diese alte Dame mir einen gehörigen Einstand bescheren.

## VII

Die Menschen, die in ein Sterbehospiz kommen, müssen nicht zwangsweise kurz vor dem Tode stehen. Der Großteil schon, vor allem jene Menschen, denen es unbeschreibliche Qualen bedeutet, an die Qualen während des Sterbeaktes zu denken. Sie werden bei uns stationär aufgenommen und verbringen sieben Tage bei uns, um danach eine Entscheidung zu fällen, ob sie weiterleben und gegen den Tod ankämpfen oder friedliebend aus dem Leben scheiden wollen. Es bleibt ihnen überlassen, doch weniger als einer von zehn entscheidet sich zum Abbruch, denn die meisten haben mit sich bereits vor ihrer Ankunft lange um diese Entscheidung gerungen. Diese Entscheidung hat endenden Charakter, sie kann nicht widerrufen werden, und daher ist es für uns als Pflegepersonal so eminent wichtig, von der Absolutheit des Wunsches des Patienten ausgehen zu können. Meine erste Patientin war von ihrer Entscheidung in vollem Maße überzeugt, und um dies zu verstehen, brauchte ich kein einziges Wort, denn ihre Erscheinung war Antwort genug. Auch wenn es manchmal geschieht, dass ein selbstsicherer Mensch im Anblick des baldigen Todes vor sich selbst ausweicht und moralisch wie physisch zusammenbricht, war ihre Standfestigkeit von Anfang an ein undiskutierbares Faktum. Sie war eine der vielen Patienten, die von ihrem Arzt ein Lebensultimatum gestellt bekommen hatten, und wollte nun, bevor die Schmerzen und die

Weltvergessenheit unweigerlich eintraten, ihrem Leben ein würdiges und selbstbestimmtes Ende setzen. Die eigene Entscheidung über Weiterleben oder Sterben ist das tiefgründigste Gefühl, das Menschen in einem Hospiz haben können, und umso schwerer wiegt der Fall, wenn die Patienten in der Zeit, die sie mit uns verbringen, diese Kontrolle über sich und ihren Geist einbüßen, denn dann ist es keinesfalls möglich, ihren Wunsch ohne Weiteres zu erfüllen, da die allerletzte Einwilligung fehlt. Im Folgenden müssen ärztliche und familiäre Meinungen eingeholt werden und nicht selten erhalten jene Patienten genau das, was sie durch die Aufnahme in unser Hospiz vermeiden wollten: den oftmals schmerzvollen und lange andauernden Kampf gegen den Tod mithilfe moderner Maschinen, die das Leben künstlich verlängern. Wir machten uns beide miteinander bekannt, und ich kam nicht umhin, ihre Präsenz zu würdigen, doch ich fühlte mich gleichzeitig beklommen, da sie meine erste Patientin war, die ich alleine begleiten sollte. Zwar hätte ich jederzeit Hilfe herbeiholen können, doch auch hier ist es wie bei allen anderen Jungerwachsenen, wenn die Zeit der Abnabelung heranreift. Ich wollte diesem einen Menschen von mir aus hilfreich sein und aus der Erfahrung wusste ich, dass man mit einigen belanglosen Fragen in das Gespräch einsteigen sollte, die dem Gegenüber ermöglichen, sich an die Umgebung und die Umstände zu gewöhnen. Unter keinen Umständen sollte man seinen Fall, wie er in der Umgangssprache im Zimmer der Pfleger genannt wurde, mit den Eröffnungsfragen in die Ecke drängen – nein, die allgemeine Methode ist die, dass der Fall die Geschwindigkeit und die Themen vorgibt, über die man redet. Sicherlich ist diese Methode eine über lange Jahre praktizierte und eingeübte, doch ist es sinnvoll, alle Menschen über einen Kamm zu scheren? Selbst im Tod, der alle Menschen gleich macht? Und wenn nicht, ist es dann diese eine Methode, die im Zweifel am wenigsten Schaden anrichtet? Ich hatte mir am Morgen, als ich noch zu Hause im Bett lag, geschworen, dass ich mich beim ersten Fall peinlichst genau an das Protokoll halten würde, denn ich stand immer noch unter Probe und wollte auf keinen Fall einen Eklat heraufbeschwören, der dem Hospiz oder meiner Ausbilderin zum Schaden gereichen würde. Doch als ich die würdevolle Frau vor mir stehen sah, schoss mir ein Gedanke durch den Kopf und ehe ich mich versah, hatte ich diesen Gedanken auch ausgesprochen: „Glauben Sie an ein Leben nach dem Tod?“ In diesem Moment wollte ich im Boden versinken, denn ich wusste, dass ich alles falsch gemacht und gegen jede Regel verstoßen hatte, die ich mir am Morgen vorgenommen hatte. Wie angewurzelt wartete ich auf die Reaktion meiner Gegenüber, die wider Erwarten nicht zusammenzuckte, sondern sich langsam und andächtig umdrehte. „Ich gehe davon aus“, begann sie langsam mit ihrer Antwort, „dass dies nicht der gewöhnliche Einstieg in ein Gespräch mit einer neuen Patientin ist, oder?“ Ich wusste nicht, wie ich mich verhalten sollte, und schwieg. „Sehen Sie“, fuhr sie fort, „ich nehme es Ihnen nicht übel, dass Sie mit dieser Frage begonnen haben, immerhin weiß ich von der Leiterin, dass ich ihr erster alleiniger Fall bin und habe schließlich mein Einverständnis dazu gegeben. Sie

können sich entspannen, ich werde es Ihnen nicht schwerer machen, als es bereits ist, das habe ich ganz sicher nicht vor." – „Verzeihen Sie, aber ich finde die Situation nicht schwierig, sondern eher als Beginn einer gemeinsamen Reise, deren Ziel noch nicht erkennbar ist." – „Glauben Sie wirklich, dass der baldige Tod von mir kein klares Ziel ist?" – „So habe ich das nicht gemeint", begann ich stotternd, doch sie kam mir zuvor und half erneut. – „Ich weiß, wie Sie das gemeint haben, und verstehe auch ihre unkonventionelle Herangehensweise. Aber ich halte sie für gefährlich, zumindest für Menschen, deren Tod mehr ausmachen wird als mir." Ich schwieg, denn ich konnte kaum abschätzen, inwieweit sie mich bereits beeinflusst hatte. Ich wollte mich nicht zu sehr aufs Glatteis begeben und zog mich ein wenig zurück. „Jetzt drosseln Sie ihr Tempo", erkannte sie meine Absicht sofort, „um sich nicht weiter zu blamieren, doch gerade dadurch machen sie es nicht besser. Immerhin…" Sie stockte in ihrer Rede. – „Immerhin?" fragte ich zögerlich. – „Immerhin", begann sie von neuem, „wirken Sie dadurch nicht geradlinig, sondern wollen sich hinter einer Fassade verstecken, indem Sie mir jetzt wieder nach dem Mund reden wollen. Ich kann verstehen, dass dies die richtige Strategie für viele Patienten sein kann, aber gewiss nicht für mich. Sie haben mich mit einem Bombardement empfangen, und nun verstecken Sie sich hinter Ihren Mauern. Kommen Sie heraus, zeigen Sie sich vor mir, wie Sie sind!" Ich hatte keine Wahl, ich musste ihr gehorchen. In diesem Moment wurde mir bewusst, wie sehr meine Handlungen bereits von der alten Dame abhängig waren. Die Frage, die ich mir dabei stellte, war jene, ob es ebenso verlaufen wäre, wenn ich unser Gespräch langsam begonnen hätte. Ich musste mir vor mir selbst gestehen, dass ich kein vorausdenkender Mensch war und dass sich das schleunigst ändern musste, denn jede Frage und jede Antwort konnte ein gewaltiges und für mich unabschätzbares Ausmaß beinhalten. Ich schwieg aus Verlegenheit und sie musterte mich und meinen inneren Kampf, der auch äußerlich sichtbar war. ‚Was wollte sie nun hören? Wie konnte ich zugleich auffordernd sein, ohne verletzend zu wirken? Sie nach ihrem Todesgrund zu fragen, hat keinen Sinn, denn zum einen kannte ich ihn aus der Akte, und zum anderen musste sie es von allein erzählen wollen; dies berührt zu sehr den freien Willen eines Menschen. Auf diesem Gebiet muss man sich sehr vorsichtig herantasten, aber wer weiß, vielleicht will sie diese Art des Angriffs? Nein!', entschied ich mich dagegen, wog zwei, drei andere Fragen gegeneinander ab und wollte bereits eine stellen, als mir eine weitere einfiel, deren Ergebnis unscheinbarere, aber auch intensivere Konturen für das Gespräch entwarf. „Wissen Sie", begann ich langsam, „Sie sind eine sehr interessante Person, die ihren Wert innerhalb der Gesellschaft wahrscheinlich äußerst präzise beschreiben kann, im Gegensatz zu mir, der immer noch auf der Suche nach dem Platz in ihr ist. Daher lautet meine nächste Frage an Sie: Welche ihrer Entscheidungen im Leben war die falscheste? Lassen Sie sich Zeit, es braucht oftmals…" – „Wissen Sie, mein junger Herr, Sie haben mich erneut überrascht. Ich habe jetzt mit einer Frage nach meinem Todeswunsch oder nach einer anderen ins Nichts führenden Frage gerechnet, aber

keinesfalls mit dieser. Gut, ich werde nachdenken und bin der festen Überzeugung, dass Sie eine ehrliche Antwort verdient haben. Eigentlich weiß ich die Antwort bereits, denn ich trage diese Entscheidung als Makel seit meiner Kindheit mit mir herum und vermochte mich nie von ihm loszusagen. Doch zuerst möchte ich, dass wir uns im Haus ein wenig umsehen. Ich möchte erfahren, wo der Speiseraum ist und wo es Möglichkeiten gibt, um spazieren zu gehen. Wissen Sie vielleicht, ob man das Hospiz verlassen darf, um ein wenig herumzuwandern?" – „Es ist nichts Ungewöhnliches, dass Patienten nochmals wünschen, im Freien umherzugehen. Wenn Sie möchten, werde ich Sie begleiten und Ihnen die Wege auf den umgebenden Hügeln zeigen." – „Das wäre ein guter Anfang. Ich möchte mir heute das Hospiz ansehen und mich dann ausruhen. Morgen früh wollen wir dann gemeinsam frühstücken und danach losziehen. In sieben Tagen bleibt noch viel zu entdecken, hier in dieser schönen und friedlichen Umgebung." – „Wie Sie wünschen", antwortete ich, wunderte mich ein wenig über die Rüstigkeit, die sie trotz ihrer Erscheinung vorgab, und zeigte ihr bis zum Mittagessen die Örtlichkeit, um sie danach von ihrer Anreise ausruhen zu lassen. Währenddessen schrieb ich das Aufnahmeformular, denn jede Art der Konversation und des nichtmedizinischen Gesamteindrucks musste ausdrücklich festgehalten werden. Ich fragte mich, welche Gründe diese Frau haben mochte, um freiwillig aus dem Leben zu scheiden, doch es musste etwas Ernstes sein, ansonsten hätte sie niemals die Einwilligung des behandelnden Arztes bekommen, obwohl sie nicht wie der lebendige Tod wirkte. Leider war der Zugang zur medizinischen Akte nur eingeschränkt, sodass ich mich auf mein Gespür verlassen musste und das sagte, was am wahrscheinlichsten war: Der inoperable Krebs im Endstadium hatte sie kurz vor den Zusammenbruch ihres Körpers gebracht. Zwar hatte sie einige Schmerzen, temporäre Symptome und war ein wenig abgemagert, aber ansonsten in voller Lebensblüte, so wirkte meine Patientin. In den drei Jahren meiner Ausbildung habe ich viele Menschen gesehen, die nur noch wenige Monate zu leben hatten und sich lieber entschlossen, jene zu opfern, um mit vollem Bewusstsein und noch vor den grausigen Schmerzen aus dem Leben zu treten. Die meisten, die einen völlig vitalen Eindruck auf mich machten, bei denen ich Zweifel hatte, warum sie überhaupt im Hospiz waren, litten an inoperablem Krebs und hatten das Ende unmittelbar vor sich. Nach einer bestimmten Zeit und einigen Patienten, die gekommen und gegangen waren, baut man eine andere Beziehung zu diesen von Krankheit oftmals zerfressenen Menschen, aber auch zu ihrer Krankheit, auf. Krebs ist derart alltäglich in unserem Beruf, dass wir die verschiedenen Erscheinungsformen, insoweit sie äußerliche Präsenz zeigen, oftmals mit dem ersten Blick bei den Patienten unterscheiden konnten. Man geht medizinisch vor und betrachtet die Krankheit als neutrales Faktum und lässt sie nicht an sich heran. Sie ist da, aber für die Beurteilung und Betreuung des Menschen von unserer Seite oftmals völlig irrelevant. Sollten Komplikationen auftreten, weiß ich natürlich, was medizinisch als Notbehelf zu tun ist, doch die weitere Behandlung liegt nicht in meinen Händen, denn ich war nur

für die stationäre Betreuung und die seelische Begleitung der Person zuständig. Obwohl ich bei meiner ersten alleinigen Patientin keineswegs das Gefühl hatte, dass sie eine Begleitung brauchte, da sie eher mich als ich sie durch meine erste wahre Prüfung in diesem Beruf begleitete. Dieser Umstand war absurd, doch zugleich auch beruhigend, denn ich konnte davon ausgehen, dass ich letztlich nur ihre Zuneigung verlieren konnte, aber niemals sie selbst als Mensch. Doch dies war nur mein anfängliches Gefühl. Wie beinahe alles im Leben sollte es sich anders als gedacht entwickeln. ‚Was müssen das für Menschen sein, die mit Gewissheit durch ihr Leben gehen, dass sie stets Herr der Lage sein werden, ganz gleich, was auch geschehen mag? Wie kann ich zu einem solchen Menschen werden? Will ich das überhaupt?'

## VIII

Am folgenden Morgen war ich bereits sehr früh im Hospiz und versuchte, aus meinem Geschriebenen vom Vortag schlau zu werden, doch ich erkannte teilweise meine eigene Handschrift nicht wieder. Ich musste diese Zeichen fernab dieser Welt in einer Art Delirium aufgeschrieben haben, die höchstwahrscheinlich Buchstaben darstellen sollten und mit einem Sinn behaftet waren. Doch was waren diese Zeichen auf dem Papier im Vergleich zu meinen umwälzenden Gefühlen? Meine Patientin und ich trafen uns ohne genaue Absprache vor dem Zimmer des Pflegepersonals und marschierten los. Eine Stunde gingen wir leicht bergan, indessen erzählte ich ihr Geschichten aus dem Umland und präsentierte ihr Rundschauen über meine Heimat. Mehrmals betonte sie, dass ich in einer idyllischen Landschaft wohnen würde, und fragte mich, wie sehr ich die Schönheit überhaupt noch erfassen könnte, angesichts dessen, dass ich sie jeden Tag vor den Augen hätte. Ich gab zu, dass ich diese Pracht oftmals übersehen würde, aber in den stillen Momenten auf Wanderschaft, auf den Wegen bergan und bergab, wenn ich den Blick über die Täler und Berge schweifen ließ, erkannte ich die Schönheit meiner Heimat. Wer seine Heimat liebt und mit offenen Augen durchwandert, wird stets Neues und Schönes erkennen, denn es ist die eigene Welt mit ihren eigenen kleinen Kostbarkeiten. Doch auch dann braucht es manchmal das unbeschwerte Auge eines Fremden, um die ganze Pracht im Detail zu erkennen. Die großen Berge, die Sturzbäche oder die Almwiesen und die Täler – alles erfasste mein Auge, doch meine Begleiterin richtete meinen Blick auf das Kleine, das Essentielle am Boden und in der Luft. Sie zeigte mir die wunderschönsten Blumen, eine Unmenge verschiedenfarbiger Steine und Tiere, deren Anwesenheit in den Bergen mir noch nie derart bewusst gewesen war. Ich begann, diesen Ausflug zu genießen, und schien mich eher mit meinen als mit ihren Gefühlen zu beschäftigen. Als wir an einem niedrigen Steinpodest vorbeiliefen, fragte sie mich, ob wir uns setzen wollten. Ich stimmte zu und blickte über das in größter Friedlichkeit sich vor uns ausbreitende Tal.

„Wissen Sie“, begann sie in die allumfassende Stille hinein, „ich glaube nicht, dass Sie mit ihrem Kopf bei der Sache sind.“ Ich blickte sie erschrocken an und wollte etwas sagen, doch mir fiel nichts Passendes ein. „Aber“, fuhr meine Partnerin fort, „ich nehme Ihnen das nicht übel, nein, ich nicht. Aber was werden andere Patienten sagen, wenn Sie mit Ihren Gedanken nicht bei ihnen sind? Eigentlich hätte ich in meinen letzten Tagen keine Hilfe gebraucht, aber ich dachte mir, als ich von ihrer ganz eigenen Art der Jungfräulichkeit hörte, dass ich ein letztes gutes Werk leisten kann, indem ich Ihnen vor Augen führe, dass Sie vielleicht zu jung sind, um den Tod an sich schon zu verstehen. Wie kam es, dass sie Pfleger im Hospiz wurden? Immerhin glaube ich, dass die Auflagen sehr hoch sind, um in das Personal aufgenommen zu werden.“ – „Ja, das sind sie, weiß Gott, das sind sie! Meine Großmutter starb vor mehr als drei Jahren, und ich erfuhr durch sie, was es heißen kann, einen Menschen in einen würdevollen Tod zu begleiten. Ich erkannte, dass dies meine Bestimmung ist, und sprach bei der Leiterin vor, doch sie zwang mich zu einem halben Jahr des Nachdenkens. Erst nach dieser Zeit und der Erneuerung meines Wunsches wurde ich als Auszubildender aufgenommen und habe vor kurzem meine Ausbildung abgeschlossen.“ – „War ihre Großmutter eine starke Frau?“ – „Ja, das war sie.“ – „Glauben Sie, dass Ihr Tod weniger würdevoll gewesen wäre, wenn Sie nicht bei ihr gewesen wären?“ – „Die Frage kann ich nicht beantworten, denn wie soll ich es wissen, jetzt, da es anders kam?“ – „Ich kann Ihnen diese Frage beantworten. Auch ohne Ihre Großmutter gekannt zu haben.“ – „Nun, ich bin sehr gespannt. Wie lautet Ihre Antwort?“ – „Nein, so leicht mache ich es Ihnen nicht. Am Ende der Woche werden Sie es wissen, und wenn nicht, ist es wahrscheinlich besser, Sie suchen sich eine andere Pflegestelle, vielleicht in einem Krankenhaus oder in einem Altersheim." – „Ich werde darauf achten“, waren die einzigen Worte, die mir spontan einfielen, so sehr stand ich in dem Bann dieser Frau. – „Wenn Sie es mit der gleichen Überzeugung angehen, wie sie überzeugt sind, dass dies ihre Bestimmung ist, werden Sie nicht sehr weit kommen.“ – „Ich verstehe Sie nicht. Glauben Sie, dass ich Ihnen etwas vorspiele?“ – „Nein, gewiss nicht, denn wie kann ein Spiel gespielt sein, wenn der Spielende glaubt, es wäre blanker Ernst? Nein, ich möchte damit nur sagen, dass es keine wahre Bestimmung im Leben gibt. Es gibt keine Arbeit, die man absolut perfekt beherrscht, sondern alles lässt sich einordnen. Wer in Ihrem Alter seine Bestimmung bereits gefunden zu glauben scheint, gibt sein natürliches Suchen auf und gibt sich zufrieden mit dem, was er bisher erreicht hat, doch noch steht Ihnen die ganze Welt offen. Diese Tür schließt sich mit der Zeit und schließt sich immer schneller, aber welche Gelegenheit vergibt ein junger Mensch, wenn er sich von dieser Türe abwendet und sie unbeachtet zugehen lässt, anstatt sich anzuschauen, was hinter ihr liegt, um gegebenenfalls hindurchzuschreiten? Diesen jungen Menschen möchte man aus vollem Herzen zurufen, dass sie ihr Leben gestalten sollen und ihnen viele Wege offenstehen. Geht durch die Tür, will man ihnen zurufen oder möchte sie gar stupsen, aber man scheitert oftmals an deren Bequemlichkeit. Aber

was soll's! Ich habe mein Leben gelebt und werde alsbald nicht mehr schreien können." – „Danke", sagte ich nach einem kurzen Moment der allseitigen Stille – „Warum bedanken Sie sich?" – „Einfach so, ich weiß nicht, es war mir danach." – „Kein Danke kommt ohne Grund, selbst wenn es ein banaler ist." – „Ich weiß nicht, welche der heutigen Erfahrungen im Gespräch und Umgang mir das Gefühl gab, dass ich mich bedanken müsse, aber es war in mir." – „Dann möchte ich so lange nicht mehr mit Ihnen reden, bis Ihnen einfällt, warum Sie mir danken wollten!", setzte es gleich die nächste ihrer Herausforderungen. Unser Gespräch endete abrupt und ich merkte erneut, dass dies eine Frau war, der Halbwahrheiten und Nichtzuendegedachtes völlig zuwider waren, sodass sie ihre Gegenüber zwang, Ordnung in die wirren Gedanken zu bringen. Ich nahm mir die Zeit und schwieg, bis mir die Einsicht kam, dass ich mich nicht für ihre Anwesenheit oder Worte bedanken wollte, sondern für ihre herzliche und zugleich objektive Distanz. Lange gingen wir schweigend nebeneinanderher, bis ich es ihr ungeschminkt zu sagen vermochte, und wir begannen ein neues Gespräch über die Schönheiten dieser Landschaft, meiner Heimat.

## IX

Als wir zurück im Hospiz waren, neigte sich der Tag dem Ende zu, und wir mussten uns sputen, denn meine Begleiterin hatte noch einen späten Termin bei einem unserer Ärzte. Ich wartete draußen vor der Türe seines Sprechzimmers und sann über den vergangenen Tagen nach, was ich erleben durfte und was sie mir anvertraut hatte. Ich spürte ein innerliches Hochgefühl und war meinem Schicksal dankbar, dass ich einen derart seichten Beginn in meiner beruflichen Eigenständigkeit zugewiesen bekommen hatte. Nach einer halben Stunde des Wartens kam sie heraus, ich stand auf und wir gingen ohne viele Worte zurück zu ihrem Zimmer. Als ich die Türe hinter mir schloss, begann sie mit ihrem Resümee des Tages: „Ich denke, Sie können irgendwann bereit sein, diese Arbeitsstelle mit ihrem gesamten Wesen auszufüllen, doch bis dahin gibt es noch einige Stolpersteine, die Sie aus dem Weg räumen müssen." – „Welche, wenn ich fragen darf?", gab ich zurück. – „Paaren Sie ihr wildes Ungestümsein mit dem Erkennen des richtigen Mittelweges und Sie werden die Menschen, auch jene, die bereits mit dem Abschluss ihres Lebens begonnen haben, für sich einnehmen und mit voller Würde bis zu ihrem gesteckten Ziel begleiten. Die Schwierigkeit besteht auf jeden Fall in der Ausgewogenheit, mit der man die Annäherung plane. Es darf nicht zu aufdringlich wirken, aber es darf auch nicht sein, dass nach drei Tagen immer noch keine Beziehung besteht. Erklären Sie sich ruhig, aber fordern Sie nichts, denn die Menschen, die an diesen Ort kommen, haben ihre letzten Forderungen ans Leben abgelegt. Die letzte ist immer ihr Tod, der hier durch einen Eingriff in die Heiligkeit des Lebens geschehen soll, zum Schutze dieser Heiligkeit. Vergessen Sie nie, dass es keinem ihrer Patienten, auch wenn sie sich vorbereitet

und erlöst fühlen werden, einfach sein wird, aus dem Leben zu scheiden, das man mehr oder weniger viele Jahre selbständig gestalten konnte." – „Ich werde Ihre Worte nicht vergessen, nein, ganz bestimmt nicht", bestätigte ich nach einer kurzen Pause. Sie erbat sich Freiraum für den Abend, und ich beendete meinen Dienst früher als sonst, wobei dieser Dienst keinesfalls an Arbeitszeiten gebunden ist. Man hat eine Woche lang einen Vollzeitdienst, muss stets ansprechbar und abrufbar sein, wenn der Patient einen dringenden Wunsch äußert, und normalerweise verbringt man die letzten beiden Tage zur Gänze im Hospiz. In der darauffolgenden Woche hat man zum größten Teil frei und erholt sich von den zum Teil schwierigen und nervenaufreibenden Fällen. Nebenbei ist es in dieser freien Woche Pflicht, diese Begegnung zu reflektieren, um dann einen kurzen, aber stichhaltigen Bericht zu verfassen, der den Ärzten zur Beurteilung gegeben werden muss. Die Akte wird auch erst dann geschlossen, wenn der Eindruck des Arztes mit dem des Pflegers im Großen und Ganzen übereinstimmt, ansonsten wird aus rein rechtlicher Sicht geprüft, ob das Vorgehen der Ärzte und des Pflegers angemessen gewesen war. Das Feststellen eines eklatanten Fehlers würde zwar den Toten nicht wieder ins Leben zurückbringen, aber erst durch die jahrelange Praxis bekommt eine Einrichtung wie diese das Gespür dafür, was vermeintlich richtig und was definitiv falsch ist. Auch wenn dies nach einer kalten und sehr berechnenden Sichtweise der Hospizleitung aussieht, muss anerkannt werden, dass unsere Dienstleistung, die den Tod eines unheilbaren und leidenden Menschen beinhaltet, kein Alltagsgeschäft ist. Die Pietät, mit der dieser Vorgang behandelt werden muss, ist die Basis einer vertrauensvollen Beziehung, deren Intimität und Würde das wahre Essentielle dieser Profession ist. Erst nach Jahren und mit einer immer größer werdenden Distanz ist mir bewusst geworden, was es heißt, Respekt vor der Endlichkeit des Todes zu haben. Alles ist zu Ende, jeder auch nur lasch geknüpfte Lebensfaden ist irreparabel durchtrennt. Die Erinnerung an einen Toten ist zwar stark, aber kann keinesfalls die physische Präsenz ersetzen, und die Entscheidung, freiwillig und würdevoll aus dem Leben zu treten, anstatt sich an ihm zu klammern, nötigt mich auch heute noch zur größten Respektsäußerung. Diese Arbeit ist nicht vergleichbar mit anderen, sie geschieht im Dienste des Sensenmanns, wenn es ihn gibt, aber auch im Dienste der leidenden Menschen. Es ist zugleich mitreißend und gefühlvoll, die Menschen in ihren letzten Tagen, Stunden und Minuten zu erleben, aber auch gewaltsam, denn trotz größtmöglicher Distanz schafft man eine oftmals intensive Beziehung von kurzer Dauer, deren Intensität eben jene rührt, die versuchen, die Würde des Menschen über die letzten Tage zu bewahren. Ich hatte für meinen Fall ausgesprochenes Glück, und zwar von der reinsten Art.

# X

In den folgenden fünf Tagen bis zum Ende meines ersten Falles war diese Frau für mich ein Engel, ausgesandt, um mich vor mir selbst und meinen allzu hohen Erwartungen zu schützen. Ich spürte jeden Morgen beim Erwachen, wie sehr ich mich an ihr orientierte, wie sehr sie mir ein Licht im äußersten Dunkel war, sodass ihr baldiger Tod für mich ein schmerzvoller werden würde. Noch immer wusste ich nicht genau, was sie hatte, und traute mich auch nicht, danach zu fragen. Sie sollte von ganz allein mit diesem prekären Thema beginnen, doch ich sollte vergeblich warten, sie schwieg bis zu ihrem Tod. Kein Wort rann über ihre dünnen, aber nicht ohne Sinnlichkeit gezeichneten Lippen, und obwohl sie die einzige Patientin war, die mir jemals den Hintergrund ihres Todeswunsches verschwieg, machte ich ihr niemals einen Vorwurf, denn ich war viel zu sehr von ihrem faszinierenden Wesen eingenommen. Diese Frau brauchte wahrlich keine Hilfestellung und dennoch, als sie am Vorabend vor dem Abschluss ihres Lebens über einen in ihrer Kindheit liegenden Umstand erzählte, sah ich die erste Regung einer leichten Angst in ihren Augen. Nur kurz, aber sie war da. Ich wusste nicht, was ich mit dieser Erkenntnis machen sollte, schrieb sie dann jedoch in der folgenden Woche nieder, aber verwendete sie in keinem unserer Gespräche an diesem Abend. Nach dem abendlichen Essen gingen wir ein letztes Mal nach draußen und genossen den ergrauenden blauen Himmel, den die Sonne nach ihrem Untertauchen hinter die Berge der Welt hinterlassen hatte. Es war alles gesagt zwischen uns beiden, und ich hatte viel zu sehr mit meinen eigenen Gefühlen zu kämpfen, als dass ich auf sie achtgeben konnte. Ich drohte, eine Person zu verlieren, zu der ich von meiner Arbeit aus keine persönliche Beziehung aufbauen durfte und es unbewusst dennoch getan hatte. Ich hoffte in diesem Augenblick, dass mir eine Woche Abstand reichen würde, um ihren Tod zu überwinden, und zugleich, dass ich zu keiner Zeit erneut in eine derartige Beziehung zu einem meiner Patienten schlittern würde, denn das war es: ein unkontrolliertes Hineinschlittern ohne Möglichkeit des Gegensteuerns. Mitten in die mich zitternd machende Stille sprach sie plötzlich mit sonorer Stimme. „Wissen Sie, alle Fragen sind geklärt, nur eine nicht." – „Welche?", fragte ich, ohne mir wahrhaft Gedanken gemacht zu haben. – „Als ich Sie zwang, mir eine Frage zu stellen, die mich von Ihrer Anwesenheit überzeugen würde, fragten Sie mich, was die falscheste Entscheidung war, die ich in meinem Leben getroffen habe. Diese Antwort bin ich Ihnen seither schuldig geblieben." – „Sie sind mir nichts schuldig", rutschte mir unversehens raus. – „Das glauben Sie, aber ich habe nichts weiter getan, als Sie von sich selbst zu überzeugen. Damit sind Sie mir zu keinem Dank verpflichtet, auch wenn Sie sich so fühlen mögen. Die Dankbarkeit liegt ganz auf meiner Seite. Sie haben sich meinen vollen Respekt erarbeitet, indem Sie stets meine Würde stützten, selbst in Zeiten, in denen ich unmerklich wankte. Aus meiner anfänglichen Skepsis, dass Sie diesen Beruf aus falschen Motiven heraus gewählt haben,

ist die Erkenntnis erwachsen, warum sich Ihre Großmutter glücklich schätzen konnte, einen solch fürsorglichen Enkel gehabt zu haben." – „Danke." – „Gern geschehen, denn es ist die reine Wahrheit, die niemals schmerzt, wenn sie ausgesprochen wird. Nun aber zu meiner Antwort! Aufgewachsen bin ich auf dem Land, in einer Gegend, die noch weiter entfernt von einer größeren Stadt ist als dieser Ort hier. Als ich, um Arbeit zu finden, in die Stadt zog, war ich die personifizierte Naivität, schüchtern und zugleich begierig, die große Welt in mich aufzusaugen. Ich musste alsbald erkennen, dass diese Wünsche und Verhaltensweisen nicht miteinander konform gingen, und verlor mich in der Weite der Straßen und Häuserzeilen. In dieser Zeit begann sich meine Stimmung zusehends zu verändern, und ich wäre beinahe wieder in meinen Heimatort zurückgegangen, wenn ich nicht einen Mann getroffen hätte, der mich zunächst auf seinen Händen trug und mir ein neues, anmutigeres Gefühl für die Stadt und ihre Bewohner eröffnete. Das Problem war jedoch, dass ich mich schneller in dieser Beziehung zu dem Mann verlor, als es mir wohl geschah. Ich wusste bald nicht mehr ein noch aus und suchte händeringend nach Unterstützung, denn von heute auf morgen hatte er sein gesamtes Verhalten verändert. Plötzlich, als er sich meiner absoluten Liebe und dann Abhängigkeit sicher sein konnte, wurde er zu einem Tyrannen und nutzte schamlos meine Gefühle für ihn aus, brachte mich in den Zwiespalt, ihn zugleich zu lieben und zu hassen. Was ist schlimmer, als in dieser Enge leben zu müssen, in der jeder Schritt ein falscher ist, denn er verursacht Schmerzen, ob nun physische oder psychische? Nach wenigen Monaten begann er, mich zu schlagen, und ich dachte daran, ihn eigenhändig umzubringen, doch ich zögerte immer wieder und wartete auf Besserung. Diese eine Entscheidung, die eine Vielzahl von derselben Art beinhaltet, ist die falscheste in meinem Leben gewesen. Es dauerte mehr als zwei Jahre, bis ich mich aus seinen Fängen befreien konnte, und eigentlich war es nicht mein Verdienst, denn er wurde wegen einer Straftat ins Gefängnis eingesperrt. Ich konnte seinem Würgegriff entfliehen und schwor mir, niemals wieder in meinem Leben einem Menschen dermaßen hörig zu sein, dass ich sogar mein Ich, mein eigenes Selbst zu seinem Wohl aufgab. Daher habe ich Sie erstmal mit einer kühlen Distanz gemustert, als wir uns einander kennenlernten, doch just in dem Moment, in dem ich erkannte, dass Sie keine Gefahr für mein kränkendes und mittlerweile sterbendes Ich sind, entschied ich mich für eine Zusammenarbeit und es war eine der besten Entscheidungen, die ich in meinem Leben getroffen habe."

## XI

Meine erste Patientin ging fort von mir, entschlief in Frieden, um nicht wieder aufzuwachen. Ich glaube, die Bekanntgabe ihrer falschen Entscheidung im Leben und die Gründe dafür gaben mir den Mut, mich von ihr ein Stück weit zu befreien, sodass ich frohen Mutes auf mein Werk schauen

konnte, ihr die letzten Tage zur Seite gestanden zu haben. Ich schrieb den Bericht mit der nötigen Distanz, und der behandelnde Arzt lobte meine Beobachtungsgabe, denn wir kamen zu einem sehr ähnlichen Urteil, dass der Tod dieser Frau für ihre Umwelt ein größerer Schock sein mochte als für sie selbst, die ihr Ableben mit derselben Distanz betrachtet hat, wie sie ihr Leben unter den Mitmenschen gelebt hatte. Und doch erinnerte ich mich auch, dass sie wenigstens für einen Moment mit ihren Augen die Angst verspüren ließ, die der baldige Tod zwangsläufig in Menschen auslöst. Ich nutzte die freien Tage, um einen kurzen Ausflug zu machen, denn in einem der Nachbarorte feierte soeben ein Bühnenstück Premiere, das den Höhepunkt des Volksfestes darstellte. Seit dem Tod meiner Großmutter hatte ich weder einem Bühnenstück noch einer Lesung beigewohnt und hatte auch meine Ambitionen samt und sonders in mir vergraben. Doch mit einem Mal verspürte ich den Drang, das Alte wieder hervorzukramen, um es herausgeputzt zu etwas Neuem zu machen. Entdecke dich selbst in dem Chaos, was dein Heranwachsen angerichtet hat, war eine der Maximen meiner toten Patientin, ja, mit einem anderen Wort möchte ich diese Frau nicht beschreiben, und obwohl wir uns niemals das persönliche Du angeboten hatten, war es fast, als ob ein Teil von ihr in mir weiterleben würde, nur in anderer Form.

## XII

Meine zweite Patientin sollte mich auf eine andere Art und Weise fordern: die des Zuhörens. Als ich an ihre Zimmertür anklopfte und nur eine schwache und sehr brüchige Stimme vernahm, wurde mir sofort bewusst, was mich erwarten würde, und es bestätigte sich auch. Vor mir lag eine Frau im Zimmer, die nahe an den neunzig Jahren war und die aus Altersgründen versterben würde. In diesem Fall war das medizinische Rätsel kein wirkliches, und sie verriet mir direkt im ersten Gespräch, dass die Ärzte ihr noch einige wenige schmerzfreie Wochen gaben, ehe der nächste Hirnschlag sie womöglich zum ernsten Pflegefall machen würde, und das wollte sie ihrer Familie nicht antun. Daher hat sie sich aus dem beschützenden Schoß der Gemeinschaft entrissen und sich zu uns begeben. In den kommenden sieben Tagen nach unserem Kennenlernen waren wir eigentlich auch nur morgens und abends allein, dazwischen war zu jeder Zeit einer aus der Familie an ihrem Bett und besprach die letzten anstehenden Entscheidungen oder sie schwiegen sich in Erwartung des baldigen Endes andächtig an. Sie war die einfachste Form einer Patientin, der man nur helfen musste, wenn sie etwas besorgt haben wollte, das nicht von außen mitgebracht werden durfte. Morgens und abends kamen Pfleger, die die Frau wuschen und das Bett neu bezogen. Danach besprachen wir die wenigen Ereignisse des Tages, bis die ersten der Familie eintrafen und sich rührend um sie kümmerten. Ich habe leidende und auf den erlösenden Tod wartende Familien gesehen und am eigenen Leib verspürt, welches Gefühl diese Unbestimmtheit ist, und kann nur

sagen, dass ich in jenen Tagen, als Zweiundzwanzigjähriger, wusste, dass dies eine sehr komplikationsfreie Methode für alle Beteiligten ist, das Leben eines wartenden Menschen, der mit dem Leben abgeschlossen hat, zu beenden. So hart diese Erkenntnis auch klingen mag, wenn man den Berichten von Menschen folgt, die leiden, während sie warten und gleichzeitig auf Erlösung hoffen, wird man meine Meinung vielleicht verstehen können.

## XIII

Abends, nachdem sich unser Hospiz zur Bettruhe begab, gingen die meisten familiären Gäste zurück in das nahe Hotel und überließen die anstehenden Arbeiten den Pflegern. Viel war bei meiner Patientin nicht zu erledigen, ihre Tochter, die keine Minute des Tages vom Bett wich, war eine der ordentlichsten Frauen, die ich jemals kennengelernt habe. Akkurat musste alles an seinem Ort liegen, wenn die Familie das Zimmer verließ, und daher war alles, was ich zu tun hatte, dafür zu sorgen, dass ausreichend Verpflegung zur Verfügung stand. Vier Tage verbrachten wir in dieser für mich ereignislosen Starre, die ich als notwendige Pflichterfüllung ansah, auch wenn mich meine vorherige Patientin weitaus mehr aufgewühlt hatte und dieses Gefühl noch nachwirkte. Dies ließ ich mir jedoch in keinem Moment anmerken und die respektvolle Distanz half mir dabei. Doch am fünften Abend, gerade als ich fragen wollte, ob ich noch was für die alte Dame erledigen könne und mit einer dankenden Verneinung rechnete, legte sie ihre Hand auf meinen Unterarm und schaute mich aus feuchten Augen an. ‚Die Angst vor der Entscheidung', dachte ich sofort und versuchte mich an die Verhaltensweisen zu erinnern, die mir für derartige Momente beigebracht worden waren. Zuerst schien in meinem Kopf eine endlose Leere zu herrschen, doch einem Blitzschlag gleich kam das Erlernte zurück, und ich fühlte mich bereit für das anstehende Gespräch. „Darf ich einige Momente Ihrer Zeit in Anspruch nehmen?", fragte sie mich. – „Natürlich, dafür stehe ich Ihnen zur Verfügung. Meine Zeit ist in dieser Woche Ihre Zeit und Sie dürfen, wenn Sie es wünschen, jede Minute davon in Anspruch nehmen." – „Danke. Es ist nichts Großes, aber…" Ihre Rede stockte und ich spürte, dass es nicht um ihre Angst vor dem Tode ging, denn es war kein flüchtiger Schauder, der sie ergriff, sondern ein spürbares Beben, das hinter ihren Augen wütete. „In drei Tagen ist mein Leben zu Ende", fuhr sie nach einer Weile des Schweigens fort, „und ich habe in meinem ganzen Leben nicht an Gott oder ein Leben nach dem Tod geglaubt. Auch heute will ich an keine übernatürliche Macht glauben, jedoch liegt mir etwas auf der Seele, das seit meiner späten Jugend auf mir lastet. Zunächst wollte ich es keinem erzählen, doch mein Gefühl sagt mir, dass es vielleicht besser wäre, wenn dieses Geheimnis wenigstens an einen Menschen weitererzählt wird. Geteiltes Leid ist halbes Leid, sagt der Volksmund, auch wenn es sie nicht wirklich belasten wird, denn es ist eine alte Geschichte einer noch älteren Frau, so hilft es vielleicht letzten Endes

nur meinem Herzen. Entschuldigen Sie, wollen Sie die Geschichte überhaupt hören? Wenn nicht, dann...“ – „Doch bitte, es ist meine Aufgabe, Ihnen zu jeder Zeit zur Verfügung zu stehen.“ – „Das habe ich Sie nicht gefragt. Ich weiß, dass Sie an Ihre beruflichen Pflichten gebunden sind, doch will ich von Ihnen wissen, ob Sie die Geschichte aus persönlichen Gründen hören wollen oder nicht. Ich vermag auch zu schweigen, es würde mir nicht viel ausmachen.“ Ich überlegte kurz und formulierte langsam in meinem Geist eine Antwort, die ich dann auch aussprach: „Sehen Sie, werte Dame, Sie haben mich überrascht, indem Sie in den vergangenen fünf Tagen auf Distanz geblieben sind und jetzt zu mir rücken wollen. Ja, ich würde sehr gerne Ihr Geheimnis erfahren, das Sie mir als einzigen Menschen auf der Welt anvertrauen wollen.“ – „Die Distanz, die Sie ansprachen, bestand aus gutem Grund, denn ich wollte erst den Menschen ein wenig beobachten, der mir die Hand zum Tode reichen soll. Noch am zweiten Tag stellte ich mir bei Ihrer Anwesenheit die Frage, aus welchen Gründen ein solch junger Mensch wie Sie die Pflege von todgeweihten Menschen übernimmt und eine derart schwere Bürde auf seinen Schultern trägt, an der viele andere Menschen für eine geraume Zeit zugrunde gehen. Doch jetzt glaube ich, die Antwort zu kennen, und wenn sie falsch sein sollte, reicht mir der Glaube an die Richtigkeit. Sagen Sie es mir nicht, eine beruhigende Illusion kann angenehmer sein als die leuchtende Wahrheit.“ – „Das stimmt“, waren meine einzigen Worte, die ich angesichts dieser Erklärung brauchte, um ihr meine volle Verbundenheit auszudrücken.

## XIV

„Draußen schneite es seit mehreren Tagen dicke Schneeflocken“, begann sie ihre Geschichte mit leiser Stimme, „und nebenbei fielen die Bomben unserer Feinde. Die Menschheit befand sich in dem schlimmsten Krieg aller Zeiten, und die Bevölkerung trug vor allem das Leid des Untätigseins. Das Warten auf das Ende des Krieges oder des Lebens wucherte in unseren Köpfen, auch in meinem. In jenem Winter war ich vierzehn geworden, und es grenzte an ein Wunder, dass ich noch am Leben war, denn ich hatte meine beiden Eltern und die Großeltern verloren und versorgte zudem meine kleine Schwester und meinen noch kleineren Bruder. Mein Bruder starb vor einigen Jahren, aber meine Schwester haben sie vor zwei Tagen kennengelernt, und sie wird morgen erneut kommen, um Abschied von mir zu nehmen. Wie gesagt, es war ein harter Winter, und ich erinnere mich, als wäre es heute, dass immer mehr Menschen auf der Straße uns rieten, die Häuser und die Stadt in Richtung Wald zu verlassen, denn dort würden keine oder nur einzelne, versprengte Bomben fallen. Wer das Glück habe, gegen die Kälte und den Hunger so lange zu siegen, bis sich die Situation ändere, habe dort eine größere Möglichkeit als hier, wo die Häuser jeden Moment zu zerfallen drohten. Zuerst wollten wir nicht gehen, insbesondere ich war dagegen, denn ich hatte

keine Ahnung, wohin ich mich mit meinen kleinen Geschwistern wenden sollte, die noch weniger als ich von dem ganzen Großen verstanden. Dann schlug kurz nach dem Jahreswechsel eine Bombe in das Haus, das zwei Häuser neben unserem stand, und alle Wände in unserem Haus wackelten, als würden sie gleich zusammenfallen und uns unter sich begraben. Wir schrien um die Wette, doch keinem von uns wäre es eingefallen, dem sicheren Versteck laufend zu entfliehen. Wir ergaben uns unserem Schicksal und warteten ab, bis sich alles beruhigt hatte. Die Nacht ging ohne Schlaf vorbei, und wir hatten erneut überlebt, doch in mir war endlich die Entscheidung gereift, dass wir das Haus und die Stadt möglichst schnell verlassen mussten, ganz gleich in welche Richtung. Wir packten das Wenige zusammen, das uns geblieben war, und machten uns auf den Weg, immer der großen Masse hinterher. Mit den Habseligkeiten auf dem Rücken und je einem Kind an der Hand muss ich ein verwunderliches Bild abgegeben haben, aber nicht zu jener Zeit. Hat das Leid erstmal jedes einzelne Herz grausam erobert, wird selbst das größte zur Nebensächlichkeit. Niemand beachtete uns oder nahm uns in seine Gruppe auf, wir waren, wie zuvor auch schon, auf uns allein gestellt. Dennoch erreichten wir den Wald, was beileibe nicht allen gelang, denn wir sahen eine Unzahl an Toten, die auf oder unter den Schuttbergen am Straßenrand lagen. Auch dies ist erstaunlich. Wenn ich heute einen Verletzten sehe, sei es auch nur mit einer kleinen blutenden Wunde, wende ich mich angewidert ab, doch in jenen Tagen der Flucht war es, als wäre zwar mein Blick funktionierend, aber das Gehirn und die Gefühle betäubt oder in Gänze ausgeschaltet. Um den Geist und das Herz vor einer Gefühlsüberflutung zu schützen, machte der Verstand die Tore dicht und ließ keine anderen Gefühle als die essentiellen Triebe zu, die man zum Überleben braucht. Kaum waren wir im Wald, hörten wir bereits wieder die Sirenen und beobachteten aus einer scheinbar sicheren Entfernung das Bombardement unserer Feinde. Wie im Takt einer Uhr schoss eine Feuersbrunst in die Luft und richtete einen ungeheuren Schaden an. Welche Grausamkeiten sich ein Mensch doch einfallen lässt, um andere Menschen umzubringen! Schrecklich, einfach nur schrecklich, dieser elende Krieg! Doch nicht alle Bomben trafen die Stadt. Nachdem wir uns am Waldrand bereits sicher fühlten, detonierte ganz in der Nähe auf einem Feld, das unter einer dicken Schneeschicht verdeckt lag, eine Bombe und rief uns die Gefahr zurück in unsere Köpfe. Ich drehte mich schlagartig um und riss die beiden unter Schock stehenden Geschwister mit mir, sodass wir beinahe gestrauchelt wären. Kaum waren wir von dieser Stelle wenige Meter entfernt, explodierte genau dort eine Bombe, zersprengte die angrenzenden Bäume und hinterließ eine klaffende und verbrannte Kuhle in der Erde. Von den umherfliegenden Gesteinsbrocken und Baumsplittern angegriffen, warfen wir uns hinter einen riesigen Baum, der unser Schutzschild und damit unsere Rettung werden sollte. Kaum hatte sich die Szenerie beruhigt, sprang ich auf und begann, so schnell es ging, tiefer in den Wald hineinzulaufen, in den ich mich als kleines Kind, sobald es dämmerte, niemals hineingetraut hätte. Der erste Schock meiner

Geschwister verflog, und sie begannen lauthals, um Hilfe zu schreien. Die Angst, die ihr Herz bis zu diesem Zeitpunkt stocken ließ, entfaltete nun ihre volle Wirkung, und ich hatte große Mühe, die beiden zu beruhigen. Zugleich hatte ich aber auch meine eigenen Gefühle zu bekämpfen und musste meine Selbstbeherrschung bis zum Äußersten fordern, um nicht selbst den Kopf zu verlieren. Wir entfernten uns von den niederfallenden Bomben, liefen bis zur Dunkelheit durch den Wald und erreichten eine Felsformation, die sich in dem Wald wie aus dem Nichts erhob. Als kleines Mädchen hatte ich vor dem Krieg mit meinem Vater und meinem Großvater öfter dort gespielt und wusste um die geräumige Höhle auf der von uns abgewandten Seite. In der Dunkelheit und nur mit meinen Erinnerungen ertastete ich den Weg und wir schafften es tatsächlich nach einiger Zeit, ohne dass ich sagen konnte, wie viel von ihr verging, den Eingang von der Höhle zu finden. Schon wenige Meter vor dem Eingang, als wir den letzten Vorsprung des Massivs umgingen, sahen wir ein Flackern, das von einem Feuer in der Höhle herrührte. Vor uns waren bereits andere Menschen aus der Stadt dorthin geflohen und hatten sich schutzsuchend niedergelassen. Die Höhle war vollständig belegt, und obwohl wir drei elternlose Kinder auf der Flucht waren, wollten uns die Menschen in der Höhle kein Obdach gewähren. Die Wachenden bildeten um das Feuer herum eine undurchdringliche Mauer und alles, was mir gelang, war eine Stelle draußen vor der Höhle zu ergattern, die noch im fahlen Lichtbereich des Feuers gelegen war. Die alten Männer erlaubten uns eine Rast bis zum folgenden Morgen und der Himmel ergraute bereits im Osten. Wir rollten uns in die mitgeschleiften Decken und legten uns beieinander, doch die Kälte zog schnell über die Nässe in unseren Körper. Wir zitterten mehr, als dass wir schliefen, und waren halb erfroren, als wir wenige Stunden später den aus dem Höhleninneren drängenden Flüchtlingen Platz machen mussten. Wir packten unsere Decken zusammen, und ich sah ob der gestrengen Blicke der Wächter davon ab, flehend um Einlass zu betteln. Nun“, seufzte die Patientin auf, „aus heutiger Sicht und mit der Erfahrung eines ganzen Lebens kann ich mich in die Köpfe der Menschen hineindenken, die sich wahrscheinlich nicht vorstellen konnten, dass wir Kinder den Krieg und unsere Flucht überleben werden. Zudem wären wir nichts anderes gewesen als hungrige Mäuler, die versorgt werden müssen, ohne selbst gleichwertig zur Nahrungsbeschaffung beitragen zu können. Eine solche Denkweise kann man sich in Zeiten des Friedens gar nicht vorstellen. Zuwider ist noch der falsche Ausdruck dafür, abstoßend und ekelerregend schien diese Menschheit. Dies sind die einzigen Worte, die dem Geschehen nahekommen, und selbst diese Ausdrücke sind noch weit entfernt von der harten und unmenschlichen Grausamkeit jener Wochen und Monate.“

# XV

„Wenn ich mir vorstelle“, begann ich, als die alte Frau schweigend in ihre Gedanken versunken war, „einer der Kinder oder gar an ihrer Stelle gewesen zu sein, in jener Nacht, vor der Rettung versprechenden Höhle, nein, das kann ich mir nicht vorstellen! Sie haben recht, mein Verstand kann zwar nüchtern ermessen, welche Gefahren und Entbehrungen sie drei durchstehen mussten, doch mein Herz schweigt, denn wie soll man als Kind des Friedens eine solche Gefühlsklemme verspüren, ohne vergleichbare Erfahrung?“ – „Das kann niemand, der nicht im Krieg gewesen ist, und selbst jene, die es – wie ich – waren, scheitern an den begrenzten Möglichkeiten ihrer Sprache, denn es gibt keine Worte, um dieses Gräuel wiederzugeben.“ Wiederum versank sie in ihrem Schweigen, und ich rang mit mir, ob und mit welchen Worten ich ihr Ruhen unterbrechen könnte. Ich entschied mich dafür, sie ihre Geschichte weitererzählen zu lassen, denn ich spürte, dass das, was sie eigentlich sagen wollte, noch im Ungesagten lag. „Sie sind“, begann ich in die Stille hinein, „in Ihrer Erzählung an jenem Morgen stehengeblieben, als sie Ihre Decken einpackten, weil die Wächter Ihnen den Zutritt zur Höhle verwehren.“ – „Ja, genau an dieser Stelle veränderte sich mein Leben. Entschuldigen Sie die Frage, aber langweile ich Sie mit meiner Erzählung?“ – „Nein, gewiss nicht.“ – „Wissen Sie, junge Menschen haben heutzutage oftmals den Hang, die Geschichten der Alten aus den Kriegszeiten als Unwichtigkeit zu betrachten, da ihnen zu Recht, aber auch zum Glück, der Gedanke an diese Grausamkeit fehlt. Weshalb interessiert Sie meine Geschichte? Ist es vielleicht nur deswegen, weil dies Ihre Arbeit ist und Sie bei mir sein müssen?“ – „Nein, das ist es gewiss nicht. Genauer kann ich Ihre Frage nicht beantworten, als Ihnen zu versichern, dass ich mich mit menschlichen Schicksalen verbunden fühle, die im unbestimmten Raum liegen, zu Menschen, die zu einem bestimmten Zeitpunkt gezwungen waren, ins Dunkle und Unbekannte hineinzuwandern, ohne Halt und Sicherheit, mit einem Mut, der entweder aus Verzweiflung oder aus einer inneren Stärke entsprang.“ – „Sie sprechen von den Entscheidungen, die Menschen treffen müssen, wenn die Not sie dazu zwingt?“ – „Ich glaube“, antwortete ich nach einer kurzen Pause des Überlegens, „dass ich im Innern die Menschen und ihre Entscheidungen verstehen möchte. Nicht vollständig, denn das gelänge mir nur, wenn ich zu dem anderen Menschen werden würde, sondern annäherungsweise. Ich suche etwas in mir und hoffe, durch das Verstehen menschlicher Handlungen mich selbst entdecken und besser verstehen zu können. Zumindest jenen Teil, den ich in mir spüre, der mir aber trotz allen Suchens noch verborgen scheint.“ Nun schwiegen wir beide. – „Ja, ich traf eine Entscheidung“, fuhr sie in ihrer Geschichte fort, „an jenem Morgen im Schnee und in der Kälte. Ohne die drohende Gefahr abschätzen zu können, machte ich mich mit meinen Geschwistern auf den Weg zurück in die Stadt, die zwar zerbombt, aber ruhig vor uns dalag, als wir aus dem Wald traten. Wir, nein, ich wollte es wagen,

lieber dort dem Schicksal entgegenzusehen als draußen im schutzlosen Wald, der vor allem die klirrende Kälte nicht abzuhalten vermochte. Doch zu diesem Zeitpunkt war das Unglück meines Lebens bereits geschehen, und so sehr die Entscheidung, zurück in die Stadt zu gehen, die richtige gewesen war, denn die Menschen in der Höhle wanderten alle, wenn auch nur vorübergehend, in Gefangenschaft, so traf ich jedoch auf dem Weg von der Höhle zum Waldrand eine, die mein gesamtes Leben mitbestimmen sollte." Erneut schwieg sie, und ich sah an ihren Augen, dass sie auf dem Sprung war, sich aus dieser Unterhaltung zurückzuziehen, obwohl ich gleich zu Beginn gespürt hatte, dass sie ihr in die Seele brennendes Geheimnis noch vor ihrem geplanten Tode jemandem anvertrauen wollte. Mir gingen mehrere Fortführungen durch den Kopf: ‚Im Krieg und auf der Flucht vor Gewalt gibt es keine falschen Entscheidungen oder: Sie tragen keine Schuld an den damaligen Geschehnissen', doch ich wusste sofort, dass dies nur zum Abbruch unseres Gespräches führen würde, da meine Gegenüber mir unbewusst signalisierte, dass nichts, was ein Mensch sagen könnte, sie von ihrer Schuldüberzeugung abzubringen vermochte. Daher wählte ich folgende Fortsetzung: „Welchen Fehler kann ein vierzehnjähriges Mädchen machen, das im Krieg für das Leben ihrer beiden Geschwister die Verantwortung übernommen hat?" – „Einen folgenschweren, den man in schwächerer Form und unter anderen Gesichtspunkten auch in Friedenszeiten machen kann." – „Erzählen Sie mir", formulierte ich meine Worte nicht als Frage, sondern als seichte Aufforderung, „was auf dem Weg von der Höhle zum Waldesrand geschah!" Zunächst blickte sie mich aus verwunderten Augen an, doch wich diese Verwunderung der Erkenntnis, dass es das war, was sie ursprünglich dazu bewogen hatte, mit ihrer Geschichte anzufangen. – „Wir machen uns auf den Weg", eröffnete sie ihre Erzählung erneut, „in die grobe Richtung zurückzugehen, aus der wir in der Dunkelheit der Nacht zur Höhle gekommen waren, als ich auf halber Strecke etwas Rötliches auf dem vom Schnee weißgetünchten Waldboden entdeckte. Zuerst wollte ich einen anderen Weg wählen, doch das Rote zog meinen Blick magisch an, sodass ich unsere Sicherheit meiner Neugier unterstellte und nachschauen ging. Nach nur wenigen Schritten erkannte ich, dass dieser rote Fleck ein Mantel war, und ich glaubte im ersten Moment, dass er aus Angst vor Entdeckung im weißen Schnee zurückgelassen worden war, da er aus allen Richtungen gut zu erkennen war. Doch schon bald wurde ich der Konturen gewahr, die sich unter dem Mantel abzeichneten. Ich hielt in meinem Schritt inne und zwang meine Geschwister ebenfalls zum Halt. Ich ließ die beiden hinter einem breiten Baum verstecken und forderte trotz ihrer Übermüdung und ihres Hungers völlige Ruhe von ihnen. Ich hingegen bewegte mich langsam auf den zwar atmenden, jedoch bewegungslosen Körper unter dem Mantel zu. Meine Muskeln waren zum Zerreißen gespannt, um sofort und zu jeder Zeit fortlaufen zu können. Als ich beinahe in Reichweite des roten Mantels war, erkannte ich an den längeren, braunen Haaren, dass es sich um eine Frau handelte. Ich focht mit mir, als ginge es um mein eigenes Leben, und

wollte schon zurücklaufen, als der Körper sich regte und versuchte, sich auf die Seite zu drehen. Obwohl ich zusammenzuckte, lief ich nicht weg, sondern fasste instinktiv die Frau an der Schulter und vollendete ihre Drehung. Als sie auf die Seite zu liegen kam, erkannte ich, dass sie keine Frau, sondern noch ein Mädchen war, das vielleicht ein oder zwei Jahre älter als ich selbst war. Sie atmete regelmäßig, schien aber am Bein verletzt zu sein, sodass sie nur bis an diese Stelle im Wald gekommen und dort scheinbar ohnmächtig niedergestürzt war. Als ich sie ansprechen wollte, schien sie erneut in Ohnmacht gefallen zu sein, denn sie reagierte auf kein Rütteln an der Schulter. Ich stand auf und blickte zu meinen Geschwistern, die das Geschehen beobachtet hatten und gegen meine Anweisung nähergetreten waren. Wie soll ich, war mein bestimmender Gedanke, zugleich meine beiden Geschwister als auch diese verletzte Person durch die Zeit des Krieges bringen und hatte bereits eine Entscheidung getroffen, als die Verletzte am Boden unversehens die Augen öffnete und mit äußerst schwacher Stimme um Hilfe wisperte. Ich zuckte unweigerlich zusammen und trat erschrocken einige Schritte zurück. Augenblicklich war ich im Niemandsland zwischen der auf dem Boden Liegenden und meinen Geschwistern. Ohne einen festen Bezug zu irgendeinem Menschen zu haben, wurde mir die Entscheidung leicht gemacht, denn ohne dem Mädchen im roten Mantel zu helfen, drehte ich mich ab, ging zu meinen Geschwistern und verließ diesen Ort mit ihnen. Auf ihre drängenden Fragen antwortete ich nur, dass die Person auf dem Boden bereits tot gewesen sei, und erkannte an ihrem Verhalten, dass die beiden weder gesehen hatten, wie sich der rote Mantel von allein bewegte, noch wie das Mädchen die Augen öffnete. Dass die beiden nichts gehört hatten, dessen konnte ich mir sicher sein, da ein stetiger und leise pfeifender Wind durch den Wald zog, der jedes Flüstern verschluckt, sobald die Stimme die nähere Umgebung verlässt. Wir verließen den Wald und kehrten in die Stadt zurück. Dort fand ich aufgrund von purem Glück in einem der zerbombten Häuser einen Lagerraum mit Proviant, der uns im Keller unseres eigenen Hauses überleben ließ. Und obwohl ich in jenen Tagen wusste, dass ich mich als Verantwortliche für meine beiden Geschwister richtig entschieden hatte, wusste ich auch, dass die Flucht vor der Hilfe ein gewaltiger menschlicher Fehlschluss gewesen war. Das Schicksal sollte es mir Jahre später gewaltsam vor die Augen führen, jedoch erst in Zeiten des erneuten Friedens. Aber keinesfalls so, wie es ein rational denkender Mensch erwarten würde. Wir wurden die besten Freundinnen, das Mädchen in dem roten Mantel und ich, ein Herz und eine Seele."

## XVI

„Sie und das Mädchen in dem roten Mantel wurden beste Freundinnen?", platzte es aus mir voller Unverständnis heraus. – „Ja, das Mädchen, das ich schwer verletzt im Wald dem Tod übergeben wollte, und ich! Doch wir wussten zu jener Zeit noch nichts von der früheren Kreuzung unserer

Lebenswege, und sie hat auch bis zu ihrem Tod vor einigen Jahren nichts von dieser Kreuzung gewusst, denn ich habe es ihr nie zu sagen vermocht." – „Sie haben es ihr das ganze Leben lang verheimlicht und blieben dennoch die beste Freundin?" – „Für sie stellte sich die Frage nicht, und ich überspielte meine Zweifel mit dem Wissen, dass sie nichts von unserer gemeinsamen Vergangenheit erfahren würde, wenn ich die Beziehung ohne Aufdecken der Ereignisse fortführe." – „Sie blieben demnach Freundinnen, nur Ihre Sichtweise veränderte sich." – „Ja, und es tat mir Zeit meines Lebens leid, ihr nichts sagen zu können, aber ich wollte ihr nicht, nachdem ihr Mann früh gestorben war, auch noch die beste, die einzige wahre Freundin rauben." – „Wie haben Sie denn herausgefunden, dass Ihre Freundin das Mädchen im roten Mantel gewesen war?" – „Meine Freundin hat ihr Geheimnis lange gehütet, denn es waren für sie keine angenehmen Erinnerungen. Sie konnte sich noch daran erinnern, dass beim Einsturz eines Gebäudes ein Wandteil ihren Unterschenkel streifte und aufriss. Mit einem notdürftigen Verband schnürte sie sich das Unterbein ab und floh aus der Stadt in den Wald hinein. Dort kam sie nicht sehr weit, denn sie verlor das Bewusstsein und fiel nieder. Das einzige, an das sie sich erinnern konnte, war, dass ein Mädchen sie in ihrem roten Mantel auf dem Boden regungslos liegend gefunden und umgedreht hätte, aber dann verschwunden sei. Danach sei sie in einen langen und tiefen Schlaf gefallen, aus dem sie erst erwachte, als sie bereits von anderen Flüchtenden an einen sicheren Ort gebracht worden war, in Decken eingehüllt, direkt am Feuer, um den scheinbar leblosen Körper zu wärmen. Die Menschen, die sie retteten, hatten jedoch das Pech, in Gefangenschaft zu geraten, just als sie selbst draußen im Wald war, um Nahrung und Holz zu suchen. Sie hat von jenen Menschen niemals wieder einen gesehen, was sie angesichts ihrer eigenen Errettung sehr schmerzte." – „Sprachen sie beide über die gemeinsame Szene im Wald? Ich meine, haben Sie, ohne den Anschein zu erwecken, dass Sie das Mädchen waren, wissen wollen, was damals geschah und welche Gefühle sie für dieses Mädchen empfand? Wut, Zorn?" – „Ja, wir sprachen auf diese indirekte Weise über mich, aber sie fühlte keine Wut in sich auf das Mädchen, denn in Zeiten des Krieges, so sagte sie, muss jeder nach sich selbst schauen, und wenn das Mädchen für sich die Entscheidung getroffen habe, dass es besser sei, dass meine Freundin auf dem schneebedeckten Waldboden an ihren Verletzungen starb, dann sei das hart, aber in Anbetracht der Umstände gerechtfertigt." – „Ein hartes, aber zugleich weichherziges Urteil voller Verständnis." – „Vor allem ein realistisches. Ich glaube, aus diesem Grund habe ich es ihr auch niemals sagen können, denn was hätte das an unserer Lage verändert? Vielleicht wären wir uns im Folgenden aus dem Weg gegangen, auch ohne die Wut und den Zorn im Herzen meiner Freundin. Ich glaubte damals, dass ich dieses Laster allein für uns beide tragen konnte, und habe geschwiegen." – „Und Sie haben es nicht einmal geschafft, es ihr auf dem Totenbett zu sagen, so wie Sie es mir erzählen?" – „Ich wünschte, ich hätte es vermocht, aber sie stürzte beim Reinigen der Deckenleuchter von der Leiter und brach sich das Genick. Es sollte nicht

sein, dass sie es erfährt, und ich zweifle daran, dass wir unter anderen Umständen glücklicher miteinander leben konnten." – „Wenn man", begann ich nach einer kurzen Pause, in der wir beide das Gesagte auf uns wirken ließen, „ihre beiden Lebensgeschichten objektiv betrachtet, haben Sie damals im Wald eine Entscheidung getroffen, die für Sie jahrzehntelang die falsche gewesen ist, aber was wäre, wenn das Schicksal, das Sie als die Anleitung Ihres Lebens bezeichnen, dieses Faktum vorausgesetzt hat?" – „Ich verstehe Sie nicht", gab meine Patientin verwirrt zu. – „Ich meine nur, angenommen, Sie hätten sich dafür entschieden, das Mädchen, wie auch immer Sie das angestellt hätten, mit in die Stadt zu nehmen. Wie das leider immer mit hypothetischen Gedankengängen ist – es bleiben zu viele Wenns. Aber was wäre, wenn Sie das Mädchen in Ihren Keller gebracht hätten, um es dort gegen die Kälte und die Bomben zu sichern? Wären Sie dann losgezogen und hätten den Keller mit dem Proviant gefunden?" – „Den haben wir auf dem Rückweg gefunden, als wir uns kurzzeitig verstecken mussten, weil ein Fehlalarm gegeben wurde." – „Sehen Sie, was wäre, wenn das Mädchen ihre Rückkehr nur um wenige Minuten verzögert hätte, dann wären Sie in ein anderes Haus geflüchtet und hätten nie den Segen spendenden Keller gefunden. Außerdem, wer weiß schon, ob Sie es überhaupt geschafft hätten, das Mädchen gesund zu pflegen, immerhin hatten die Flüchtlinge im Wald vielleicht einen Arzt unter sich und konnten dem Mädchen die richtige Pflege zuteilwerden lassen." – „Was wollen Sie damit sagen? Dass ich frei von jeder Schuld sein soll? Das kann ich mir nicht ausmalen, nein, das wäre ein Verrat an meinen Prinzipien im Leben." – „Nein, das will ich gar nicht sagen. Was ich aber damit sagen will, ist, dass, obwohl Sie eine vermeintlich falsche Entscheidung für sich selbst trafen und mit Ihren Zweifeln zu Recht bestraft wurden, Sie dennoch unbewusst die richtige Entscheidung für das Mädchen im roten Mantel, für Ihre spätere Freundin, trafen. Wie gesagt, es war eine unbewusste Entscheidung und kann die bewusste nicht aus der Welt räumen, aber sehen Sie es aus dieser Perspektive: Es ist nichts dabei geschehen, was anderen Menschen Schaden zugefügt hat, nur Ihnen selber." – „Ich glaube, ich kann Ihnen bisher folgen. Aber was bedeutet das? Dass ich mein Leben lang als unwürdiger Mensch gelebt habe?" – „Nein, das mit Sicherheit nicht! Es bedeutet nur, dass Sie einen Fehler gemacht haben, der sich keineswegs schlecht ausgewirkt hat, und Sie haben dafür die Konsequenzen mit Anstand und Fassung getragen, indem Sie einen lebenslangen Kampf mit sich selbst fochten, zum Schutz Ihrer Freundin, nur mit sich selbst. Wissen Sie, eigentlich sind Sie und damit Ihr gesamtes Leben nur zu bewundern, denn wer trägt schon freiwillig einen harten inneren Kampf mit sich aus, um einen anderen Menschen vor jeglichem Übel zu verschonen? Das machen nicht viele auf diese überzeugende Art und Weise." – „Stilisieren Sie mich bitte nicht zu einem Helden, denn das bin ich ganz gewiss nicht." – „Nein, keine Heldin, aber Sie sind ein Mensch, der wahrhaft mit sich selbst und seiner Umwelt gelebt hat. Dadurch, dass Sie erkannt haben, dass das sorgenfreie Leben ihrer Freundin über dem eigenen, zweifelbehafteten steht, trafen

Sie Ihre Entscheidung und löschten für mich damit die falsche Entscheidung aus ihrer Jugendzeit, jene aus dem Wald, ein für alle Mal aus.“ Nach meinen Worten schwiegen wir uns an und sprachen den Abend über kaum mehr als drei Sätze miteinander. Kurz bevor ich das Zimmer zur Nachtruhe verließ, blickte ich in ihre tränenfeuchten Augen, und sie wisperte mir ein „Danke“ entgegen, das mein Herz erwärmte. In diesem Moment wurde nicht nur ihr einiges bewusst, sondern auch mir: Ich war in meinem Beruf angekommen, ich war ab nun ein echtes Mitglied dieses Sterbehospizes.

## XVII

Meine Patientin schied aus dieser Welt, wie sie es im Vorhinein geplant hatte, und ich verbrachte die Woche damit, dass ich zu alten Freunden ging, die ich in den letzten Jahren ein wenig vernachlässigt hatte. Gemeinsam gingen wir auf Wanderschaft und sprachen über alles Mögliche, und immer, wenn ich auf den Wanderungen einen Wald sah, musste ich zwangsläufig an die alte Dame denken, wie sie als junges Mädchen mit ihren beiden Geschwistern am Waldrand stand und die Bomben ihr beinahe vor die Füße fielen, und ich bin der festen Überzeugung, dass ich mich in einen dieser Wälder verloren hätte, wenn ich meine Freunde nicht bei mir gehabt hätte. So verging die Zeit wie im Flug; ich schrieb meinen Bericht und erhielt erneutes Lob vom behandelnden Arzt, der mir erklärte, dass ich dennoch erkennen müsse, dass sich nur eine geringe Zahl der Patienten auf diese leichte Art und Weise öffnen würde. Die folgenden fünf Monate überzeugten mich von seinen Worten, denn ich erhielt ausschließlich Patienten, für die ich mehr der Pfleger als ein Begleiter in den Tod war. Ich stand ihnen mit meinem ganzen Herzen zur Seite und versuchte, ihnen die restlichen Tage so angenehm wie möglich zu machen, jedoch entstand bei keinem Patienten eine jener Verbindungen zwischen ihnen und mir, sodass es im Rückblick eine Zeit der Rückbesinnung auf das eigene Leben war, auf die Bestimmung des eigenen Charakters. Ich gewann an Routine und Selbstsicherheit bei dem, was ich an Arbeit leistete, und es gelang mir, meine alte Umgebung zurückzuerobern, sodass ich glaubte, mein Lebensglück in diesem frühen Stadium meines Lebens bereits gefunden zu haben.

## XVIII

Nach fünf Monaten bekam ich dann einen Fall zugeteilt, von dem ich im ersten Moment zurückschreckte, der sich aber anders entwickeln sollte, als es im Vorhinein aussah. Nach einer Woche, in der ich die Ruhe der winterlichen Natur genossen hatte, trat ich am Morgen ins Zimmer meines neuen Patienten. Ich wusste bisher nur, dass er im spätmittleren Alter war und als aufgedreht beschrieben wurde. Es ist nichts Seltenes, dass die Nerven der Menschen, die hierherkommen, überstrapaziert sind, im Angesicht ihres baldigen Endes. Aber als ich eintrat,

zuckte ich merklich zusammen, denn der Mann hatte sich scheinbar sein Zimmer im Stil seines früheren Lebens einrichten lassen. In der einen Ecke stand eine halbe Videothek und ihr gegenüber eine Ledercouch, von der ich wusste, dass sie nicht zur normalen Zimmerausstattung gehörte. In der anderen Ecke, gleich neben dem Eingang, stand ein Flipperautomat, und zu allem Überfluss rauchte der Mann soeben eine Zigarre, als ich eintrat. Zuerst wollte ich etwas gegen das Rauchen im Zimmer sagen, aber dann dachte ich mir, wenn der Mann genügend Einfluss hat, um die Räumlichkeit umzugestalten, dann darf er auch sicherlich drinnen rauchen. Auch wenn ich kein Mensch bin, der andere Menschen mit dem ersten Blick in eine Schublade packt und diese auch für immer schließt, kam ich nicht umhin, diesen Kerl in diese snobistische und alles ignorierende Schublade zu packen. Wie angewurzelt stand ich im Eingang, und der Mann auf dem Bett hob seinen Blick von der Männerzeitschrift, die er las, und meinte in einem sarkastischen Tonfall, dass es auch Zeit wurde, dass sein Boy erschiene. Ich glaubte, mich verhört zu haben, doch er hatte seinen Worten den nötigen Ernst verliehen, denn er trug mir sogleich auf, dem Koch des Hauses zu bestellen, dass er mit den angebotenen Speisen keinesfalls zufrieden sein könne. Ich entgegnete ihm, dass er auch gerne in ein nahes Restaurant gehen könne, um dort zu speisen, denn immerhin koche dort ein Sternekoch. Er sah mich mit einer Mischung aus purem, bitterbösem Ernst und einer Zurschaustellung seiner Gemeinheit an, dass mir das Mark gefror. „Wenn er sich schon hier hinlegen würde“, sagte er, „dann könne er auch verlangen, dass der Roomservice in einem anständigen Umfang geleistet würde!“ Innerlich kochte ich bereits ob der Unverfrorenheit dieses Menschen, aber ich hatte auch das untrügliche Gefühl, dass er niemals in seinem Leben, zumindest seitdem er die nötigen finanziellen Mittel hatte, mit Menschen anders umgesprungen ist, die nicht eine Stellung auf seiner Augenhöhe beziehen konnten. Daher nahm ich auch gleich den ersten kleinen Auftrag als Gelegenheit zur Flucht und lief zur Leiterin des Hospizes. Als ich dort ankam, blickte ich in das grinsende Gesicht der Sekretärin und wusste sogleich, dass scheinbar alle diesen Mann bereits kannten und hofften, ihn schnellstmöglich loszuwerden. Ich wurde sofort vorgelassen und stürmte in den Raum. Ich wollte ein Feuerwerk abbrennen, um meine Verachtung für diesen Mann auszudrücken, doch die Leiterin kam mir zuvor: „Was für ein Ekel, nicht wahr?“ – „Sie kennen diesen Mann?“ – „Wir haben mehrmals mit ihm telefoniert, oder besser gesagt, mit seinem Anwalt, der dies alles arrangiert hat.“ – „Haben Sie das Zimmer gesehen? Das ist kein Zimmer, in dem ein Mensch würdevoll stirbt, sondern wo ein spätpubertierender Mann mit einer Zigarre im Mundwinkel die letzten Tage genießt, als gäbe es einen feierlichen Anlass für diesen Urlaubstrip.“ – „Hören Sie, ich weiß, wie sehr es jeden von uns ärgern würde, einen solchen Patienten eine Woche lang betreuen zu müssen, aber auch er ist nun mal ein Teil der Menschheit. Sie werden diese Art von Mensch nicht oft betreuen müssen, und vielleicht ist es auch das erste und letzte Mal, aber ich sage Ihnen, dass es zu Ihrer Arbeit gehört, alles für das Wohl des Mannes

zu tun, der den Wunsch geäußert hat, bei uns seine letzten Tage zu verbringen." – „Ich kann nicht", stolperte es mir über die Zunge. – „Gut, Sie wollen es scheinbar nicht anders! Bisher hatte ich gedacht, dass es vielleicht im Guten zu regeln ist, aber ich muss Ihnen androhen, Sie zu beurlauben und damit abzumahnen, wenn Sie sich nicht sicher sind, diese Aufgabe zu meistern! Niemand verlangt von Ihnen, dass Sie diesen Menschen mögen, und insbesondere bin ich keine Leiterin, die von Ihnen verlangt, dass Sie am Ende der Woche stolz auf Ihre Leistung sein werden, aber ein Mindestmaß an Selbstbeherrschung müssen auch Sie in Ihrem beruflichen Leben aufbringen. Also reißen Sie sich zusammen und leisten Sie Ihr Bestes, denn das wird ausreichen, um sich dieses Ekelpakets vom Leibe zu halten. Ertragen Sie diesen Mann mit Fassung, vielleicht entwickelt sich schnell eine Beziehung, die auf gegenseitigem Ignorieren aufbaut." – „Ich verstehe Sie", sagte ich nach einer kurzen Bedenkzeit etwas kleinlaut, aber besann mich auf meine innere Stärke, die ich in den letzten Wochen gesammelt hatte, „aber zum Hausboy werde ich mich nicht machen lassen. Können Sie veranlassen, dass er einen Botenjungen bekommt, der unabhängig von mir seine Wünsche erfüllt, sodass ich mich auf seine Begleitung konzentrieren kann?" – „Ich habe diesen Diener mit dem Grund abgelehnt, dass ich keinen Menschen hier haben möchte, der durch das Haus streift und alles ändern will, was so gut funktioniert, aber wahrscheinlich haben Sie recht. Ich werde den Anwalt Ihres Patienten anrufen und mit ihm vertraglich bestimmen, was der Diener darf und was nicht. Wenn wir nach den gleichen unmenschlich kalten Spielregeln spielen wie die Gegenseite, kann uns nichts vorgeworfen werden." – „Ich danke Ihnen", sagte ich nur und verließ das Zimmer der Leiterin wie ein heimlicher Sieger. Ich war nicht nur die Hausboystellung los, sondern hatte indirekt erkennen können, dass mein Stand in diesem Hospiz kein schlechter war, auch wenn mir mit Abmahnung gedroht wurde. Nein, ich war ein Teil des Pflegepersonals und auch als solcher anerkannt, was ein wahrhaft gutes Gefühl war.

## XIX

Ich ging nicht gleich zu meinem Patienten zurück, denn ich wollte nicht so wirken, als ob er eine Verfügungsgewalt über mich hätte, und als ich zurückkehrte und ihm antwortete, dass ich Wichtiges zu tun gehabt hätte, herrschte für die nächsten Tage Funkstille zwischen uns beiden. Er bekam seinen Diener und ich meine Ruhe, wir arrangierten uns, indem ich seine Hospizangelegenheiten regelte und er mich nur ansprach, wenn es etwas im Ablauf des Tages gab, was er nicht verstand. Tagelang lebten wir in dieser Form, und als ich am siebten Tag morgens ins Hospiz kam, ohne dort übernachtet zu haben, hatte ich kaum noch Hoffnung, dass dieser Patient in irgendeiner Form nach der anfänglichen Aufregung nochmal interessant werden würde. Trotz alledem hatte ich die ganze Woche über das Gefühl, dass hinter der Maske ein Mensch versteckt

sein musste, dessen Schutz eine Abwehrhaltung verursacht hatte, die nicht mehr durchbrechbar schien, zumindest nicht von außen. Ich wollte den so häufig zitierten Dienst nach Vorschrift machen, denn wie eine sinnlose Aneinanderreihung von Befehlen ohne hintergründiges, erkennbares Ziel wirkte die Woche mit diesem Mann auf mich, der äußerlich wie ein Fels tagtäglich seine Gewohnheiten abänderte, ohne sich jedoch wahrhaft auf das Kommende einzurichten. Ich wunderte mich zwar, aber da ich keine emotionale Bindung zu ihm hergestellt hatte, konnte es mir gleichgültig sein, was der Mann tat oder auch nicht. Doch an den vielen Gedanken, die ich mir zu diesem komischen Menschen machte, erkannte ich meine unerwartete Affinität zu dieser Person. Ich hatte in dieser Woche unbemerkt ein Bedürfnis entwickelt, keinesfalls ein eroberndes, sondern vielmehr ein unterschwelliges, eines, das an einem nagt, wie der Sand in der Wüste an den wundervollen Bauten der Antike. Nach außen hin zeigte ich die volle Distanz, dabei achtete ich aber auf jede kleine Regung, die von dem Mann ausging. Ich beobachtete, wie er seine Umwelt veränderte und sie sich mit ihm veränderte, wie er mit seinem Diener umsprang, denn es gab bisweilen mehrere Spielarten in seiner Stimmlage, die ausdrückten, wie sehr er etwas verlangte. Davon abgesehen, dass ein Nein nur dann gegolten hätte, wenn die Hospizleitung ein Veto eingelegt hätte, wusste er offenbar genau, was sich in dieser kurzen Zeit realisieren ließ und was nicht. So ließ er sich jede Mahlzeit vom Sternekoch aus dem nahen Restaurant bringen, einmal kam sogar der Chef des Hauses persönlich vorbei. Dieses ganze Schauspiel, das dieser Mann um seinen Tod inszenierte, grenzte ans Absurde und war allerhöchstens dafür gut, dass er nicht an sein Ende denken musste, doch abends, kurz bevor er einschlief und ich ihn fragte, ob er etwas für die Nacht wünsche, da erschien es mir, als ob all dieses Brimborium nichts gegen die Einsamkeit in seinem Herzen geholfen hatte. Zu Beginn seiner Zeit bei uns dachte ich noch, er würde absichtlich niemanden sehen wollen, damit sie ihn nicht an sein Leid erinnerten, aber am Ende der Woche wurde mir bewusst, dass dieser sterbende Mann nichts weiter hatte als sich und die Macht, die von seinem Reichtum ausging. Niemand kam persönlich vorbei, um sich von ihm zu verabschieden, allenfalls trafen Blumen und Karten von Geschäftspartnern ein, und Geld hat nun mal keine Sprache, die über ein bevorstehendes Schicksal hinwegtrösten kann. Nein, Geld hat nur die Angewohnheit, die Seele zu beruhigen, aber keinesfalls in Sturmzeiten das Steuer unseres Gefühlschiffs zu übernehmen. Nein, Geld ist allenfalls der Lotse, der uns in einen ruhigen Hafen bringen kann, und ich wusste, dass das Schiff dieses Mannes auf hoher See war, weit ab von jedem Land, und drohte, im nächsten gewaltigen Sturm an den gefährlich aus dem Wasser ragenden Klippen unterzugehen. Nein, dieser Mann war sicher nicht derjenige, der einen Sturm seiner Gefühle überleben würde, und aus diesem Grund empfand ich Mitleid für ihn.

# XX

An diesem letzten Abend seines Lebens ordnete ich seine Angelegenheiten mit dem Hospiz wie jeden Abend mit der nötigen Selbstsicherheit und Distanz, doch er verhielt sich anders als sonst. Er schien ein anderer Mensch zu sein, denn er achtete darauf, was und wie ich etwas tat, und als er den Diener aus dem Raum schickte, wusste ich, dass sich eine Veränderung vollzogen hatte, doch ich konnte keinesfalls ahnen, wie weit ihn diese Veränderung ergriffen hatte. Ich hielt in meiner Tätigkeit inne und blickte direkt in seine Augen; er entzog sich meinem Blick, und ich erkannte einen leichten Anflug von Scham in seinen Augen, eine Regung, die ich ihm in seiner Geisteshaltung nicht mehr zugetraut hätte. Ich erhob meinen Oberkörper und stellte mich gerade vor ihn. „Wissen Sie", begann ich, „es ist nichts Ungewöhnliches, wenn Menschen, die kurz vor ihrem Tod stehen und wissen, dass sie ihn nicht mehr aufschieben können, eine veränderte Wahrnehmung ihrer Umwelt haben. Manche warten apathisch, während andere versuchen, jede Sekunde festzuhalten und sich notfalls an den Zeiger einer Uhr hängen würden, um sie am Fortschreiten zu hindern." Ich wartete auf seine Reaktion und sah den inneren Kampf, den er mit sich focht, ob er seinen Gefühlen freien Lauf lassen oder sich, wie bisher, mit aller Macht gegen sie stemmen sollte. Plötzlich und ohne ein vorheriges Anzeichen machte er eine Bewegung mit dem Arm, die mich bat, näherzutreten. Ohne ein Wort zu sagen oder mich erneut anzublicken, deutete er an, dass es sein Wunsch sei, dass ich mich hinsetze. Ich folgte dem Wunsch, denn meine Selbstsicherheit hatte mir die Macht über diesen Mann gegeben, ich wusste, dass er mich nicht in seinen Bann ziehen konnte. Als ich mich hinsetzte und auf seine Eröffnung wartete, wurde mir bewusst, dass dieser Mann vielleicht nichts anderes als Gesellschaft wollte, schweigend, aber in der Nähe, sodass er in seinen letzten Stunden das Gefühl erhielt, dass alles in seinem Leben in Ordnung war. Doch ich täuschte mich ein weiteres Mal, denn unvermittelt richtete er das Wort an mich, mit einer belegten Stimme, die mich leicht frösteln ließ. War ich doch nicht gegen diesen Mann gefeit, war da etwas in mir, das mich an ihn band? In den sechs vorherigen Tagen hatte ich geglaubt, mich auf einen Hügel gearbeitet zu haben, von dem ich in aller Ruhe über meine Umgebung blicken könne, aber jetzt wurde mir klar, dass ich einen Schritt nach oben mit zweien wieder hinab getan hatte. – „Ich habe mein Leben wahrlich genießen können", kratzte seine dünne Stimme am Kehlkopf, „aber ich habe Schreckliches dafür machen müssen, Dinge, auf die ich nicht stolz sein kann, auch nicht im Hinblick auf die darauffolgenden Großtaten. Ich… es fällt mir schwer, darüber zu berichten. Mein Therapeut hat gesagt, dass man sein Gewissen an einem bestimmten Punkt im Leben von seiner Last befreien muss, indem man sich einem anderen Menschen, am besten einem unbeteiligten, mitteilt. Einem Arzt oder einem Beichtvater, aber ich habe es nie übers Herz gebracht, einem anderen Menschen als mir selbst zu vertrauen." – „Doch sie vertrauen auch mir

nicht, warum wollen sie mir ihre Geschichte erzählen?“ – „Ehrlich? Ich weiß nicht, warum. Vielleicht können Sie es mir sagen, immerhin arbeiten Sie mit den verschiedensten Menschen in immer der gleichen Situation zusammen. Mitunter erkennen Sie eine Verbindung zu den anderen und können mir auf diese Weise Ihre Frage beantworten.“ – „Wenn ich meine Frage selbst beantworten kann, warum sollte ich sie dann an Sie richten? Was ergäbe das für einen Sinn? Dann wären es nur verschwendete Worte in einer Zeit, von der Ihnen nicht mehr viel übrigbleibt.“ – „Sie glauben, ich sei ein schlechter Mensch.“ – „Nein, ich glaube sogar, dass Sie der schlechteste sind, den ich je kennenlernen musste. Wenn Sie sich erhoffen, von mir so etwas wie eine Absolution zu erhalten, dann sind Sie falsch bei mir.“ – „Ich weiß nicht, was ich von Ihnen will, aber es ist keine Absolution. Habe ich denn nicht, selbst wenn ich der schlechteste Mensch dieses Planeten wäre, dennoch als Mensch das Recht, dass mir in den Stunden vor meinem Tode ein anderer zuhört?“ – „Rechte muss man sich im Leben erarbeiten und bekommt sie nicht dadurch geschenkt, dass man mit Geld um sich schmeißt. Ich habe Sie beobachtet, wie Sie mit anderen Menschen umgehen. Nein, Sie haben das Recht seit langem verwirkt, dass Ihnen ein Mensch seine Aufmerksamkeit schenkt.“ – „Warum sind Sie dann noch hier, wenn ich es nicht verdiene?“ – „Ich habe Mitleid mit Ihnen, ein Gefühl, das Sie sicherlich in dem Moment verloren haben, als die erste runde Summe auf ihrem Bankkonto gutgeschrieben wurde.“ – „Ich weiß, was Mitleid ist.“ – „Das will ich auch nicht bezweifeln, doch glaube ich nicht, dass Sie wissen, welch unendlicher Schmerz dieses Gefühl verursachen kann, wenn man ihm zu viel Platz einräumt.“ – „Sie haben recht, ich habe seit Jahren kein Mitgefühl für andere Menschen gehabt, jedoch nicht aus den Gründen, die Sie für sich erschlossen haben.“ – „Sondern?“ – „Weil ich das Vertrauen zu anderen Menschen verloren habe! Durch meine eigene Handlungsweise.“ – „Sie haben das Vertrauen zu anderen Menschen verloren, weil Sie glaubten, dass Sie so sein könnten wie sie?“ – „Ja.“ – „Mein Mitleid haben Sie, auch wenn ich aus Ihrer Sicht Ihnen kein Vertrauen schenken kann. Was wollten Sie mir sagen?“ – „Jetzt haben Sie mich verunsichert. Das geschieht mir äußerst selten.“ – „Dass Sie sich nicht entscheiden können? Das glaube ich Ihnen, da jede Entscheidung von Ihnen widerspruchslos in die Tat umgesetzt wird, ohne vorher darüber zu diskutieren, ob es eine gute oder widersinnige Entscheidung ist. Sie glauben gar nicht, wie sehr es den menschlichen Geist einschränken kann, wenn man keine Widerrede bekommt. Das Einzige, das geschieht, ist, dass man sich selbst und keinem anderen Menschen mehr traut, denn Sie haben ja doch immer Unrecht. Vielleicht liegt in diesem Punkt Ihr Nichtvertrauen, vielleicht ist es nicht Ihre Distanz zu anderen Menschen, sondern die Gewohnheit, der Herr Ihrer eigenen Gedanken und auch Handlungen zu sein. Das ist der Unterschied zu den gewöhnlichen Menschen, bei denen zwar die Gedanken zumeist einem selbst gehören, aber die Handlungen von derart vielen Faktoren beeinflusst werden, dass man nicht das Schiff, sondern nur der Kapitän des Kahns ist, wobei es aber auch durchaus möglich ist, als

Schiffsjunge über Bord zu gehen. Sie haben dieses Wechselbad der Gefühle bereits seit mehreren Jahren gewiss nicht mehr erlebt." – „Nein, das habe ich nicht, doch ich fürchte mich davor." – „Im ersten Moment ist man sicherlich davon überrascht, doch gerade an diesen Schwankungen kann der Mensch wachsen und seine Umwelt mit ihm. Die Niederschläge sind es, die uns wissen lassen, dass wir keine Maschinen, sondern Wesen mit einer Seele sind." – „Es ist für mich erschreckend, dass Sie mich nach den sieben Tagen besser zu kennen scheinen, als ich mich selbst kenne." – „Nein, ich kenne Sie nicht besser als Sie sich selbst, Sie haben nur verdrängt, wer Sie wirklich sind, und jetzt, in dem Moment kurz vor Ihrem Dahinscheiden, bricht das wahre Wesen von Ihnen durch die harte Maske aus Gefühlskälte und erschüttert Ihr Leben. Aber dies trifft Sie nur so hart, weil Sie stets in Ihrem Leben hofften, dass dieser Moment niemals käme." – „Sie haben wiederum recht. Sehen Sie, wie meine Hand zittert?" – „Eine normale Reaktion! Vielleicht ist es eine Wohltat für Ihre Seele, dass Sie nun erkennen, dass Sie gewöhnlicher sind, als Sie bisher dachten. Vielleicht hilft es Ihnen, über Ihre Fehler hinwegzusehen und die letzten Stunden zu genießen, als Mensch." – „Helfen Sie mir, wieder zu einem Menschen zu werden? Indem Sie sich meine Geschichte anhören, damit mein Gewissen erleichtert den Weg ins Jenseits antreten kann?" – „Dafür leben Menschen in einer Gemeinschaft, um sich gegenseitig in der Not beizustehen, auch wenn sie es wie Sie nicht verdient haben sollten. Ja, ich werde Ihnen zuhören, auch wenn Sie, wie eben erwähnt, von mir keine Absolution erwarten dürfen; erzählen Sie mir ihre Geschichte, doch ohne sie in irgendeiner Weise abzuändern, denn Ihr Gewissen wird es bemerken und Sie dafür strafen."

## XXI

„Ich", begann der Mann, dessen scheinhafte Stärke vor mir augenblicklich zusammengefallen schien, „ich habe ein riesiges Unternehmen auf Lügen und Betrug aufgebaut. Im Grunde habe ich seit mehreren Jahren nichts Falsches mehr getan, aber zum Start meiner Unternehmung fehlten mir die Geldmittel, die ich mir zu besorgen wusste. Dafür musste mein Mitpartner meines ersten kleinen Betriebs mit seinem Leben büßen. Es ist mir gleich, welche Auswirkungen dieses Gespräch zwischen uns beiden haben sollte, denn morgen ist mein Leben zu Ende, und ich werde nicht mehr vor Gericht gestellt werden können für das, was ich einst getan habe." – „Sie haben ihren Partner umgebracht?" – „Ja." – „Warum?" – „Um an das Geld zu kommen, das er in unserer Firma gebunden hatte, und zugleich musste ich verhindern, dass er meine Betrügereien aufdeckte, die er aus den dubiosen Wirren meiner Akte glaubte herauslesen zu können." – „Er glaubte es nicht nur, er hat sie gefunden, oder?" – „Er rief mich eines Nachmittags an, und ich wunderte mich über seinen persönlichen Anruf, denn zwischen uns herrschte bereits seit mehreren Monaten Funkstille. Er wollte, nein, er befahl mir in einem unabdingbaren Tonfall, dass ich nach der Arbeit zu ihm

kommen solle, zu ihm, in seine Villa am Stadtrand. Ich fuhr hin und erlebte mein blaues Wunder, als er selbst die Tür öffnete und mich in einem strengen Ton bat, einzutreten. In diesem Moment erkannte ich, wohin der Hase laufen würde, und machte mich auf sein Donnerwetter gefasst, doch es wurde noch viel schlimmer. Beinahe hätte er Dinge, die auf seinem Esstisch lagen, aus Wut nach mir geschmissen, doch er konnte sich im letzten Moment noch bändigen. Überall verstreut lagen die Akten, aus denen hervorging, dass ich Geld im großen Maße veruntreut hatte, auf Konten im Ausland, wo es nicht so schnell gefunden werden konnte. Langsam regte er sich ab und fragte mich nach dem Warum, aber ich schwieg provokanterweise auf diese Frage, was ihn erneut zur Weißglut trieb. Da er sah, dass ich kein Einlenken oder Geständnis hervorbringen würde, erhob er seine Stimme und kündigte mir an, dass er noch am gleichen Tag zur Polizei gehen würde, um meine Machenschaften aufzudecken. Innerlich hatte ich mich auf diesen Moment vorbereitet und das Zimmer nach möglichen Waffen, aber auch nach Zeugen abgesucht. Ich konnte beides nicht entdecken, entschloss mich, ihn mit meinen Händen anzugreifen, obwohl er sportlicher und sehniger wirkte als ich, der stets dem exzellenten Genuss zugeneigt war. Von meinem spontanen Angriff überrascht, eroberte ich in dem Kampf die bessere Position, und der Zufall half mir, dass er über eine Falte in seinem teuren Perserteppich stolperte und mit dem Kopf an der Kante seines marmornen Esstischs anschlug. Er sackte zu Boden, als wäre das Leben schlagartig aus ihm gewichen, und tatsächlich, als ich seinen Puls fühlen wollte, suchte ich vergebens. Ich horchte, ob irgendwer diesen Unfall gesehen oder gehört hatte, und nach einer guten Minute machte ich mich in aller Seelenruhe daran, die Akten einzusammeln und das Ganze wie einen Unfall aussehen zu lassen. Dass diese Tat ohne Schuldzuweisung an meine Person über die Bühne gehen würde, war meine Hoffnung, und heutzutage, mit den Mitteln der modernen Ermittlungstechnik, hätten sie mich aller Voraussicht nach verhaftet und ins Gefängnis geschmissen, aber ich hatte das unverdiente Glück eines Betrügers, der aus dieser sehr bedrohlichen Klemme ohne Schaden herausfand. Natürlich fehlten die Unterlagen und mein Alibi war zwar sehr wackelig, aber insgesamt schienen der Polizei die Beweise nicht aussagekräftig genug zu sein, und die Suche nach einem Mörder verlief im Sande. Ich hatte gewonnen, nicht nur das Geld und die Macht der Firma, sondern auch meine Freiheit. Ab diesem Zeitpunkt veränderte sich mein Leben rapide. Ich verkaufte die Anteile an meiner Firma und erhielt einen hohen Preis, da die Entwicklung in dieser Wirtschaftssparte gut aussah, nahm dieses und das Geld von den Konten und gründete ein neues Unternehmen, das sich zum Ziel gesetzt hatte, börsennotierte, aber konkursbedrohte Firmen aufzukaufen, um sie mit größtmöglichem Gewinn zu zerschlagen. Ich war sehr gut in diesen Geschäften, kaufte und verkaufte, handelte und gewann." – „Sie sind demnach ein sogenannter Finanzhai, der immer dann auftritt, wenn es etwas zu erben gibt?" – „Was ist daran falsch, sich mit dem geringstmöglichen Risiko die maximalen Gewinne einzustreichen? So ist die Wirtschaft, hart

und unnachgiebig!“ – „Wenn Sie die Firmen zerschlugen und veräußerten, was geschah dann mit den Mitarbeitern? Blieben die Arbeitsplätze erhalten?“ – „Die meisten gehen bei einer solchen Aktion verloren, aber einige bleiben erhalten.“ – „Sie haben zwar Ihr ganzes Leben kein Mitgefühl gezeigt, aber haben Sie nicht heute wenigstens ein bisschen Mitleid mit denjenigen, denen Sie die Arbeitsstelle wegnahmen?“ – „Das habe ich nicht zu verantworten!“ – „Sie sagten soeben, dass Sie die Firmen zerschlugen, dass die Mitarbeiter größtenteils gehen mussten, damit Sie Profit machen konnten, oder nicht?“ – „Ja, das sagte ich, aber was kann ich dafür, wenn die ehemaligen Chefs die Firmen in diese Lage gebracht haben? Ich habe die Firmen nicht heruntergewirtschaftet! Ich habe den maroden Betrieben mit der Zerteilung nur eine neue Perspektive gegeben und immerhin: Einige behielten ihre Arbeit, die sie bei einem vergeblichen Konkursverfahren verloren hätten.“ – „Sie behaupten, dass Sie Arbeitsplätze gerettet anstatt sie vernichtet zu haben?“ – „Ja, das ist die Realität, so hart sie klingt.“ – „Haben Sie jemals versucht, mit Ihren Mitteln eine marode Firma von Grund auf neu zu strukturieren, sie zu sanieren, ohne dass gleich die Mehrzahl der Arbeiter ihre Lebensgrundlage verloren?“ – „Warum sollte ich auf diese Weise handeln? Das Risiko ist bedeutend höher, und die möglichen Margen sind unwahrscheinlicher, und wenn sie zustande kommen, geringer. Ich habe stets unter dem Aspekt der Wirtschaftlichkeit entschieden, dem Prinzip, nach dem eine freie Marktwirtschaft nun mal entscheidet.“ – „Dann liegt vielleicht im Grundkonzept der freien Marktwirtschaft ein Konstruktionsfehler, der sich eklatant gegen die Menschen ausrichtet, jene Menschen, die eigentlich die Grundlage des Systems bilden sollten!“ – „Ich habe mein Leben lang nach den Regeln gespielt, die einheitlich akzeptiert wurden. Mein einziges Vergehen war der Tod meines Partners, den ich zwar geplant, aber wahrscheinlich nicht gewollt habe. Ich…“ – „Sie brauchen nicht weiter zu sprechen, ich will Ihnen nicht mehr zuhören! Ihre Scheinheiligkeit mag zwar in der freien Marktwirtschaft zu den Grundtugenden gehören, aber hier, wo das Menschliche im Angesicht des nahenden Todes zu Tage treten sollte, da alle Menschen, ob reich oder arm, im Tode gleich sind, in diesem einen Moment sollte es egal sein, nach welchen Regeln die Welt spielt, denn Sie sind hier in einer andersartigen, in einer humanen Welt. Hätten Sie nicht Ihr Geld, um Ihren Tod in eine Veranstaltung ersten Grades umzuwandeln, spräche ich Ihnen das Recht ab, an diesem ehrenvollen Ort derart abfällig über die menschliche Würde zu sprechen, wie Sie es eben getan haben. Genießen Sie die letzten Stunden, dann ist die Welt endlich von Ihrem arroganten und abscheulichen Wesen befreit. Gott sei’s gedankt!“ Ohne ein weiteres Wort drehte ich mich um und verließ das Zimmer mit dem Vorsatz, dass – was auch immer dieser Mann zu der Leiterin des Hospizes sagen würde – ich vor ihr ob meiner Entscheidung nicht wanken würde.

# XXII

Doch entgegen aller Gedanken, die ich mir bezüglich jenes gestrigen Abends machte, geschah am nächsten Morgen nichts, außer dass ich meinen Dienst antrat, um ein letztes Mal durch das mittlerweile leergeräumte Zimmer zu gehen und die Gedanken sammelte, um einen Bericht zu schreiben, den der behandelnde Arzt nach einer sorgfältigen Prüfung den Akten beilegte. Ich kämpfte innerlich mit mir und kam zu der Überzeugung, dass dieser Mann wahrscheinlich auch dem Arzt seine Schauspielkunst vorgeführt hatte und es daher keinen Sinn machte, den letzten Abend vor dem Tod des Mannes zu erwähnen. Was könnte dieser Vorfall bringen? Dem toten Mann wäre mein Geständnis keine Hilfe, denn sein Ruf könnte eine andere Farbschattierung erhalten, während ich mein Verhalten erklären müsste. ‚Nein', sagte ich zu mir, ‚das Kapitel hast du gestern Abend geschlossen, und es sollte geschlossen bleiben, zum Wohle beider Seiten.' Ich schrieb meinen Bericht, der sehr distanziert und trocken formuliert war, dass der Arzt kurzzeitig beim Lesen meine desinteressierte Miene musterte und mich fragte, ob in diesem Bericht auch wirklich alles stünde. Das hatte er mich noch nie gefragt und ich spürte, wie meine Handflächen zu schwitzen begannen. „Nein", sagte ich, „in diesem Bericht fehlt nichts, aber ich muss zugeben, dass ich zu diesem Mann keinerlei Beziehung aufbauen konnte, nicht mal eine aus der Sicht eines Pflegers." Zum Glück meinte der Arzt daraufhin, dass auch er dem Felsblock keine Hacke in das Gestein treiben konnte, so glatt waren das Antlitz und das Wesen jenes Mannes. Innerlich dachte ich nur, dass es für alle Menschen, mit denen er zu tun gehabt hatte, ein reines Glück sein konnte, dass dieser Mann nicht mehr unter uns weilte. Als ich das Zimmer des Arztes verließ, überkam mich ein seltsamer Gedanke: ‚In meinem gesamten Leben habe ich bisher zwei Menschen gehasst, nicht abgrundtief, aber immerhin so stark, dass ich ihnen aus dem Weg ging, wo es nur ging, doch diesen Menschen hatte ich niemals den Tod gewünscht, aber diesem Mann, der mich oberflächlich nicht berührt hatte, hatte ich ihn ausdrücklich gewünscht. Welche Beziehung hatte ich zu ihm aufgebaut, dass in mir derartige Wünsche wach wurden?' Je länger ich diese Frage an jenem Tage unbeantwortet ließ, desto aufgebrachter wurde ich, sodass ich mich abends gegen meine Art entschloss, ein örtliches Lokal aufzusuchen, um mich von dem Geschehen abzulenken. An diesem Abend verhielt ich mich anders als bei sonstigen Ausgängen in die Stadt, denn zum ersten Mal interessierte ich mich ausschließlich für mich und nicht für die anderen um mich herum, und just an diesem Abend geschah es. Ohne Vorwarnung schlug das Schicksal zu und ließ mich, in Gedanken versunken, um eine Gebäudeecke in eine Querstraße einbiegen, als zur gleichen Zeit eine junge Frau auf dem Weg von ihrer Arbeit nach Hause die genau entgegengesetzte Richtung nahm. Wir rasselten zusammen, und sie verlor ihre Handtasche, die sich im Fallen öffnete und ihre Geheimnisse preisgab. Verdattert stand ich im ersten Moment wie ein Fels vor ihr, auch nur eines

einzigen Wortes unfähig. Als ich endlich aus meiner Trance erwachte, hatte sie bereits die Hälfte ihrer verlorenen Sachen eingeräumt, und ich sah meine Felle davonschwimmen. Ohne Vorwarnung purzelten die Worte aus meinem Mund und ich sagte, dass es mir leidtäte, und bückte mich, sodass wir zu allem Überfluss mit den Köpfen gegeneinanderstießen. Ich gab in diesem Moment ein Bild der größtmöglichen Traurigkeit ab, nicht als Mann, sondern als denkendes Wesen insgesamt. Wäre sie vor einiger Zeit nicht meine Frau geworden, dann würde ich diese Begegnung unter den Tisch fallen lassen, da sie nichts anderes als peinlich ist. Selbst in der Rückbetrachtung kann ich kaum darüber lachen. Erneut entschuldigte ich mich, doch sie schien nicht ernsthaft verletzt zu sein, denn sie lächelte mich an und fragte mich, ob ich immer ein solcher Tollpatsch wäre. Ich verneinte und hoffte, so ihr Wohlwollen zurückzugewinnen, und um dies zu verstärken, fügte ich hinzu, dass ich mit den Gedanken bei einem Problem feststecken würde und es scheinbar keine Lösung gäbe. Sie wollte wissen, ob es ein mathematisches Problem wäre oder etwas anderes. Und in diesem Moment, dem einzigen an diesem Abend, an dem ich mein loses Mundwerk für etwas Gutes gebrauchen konnte, fragte ich sie ohne Vorwarnung, ob sie denn diejenige wäre, die mir bei einem mathematischen Problem helfen könne. Sie antwortete, mich nun mit kecken Augen musternd, dass sie in Mathematik schlecht wäre, dafür aber bei den anderen Problemen mit Rat und Tat zur Seite stehen könne, und obwohl ich seit dem Fortgang meiner Jugendfreundin nie mit einer Frau mehr als freundschaftlich kommuniziert hatte, fragte ich sie in jenem Moment, scheinbar wie von Sinnen, ob sie mir helfen wolle, mein Problem zu lösen. Ein leichtes Lächeln kräuselte sich um ihren Mund, und ich sah an ihren zugeneigten und strahlenden Augen, dass ich sie erobert hatte, wenn auch nur für den Moment. Doch sie wollte noch ein wenig spielen und fragte mich, an welchem Ort sie mir bei der Problembewältigung helfen solle, und mir fiel glücklicherweise ein gutes Restaurant ein, in das ich sie für den Abend einlud. Sie lächelte bei dem Vorschlag und sagte nur, dass sie jetzt nach Hause gehen würde, um sich die Arbeit von den Schultern zu duschen. Sie sei um acht Uhr in dem Restaurant, und ich entgegnete ihr, dass mich diese Zusage äußerst freuen würde. Wir gingen auseinander, sie um die Gebäudeecke nach Hause, und es schien mein Glück, dass diese Ecke meine Untätigkeit und Verwurzeltheit verbarg. Minutenlang konnte ich meine Geistesgegenwart nicht begreifen, die ich in Gegenwart einer Frau noch nie herausgelassen hatte, und wunderte mich zugleich, dass dieses Problem mit dem Patienten augenblicklich in weite Ferne gerückt war. ‚Meine Güte, in welch ein bezauberndes Gesicht habe ich soeben blicken dürfen, und ja, wach auf, du durftest sie heute Abend zum Essen einladen. Welche Engel wohl auf meinen Schultern gesessen haben?' Manchmal, wenn ich in ruhigen Minuten auf jenen Abend zurückblicke, dann ist es mir, als wäre das Schicksal nicht nur für den Zusammenstoß, sondern auch für meine Worte verantwortlich, doch sie kamen aus meinem Mund und entsprangen meinen Gedanken.

Selten zuvor habe ich eine Entscheidung in meinem Leben freudiger begrüßt als jene, die mein gesamtes Leben verändern sollte.

## XXIII

Wir gingen zusammen essen, und ich war schon fünfzehn Minuten früher im Restaurant, in dem ich dem Besitzer mit undeutlicher und krampfhafter Sprache vermittelte, dass ich an jenem Abend eine Frau an meiner Seite haben würde, demnach einen Tisch zu zweit brauche. Als ich mich umblickte und sah, dass nur wenige Gäste anwesend waren, da es mitten in der Woche war, schien mir meine umständliche Mitteilung umso unsinniger, denn es gab weder Tische, die für eine einzelne Person eingedeckt waren, noch gab es einen Mangel an Zweiern. Doch der Besitzer machte sich entweder seine eigenen Gedanken und übersah meine Nervosität mit einem Wohlwollen oder verstand den Hintergrund meiner Frage nicht. Beides war mir recht, denn ich bekam die Speisekarten an den Tisch und wühlte, stets mit dem Blick auf die Türe, in den Gerichten und Weinen, was man nehmen könnte und was nicht. Und dann erschien sie in der Türe – ich hatte sie bereits wenige Sekunden vorher durch die Scheibe nach draußen entdeckt –, als sie von der gegenüberliegenden Straßenseite im Schein der Laterne die Straße überschritt, in einen langen, schwarzen Mantel und einen roten Schal gehüllt, doch erst, als sie den Mantel und den Schal ablegte, um ein rotes Kleid hervorzuzaubern, das nicht nur die Schönheit ihres Aussehens unterstrich, sondern zudem eine eindeutige Aussage vermittelte, wusste ich, dass auch sie ein starkes Interesse an einem näheren Kennenlernen hatte. Wir begrüßten uns, und ich entpuppte mich als Gentleman der alten Schule, zwar ungeübt, aber unendlich bemüht, was mich scheinbar weiter für sie einnahm. Wir bestellten gemeinsam und sprachen über den Inhalt unseres Lebens. Das Hochgefühl in mir wuchs, insbesondere, als ich erkannte, dass sie nicht nur auf einen schönen Abend aus war, sondern auf der Suche nach der Liebe ihres Lebens. Das Schicksal hatte es perfekt für uns eingerichtet. Gleich nach den ersten Sätzen wurde mir bewusst, dass ich diese Frau nicht nur näher kennenlernen, sondern mein Herz neben ihrem schlagen hören wollte. An diesem Abend schien es nicht, als ob meine Schüchternheit mir die Liebe zu einer Frau unmöglich gemacht hätte, sondern dass ich meine gesamte Lieblichkeit in diesen einen Moment der Zweisamkeit legen konnte, und es wirkte. Es war der Beginn einer lebenslangen Liebe und jedes Mal, wenn ich am Grab meiner Großmutter stand, um ihr von ganzem Herzen zu danken, wusste ich stets, dass sie mit meiner Wahl nicht nur hochzufrieden, sondern über alles beglückt gewesen wäre.

# XXIV

Sie war Hebamme, in Anbetracht der Tatsache, dass ich Pfleger in einem Sterbehospiz war, eine eindeutige Skurrilität. Denn während sie dem Leben auf die Welt half, begleitete ich das endende Leben in den Tod. Doch obwohl unsere Berufe entgegengesetzte Ausprägungen hatten, wussten wir beide von dem anderen, dass die Würde und der Respekt vor dem Leben, die in uns lagen, die eigentliche Verbindung unserer Herzen waren. Wir aßen zu Ende, nahmen einen letzten Kaffee und gingen eng umschlungen und in trauter Zweisamkeit zu ihr nach Hause. Stürmisch empfing sie mich hinter der sich schließenden Türe, sodass mir keine Zeit blieb, ihre Wohnung näher zu betrachten. Wir taumelten durch den Raum, und ich entzog mich ihren bebenden Lippen, um meine Fassung zurückzugewinnen, doch sie fragte mich nur, warum wir etwas nicht zulassen sollten, was perfekt zu sein schien. Ich antwortete ihr mit all meiner Zärtlichkeit, die ich im Sturm und Drang unserer Körper geben konnte. Wir verbrachten die Nacht zusammen, und als sie morgens um zwei in meinen Armen dem Schlaf entgegendöste, fragte sie mich mit halbwacher Stimme, was denn nun mein Problem sei, bei dem sie mir helfen solle. Ich hatte jedoch nicht das Gefühl, dass dieses Gespräch zwischen uns in diesem Moment geführt werden musste, küsste sie auf den Kopf und wir schliefen eng umschlungen ein. Früh in den Morgenstunden wurde sie von einem Anruf geweckt, dass eine ihrer Patientinnen unerwartet mit starken Wehen ins Krankenhaus eingeliefert worden sei. Sie sprang aus dem Bett, und ich erkannte, dass sie ihre Arbeit mit der gleichen Wertschätzung ausführte wie ich meine. Obwohl wir beide keineswegs ausgeruht waren, brachte ich sie zum Krankenhaus und verabschiedete mich von ihr, jedoch mit dem Versprechen, dass wir uns am gleichen Abend wiedersehen würden. Heute, im Rückblick auf diese Tage, muss ich feststellen, dass nichts wirklich real erschien. Wir verbrachten die Zeit, soweit es uns möglich war, zusammen, doch die Zeit verschwimmt in einem Erinnerungssammelsurium, das mit dem Erwachen der gegenseitigen Liebe die ideale Beschreibung findet. Ecken wurden zu Rundungen und aufkommende Hindernisse mit Leichtigkeit aus dem Weg geräumt. Auch wenn wir uns in späterer Zeit nie wirklich heftig streiten mussten, waren diese Tage die einfachsten meines Lebens mit ihr. Wie leicht geht das Leben doch von der Hand, wenn man das frische Wehen der Liebe um die Nase spürt! Mein Glück war es zudem, dass die Patienten, die ich in jenen Wochen und Monaten betreute, keine allzu komplizierten Fälle waren, sondern ich vermochte sie mit dem nötigen Respekt würdevoll in ihren Tod zu begleiten. Indes war jedoch eine andere Tatsache von größerem Interesse. So sehr mich meine Arbeit als Person in jener Zeit unangetastet ließ, so sehr veränderte sich mein Denken durch unsere Liebe zu ihr. In der Zeit als Alleinlebender hatte ich den Drang zu kulturellen Veranstaltungen etwas verloren, den sie nun erneut in mir hervorrief. Mit dem Vorschlag, eine Kunstausstellung zu besuchen, überraschte mich meine Freundin in der

dritten Woche unserer Beziehung und zerrte ungewollt das lange als verloren geglaubte Interesse an der Kunst in mir wieder hervor. Zuerst war ich mir unsicher, doch als ich ihre bittenden Augen sah, wusste ich, dass ich sie auf jeden Fall begleiten würde. Wir besuchten eine Ausstellung über die alten Ägypter, keine hervorragende Sammlung, wie ich in späteren Jahren zu beurteilen wusste, aber dennoch faszinierte mich die unglaubliche Handwerkskunst eines Volkes, dessen kultureller Höhepunkt bereits vor mehreren Jahrtausenden gewesen war. Seltsamerweise fühlte ich im Innern einen Damm brechen, dessen überschwemmendes Ausmaß ich zu jenem Zeitpunkt noch nicht abschätzen konnte. In den Wochen, die nach dem Tod meiner Patienten stets folgten, hatte ich den ganzen Tag Zeit, mich durch das Wissen dieser Welt zu lesen. Ich begann mit den einfachsten Werken, doch allgemeine Handbücher und langweilige Standardkrimis konnten mich bald nicht mehr fesseln. Ich begann, tiefer in die Materie einzudringen, doch schnell wurde mir bewusst, dass ich viel zu sehr in die Breite las. Es begann ein Abwägen in mir, welche Lösung ich für dieses Problem anstrebte, und ich entschied mich zur Aufgabe einiger Bereiche und konzentrierte mich auf die antiken Autoren der Griechen und der Römer, sowie die Literatur, die in den Fachkreisen unter dem Kanon der Weltliteratur aufgelistet zu finden ist. Nunmehr war es mir gegeben, mit meinem forschenden Geist ein abgestecktes Gebiet derart zu bearbeiten, dass ich alsbald die Früchte erkannte, indem ich mit meinen Patienten nicht nur über die einfachen menschlichen Gefühle sprach, sondern ihnen auch mit Erfahrungsberichten und literarischen Exempeln zur Seite stehen konnte. Wie sehr taucht man in die Welt der Wahrheit und zugleich der Fiktion ein, wenn man die Literatur dieser Welt in die Nähe seines Herzens rückt! Und diese Entwicklung konnte nur vonstattengehen, weil ich mich verliebt hatte, weil ich mein Herz und nicht meinen Geist an eine Frau abgetreten hatte, die mein Herz liebevoll aufnahm und mir ihres gab. Diese Affinität zur Literatur war es auch, die mich dazu brachte, selbst mit dem Schreiben zu beginnen, doch als ich das erste Werk beendet hatte und es mit den Werken, die ich stundenlang verschlingen konnte, verglich, stellte ich zwar ein gewisses Talent in meinem Text fest, wusste aber auch, dass es niemals zu jener Reife gelangen würde, die ich mir davon erhoffte. Also gab ich nach nur einem einzigen Text die Schreiberei auf und widmete mich dem, was ich besser vermochte: dem Lesen von Literatur und dem Zuhören meiner Patienten. Auch das Personal im Sterbehospiz bemerkte meine Entwicklung und begrüßte sie, obwohl mich manche davor warnten, dass man sich lieber langsam und dafür festigend verändern sollte, als sich radikal in verschiedene Richtungen zu stürzen, um sogleich wieder aufzugeben und zurückzurudern. Ich nahm ihren Rat an, doch es war eine andere Begebenheit, die mich im Voraus lehren sollte, was vor mir lag: die Begegnung mit einem Patienten, einem Mann in den besten Jahren seines Lebens.

# XXV

Doch bevor ich diesen Patienten kennenlernen durfte, hatte ich einen inneren Kampf mit mir auszutragen, den meine Freundin in mir angefacht hatte. Dieser Mann, den ich vor einigen Monaten in den Tod begleitet hatte und der seinen Geschäftspartner heimtückisch umgebracht hatte, war mit einem pompösen und alle Ehren enthaltenden Begräbnis verabschiedet worden, obwohl sein Erfolg und sein Leben auf Lügen und Straftaten gebaut waren. Meine Freundin fragte mich, als ich eines Abends diesen Mann für einen unwichtigen Vergleich heranzog, welche Bewandtnis diese Geschichte für mich hätte, und ich erzählte mehr von diesem Fall, als ich eigentlich durfte. Staunend blickte sie mich an, aber nicht wegen der Geschichte des Mannes, die er mir am letzten Abend seines Lebens offenbarte, sondern wegen meiner Untätigkeit. Im ersten Moment verstand ich nicht, was sie damit meinte, doch als sie mich fragte, ob ich nie ernsthaft den Gedanken gehabt habe, zur Polizei oder einer anderen Behörde zu gehen, um diese Strafsache aufzudecken und um dem toten Geschäftspartner die letzte Ehre zu erweisen. Ich verneinte und empfand es in diesem Augenblick nicht als Scham, sondern als Bestimmung meiner Schweigepflicht, die zwischen Patient und Pfleger mit dem ersten Wort entsteht. Meine Freundin und ich führten ein kurzes, aber sehr heftiges Gespräch über die moralischen Wertmaßstäbe, mit denen ich Strafsachen zwar erfahre, aber nicht den zuständigen Behörden mitteilte, und sie entschied sich, mir eine kurze Pause in unserer Beziehung anzudrohen, sollte ich mir nicht klar darüber werden, welche ungeheuerlichen Entscheidungen ich für Menschen traf, die in der Welt nur auf eine Antwort ihrer drängenden Fragen warten. Auch wenn diese unmittelbare Drohung in meinem Herzen einen stechenden Schmerz auslöste, wusste ich dennoch, dass ich richtig entschieden hatte, obwohl ich mir Gedanken darüber zu machen begann, was mir die Schweigepflicht wert war. Wir sahen uns zwei Tage nicht, und sie wollte mich nicht eher wiedersehen, bis ich eine klare Wahl getroffen hatte. Die alles entscheidende Frage war, ob ich es den Menschen außerhalb des Hospizes erklären konnte, dass ich, obwohl ich den gesamten Sachverhalt aufklären konnte, trotzdem schwieg. Die Frage: Was wäre, wenn ich in dieser Situation wäre?, war eine andere, die mich auf den Weg brachte, dass es mir keinesfalls gleichgültig wäre, wenn die Schweigepflicht Menschen von der Wahrheit entbindet, insoweit diese Wahrheit das Leben und die Lebensumstände anderer Menschen immens beeinflusst. Immer mehr gewann ich die Einsicht, dass ich zur zuständigen Behörde gehen sollte, doch wollte ich mich vorher absichern. Ich ging zum behandelnden Arzt und sprach mit ihm allgemein über die Schweigepflicht, die bei Ärzten weitaus enger gefasst war als bei uns Pflegern. Nach seiner Aussage ist es stets ein schmaler Grat, auf dem man wandert, jedoch wenn dem Opfer der gestandenen Straftat kein weiteres Leid zugefügt werden kann und diese bereits sehr weit zurückliegt, sodass man davon ausgehen kann,

dass viele der Wunden bei den Angehörigen verheilt und vernarbt sind, dann sollte man besser schweigen. An dieser Stelle lagen Unrecht und Recht so nahe beieinander, dass jeder Schritt nach rechts oder links zu einer vollkommen anderen Sichtweise führte. Ich ging daraufhin zur Hospizleitung, um mir in rechtlichen Belangen Aufschluss geben zu lassen, aber auch sie sagte mir nichts anderes als der Arzt. Zudem verspürte ich die schmerzende Abwesenheit meiner Freundin, und die Frage machte mich fast wahnsinnig, ob ich eine persönliche Niederlage für die Einhaltung der Schweigepflicht für einen Menschen, den ich nicht einmal ausstehen konnte, einstecken wollte. Ist die persönliche Zufriedenheit durch die Schweigepflicht einzuschränken? Nein, sie dient allein dem Schutz des menschlichen Lebens, aber nicht auf die Art und Weise, dass es eine Beziehung belastet oder gar das eigene Denken zerstört. Mit diesem Entschluss ging ich zu den Behörden und erzählte die gesamte Geschichte, die, da keine Eile mehr geboten schien, nicht zu meinen Ungunsten ausgelegt wurde, da mein innerer Kampf mit der Schweigepflicht akzeptiert wurde. Es war eine unabdingbare Erfahrung meines Lebens, dass mir dort, wo ich die Menschlichkeit und Hilfe am wenigsten erwartet hatte, entschlussreich geholfen werden konnte. Zufrieden mit mir und dem sicheren Gefühl, die größtmögliche Pietät bei dieser Entscheidung walten gelassen zu haben, ging ich zu meiner Freundin, und sie empfing mich mit offenen Armen. Auf die Frage, die ich mit einer fragilen Stimmlage an sie richtete, ob sie mich verlassen hätte, wenn ich mich für die Einhaltung des Schweigens entschieden hätte, antwortete sie verneinend, denn es wäre ihr nicht um die Eröffnung des Sachverhalts bei den Behörden gegangen, sondern darum, mir mein eigenes Selbstverständnis von Recht und Unrecht vor Augen zu führen, und das konnte sie nur, indem sie mich von sich selbst isolierte. Sie wusste um den Einfluss, den sie auf mich hatte, und wollte mich allein, als frei denkende Person, entscheiden lassen. Mit diesem inneren Kampf sah ich auf einmal, dass ich mich davor hüten musste, mich zu sehr in die Hände meiner Freundin zu geben, nicht, weil ich befürchten musste, dass sie sich jemals falsch entscheiden würde, sondern um mich nicht selbst als eigenständige Person aufzugeben, denn ihre Liebe gründete sich zum großen Teil darauf, dass wir untereinander ein beliebiges Thema auf derselben Ebene besprechen konnten, ohne den anderen ab- oder aufzuwerten. Dies ist einer der Gründe, so weiß ich heute, warum wir niemals ernsthaft und mit gezückten Messern gestritten haben, denn wir wussten, dass dies nicht die Art war, die uns beiden inne lag.

## XXVI

Dieses Hochgefühl nahm ich mit ins Hospiz, als ich an jenem Morgen jenen Mann in den mittleren Jahren antraf und mich ob seiner intelligenten Augen fragte, welches Schicksal ihm scheinbar ungerechterweise widerfahren war. Ich begrüßte den Mann mit meiner neu erlernten

Zurückhaltung, doch diese war unnötig, denn mein Gegenüber schwang sich vom Bett und reichte mir die Hand, als hätten wir uns zu einem Verkaufsgespräch oder zu einer offenen Diskussionsrunde getroffen. „Wie beginnen Sie im Allgemeinen eine solche Beziehung?“, fragte der Mann ohne Hemmungen. – „Ich“, begann ich überrumpelt, „nun ja, meistens erkläre ich den Menschen den Ablauf der folgenden sieben Tage, sozusagen ihren letzten Gang.“ – „Verzeihen Sie meine Art, aber ich habe in meinem Leben nichts anderes gemacht, als Fragen zu stellen, und noch im Kampf mit dem Tod ist es mir nicht vergönnt, die Menschen in meiner Umgebung in Ruhe zu lassen.“ – „Was haben Sie denn für einen Beruf ausgeübt, wenn ich fragen darf.“ – „Natürlich. Ich meine, natürlich dürfen Sie mich alles fragen, was Sie wollen, denn nur im Gespräch selbst erkennt man die wahren Umstände einer Lebenssituation, ob von sich selbst oder von den Menschen um einen herum. Nun zu Ihrer Frage: Ich war mehr als zwanzig Jahre Professor, Altphilologe, um genauer zu sein.“ – „Altphilologe? Sie haben demnach mit alten, nicht mehr lebenden Sprachen gekämpft?“ – „Gekämpft ist ein interessanter Ausdruck für das, was ich getan habe, aber ja, ich kämpfte mit toten Sprachen, wenn Sie es so wollen.“ – „Konnten Sie diese oftmals verworrenen Rätsel lösen?“ – „Sie haben eine merkwürdige Art zu fragen, muss ich feststellen. Ja, ich habe dazu beigetragen, mehrere Rätsel zu lösen, und war im Allgemeinen bei meinen Kollegen ein häufig angesprochener Ratgeber. Aber was bedeutet das alles im Angesicht des nahenden Todes?“ Diese Direktheit in zwei aufeinander folgenden Sätzen war für mich schockierend. Einerseits erkannte er seine Leistung im Leben an, und zugleich stellte er sie in Frage, da er in sieben Tagen nicht mehr sein würde. ‚Welch ein widersprüchlicher Mensch, dieser Professor, dessen Rätsel mich in diesen wenigen Minuten zu interessieren begann.’ An seinem darauffolgenden, luftraubenden Husten konnte ich bereits erahnen, dass es sich bei ihm um eine Art des Krebses handelte, der im Bereich der Lunge unaufhaltsam wucherte, denn äußerlich machte er einen recht kernigen Eindruck. ‚Hätten wir uns auf der Straße getroffen und er hätte mir eröffnet, dass er Professor sei, wäre mein erster Gedanke gewesen, dass seine hagere Erscheinung gewiss meinem geistigen Bild von einem Professor für alte Sprachen entsprach.’ „Wissen Sie“, begann er, nachdem ich ihm ein Leinentuch zum Abwischen des Schleims gegeben hatte, „ich habe mein Leben lang nicht geraucht und auch nur selten mit Menschen längeren Kontakt gehabt, die rauchten, und ausgerechnet mich bestraft Gott mit einem hartnäckigen Lungenkrebs.“ – „Sie sind gläubig?“ – „Nicht auf traditionelle Art. Ich glaube an ein höheres Wesen, das dies alles geschaffen haben muss, das sozusagen die Fäden des Lebens so lange gezogen hat, bis es sicher sein konnte, dass das Leben von sich aus weiterentwickeln würde, doch ich habe seit Jahren keine Messe mehr besucht. Die kirchliche Doktrin, so interessant sie für mich in Bezug auf mein Lehrfach ist, langweilt und stößt mich in ihrer Auslegung ab.“ – „Ich verstehe Sie, denn ich denke ähnlich. Jedoch ist es ungewöhnlich, dass ein Patient mir in den ersten Minuten von seiner todbringenden

Krankheit erzählt.“ – „Warum sollte ich sie verschweigen, immerhin kann ich das Husten ja auch nicht verstecken?“ – „Ich denke zuweilen, dass sich die meisten Patienten für ihre Krankheit und ihre Entscheidung schämen, denn sie glauben wahrscheinlich, dass man sie dadurch als Mensch weniger achten würde, aber wenn sie erkennen, dass wir keinesfalls so denken, öffnen sie sich und berichten von den Dingen, die ihnen wichtig erscheinen. Doch dies braucht im Allgemeinen seine Zeit.“ – „Was wäre das?“ – „Manche ordnen ihr Leben in den letzten Tagen und jene, die dies bereits vorher getan haben, erzählen von ihren Erinnerungen. Manche hingegen schweigen mehr, als dass sie reden, oder haben einfach nichts zu erzählen. Jeder Mensch ist in diesen sieben Tagen anders. Das ist es wahrscheinlich auch, was mich an dieser Arbeit dermaßen fasziniert.“ – „Es ist immer gut, wenn die Arbeit die Menschen dahinter faszinieren kann, denn was wären wir in der heutigen Zeit ohne das Gefühl, einer sinnvollen Arbeit nachzugehen? Ich habe Zeit meines Lebens meine Arbeit mehr als geliebt, habe ihr sogar mein gesamtes Leben geopfert. Ich…“ Seine Stimme brach ab und ich erkannte einen kurzen Augenblick die Melancholie in seinem Ausdruck, doch so schnell dieser kam, so schnell wischte ihn der Mann weg und war wieder derjenige, der er vorher war. „Entschuldigen Sie", nahm er den Faden wieder auf, „vielleicht werde ich Ihnen ein wenig mehr aus meinem Leben erzählen, doch nicht heute. Dies ist mit Sicherheit kein freudiger Anlass, und ich habe nicht erhofft, hier mehr als einen würdigen Abschied zu bekommen. Daher erbitte ich mir einen Tag Auszeit, ehe wir vielleicht morgen mit dem Gespräch fortfahren.“ – „Seien Sie gewiss, dass ich da sein werde, wenn Sie mir etwas erzählen möchten.“ – „Das ist gut zu hören. Vielen Dank.“ – „Gern geschehen.“ – „Später am Nachmittag werden mich einige Familienangehörige besuchen. Können wir es zu dieser Zeit arrangieren, dass ich mich aus dem Hospiz in den nahen Bergen verabschieden kann?“ – „Dies stellt kein Problem dar, Sie sind ein freier Mann, der das machen kann, was ihm beliebt. Nur die wenigen ärztlichen Untersuchungsgespräche müssen Sie wegen der rechtlichen Absicherung einhalten, doch auch dies wäre kein Beinbruch, wenn man da etwas schiebt. Soll ich das Abendessen bei uns für Sie absagen oder wollen Sie mehrere Gerichte bestellen?“ – „Sagen Sie es ab, ich habe gehört, dass es im Ort ein sehr gutes Restaurant geben soll.“ – „Ja, es ist wahrlich wundervoll dort, das sagen viele Patienten.“ – „Ich danke Ihnen für Ihre liebevolle und doch distanziert-professionelle Aufnahme hier in diesem Hospiz! Ich bin mir sicher, dass Sie trotz Ihres jugendlichen Alters der geeignete Mensch sind, mich in meinem Tod zu begleiten.“ Beim Verlassen des Zimmers wurde ich der Gänsehaut gewahr, die dieser Mensch bei mir verursacht hatte. Es waren nicht seine Worte, die allzu deutlich seinen Gefühlszustand auszudrücken vermochten, sondern es war die unterschwellige Melancholie, die mich zweifeln ließ, ob die Geschichte des aufopfernden Professors alles ist, was diesen Mann darstellt.

# XXVII

Erst am fünften Abend eröffnete er mir das Geheimnis seines Lebens, denn bis zu diesem Zeitpunkt war es schier unmöglich, mehr als fünf Minuten mit ihm allein zu sein. Viele seiner Kollegen und Freunde aus aller Welt waren vorbeigekommen, um von ihm Abschied zu nehmen, und ich erkannte, dass die Welt des Geistes ein über den gesamten Planeten ausgebreitetes Netz war, eine ganze Familie im Großen darstellte und durchaus eine war, in der sich ein Mensch wohlfühlen konnte, selbst wenn er für sich der einsamste Mensch der Welt war. Die starke Verbundenheit mit anderen über das eigentliche Wesen des Fachs hinaus war ein Rettungsanker für viele, die in ihrem Leben auf so manches freiwillig verzichteten, um diesen Weg einschlagen zu können. Mit diesem Erkennen befand ich mich bereits auf der Spur, um das Rätsel meines Patienten zu lösen, denn auch er hatte in seinem Leben auf vieles verzichtet, das andere im vergleichbaren Alter als Selbstverständlichkeit genossen. Er war den normalen Weg an einer Universität gegangen, war in seiner Studienzeit erst Hilfswissenschaftler, bis er seinen Abschluss in der Hand hielt, um danach als wissenschaftlicher Mitarbeiter mehr als siebzig Stunden in der Woche für seinen Traum von einer Professur zu schuften. Nebenbei verging seine Jugend und das frühe Erwachsenenalter, aber mit dreiunddreißig hatte er es geschafft, nur drei Jahre nach seiner Doktorarbeit erhielt er die Berufung für einen Professorenposten an einer ausländischen Universität, auf eine Stelle, auf die er sich aus Spaß beworben hatte. Nun stellte sich die Frage, ob er es auch noch verkraften könne, das Wenige, was er im Leben an Sozialem aufgebaut hatte, zurückzulassen, um eine Stelle in einer völlig fremden Umgebung anzutreten. „Ich entschied mich dafür“, sagte mein Gegenüber in einer Stimme, deren Unterton erneut melancholisch getrübt war, „und zog aus meinem alten Leben in ein neues, was jedoch schneller meinem alten ähnlicher wurde, als ich es mir erträumen konnte, denn weder die fachspezifischen Gespräche noch die Lebensumstände innerhalb meines Lebens änderten sich wirklich dramatisch, außer dass ich in einer anderen Sprache Essen bestellte oder einkaufen ging. Zeit für ein normales Leben gab es auch dort nur sehr begrenzt, und ich kam nicht umhin, diesen Schritt zugleich als angenehm zu empfinden, ob der wenigen Hindernisse, als auch als wehleidig wegen der wenigen Veränderungen. Ich lebte für die Forschung und für die Studenten, nur dass ich ab jenem Zeitpunkt ein angesehener Mann meines Faches war. Die nächsten zehn Jahre kann ich getrost unter den Tisch fallen lassen und nur die Veröffentlichungen in Fachzeitschriften, die von wenigen Enthusiasten und Studenten gelesen werden, waren mein einziges Lebenszeichen. Mit Mitte vierzig hatte ich alles erreicht, was es in meinem Beruf zu erreichen gab, doch ich wusste zugleich, dass im privaten Bereich eine glatte Null auf der Ergebnistafel stand. In mir drängte sich das Gefühl auf, dass ich etwas gegen diese Null unternehmen müsse, um mich endlich als Mensch innerhalb der Gesellschaft fühlen zu

können. Ich gab heimlich Kontaktanzeigen auf und bewarb mich für wissenschaftliche Grabungen, erneut in der Fremde, dort, wo die Kultur, deren Sprache ich flüssig sprechen konnte, gelebt hatte. Nur raus aus dem Studierzimmer und hinein in die Wirklichkeit war mein Motto, doch unter denjenigen, die antworteten, war weder eine Zusage für eine Grabung noch eine mich interessant findende Dame, die nicht aus finanzieller Not mit mir ausging. Ich hatte es gewagt, mein Schneckenhaus zu verlassen, und musste erkennen, dass die Planlosigkeit meines Fluchtversuchs zum Scheitern gebracht wurde, indem ich alles verlangte und nichts geben konnte. Als ich verstand, dass die Welt anders tickte als ich in meinem Innern, gab ich mich meiner Heimstätte preis und schwor mir innerlich, nie wieder einen Fluchtversuch zu wagen. Fünf weitere Jahre vergingen, und ich wurde in meinem Fach zu einem der renommiertesten und meistzitiertesten Forscher, doch was sagt das schon aus über die Qualität des Lebens, das man hinter dem Schreibtisch, im Leuchtkegel der Lampe, führt? Was sagen diese schnöden Auszeichnungen anderes aus, als dass diese Menschen, die mich zitierten, entweder noch sehr jung waren oder ihr Leben mehr genossen hatten?“ Er machte eine Pause im Sprechen, und ich hatte die Gelegenheit, kurz hinter die Maske zu blicken, die der Professor sonst zur Schau trug. Ich suchte nicht nach Lücken in seinem Selbst, sondern nach dem, was immer noch in seinem Innern flackern musste, denn ein gesellschaftlicher Mensch stirbt zwar allein, aber dennoch stets im Verbund mit seiner Umwelt. Und für einen kurzen Moment, in dem er seinen Mundwinkel ein kleines bisschen zu einem Lächeln verbog, erwuchs in mir die Gewissheit, dass nun der entscheidende Augenblick unseres Gespräches gekommen sei. „Aber“, begann ich mit leiser, dennoch kraftvoller Stimme, „nach diesen fünf Jahren der erneuten Warterei geschah etwas vollkommen Unerwartetes, oder? Was war es?“ – „Wie können Sie davon wissen? Aber was frage ich!? Sie kennen die Menschen wahrscheinlich besser, jene, die auf den Tod warten, und haben dies bereits öfters erlebt. Nicht wahr?“ – „Ja und auch wieder nein. In ihrem Falle eher nein.“ – „Ist auch nicht wichtig! Sie haben recht, ich wurde von meinem Institut beauftragt, ein unplanmäßiges Forschungssemester einzulegen, um mit einem Kollegen ins Ausland zu reisen. Dort sollte ich helfen, neu entdeckte alte Tontafeln zu entziffern, die eine neuartige Sicht auf die Lebensumstände in der Antike geben sollten. Unvermittelt sah ich einen Traum von mir erfüllt und packte meine Koffer. Wir flogen dorthin, raus aus meinem alten Trott, in ein Abenteuer, das ich nicht mehr für möglich gehalten hatte. Das war vor gut einem Jahr, und ich war seither seliger und zufriedener mit meinem Leben als jemals zuvor. Doch schien es mit meinem Glück nicht zu Ende, denn kaum, dass wir dort ankamen und uns an die Ausgrabungsstätte begaben, lernte ich eine Frau kennen, die uns als unterstützende Kraft von der dortigen Universität zugeteilt worden war. Wir verliebten uns, und ich erlebte nicht nur den Herbst meines Lebens, sondern vielmehr war dies der Frühling, denn seit meinen Studienjahren war ich einer Frau emotional nicht mehr so nahe gewesen.

# XXVIII

Sie war der reinste Liebreiz, und ich konnte kaum erahnen, wie ich über die Jahre hinweg diesen latent drängenden Gefühlen standhalten konnte. In mir traten gestaute Seen über die Ufer, die mein gesamtes Lebensbild veränderten. Plötzlich hatte ich Zeit für meine neu erwachte Liebe, nicht, weil ich in diesem Land weniger Aufgaben hatte, sondern weil sie mir leichter von der Hand gingen. Es schien, als wäre ich durch sie in den berühmten Jungbrunnen gesprungen, in den Quell der Ewigkeit hinabgetaucht, zu den Gründen meines immer noch scheinbar jungen Wesens. Ich genoss jede Minute der vier Monate, die ich mit ihr verbringen durfte, und bekam ein weiteres Forschungssemester genehmigt, dessen Intensität noch höher war als die des vorherigen. Was soll ich mehr sagen? Ich war zum ersten Mal glücklich, nein, das stimmt nicht ganz. Glücklich war ich auch mehrere Male vorher, aber niemals so erfüllend glücklich. Jede Faser strotzte vor Kraft und Tatendrang, und als ich routinemäßig die Ergebnisse meiner Arbeit an meiner heimatlichen Universität niederschrieb, begann ich eines Abends zu husten. Zuerst hatte ich das Gefühl, dass es sich um eine Grippe handeln würde oder dies die Zeichen der Umstellung waren, nach dieser langen Zeit im beinahe subtropischen Klima. Als am fünften Tag trotz einer Vielzahl an Medikamenten keine Besserung eintrat, machte ich einen Termin bei einem befreundeten Arzt an der Universität für den nächsten Tag aus, doch ehe ich mich versah, lag ich blutspeiend im Krankenhaus. Wenige Tage nach meinem Versprechen, zu meiner Geliebten zurückzukehren, musste ich ihr gestehen, dass ich dieses Versprechen nicht würde halten können. Dies war vor drei Wochen, als mir der Arzt mitteilte, dass er mir höchstens noch zwei Monate geben würde. Da ich im ersten Moment keinen klaren Gedanken fassen konnte, nahm ich die Ratschläge meines Arztes, ohne recht zuzuhören, entgegen und verließ das Krankenhaus. Der Professor, mit dem ich im Ausland gewesen war, hatte in der Zwischenzeit den Flug meiner Freundin hierher organisiert, und wir trafen uns unter völlig anderen Voraussetzungen bei mir zu Hause. Zuerst hatte ich meinem Freund sagen wollen, dass ich lieber allein und getrennt von ihr sterben wolle, aber er sagte, dass sie diesen Abschied ebenso brauchen würde wie ich selbst. Wie recht er doch hat, mein guter, alter Freund. Wissen Sie, erst in diesen Momenten der größten Not zeigt sich, was ein wahrer Freund wert ist, nicht nur in den alltäglichen, kleinen Freuden. Sie haben bereits beide kennengelernt, meine Freundin und meinen Freund. Ich werde sie beide vermissen, denn…“ Seine Rede brach ab, und ich schaute diesem Mann zu, wie er innerhalb dieses Gesprächs eine nach der anderen Haut von sich abgestreift hatte, um nun beinahe mit seinem nackten Wesen vor mir zu stehen. Tränen erfüllten seine Augen, aber nicht aus Angst vor dem Tod, sondern aus Dankbarkeit, tiefster Dankbarkeit, das spürte ich. – „Es ist doch so“, begann ich nach einer endlos erscheinenden Suche nach den Worten, die mein Gefühl für ihn ausdrückten, „dass es besser ist, für einen kurzen

Zeitraum in seinem Leben vom Glück erfüllt gewesen zu sein, als alt zu werden, ohne jemals dieses Glück empfunden zu haben! Nicht die Dauer des Glücks ist entscheidend, sondern wie sehr derjenige Mensch, der es erfährt, bereit ist, es in sich aufzunehmen, um es zu erfahren. In diesem Fall braucht das Glück nur einen kurzen, flüchtigen Augenblick, um ein bisher trist voranschreitendes Leben zur vollen Pracht zu entfalten. Die Menschen in der heutigen Zeit haben oftmals ihre Sensualität in Bezug auf ihr Glück eingebüßt, daher glauben viele, dass das permanente Glücksgefühl eine Voraussetzung für ein erfülltes Leben sein muss, und dabei betrügen sie sich nur selbst. Ihr Glücksgefühl, das aus dem tiefsten Herzen herbeigesehnt wurde, hat seine Erhöhung durch die Liebe zu ihrer Freundin gefunden und wurde dadurch zur Realität." – „Ich weiß, darum macht es mir auch selbst wenig aus, das Leben und meine Mitmenschen zu verlassen, aber ich glaube, dass es für sie schwerer werden wird." – „Das glaube ich nicht, denn immerhin wurden Sie von Ihrer Freundin mit allen Denkarten geliebt, was bedeutet, dass sie ebenso über dem einfachen Leben steht wie Sie. Ich glaube, sie hat bereits den Wert ihres gemeinsamen Glückes erkannt und wird in dem sicheren Wissen weiterleben, dass es eine höhere Gerechtigkeit gibt, die Sie beide eines Tages wieder zusammenführen wird." – „Danke", gab er mir leise nach einigen Momenten der raumfüllenden Stille zurück, „ich weiß Ihre Anteilnahme an meinem Glück zu schätzen und hoffe, dass Sie, nein, ich bin mir sicher, dass Sie dieses Glück dereinst ebenfalls empfinden werden, wenn Sie es bisher noch nicht kannten." Bevor wir uns zwei Tage später, in denen wir routiniert miteinander umgingen, voneinander verabschiedeten, wollte ich für mich selbst erfahren, ob meine Freundin dieses Glück für mich bereithalten konnte. Sie ertappte mich bei dem Gedanken, auch wenn sie nicht ahnen konnte, welche Hintergedanken dabei waren. Sie kannte mich mittlerweile besser als ich mich selbst und ertappte mich jedes Mal dabei, wenn ich in wichtigen Gedanken versunken war. Zuerst wartete sie einige Zeit, bis sie sich sicher sein konnte, dass ich das Problem für mich selbst gelöst hatte oder nicht weiterkam, und sprach mich darauf an, doch diesmal war sie der Mittelpunkt meiner Betrachtung. Sie spürte, dass dies keine Kleinigkeit sein konnte, und stellte mich zur Rede, wie sie es sonst nie getan hatte. Ich erzählte ihr, was mich beschäftigte, und sie konnte mich beruhigen, indem sie sagte, dass junge Paare niemals während und kurz nach dem Verliebtsein das allerfüllendste Glücksgefühl verspüren würden. Ein solches Gefühl müsse sich notwendigerweise nicht nur im Herzen, sondern im ganzen Körper verbreiten, und daher erscheine es als beinahe unmöglich, dass es in den jungen Jahren geschehen konnte, wenn ein Mensch überhaupt das Glück habe, dieses andere, jugendhafte Glück zu verspüren. Diese Antwort war mir keineswegs ausreichend, und ich drängte sie zu einer konkreten Aussage, doch ihr blieb keine andere Wahl, als auszuweichen, denn die Wahrheit ist in manchen Augenblicken hinter einer undurchsichtigen Wand verborgen, deren Nebel sich erst mit den Jahren lichtet. Um eine Antwort auf diese drängende Frage zu erhalten, musste ich demnach warten. Dabei hasste ich nichts mehr

in meinem Leben als auf etwas zu warten, gleich ob es eine Kleinigkeit oder ein bedeutungsvolles Ereignis war. Selbst der Umgang mit den widerwärtigsten Patienten war mir lieber als gedankenverloren auf eine fremde Handlung zu warten, denn selbst bei ihnen findet man stets einen menschlichen Kern, gleich wie sehr dieser auch verkümmert sein mochte.

## XXIX

Dass man sich diese Patienten dennoch nicht wünscht, brauche ich wohl nicht zu erwähnen, doch gleich der nächste Fall, eine Woche nach dem Verscheiden des Professors, holte mich auf den Boden der Tatsachen zurück, härter, als ich es allgemein für möglich gehalten hätte. Als ich in das Zimmer eintrat, um den Mann näher kennenzulernen, erschrak ich ob des Anblicks und wich im Geiste einige Schritte zurück. Vor mir lag ein körperliches Wrack auf dem Bett, eingefallen und scheinbar in den letzten Zügen. Ich wunderte mich, dass wir einen derartigen medizinischen Notfall bei uns aufgenommen hatten, und stellte mich dem Mann vor, der aber schweigend ins Leere starrte. Es schien ihm meine Anwesenheit und meine Tätigkeiten egal zu sein, und ich entschied, dass ich, um ihn sinnvoll und mit dem nötigen Respekt zu behandeln, mit der Leiterin sprechen musste. Ich brauchte mehr Informationen, damit ich nichts Falsches machte, wenn dieser Mann wirkliche medizinische Hilfe brauchte. Bisher hatten mir die Menschen oder die behandelnden Ärzte kleinere Instruktionen mitgegeben, aber in diesem Fall wusste ich rein gar nichts. Als ich bei der Leiterin eintrat und sie meinen hilflosen Blick sah, sagte sie mit einer einfühlenden Stimmlage, dass sie auch nicht erwartet habe, dass der Mann mehr als drei Worte mit mir wechseln würde. Ich setzte mich, und sie begann, mir den Fall auszubreiten. „Der Mann war vor fünf Jahren nach einer Lebenskrise dem Alkohol verfallen, der seinen Körper so weit ausgezehrt hatte, dass die Leber kurz vor dem Versagen stand. Den ersten Niederschlag hatte er vor einigen Wochen gehabt und sich nach der kurzzeitigen Genesung und der Versicherung des behandelnden Arztes, der ihm sagte, dass die nächste Attacke schon morgen kommen könne und mitunter die tödliche sein würde, entschieden, dass es besser für alle Beteiligten sei, dass er sich planvoll und mit der letzten Würde, die ihm geblieben ist, aus dem Leben zu verabschieden gedenke. Aus diesem Grunde habe er den letzten Anteil an seinem ehemaligen Haus seiner getrennt lebenden Ehefrau verkauft, um die Kosten dieser letzten Reise aufzubringen, denn es sei ihm von seiner Versicherung nichts gestellt worden. Auch wenn ich“, warf die Leiterin ein, „niemanden von meinem Personal mit dieser Aufgabe beauftragen wollte, habe ich diesen Patienten angenommen, denn was hätte er in der Welt außerhalb dieses Hospizes an Würde erwarten können? Die einzige Hoffnung und der Grund, warum ich Sie ausgewählt habe, ist jener, dass ich davon ausgehe, dass Sie mit einer anderen Einstellung an den Fall herangehen werden als ein Pfleger im gleichen Alter wie der Mann. Ich

kann Ihnen keine genauere Begründung als dieses Gefühl mit auf den Weg geben, doch ich hoffe, nein, ich bin der festen Überzeugung, dass Sie der Richtige für die Begleitung dieses Mannes sind.“ Als ich das Zimmer der Leiterin verließ, wusste ich nicht, warum ich überhaupt dorthin gegangen war. Wollte ich nur wissen, was dem Mann fehlte, um bei ernsthaften Beschwerden instruiert zu sein, oder wollte ich genauere Kenntnis darüber haben, warum die Leiterin ausgerechnet mich strafen wollte, denn dieser Fall wirkte auf den ersten Blick auf mich wie eine reine Bestrafung? Ohne eine wahrhaftige Gewissheit erhalten zu haben, ging ich in das Zimmer meines Patienten zurück und wollte alles auf mich zukommen lassen. Notfalls würden wir uns die ganze Woche anschweigen. Ich nahm mir vor, nichts weiter als der Pfleger dieses Mannes zu sein, wie es meine Arbeit verlangt, doch er musste sich mir gegenüber öffnen, wollte er von mir etwas verlangen. Dass ich mit dieser Einstellung völlig falsch lag, erkannte ich wiederum erst, als der Mann sein gewünschtes Ende bekommen hatte.

## XXX

Kaum hatte ich sein Zimmer betreten, sprach er mich an: „Ich glaube, nein, eigentlich weiß ich, dass Sie mich verachten, Sie sind überzeugt, dass ich mein Leben ruiniert habe und aus diesem Grund es verdiene, so früh zu sterben. Nicht wahr?“ – „Ich kann Ihnen nicht widersprechen“, begann ich frei heraus, „aber auch nicht zustimmen. Dass der Alkohol Menschen und ihr Leben zerstören kann, das wussten Sie auch vorher schon, und spätestens nachdem Sie in die Abhängigkeit geraten sind, spürten Sie sicherlich die körperlichen Auswirkungen, sodass Sie sich nicht aus der Verantwortung reden können. Obwohl ich überzeugt bin, dass Sie das nicht machen, denn Sie stellen sich ja auch den Konsequenzen, die Ihnen ein wenig aufgezwungen werden. Auf der anderen Seite glaube ich nicht daran, dass eine Abhängigkeit, besonders nicht die alkoholische, ohne Hintergrund geschieht, und in Anbetracht dieser Feststellung kann ich Sie nicht verachten, denn ich bin auch hier der festen Überzeugung, dass Sie einen guten Grund hatten, sich der realen Welt, so hart sie auch immer gewesen sein mag, entzogen zu haben. Vielleicht verachte ich Ihre Schwäche, aber wer weiß, was Sie im Vorhinein alles mitgemacht haben, bis es zu dem ersten Verdrängen kam.“ – „Sie sind aber offen! Ich liege kaum auf dem Bett und gewöhne mich an die Umgebung, die in den nächsten Tagen meine letzte auf der Welt sein wird, und Sie legen los, als wäre der Teufel hinter Ihnen her.“ – „Ich denke nur, dass unser Zusammenspiel in den nächsten Tagen von Vorurteilen und Fehlmeinungen geprägt wäre, wenn wir nicht mit offenen Karten spielen. Ich finde, dass Sie die Konsequenzen für Ihr Handeln mit größtmöglicher Würde tragen und gewiss auch Ihre Gründe für den Lebenswandel gehabt haben. Daher muss ich Ihnen sagen, dass ich keinesfalls gegen sie eingestellt bin, allerdings…“ Ich stockte in der Rede. – „Allerdings?“

fragte er mich. – „Nun ja, ich kann weder den Menschen, die der Welt entfliehen, noch jenen, die sie mit allen Mitteln zu verändern suchen, ein Freund sein. Mein Geist sagt mir, dass Sie nicht wahrhaft anders sein müssen als andere Menschen, die ich betreue, aber sehen Sie es mir nach, wenn ich zu Ihnen keine sonderlich persönliche Beziehung aufbauen kann." – „Es ist gewiss zu viel verlangt", begann er, nachdem er mich eine Weile gemustert hatte, „dass es Ihnen gelingen wird, mich in den sieben Tagen zu mögen, aber der Respekt, den Sie mir als Menschen entgegenbringen, gleich ob ich ein Schuldiger oder Unschuldiger bin, ist mehr wert, als ich von vielen anderen Menschen in den letzten Jahren erhalten habe. Ich möchte nicht zu sehr das Mitgefühl in Ihnen erwecken, aber als Alkoholiker ist das Leben keinesfalls als fair einzustufen. Überall wird man mit dem Stempel der Untauglichkeit und des Nichtsnutzes abgetan, und keiner versucht, das wenige, was man noch an Selbstwürde besitzt, zu erhalten, sondern zertritt es achtlos wie einen Käfer auf dem Boden. Daher ist es für mich beinahe eine herzerfrischende Freude, wenn Sie mich, frei von niederen Beweggründen, als einen Patienten ansehen, den Sie in den Tod begleiten. Dafür möchte ich mich bereits im Voraus bedanken." – „Sie sollen wissen, dass, obwohl ich Ihnen ganz klar die Grenzen unserer Beziehung aufgezeigt habe, es nicht heißt, dass ich nicht für Sie da sein werde, wenn Sie mich brauchen. Wenn Sie den Drang haben, mir etwas mitteilen zu wollen, gleich, worum es auch geht, sagen Sie Bescheid, ich werde da sein." Mit diesen Worten und dem sicheren Gefühl, zumindest eine wackelige Brücke zum Patienten geschlagen zu haben, ließ ich ihn allein und ging daran, einige Angelegenheiten zu erledigen, die für den Mann in den nächsten Tagen anstanden. Und obwohl ich ihm eine klare Absage an eine persönliche Beziehung gegeben hatte, war es mir, als ob ich tief im Herzen wahres Mitleid mit diesem Mann verspürte.

## XXXI

Jeden Tag erfuhr ich ein wenig mehr über das Leben, das er während seiner Alkoholsucht geführt hatte, wie er sich selbst nur sehr schwer kontrollieren konnte, gleich was er auch machte, es fehlte ihm an der nötigen Kraft und Konzentration, und je mehr er sich einredete, dass es dennoch gehen musste, desto mehr erwuchs in ihm die Aggression, jedoch nicht unbedingt gegen die Außenwelt, sondern gegen sich selbst. Dennoch musste die Wut aus seinem zerspannten Körper, und damit verbaute er sich immer mehr den Weg zurück in ein normales Leben. Er verlor nicht nur seine Frau, sondern auch mit ihr die zwei Kinder, die Arbeit und nach und nach sein gesamtes Umfeld. Ständig befand er sich auf dem Weg hinab ins soziale Elend und keiner reichte ihm die Hand, um diesen Absturz aufzufangen, nur ab und an zahlte seine Frau, die die Scheidung noch nicht eingereicht hatte, kleinere Summen, mit denen sie ihm langsam das gemeinsame Haus abkaufte. Als dann das Ergebnis des nahenden Todes feststand, lieh sich der neue Mann der Frau das

Restgeld von einer Bank, damit der Todgeweihte bei uns im Hospiz sein Ende finden konnte. Nicht mal fünf Jahre hat der Zerfall seines Lebens gedauert, aber es war eine Zeit, in der nichts funktionierte, in der selbst die einfachsten Erledigungen zu hohen Klippen wurden, deren Umschiffung nicht ohne Hilfe gelingen konnte. Eines Tages war er dann gegen eine dieser Klippen gerast und fand sich im Krankenhaus wieder, wo die erschütternde Diagnose gestellt wurde, dass er eigentlich mit diesen Werten bereits seit längerem nicht mehr leben dürfte. Diese Nachricht gab dem Geist, der sein Leben bereits aufgegeben hatte, den letzten Rest. Er gab auf und schloss mit seinem Leben ab. Daher weinte dieser Mann nicht, weil er sich nicht wie ein Klammeraffe an sein Leben heftete, sondern weil er in diesen letzten, einsamen Tagen erkannte, dass ihm ein wenig seiner alten Würde als Mensch geblieben war und dass ihm dieses Wenige mehr bedeutete, als er zum Leben brauchte. Hier, in diesem Hospiz, unter diesem Dach und in diesem einen Bett, hatte er noch mal erfahren, was es heißt, um sein Leben zu bangen. Er weinte nicht aus Trauer, sondern vor Freude, denn es sollte der krönende Abschluss eines Lebens werden, das eine wilde Achterbahnfahrt hinter sich gebracht hatte und am Scheideweg die falsche Abbiegung gewählt hatte. Im Rückblick fragt man sich als Pfleger in einer Einrichtung wie dieser, wie man selbst gehandelt hätte, wenn man in einer vergleichbaren Lage gewesen wäre, und kommt fast ausschließlich zu dem Schluss, dass der Geist, aber niemals das Herz eine Antwort zu geben vermag. Wie soll man mit einem Menschen fühlen, der offensichtlich eine völlig andere Vergangenheit hat? Wie mit einem, der einen anderen Kulturkreis um sich hatte? Wie mit einem reden, der nicht dieselbe Sprache spricht, obwohl es objektiv sogar dieselbe war? Doch ich glaube, so oft es mir auch an Antworten fehlte: Solange man niemals vergisst, dass der Gegenüber seit der Zeugung bis in den Tod ein denkender und fühlender Mensch aus Fleisch und Blut war, kann man nicht falsch gelegen haben.

## XXXII

Vier weitere Wochen zogen ins Land, in denen ich zwei unscheinbare und leicht zu betreuende Patienten begleitete, als mein Jahresurlaub vor der Tür stand. Mit den üblichen Glückwünschen für eine angenehme Reise packten meine Freundin und ich unsere Koffer und flogen in das weltliche Traumgebiet unserer Jugend, in die Karibik, genauer gesagt nach Jamaika. Dort hatten wir uns ein kleines Hotelzimmer abseits der touristischen Hauptpunkte gemietet und kamen zum Glück ohne große Probleme dort an. Noch von unserem ersten Flug ein wenig durch den Wind, genossen wir den ersten Abend, indem wir auf einem nahen Felsen den ersten Sonnenuntergang in der Karibik genossen. Es war ein ergreifender Augenblick, als die Sonne die Farbe von ihrem intensiven Orange ins Blutrote wechselte, einem Ereignis, von dem man sagt, dass es böse Geister

in den Meeren aufwecken würde. Ob und inwieweit es böse Geister waren, die durch die Sonne heraufbeschworen wurden, konnten wir nicht sagen, aber als uns der Zufall am folgenden Tage mitten in das wahre Herz von Kingston brachte, wussten wir, dass wir nicht rein zufällig hier waren. Auch wir versuchten uns in der ersten Woche anhand der präsentierten Kultur ein Bild von den Menschen und dem Land zu machen, doch bald wurde uns augenscheinlich, dass der Blick nach rechts und links verboten schien. Wir sahen prächtige Straßen und wunderschöne Häuser aus dem 18. Jahrhundert, glaubten aber zu keiner Zeit, dass dies das wahre Herz der Bevölkerung sei. Am sechsten Tag gingen wir in ein Touristikbüro und fragten, als ob wir ahnungslose Touristen wären, wo man in Kingston besser nicht hingehen sollte. Es gab mehrere Gebiete, die für die Gäste aus anderen Ländern aufgeräumt waren, die sich für die zahlungskräftige Kundschaft präsentierten, aber drumherum waren die Gebiete, in denen die einfache, die normale Bevölkerung lebte. Wir begutachteten uns, ob wir nicht zu auffallend Touristen waren, und mieteten uns ein Taxi, das uns in einen Bezirk der Stadt brachte, der nicht zu den gefährlichen, aber auch keinesfalls zu den reicheren zählte. Dort angekommen bezahlten wir den Fahrer dafür, dass er uns am Abend an gleicher Stelle wieder abholen sollte, und er fuhr davon. Nun waren wir allein und blickten uns wie Touristen, die an einem falschen Ort gelandet waren, nach Hilfe um. Überall waren die Häuser in einem leicht baufälligen Zustand und die nötigen Baumaßnahmen sahen wie behelfsmäßige Notlösungen aus. Aber das sollte uns nicht abschrecken, und wir gingen die Straße hinab, da dort ein Schild einen Einkaufsladen anpries. Als wir aus dem gleißenden Sonnenlicht und der drückenden Hitze in den Laden traten, brauchten wir einige Sekunden, ehe unsere Augen sich an das kühle Dunkel gewöhnt hatten. Es war ein ausgesprochen kleiner Laden, in dem vor allem Waren angeboten wurden, die wir in unseren Hotels niemals angeboten bekommen hätten. Die Männer, die sich um einen kleinen Tisch versammelt hatten und bisher lässig in den Stühlen gesessen hatten, nahmen eine steife Haltung ein und musterten uns argwöhnisch. Im ersten Moment war ich mir unsicher, ob die Entscheidung, in diesen Laden zu treten, eine gute gewesen war, insbesondere, als einer von den Männern aufstand und auf uns zukam. Ich trat unmerklich einen Schritt zur Seite und stellte meinen Körper zwischen den Mann und den meiner Freundin, doch der Mann bog ab und ging hinter seinen Tresen. Bisher war kein Wort gewechselt worden, was die Stimmung so fragil wirken ließ. Als der scheinbare Ladenbesitzer jedoch in einer sehr zutraulichen Stimme fragte, was wir zu kaufen wünschten, fiel mir ein Stein vom Herzen und ich erkannte, dass auch der Mann hinter dem Tresen unsicher wegen unserer Anwesenheit war. Ohne über mögliche Konsequenzen nachzudenken, streckte ich meine Hand über den Tresen und stellte mich vor. Der Mann ergriff zuerst zögerlich, dann mit Bestimmtheit meine Hand und nannte uns im Gegenzug seinen Namen. Um das Gespräch nicht erneut abebben zu lassen, fragte ich ihn, was er an landestypischen Speisen im Angebot hätte, und er zeigte mir einige Getränke und Obstsorten,

von denen ich einen Teil kannte, den anderen jedoch nicht. Von den Unbekannten kauften wir mehrere, und der Mann packte sie zusammen. Als ich ihm das verlangte Geld über den Tresen reichte, gewann die Neugier im Manne die Oberhand und der Ladenbesitzer fragte mich, ob wir uns nicht zu ihnen setzen wollten, denn die Mittagshitze würde den Menschen den Verstand rauben. Außerdem würden sie nur sehr selten Gäste aus dem Ausland treffen, denn diese würden von der Stadtverwaltung in engen Korridoren gehalten, damit sie den Gesamtzustand der Bevölkerung nicht sehen. Ich bekräftigte seine Aussage, indem ich ihm beipflichtete, dass uns derselbe Gedanke gekommen wäre und wir aus diesem Grunde hier seien. Meine Freundin sagte, dass es für sie kaum einen Sinn ergäbe, uns koloniale Bauweise und Kultur anzuschauen, die wir auch anderswo in einer ähnlichen Form erleben können. Allein das Wetter, die Natur und die Umwelt seien streng genommen anders als bei uns zu Hause. Ich musste ihr recht geben, und nun begannen auch die anderen Männer am Tisch Zutrauen zu uns zu finden und begannen ihrerseits mit Fragen über unsere Heimat. Wir beantworteten sie alle, insoweit es uns möglich erschien, und verglichen gleichzeitig die beiden Lebens- und Denkarten. Am meisten überraschte uns, dass die Menschen hier in den Außenbereichen der Stadt nur sehr wenig von der Welt außerhalb Kingstons wussten und dass dieses Bild ein sehr verzerrtes war. Es schien, als ob sie von der restlichen Welt ein Bild mit sich herumtrugen, dass es nur in ihrer Gesellschaft derartige Probleme gäbe, doch wir klärten sie auf, dass die Lösung von den primärhumanen Problemen wie Hunger, Krankheit und gesellschaftlicher Unordnung neue und oftmals viel kompliziertere entstehen lassen würde, denn der gesellschaftliche Mensch würde niemals in der Gesamtheit mit dem zufrieden sein, was er erreicht habe. Zum einen, das mussten wir den Männern beipflichten, brauche der Mensch jedoch diesen Willen zur Entwicklung, um aus dem Allgemeinen einen besseren Zustand zu entwickeln, doch auf der anderen Seite mussten wir den Männern auch erzählen, dass sich in einer Gesellschaft wie der unseren neben dem natürlichen Drang auch ein künstlicher entwickelt hätte, dessen Auswirkungen den Einzelnen in seiner Zufriedenheit mit dem Leben derart beeinflussen würden, dass ein Schaden nicht absehbar erschien. Bei diesen Worten stutzten die Männer und fragten uns, warum die Regierung nichts gegen diese Verwachsungen unternehmen würde. Wenn die Menschen doch erkannten, dass dies eines der grundlegenden Übel einer Gemeinschaft wäre, dann müsste die Führung doch dagegen vorgehen. ‚Diese Reduktion des Problems auf seine Grundbestandteile ist wahrscheinlich nur noch Menschen gegeben, die in ihrer Einfachheit leben und keine komplexen Probleme zu lösen haben', dachte ich und gab den Männern in allen Punkten völlig recht. „Der Hinderungsgrund ist jener", begann ich nach einer längeren Denkpause, „dass diejenigen, die von diesen Angelegenheiten profitieren, die Macht besitzen, die Gesellschaft mit ausgeklügelten Systemen zu manipulieren. Indem sie in gewissen Entwicklungen Sinniges mit Unsinnigem vermischen und nur das Sinnige präsentieren, ist es dem sich nur unmittelbar

informierenden Grundwesen der Gesellschaft nicht möglich, die gesamte Palette der Vor- und Nachteile und daher auch nicht der Konsequenzen auf lange Sicht abzuschätzen. Jene Mächtigen, die ihre Macht mit äußerstem Erfolg einsetzen, gewinnen somit immer weiter an Macht, und ich möchte nicht wissen, was die Generation nach uns durchmachen muss, um das einfache Glück empfinden zu können, das das Leben bereithalten kann, wenn man nicht von unwichtigen, aber pompös eingerichteten Dingen abgelenkt wird. Wie schwer wird es für einen Menschen der Zukunft sein, sich über die kleinen Entwicklungen im Leben genauso zu freuen wie über die feststehenden Grundaspekte? Hunger und Krankheit und sogar der Tod sind aus meiner Sicht zuweilen wünschenswerte Zustände", schloss ich meine Ausführung, „denn nur im Angesicht der Einfältigkeit des Lebens kann der Mensch das Glück erkennen, dass er in einer Welt lebt, in der Hunger und Krankheit in gewissen Gesellschaften fast keine Rolle mehr spielen und dass selbst der Tod immer weiter hinausgezögert werden kann." Die Männer blickten mich erstaunt an und schwiegen, bis der Ladenbesitzer mir in die Augen blickte und meinte, dass ihr Leben hier in Kingston gar nicht so übel sei, wenn man betrachten würde, welches Leben anstatt dessen in einer hochzivilisierten Gesellschaft zu führen sei. Er sagte, dass er zwar keinen Hunger leide und es ihm hin und wieder gegönnt sei, auch mit seinen Freunden das Leben zu feiern, doch dass der Bezug zu dem einfachen Leben ihn vollkommen anders denken und handeln ließe und dass er sich nunmehr kaum ein anderes Leben vorstellen oder gar wünschen könne.

## XXXIII

Der Tag verging in Gesprächen mit den Männern, die nur selten durch kaufende Kundschaft gestört wurden, denn in der nachmittäglichen Hitze würde sich kein Einheimischer auf den Straßen tummeln und erst am Abend in den Laden einkehren. Am Abend kehrte die Frau des Ladenbesitzers zurück, die eine Verwandte besucht hatte, und wir wurden auch ihr vorgestellt. Mittlerweile waren alle Hürden zwischen uns gefallen, und wir fühlten uns als ein Teil dieser kleinen Gesellschaft, die sich mit Startschwierigkeiten zusammengefunden hatte. Wir wurden von der Frau des Hauses eingeladen, an einem einheimischen, abendlichen Essen teilzunehmen, das zumeist die Hauptmahlzeit des Tages darstellte. Meine Freundin bot sich an, ihr beim Essenmachen zu helfen, und ihre Hilfe wurde gerne angenommen, doch ich sollte bei den Männern bleiben, da sie mir in der immer noch warmen Abendluft das Viertel zeigen wollten, in dem sie ihr Leben verbrachten. Wir machten uns auf den Weg, und ich lernte einige Freunde der Familien kennen, sah das wirkliche Leben der Einheimischen und genoss das warme Gefühl der Gastfreundlichkeit, das echter und herzlicher wirkte als jenes, das man als kalkulierte Empfindung in den Massenzentren des Tourismus' entgegengeschlagen bekommt, dem eindeutig die einfache menschliche Natürlichkeit

abgeht. Als wir zum Laden zurückkehrten, öffnete der Ladenbesitzer erneut und wollte noch eine Stunde für die Käufer offenhalten, bevor er zu uns kehren wollte. Ich ging zu meiner Freundin, die mitsamt der Hausherrin eine übergroße Ladung an Essbarem zubereitete, und als ich leichte Bedenken äußerte, dass das Essen nur zu einem geringen Anteil gegessen werden könne, klärte mich meine Freundin auf, dass die Familie diesen Tag kurzerhand zu einem Familienfest umgestaltet habe. An jenem Abend sollte die Familie zusammenkommen, und wir lernten mehr als dreißig Mitglieder kennen, von denen ich keinen jemals aus meinem Herzen verbannt hätte. Wir aßen und tranken und genossen die herrlichen Speisen mit dem höchsten Wohlwollen, als ich die Hausherrin einen Teller mit leichter Kost füllen sah, den sie aus dem Zimmer in ein anderes brachte, in das schon seit Beginn der Feier mehrmals die Anwesenden gegangen waren. Ich traute mich zuerst nicht, die Frage zu stellen, was sich dahinter verbarg, doch als ich den Mut aufbrachte, erfuhr ich, dass dort der alte Vater des Hausherrn auf seinen Tod wartete. Ich schüttelte mich vor Neugier, wollte jedoch unter keinen Umständen das herzlichste Gastrecht, das ich jemals verspüren durfte, mit den Füßen treten. Ich bemerkte auch, dass dieses Thema in den Gesprächen der Anwesenden keine Rolle spielte, aber vielleicht waren sie auch darauf bedacht, dass wir nichts davon mitbekommen sollten. Dennoch war urplötzlich eine Spannung in mir, denn unbewusst hatte ich in der Zeit im Sterbehospiz eine Art von Totenkult erfahren, der wahrscheinlich an diesem Ort der Erde grundlegend anders war. Oder war er es nicht, weil er christlich geprägt schien? Um bei dem Hausherrn keinen Verdacht zu erregen, sprach ich an diesem Abend nicht davon und wartete bis zum nächsten Tag, an dem wir erneut bei ihnen eingeladen waren, dieses Mal, um einen Ausflug in die unmittelbare, jedoch wilde Natur zu machen, an die schönsten Plätze, die man an einem Tag erreichen kann, fernab von ausgebauten Stränden und angelegten Wanderwegen. Von eng stehenden Bäumen und ihrem Blätterdach vor der starken Sonne geschützt, kämpften wir uns durch das Dickicht und gaben uns ohne jeglichen Anflug von Angst in die Hände unserer Gastgeber. Wir sprachen über alles Mögliche und verglichen die beiden Lebensarten, die sich nur in den menschlichen Grundsätzen glichen, aber in den Ausführungen stets unterschiedlicher nicht sein konnten. Geschickt lenkte ich das Gespräch mit dem Hausherrn auf den Gang in den Tod und er ließ in einem Nebensatz fallen, dass sich sein Vater auf diesem Wege befand. Ich tat, als ob mir der häufige Gang der Familienmitglieder in das Nebenzimmer am gestrigen Abend nicht aufgefallen wäre, und bekam mehr angeboten, als ich im ersten Moment erhalten wollte: eine Begegnung mit dem alten Mann. Zuerst wollte ich ablehnen, da ich um die Würde eines Sterbenden wusste und wie leicht diese von einem Außenstehenden zerstört werden konnte, aber der Hausherr hatte seinem Vater bereits von unserem Miteinander berichtet, sodass ich als ein neues Mitglied der häuslichen Gemeinschaft und nicht als Fremder vor das alternde und sterbende Familienoberhaupt treten würde. Als wir am späten Nachmittag zurückkehrten, ging meine

Freundin erneut der Hausherrin zur Hand, brachte Ordnung in die Unordnung des Vorabends, und ich wurde in die Räumlichkeit des Vaters des Hausherrn geführt. Als sich meine Augen an das sehr diffuse Licht, das durch die engen Jalousien in den Raum fiel, gewöhnt hatten, erkannte ich den alten Mann, wie er auf dem Bett lag und Zeitung las. Ich wunderte mich über die Kraft, die scheinbar noch in dem Manne steckte, und fragte mich, ob sein Warten auf den Tod nicht ein wenig übertrieben erschien. Das Familienoberhaupt senkte die Zeitung und musterte mein Antlitz. Ich brachte in diesem Moment kein Wort heraus, so sehr war ich zwischen den Welten hin- und hergerissen, doch der Sohn des alten Mannes half mir, indem er mich seinem Vater vorstellte. Ich trat vor und reichte dem alten Mann die Hand. „Setz dich", sagte mein liegender Gesprächspartner, und mein Gastgeber übersetzte für uns, „und erzähle mir von dem Leben außerhalb dieser Welt. Ich lese nur selten davon in der Zeitung und die heimischen Ereignisse langweilen mich bereits, seitdem ich nicht mehr laufen kann. Es ist so", fuhr er mit einer weitschweifigen Armbewegung fort, „ich kann es nicht ausstehen, über das zu lesen, was ich früher hätte erreichen können, um es mit den eigenen Augen wahrzunehmen, und suche im Gegensatz zu früher nach den Nachrichten von Orten, die ich niemals erreichen werde, nicht früher und auch nicht heute. Daher, sei so nett und berichte mir von deinem Leben in deinem Teil der Erde." Diese Bitte konnte ich dem Mann unmöglich abschlagen, und obwohl ich hierhergekommen war, um mehr über das Leben dieses Mannes zu erfahren, erzählte ich an diesem Abend aus meinem Leben und legte wie in seinem Sohn den Keim zum Vergleich beider Kulturen, der nicht unbedingt einseitig bejahend für meine ausfiel. Immer mehr erkannte ich selbst, dass ich das, was ich in meiner Heimat bisher zwar für zweifelhaft und zum Teil hinterfragungswürdig gehalten hatte, eigentlich mit dem Herzen ablehnte und auf der Suche nach dem einen Ort dieser Welt schien, an dem diese Fragwürdigkeiten keinen Zugriff auf mich hatten. Doch auch dieser Ort, an dem ich mich im Moment befand, konnte dieser eine Ort nicht sein, denn als ich mit meiner Erzählung endete, begann der alte Mann mir die Widersprüchlichkeiten seines Volkes aufzuzählen und meinen Kritikpunkten entgegenzustemmen. Am Ende glichen sich die Vorzüge und die Nachteile beider Kulturen nahezu vollständig aus, und ich sah die Erkenntnisse des Vortrags bestätigt, allein in einem viel schärfer umrissenen Zustand. „Es ist", schloss ich die Betrachtung, „doch so, dass überall auf der Welt, wo Menschen in einer Gemeinschaft wohnen, das Tor für Unwägbarkeiten und Fehlurteile offensteht, solange keiner mit voller Wachsamkeit dieses Tor bewacht. Als die einzige und grundlegende Frage bleibt damit am Ende nur noch, in welcher Art von Gemeinschaft man leben möchte." Der alte Mann stimmte mir vorbehaltlos zu, auch wenn ich mir nach diesem Abend sicher sein konnte, dass sein Leben trotz aller Schwierigkeiten erfüllter war als das vieler Menschen in den reicheren Nationen, deren Bindungen zur Familie und an die Gesellschaft immer mehr aufgebrochen und zuweilen sogar von gewissen Geistesströmungen negiert wurden. Wäre man gewillt, ein vergleichbares Leben in meiner

Gesellschaft zu leben wie das des alten Mannes, der vor mir auf dem Bett von der wunderbaren Schönheit seiner Zeit auf der Erde sprach, würde man seine Existenz als romantischer Idealist am Rande der Gesellschaft fristen und wäre mitunter am Ende unglücklicher als die Bindungslosen in der Mitte.

## XXXIV

Wir kehrten nach zwei Wochen zurück aus einer Welt, die mit der unsrigen kaum vergleichbar schien. Überall verspürte ich den Drang, meine Umwelt einfach im Gesamten abzustreifen, um mir einen passenderen Anzug maßzuschneidern, doch mit der Zeit konnte ich zum Teil in meine alten Strukturen zurückkehren, die ich vor der Reise alleine und mit offenem Herzen zurückgelassen hatte. Die Tatsache, dass alles, aber auch wirklich alles am rechten Platz war, dort, wo ich es zurückgelassen hatte, brachte in mir den Wunsch zum Vorschein, die grundsätzliche Ordnung, der es gelingt, die eigentliche Unordnung dahinter zu verbergen, zu überwinden, um weiter hinter die Offensichtlichkeit der Menschen zu blicken, die mich umgaben. Tagelang plagten mich diese Gedanken, und ich fürchtete, dass ich mich niemals wieder in meine alte Gesellschaft einfügen würde, doch meine Freundin nahm mir diese Angst, indem sie mir aufzeigte, dass es mir zum Vorteil gereichen könnte, wenn ich in meinem Herzen beide Welten vereinen würde. In unserer Welt, dem Hort der gemeinsamen Liebe, sollte ab nun Platz sein für die Hauptsächlichkeiten des Lebens, während sie uns außerhalb nur beeinflussen, aber keinesfalls ausgrenzen sollten. Ich verstand ihre dahinterstehende Angst, denn unsere Existenz lag in unserer Heimat, so sehr mich auch das Andere, das Fremde, verzaubert hatte. Allein aus dem Grund, dass ich für das Wohlbefinden meiner Freundin mitverantwortlich war, musste es mir gelingen, weiterhin ein lebendiges Mitglied meiner Welt zu sein, ohne jemals zu vergessen, was es heißt, das Fremde in sein Herz zu lassen, damit das darin Liegende nicht einsam verkümmerte.

## XXXV

Meine nächsten Patienten waren, wie jene vor der Reise, einfache, sie wollten nicht sehr viel, und ich brauchte mich keinesfalls zu verbiegen, um ihre eigene Reise würdevoll zu Ende zu bringen. Doch in einer Woche im Spätherbst bekam ich eine Patientin zugeteilt, deren Verhalten und Einstellungen zu lebenswichtigen und unwichtigen Angelegenheiten mich beinahe zur Weißglut trieben. Zu Beginn erhoffte ich mir noch eine ruhige Woche, und die alte Dame verschwamm am ersten Abend mit den anderen konturlosen Patienten, um am folgenden Morgen in voller Erscheinung ihres Wesens zu treten. Diese Wankelmütigkeit war es, die sich scheinbar durch ihr gesamtes Leben zog und meine gesamte Kraft forderte. Ständig rief sie mich herbei, um die

unsinnigsten Entscheidungen auszudiskutieren: wie viele Eier sie zum Frühstück nehmen solle, ob sie eine weitere Decke unter ihrem Körper vertragen würde oder ob sie es wagen dürfe, ohne vorheriges Fragen auf Toilette zu gehen. Diese von mir geforderte Fürsorglichkeit hätte mich kaum aus der Fassung gebracht, da ich nicht wollte, welcher Krankheit sie anheimgefallen war, wären da nicht die wichtigen Entscheidungen, die sie mit einer Seelenruhe und Ausgeglichenheit traf, dass wir kein einziges Wort der Klärung bedurften. Es war ein Wechselbad der Gefühle, und ich glaube, dass ich diese alte Dame vor dem Urlaub für schrullig, aber liebenswert gehalten hätte, doch jetzt, nach den Erfahrungen des letzten Jahres, war es mir, dass ich jedem Menschen, der wegen Nichtigkeiten das eigene Leben, aber auch das anderer vergeudete, mit einer Ungeduld in meinem Herzen begegnete, die für meine Arbeit auch schon mal grenzwertig werden konnte. Doch ich war auch nicht für ein Versteckspiel geschaffen. Ich ertrug mit der gebotenen Fassung diese alte Dame und versuchte, mich an ihren klaren Momenten zu erfreuen, aber ich wusste auch, dass dieser Zustand bald enden würde. Es klingt makaber, dessen bin ich mir bewusst, aber es ist gewiss nichts Ungewöhnliches, dass Menschen, wenn sie eine Struktur im Handeln erkennen, ihr Denken an diese Struktur anpassen, obwohl diese eine Woche die erste war, in der ich das Ende herbeisehnte. Meine Freundin erkannte meine Zwickmühle und bestand dennoch darauf, dass ich mir für mich selbst klarmachte, dass diese Einengung nicht aufgrund des Wesens der Frau, sondern aus meinem eigenen Denken entstanden ist. Dass diese Trennung nicht immer direkt und ohne Umschweife zu erkennen war, lag auf der Hand, und ich brauchte einige Zeit, auch nach dem Ableben dieser Frau, um zu begreifen, dass meine Freundin recht hatte. Schließlich kam ich zu der Erkenntnis, dass ich auch durch diese Patientin nicht aufgehalten, sondern vorangetrieben wurde, auf dem Weg zum Bewusstwerden des eigenen Innern. Daher empfand ich es als Notwendigkeit, mich auf den Weg zu ihrem Grab zu machen, um den Abschied zu nehmen, den ich in dieser Form im Hospiz nur eingeschränkt getan hatte. Dieser Besuch eines Grabes sollte auch in Zukunft der einzige bei einem Patienten sein, daher ist mir die Dame in bester Erinnerung geblieben. Es war kein aufregender Fall, und sie auch keine aufregende Persönlichkeit, doch regte sie und meine Freundin in mir Gedanken an, die ich vorher kaum auf diese präzise Art und Weise formulieren konnte.

## XXXVI

Kaum war ich von der Reise zu ihrem Grab zurück, als mir meine Freundin sagte, dass die Leiterin des Hospizes meine Anwesenheit wünschte, und ich fragte mich, was der Hintergrund sei, da meine freie Woche gerade erst begonnen hatte. Ich zog mich um, streifte die Belastungen der langen Zugreise ab und begab mich zu meiner Vorgesetzten, die mich augenblicklich empfing und mir einen Stuhl zuwies. „Wir haben einen sehr speziellen Gast“, begann sie, nachdem sie sich in ihren

Sessel gesetzt hatte, „der mit einem besonderen Feingefühl behandelt werden muss. Zu Beginn der nächsten Woche wird er erwartet, und wir haben ihm versprochen, dass wir in der gesamten Zeit versuchen werden, so wenig wie möglich von seinem Aufenthalt an die Öffentlichkeit dringen zu lassen." – „Wer ist der Mann, dass er ein solches Medieninteresse besitzen würde?" – „Ein berühmter Bakteriologe, dessen Namen Sie sicherlich bereits mehrmals gehört haben. Vor Jahren ging er nach Afrika, um die Menschen zu behandeln, und ist seit mehreren Jahren für den Friedensnobelpreis in Betracht gezogen worden, doch dieser wird ihm wohl angesichts seiner tödlichen Krankheit verwehrt bleiben." – „Was erwarten Sie von mir, da Sie mich eine gute halbe Woche vor seinem Eintreffen darauf vorbereiten? Was gibt es zu sagen, das nicht auch kommende Woche gesagt werden kann?" – „Ich möchte, dass Sie das Ausmaß dieses Ereignisses begreifen, und bitte Sie, sich in den kommenden Tagen mit dem Leben dieses Mannes auseinanderzusetzen. Gehen Sie in die örtliche Bibliothek und leihen Sie sich seine Biographie und vielleicht eine seiner Schriften aus, damit Sie auf diesen Mann vorbereitet sind, wenn er bei uns ankommt." – „Warum haben Sie mich ausgewählt, da ich hier augenscheinlich immer noch der jüngste Pfleger bin?" – „Vielleicht, weil sie die großen Taten dieses Patienten nicht Tag für Tag in Zeitungen und Fernsehberichterstattungen miterlebt haben, sondern nur zusammengefasst und überblickend kennen. Ich glaube, dass Sie der richtige Pfleger für diesen Patienten sind, und habe meine Entscheidung nach dieser Maxime getroffen." – „Ich verstehe", antwortete ich, fühlte mich aber keineswegs glücklich mit ihrer Entscheidung. Ich erhob mich, verließ das Zimmer und dachte nur noch an den Namen dieses Mannes aus Afrika, den ich tatsächlich nur aus kurzen Rühmungen seines Lebenswerkes kannte. Ich ging, wie mir geheißen, in die örtliche Bibliothek und lieh mir die Standardbiographie und eine Zusammenfassung seiner Schriften aus. Mit diesen beiden Büchern verbrachte ich den restlichen Tag, und obwohl ich versuchte, in die Gedankenwelt dieses Mannes abzutauchen, spürte ich, dass mich eine dicke Eisschicht vom Abtauchen abhielt. Um in die wahre Welt der Schriften einzutauchen, hätte ich die Umstände der Menschen innerhalb der Abhandlung gebraucht, während mir bei der Biographie der direkte, unvermittelte Zugang zu dem Menschen fehlte. Im Grunde erschienen mir Biographien, so objektiv sie auch wirkten, als äußerst subjektiv und erzeugten Gedanken und Gefühle im Leser, die dieser wahrscheinlich niemals in dieser Form erlebt hätte, wenn er den Menschen, der dahinterstand und beschrieben wurde, selbst kennengelernt hätte. Aber wie man in der Mathematik nicht durch Null, sondern nur näherungsweise nahe Null teilen kann, ist es auch hier eine Frage, wie infinitesimal man sich der biographierten Person annähern konnte. Insbesondere sind dem Autor, solange es keine Autobiographie ist, zumeist einige Ebenen der Gedankenwelt des Porträtierten verschlossen, oder es wird gleich der Versuch gestartet, aus allen möglichen Perspektiven das Leben desjenigen so eng wie möglich einzugrenzen. ‚Nein', dachte ich, als ich die Bücher zurück auf den Beistelltisch legte,

‚dies kann nicht meine Aufgabe sein! Was bringt es mir, dass ich die vermerkten Tatsachen eines Menschen kenne, ohne den agierenden Menschen dahinter selbst zu kennen? Was habe ich gewonnen, wenn ich beginnen würde, einen Patienten nur nach seinen herausstechenden Leistungen zu würdigen? Nein, mein Arbeitsethos ist ein anderer! Daher kann und will ich mir nichts merken, was meine ungetrübte Meinung über meinen neuen Patienten vor dem Zusammentreffen entstellt. Ich will ihn als den Menschen kennenlernen, der er ist, und über das sprechen, was er mir anbietet, doch keinesfalls will ich ihm huldigen, indem ich mir die Mühe mache, sein Leben nachzugaffen. Sollte mich die Leiterin, was ich ihr übrigens durchaus zutrauen würde, zu einer Fragestunde kommen lassen, um mein erforschtes Wissen zu überprüfen, wäre es mir dann unrecht, wenn mir der Fall im letzten Moment entzogen würde?' fragte ich mich. Mit diesem Gedanken beschäftigt, wartete ich auf die Ankunft meiner Freundin und bereitete das Abendessen vor, aber mehr als eine Unterstützung wollte sie nicht sein, denn sie sagte mir eindeutig, dass ich diese Frage mit mir selbst klären müsste. Sie stehe im Anschluss an meiner Wahl an meiner Seite, doch würde sie sich niemals ausnehmen, in meiner Gedankenwelt die Rolle der Führung zu beanspruchen. Nein, ich musste mir selbst Klarheit verschaffen, und da mir eine wirkungsvolle Arbeit wichtiger war, als eine berühmte Person zu begleiten, ging ich am nächsten Morgen zur Leiterin und unterrichtete sie von meiner Entscheidung, dass ich diesen Mann begleiten werde, aber ohne die Hilfsmittel und anderweitigen Informationen. Sollte sie anderer Meinung sein, was ich ihr zugutehielt, dann hätte ich kein Problem damit, dass sie mir den Fall entzöge, um ihn einem anderen zu geben, doch meine Argumente schienen sie überzeugt zu haben. Wer weiß es schon so genau, was im Kopf eines anderen Menschen vorgeht? Vielleicht war sie nur glücklich darüber, dass ich mir Gedanken gemacht und so angedeutet hatte, dass ich das nötige Interesse besaß, den Fall mit vollem Ernst anzugehen. Aber machte es nicht das Leben auch ein wenig spannend, dass man oftmals nur eine grobe Zeichnung des Gedankengutes eines Gegenübers vor Augen haben konnte? Hätten die menschlichen Gefühle und die Kunst eine derart immense Wirkung auf unseren Geist, wenn wir die Welt vollständig erklärbar machen könnten? Nein, da bin ich mir sicher, das hätten sie nicht!

## XXXVII

Innerlich hatte ich triumphiert, aber nur in zweiter Linie gegen die Leiterin des Hospizes, sondern mir war es gelungen, einen Grundsatz für mich zu erarbeiten, der ab diesem Zeitpunkt nicht nur einer im Unterbewusstsein sein sollte, sondern existent und präsent, wenn ich in das Zimmer eines Patienten ging, dem ich zugeteilt worden war. Mit diesem Wissen ging ich auch in das Zimmer des berühmten Bakteriologen, der mich mit nüchternen, aber immer noch wachen und klugen Augen

musterte. Ich handelte auf dieselbe Weise wie immer, nur mit dem leichten Unterschied, dass ich unsere Beziehung eröffnete, indem ich mich vorstellte und ihn fragte, ob bisher alles nach seinen Wünschen eingerichtet sei. Er bejahte und schien nicht sonderlich gespannt auf die folgenden Entwicklungen, sodass ich das Gefühl bekam, dass dies bereits der Moment war, in dem ich ihn entweder verlieren oder gewinnen konnte. Während ich ihm einige Abläufe erklärte und sah, dass er nur mit halbem Ohr zuhörte, versuchte ich mehrere Versionen meiner Eingangsfrage durchzuspielen, doch keine erhielt mein Vertrauen. Ich wollte aber keine unpräzise stellen, sodass ich mich für einen Moment verabschiedete und auf dem Weg aus dem Zimmer war, als mir ein Gedanke durch den Kopf schoss, dessen Konsequenzen unbedacht blieben, da mir in diesem Augenblick die Zeit davongelaufen war. „Ist es", begann ich noch, bevor ich mich im Gesamten umgedreht hatte, „für einen Menschen nicht das Grausamste auf der Welt, wenn man erkennen muss, dass man allerhöchstens den ersten Stein zu seinem Lebenswerk legen kann, aber es niemals als fertiges Bauwerk betrachten wird?" Ich beobachtete aufs Genaueste seine Bewegungen und mir war, als ob mit dieser einen Frage ein Ruck durch den Körper meines Gegenübers gegangen wäre, während er mit einer überaus sonoren und immer noch sehr kraftvollen Stimme antwortete. „Ja, es ist das Schwerste, das ich mit mir in meinem Leben herumzutragen habe, und es gab Momente, in denen ich an diesen Gedanken ermattet bin. Aber sollte man aus diesem einen Grund, weil das Leben nicht lang genug ist, um diese Aufgabe wachsen und enden zu sehen, davon absehen, das Richtige zu wagen, damit es andere Menschen vollenden können? Was ich nicht beginne, können andere nicht beenden! Irgendwann in der Zukunft." – „Ob Ihre Arbeit das Richtige war oder nicht, darüber weiß ich zu wenig, aber im Allgemeinen, wenn man sich die Geschichte ansieht, ist es doch so, dass jene Menschen, die anderen Menschen nachfolgten, zumeist mit deren Werk ihr Schindluder treiben, und dann müsste man doch beinahe gewillt sein, aufzugeben." – „Ich verstehe, worauf Sie hinauswollen, aber ich denke, dass Sie in diesem Falle zwei unterschiedlich ausgerichtete Punkte vergleichen, die eigentlich unvereinbar sind. Dass die großen Reiche, aber auch die großen Bauprojekte, ja selbst die sozialen Werke der Menschen des Öfteren von den Nachfolgern aufgegeben oder gar ausgenutzt und zerstört wurden, das will ich nicht bestreiten, aber hier geht es weder um die Errichtung eines Reiches noch eines Unternehmens und schon gar nicht darum, irgendeine Art von Dynastie einzurichten. Mir ging es in meiner Arbeit immer nur um das menschlich Richtige, und das ist ein Prozess, den weder ich noch Jesus Christus begonnen hat, sondern der schon immer ein Teil des menschlichen Zusammenlebens war und auch immer sein wird. Daher ist dieser eine Teil, so stark er auch immer bedrängt sein mag, niemals auslöschbar, denn er ist der Strang der Welt- und Menschengeschichte, der als einziger überlebt, wenn alles andere zusammenbricht. Daher kann mein Lebenswerk nicht abgeschlossen sein, aber in der eigentlichen Betrachtung hat es dennoch real existierende Grenzen: die Geburt und der baldige

Tod. Alles dazwischen ist ein Teil des unendlichen Stranges, die Frage ist nur, wie viel Anteil man an dieser Entwicklung nimmt. Es ist zugleich aber auch die Frage nach den Möglichkeiten, die einem gegeben sind, daher war es stets mein unabdingbarer Wunsch, jenen Menschen zu helfen, die es am dringendsten brauchten, den Ärmsten in Afrika, den Menschen auf der Flucht, die nicht nur wenig zum Leben hatten, sondern dieses Wenige auch stets bedroht sahen. Aber ich war bisher nicht allein, es gab neben mir eine Reihe von Helfern, die ähnlich dachten, und im Moment bauen sich um mich herum neu erwachsene Hilfsorganisationen auf, die den Anspruch haben, das Elend an der Wurzel zu packen, um ihm beizukommen. Dass dies noch Jahrhunderte dauern kann, dessen muss sich jeder bewusst sein, der diesen Schritt auf sich nimmt. Doch es gibt auch reaktionäre Kräfte, die ein Voranschreiten auf diesem Kontinent verhindern wollen, und die sitzen uns derart dicht im Nacken, dass sie zu jeder Zeit als große Gefahr beachtet werden müssen. Wie viele Stunden musste ich aufbringen, um Meldungen in Zeitungen zu widerlegen, die mit Schlagzeilen warben, die grundlegend falsch waren? Die gesamte Bandbreite journalistischer Hetze war darunter, von der Veruntreuung von Spendengeldern über eine Zusammenarbeit mit Kriegstreibern bis hin zur Feststellung, dass ich diese Arbeit nur machen würde, weil ich mit meinem störrischen Geist keine andere Arbeit finden würde. Dabei sind jene nicht zu vergessen, die stets versuchten, die Nutzlosigkeit unserer Bemühungen herauszustellen und die sich in ihrem feinen Büro, das in ihrer feinsäuberlichen und überaus korrekten, aber menschlich kalten Welt steht, ausdachten, dass die Welt nur schwarz oder weiß kennt. Sie fragten mich in offenen Briefen, wie ich angesichts riesiger Flüchtlingswellen meine unnütze Arbeit bewerten würde, als ob mir irgendwann einmal die Macht gegeben wurde, über Krieg oder Frieden zu entscheiden. Anstatt dass diese Journalisten vor Ort ihre Energie verschwenden oder wenigstens gegen diejenigen hetzen, die sich an den Grundübeln bereichern und diese weiterhin fördern, lassen sie sich über Statistiken aus, die besagen, dass wir weniger Menschen helfen, als in Kriegen getötet werden. Dass ihnen dabei die einfache Schlussfolgerung abhandenkommt, dass jene Menschen, denen wir helfen konnten, zu den Kriegsopfern dazugezählt werden müssten, ist mir bis heute ein Rätsel.“ Ich hatte die gesamte Zeit seiner Rede mit angesehen, wie er mit seiner Wut zu einem riesenhaften Weltenkenner wuchs, der an der geistigen Führerschaft seiner Zeit gescheitert war, wie viele Idealisten bereits vor ihm - jedoch ohne den Wert seiner Arbeit sich kleinreden zu lassen. Derweil suchte und fand ich diese Worte: „Weil der uneingeschränkte Idealismus, der in Ihrem Herzen lodert und Ihren Geist verzehrt, an den gesellschaftlichen Gesetzmäßigkeiten scheitert, die aus Zeiten herstammen, in denen die Frage unsinnig erschien, den Wert eines menschlichen Lebens in Bezug zu seinem eigenen wertfrei bestimmen zu können! Allein die Frage nach dem Wert eines Lebens bedeutet bereits die Annahme, dass jeder Einzelne unterschiedlich bewertet werden könnte, aber auch müsste. Ich meine, die Unterschiede auf der Welt sind gewachsen, und es wird

noch viele Generationen brauchen, bis sich die absolute menschliche Gleichheit zur Freiheit geschaufelt hat, nachdem es jahrhundertelang mit ideologischem Geröll zugeschüttet wurde." – „Meine Befürchtung dabei ist jedoch, dass wir weiterhin draufschütten, und es Idealisten wie mir niemals vergönnt sein wird, das Wahre darunter auszugraben." – „Vielleicht ist es das Schicksal der Menschen, das wir mit uns tragen müssen, aber wer weiß, welche Überzeugungen die Grundlagen des Denkens in der Zukunft bilden werden." – „Zumindest solange die Symptome vor den Grundübeln kuriert werden, wird sich nichts ändern, da hilft auch keine Unterstützung von populären Paten, denn sie sind es nicht, die die Macht in den Händen halten." – „Wer dann? Das Volk?" – „Ist die Frage ernsthaft gestellt?", fragt er mich mit einigem gespielten Entsetzen. „Denn ich kann mir nicht vorstellen, dass ein Volk für ein anderes, das weit entfernt, vielleicht sogar auf der anderen Seite der Welt, in Angst und Schrecken lebt, aufbegehrt, und selbst dann wäre es immer noch die Frage, ob ihre Macht ausreichen würde, denn je mehr die Kontrolle derjenigen wächst, die immer frühzeitiger gewisse Gruppierungen und Denkrichtungen ausmachen können, desto enger werden die Fesseln der Menschheit, die sie sich selber anlegt." – „Dass die internationale Gemeinschaft nicht ihr Menschenmöglichstes unternimmt, um die Grundübel zu beseitigen, kann ich nicht widerlegen, aber mir fehlt der Glaube daran, dass diese Anstrengung nicht irgendwann vollzogen wird." – „Wissen Sie", sagte mein Gegenüber nach einer kurzen Pause, „es ist sehr lange her, dass ich ein wahrlich hoffendes Herz kennenlernen durfte. Auf die gleiche Art und Weise habe ich in Ihrem Alter gedacht, noch bevor ich mich entschloss, den Weg aus der zivilisierten in die vermeintlich dunkle und gefährliche Welt anzutreten. Ich glaube, Sie sind ebenso wie ich damals auf der Suche nach dem Kern Ihres Innern, und ich spreche Ihnen meinen Glückwunsch, aber zugleich auch mein Beileid aus." – „Kann es nicht nur eines von beiden geben?" – „Nein, das ist die Krux Ihrer Situation. Negieren Sie Ihr Innerstes und kehren Sie vollkommen in Ihre Gesellschaft zurück, beglücke ich Sie zu einem Leben, das ohne große Höhen und Tiefen an Ihnen vorbeilaufen wird, während Sie einen großen Teil Ihres Herzens und Wesens aufgeben müssen und schlussendlich verlieren werden. Auf der anderen Seite, wenn Sie es wagen sollten, das Wahre in Ihrem Herzen und in Ihrer Seele freizulegen, erwartet Sie ein steifer Gegenwind, bei dem Sie niemand festhalten wird, ein Fortfliegen ist dann die größte Wahrscheinlichkeit. Die einzige Frage, die dann zu stellen bleibt, ist jene, ob man diese entstellte Wirklichkeit als Mensch ertragen kann oder ob sie den übrigen Rest in letzter Konsequenz vollends vernichtet." – „Demnach ist es einem idealistischen Herzen niemals vergönnt, Ruhe und Frieden zu finden?" – „Sagen Sie das nicht! Obwohl es stets gegen die Masse an Menschen arbeiten wird, die sich in einer festverzurrten Gesellschaft geschützt wissen, wird jedem Ruhe und Frieden zuteil, spätestens im eigenen Tod. Daher macht es mir auch so wenig aus, dem Tod entgegenzugehen, denn ich weiß, dass ich für mich selbst recht hatte mit der Entscheidung, die ich vor Jahrzehnten traf, das Grundübel der

Menschen ansatzweise freizulegen und zu bekämpfen. Sie, mein junger Freund, sind auf einem ähnlichen Weg und werden sich bald entscheiden müssen. Nicht heute, das wissen Sie besser als ich, aber der Tag wird kommen, und er wird mit einer Gewalt über Sie hereinbrechen, so sehr, dass Sie sich der Macht der Entscheidung nicht widersetzen können. Bis zu diesem Tag werden Sie die Aufgabe haben, entweder Ihr wahres Inneres im Herzen freizuschälen oder im Schutz des Gleichen tief zu vergraben, damit keine wildernde Gesellschaft es stückchenweise auseinandernehmen kann. Es ist eine Last", sagte der alte Mann nach einigen Momenten der Ruhe, „aber es ist eine, die Sie mit ihrem gesamten zur Verfügung stehenden Willen treffen werden, und wer von den Menschen, die Sie kennen, kann einen solchen Moment in seinem Leben vorweisen, in dem er ganz Mensch sein durfte?"

## XXXVIII

Nach dieser Woche fühlte ich mich von meiner Arbeit gerädert wie noch nie, doch es waren weniger die Strapazen des Begleitens, sondern vielmehr die schweren Gedanken, die in meinem Kopf umherwanderten. ‚Wusste der alte Mann mehr über mich selbst als ich, oder war dies nur seine Masche, um andere junge Menschen für sich und die eigene Sache zu gewinnen? Hatte er gezielt nach jungen Erwachsenen gesucht, die zwischen ihrem erstarkenden Idealismus und ihrer Zufriedenheit mit der zivilisierten Welt indifferent sind? Ist es gerade diese eine Gruppe, die er missionieren wollte, die er für die Weiterführung seines Kampfes brauchte? Sicher, in diesem Punkt liegt ein Fünkchen der Wahrheit, aber auch nicht mehr, denn er musste doch davon ausgehen, dass die Gesellschaft nicht tatenlos dabei zusah, wenn einer von ihnen zum Idealismus ausbrach. Es gibt doch fest verankerte und allseits angewandte Möglichkeiten, um dem Ausbrechenden die gesellschaftlichen Ketten enger zu schmieden, damit er sich nicht aus der Masse erhebt und mitunter gegen die Gemeinschaft wirkt.' Damit war für mich klar, dass es auf diese Frage nur zwei mögliche Antworten geben konnte; die erste war, dass der alte Mann in seinem verblendeten Idealismus vergaß, auf die wahre Weltwirklichkeit zu blicken, oder dass er gerade durch sie hindurch mich erblicken konnte, als einen unter vielen, die ihr wahres Herz noch zu finden hofften. Und er hatte nicht einmal Unrecht, angesichts meiner bisherigen Erfahrungen in den letzten Monaten. Es hatte sich tief in mir ein Gefühl entwickelt, das bisher konturlos und damit unaufspürbar war, aber es war da, ich wusste es. Mit der instinktiven Suche nach diesem Gefühl und damit nach meiner Bestimmung verbrachte ich die folgenden Wochen wie in einem Taumel, und ich hatte das unbeschreibbare Glück, dass mir die Leiterin nach dem berühmten Bakteriologen nur einfache alte Menschen zuteilte, von denen sie wusste, dass sie mir keinerlei Schwierigkeiten machen würden. Nach zwei Monaten befand ich mich auf dem Weg der Besserung aus meiner

Sinnkrise, ich konnte erneut frei atmen und auf Wanderungen die Natur in ihrer einfachen Schönheit genießen, anstatt alles um mich herum infrage stellen zu müssen. Ich fühlte mich nicht getäuscht von dem alten Mann, keinesfalls, aber es verschwand in mir der aufgebrochene Idealismus und wurde von der Erkenntnis verdrängt, dass der alte Mann mich überrumpelt und nicht weiter ausgenutzt hatte, als ich für mich selbst in einer ungewissen Situation gesteckt hatte. Er musste meinen inneren Kampf gespürt haben und wollte ein letztes Mal auf Erden einen Menschen von seinen Ideen und seinem Kampf gegen die alteingesessene Menschheit inspirieren. Was es jedoch gebracht hatte, konnte ich zu diesem Zeitpunkt noch nicht beurteilen, doch ich versuchte es damals loszulassen und weiß heute, dass ich damals völlig danebengelegen habe.

## XXXIX

Als ich nach einer freien Woche eines Morgens in das Zimmer meiner nächsten Patientin kam, wusste ich von ihr nur, dass sie zu schwach war, um aufzustehen, und ansonsten einen sehr zurückhaltenden Eindruck machte. Zuerst glaubte ich, dass sie erneut eine leichte Patientin sei, die die Leiterin mir absichtlich gegeben hatte, obwohl ich die leichten Fälle nicht mehr brauchte. Aber mit dem ersten Blick in ihre scheinbar leeren und weltabgewandten Augen spürte ich ein leichtes Kribbeln unter meiner Haut und glaubte schlagartig nicht mehr an eine ruhige Woche, sondern wusste, dass sie spannender werden würde, als bisher von allen angenommen. Ich stellte mich vor und erhielt ein müdes, aber dankbares Lächeln, das zugleich ein hohes Maß an Desinteresse widerspiegelte. Nein, diese Frau war mit Sicherheit keine, die von einer schweren Krankheit geschockt war, sie hatte mehr erleben müssen, das war mir bereits in diesem Moment klar, doch die daran anschließende Frage war, ob sie sich mir öffnen würde und wenn ja, ob ich ihre Geschichte so leicht verdauen könnte. Obwohl diese Frau nicht so aussah, als ob sie das aufregendste Schicksal hinter sich hatte, lag ein dunkler Schatten auf ihrem Gemüt, und etwas in mir forderte mich selbst auf, auch ohne die Erlaubnis der Frau hinter diese zu blicken. In diesem Moment erschrak ich vor mir selbst und auch die Patientin sah meine Reaktion, doch behielt sie ihre Worte für sich. Erst als ich aus dem Zimmer war, um weitere Vorbereitungen zu treffen, merkte ich, dass ich von Kopf bis Fuß verschwitzt war, sodass ich mich umziehen musste. Mit frischer Wäsche und einem neu erwachten Mut ging ich zurück ins Zimmer und war von mir enttäuscht, denn auf einmal wirkte sie keineswegs derart mysteriös wie beim ersten Versuch. ‚War die Veränderung in ihrer Haltung oder in meiner geistigen Haltung ihr gegenüber?' Ich zuckte unmerklich mit den Schultern und verrichtete meinen Dienst in der Hoffnung, dass ich mich getäuscht hatte und sie doch eine dieser leichten Patientinnen würde. In jener Nacht jedoch verfolgten mich mehrere wirre Träume, zwischen denen ich jedes Mal schweißgebadet aufwachte.

‚Was war nur los mit mir?', fragte ich mich und war überaus glücklich über den tiefen Schlaf meiner Freundin, die nicht einmal aufwachte, obwohl ich mit aller Kraft lauthals aus dem Bett aufschreckte. Zudem war ich ganz froh darüber, dass ich meinen Widerstreit im Innern mit mir selbst noch von ihr fernhalten konnte, da ich mir selbst nicht klar sein konnte, was diese Entwicklung nicht nur für mich, sondern auch für unsere Beziehung bedeuten würde. Im Nachhinein weiß ich, dass dies ein unnötiger Umstand war, der unsere Zweisamkeit noch belasten sollte, aber ich war der Meinung, dass ich diese Angelegenheit zuerst mit mir selbst klären musste, bevor ich sie involvierte. Auch die Überzeugung, sie nicht mit meinen allzu schweren Gedanken zu belasten, entpuppte sich im Nachhinein als Fehler, denn sie war es schlussendlich, die mir den Weg aus dem Dunkel zum Licht hin weisen konnte. Am nächsten Morgen fühlte ich mich wie gerädert und auch die Dusche half mir kaum beim Aufwachen. Meiner Freundin sagte ich nur, dass ich wohl in der Nacht falsch gelegen haben musste. Niedergeschlagen trat ich meinen Dienst an und meine Patientin erkannte direkt beim Eintreten, dass mit mir nicht alles in Ordnung war. Sie saß aufrecht im Bett, las in einer Zeitung und präsentierte ein völlig anderes Bild von sich als gestern. „Wie haben Sie", begann ich nur sehr zögerlich, „die erste Nacht verbracht?" – „Besser als zu Hause, wo die Wände einem näher rücken, wenn man nicht darauf achtgibt, dass sie aus Stein sind." – „Ich verstehe, was Sie meinen." – „Das glaube ich, denn Sie wirken, als ob die Wände nicht nur an Sie herangerückt, sondern über Sie zusammengestürzt wären." – „Das kann man wohl so ausdrücken. Ich habe äußerst schlecht geschlafen. Aber das soll kein Vorschub sein, ich werde darauf achten, dass Sie alles erhalten, was Sie wünschen." – „Viel bleibt mir nicht mehr zu wünschen, denn was bringen mir noch einfache Genüsse. Vielmehr…" – „Vielmehr?", wiederholte ich nach einer kurzen Pause und hoffte auf eine Weiterführung ihres Satzes. – „Ach nichts", sagte sie, sichtlich unentschlossen, „ich meine nur, dass es gut ist, mein Leben zu beenden. Daher brauche ich nichts mehr, was mich erfreuen kann, der baldige Tod ist Wohltat genug." Zuerst wollte ich diese Aussage nicht im Raum stehen lassen, ohne eine adäquate Antwort darauf zu geben, doch dann fragte ich mich, ob sie diesen Gedanken fortführen würde, zum Beispiel mit den Worten, dass ihr Leben genug Schlechtes für sie parat gehalten hatte, sodass der Tod eine Wohltat sei, aber ich bemerkte rechtzeitig, wie sie sich zurückzog, und gab für diesen Moment klein bei. Sie sollte sich keinesfalls von mir überrumpelt oder in die Ecke gedrängt fühlen, denn ich wusste nur zu genau, welche Art der Reaktion dieser Druck hervorrufen würde. Diese Ruhe hielt auch die folgenden zwei Tage an, in denen ich mehr und mehr beobachtete, wie sie von ihrem Leben Abschied nahm und immer weiter in sich zusammenbrach. Ihr Leben schien vor dem Aus, auch ohne den geplanten Termin zum Ende dieser Woche. Ich erledigte meine Arbeit mit dem Wissen, dass sie sich vielleicht nie mehr öffnen würde, und brachte sie zu all jenen Terminen, die sie bei den Ärzten und Regelungsstellen hatte. In dieser ganzen Zeit sprachen wir über nichts anderes als

das, was meine Arbeit oder ihren Ablauf betraf, und es war mir auch nicht ganz Unrecht, da ich in den Nächten wieder ruhig geschlafen hatte. Vielleicht hatte diese eine unruhige Nacht nichts mit ihr, sondern mehr mit mir zu schaffen und ich war nun auf dem Weg der Besserung. Zumindest erkannte ich, dass ich mich nicht mehr unbedingt auf meinen Körper verlassen konnte, da ich spürte, dass mein zuweilen aufwühlender Geist mein Wohlbefinden im äußersten Maße beeinflusste. Bis noch vor wenigen Wochen hatte ich bei Problemen stets darauf vertrauen können, dass ich mich nicht krank fühlte oder diese Krankheit nach außen trug, doch dieses Vertrauen war mit diesem Vorfall zerbrochen. Ich wusste, dass ich auf dem besten Wege war, mich mitsamt meinem Körper zu vervollständigen, und musste erwarten, dass diese Symbiose keineswegs ohne weitere Turbulenzen vonstattengehen würde. Doch für den ersten Moment fühlte ich mich einigermaßen stabil und hoffte, dass diese Patientin nicht die Kraft in sich trug, mich aus dem wackeligen Gleichgewicht zu bringen. Aber gerade als ich mir sicher war, dass diese Begegnung keine weiteren aufwühlenden Ereignisse mit sich führen würde, begann sie mit einer Seelenruhe aus ihrem Leben zu berichten, erzählte mir von ihrer einfachen Jugend auf dem Lande, zehn Jahre nach dem Krieg, wo jedes junge Mädchen und jeder junge Mann wusste, dass das wahre Leben in der Stadt stattfand. Alle wollten so schnell wie möglich weg, und ihr gelang es, kurz nach Beendigung der Schule eine Ausbildung in der Stadt zu ergattern. Viele der Mädchen beneideten sie, besonders jene, die innerlich niemals den Mut aufbringen würden, die einfache, aber schützende Heimat zugunsten der offenen und weiten Welt zu verlassen. Sie ging in die Stadt und schon nach kurzer Zeit wurde ihr bewusst, wie sehr die Sprüche von dem wahren Leben zu Recht gedroschen wurden. Schnell hatte sie sich in die unabhängige Stadtgemeinschaft eingegliedert und genoss ihr Leben in vollen Zügen. Jegliche Art der Freiheit wurde ausprobiert, die körperliche, die politische oder die moralische. Ideale und Ideologien wurden nicht nur manifestiert, sondern wahrhaftig gelebt, und sie lebte in diesem Glashaus, dessen zu Beginn meterdicke Wände zu schmelzen begonnen hatten, sodass ein kräftiger Steinwurf es bald zerschmettern konnte. Doch sie fühlte sich immer noch geschützt in dieser für sie eigenen Welt und negierte in der Folgezeit zweimal ihre natürlichen Entscheidungswege, um weiterhin die gesellschaftlichen auszuleben. Zwei Schwangerschaften durchlebte sie und beide waren keine, die sie äußerlich oder innerlich veränderten, sondern waren nicht mehr als eine Zwangspause für sie. Direkt nach der Geburt gab sie beide Kinder zur Adoption frei und von den Behörden wurden ihr keine Steine in den Weg gelegt, sodass sie bereits nach wenigen Wochen von ihren Schwangerschaften so weit Abstand genommen hatte, dass sie keine Reue für die Abgabe ihrer Kinder empfand. Sie genoss ihr Leben weiter und verbrachte das kommende Jahrzehnt in einem einzigen Gefühlsrausch, der sie voll und ganz erfüllte, aber auch abhängig machte. Hatte sie mehr als einen Tag lang das Gefühl, nichts unternommen zu haben, fühlte sie sich depressiv und von allen verlassen und zwang ihren

schwächer werdenden Körper zum Durchzechen der Nächte. Es vergingen noch einige Jahre, ehe sie eines Morgens in den Spiegel blickte und erschrak, denn sie erkannte sich nicht wieder. Alt, sehr alt waren nicht nur ihre Augen, sie fühlte sich auch so. Ihr gesamter Körper schrie nach einer Auszeit, doch je mehr sie sich zurückzog, desto stärker schrie ihr Verlangen nach Befriedigung ihrer Gelüste. Eine alte Freundin, die den Absprung von jenem Leben durch das Kennenlernen ihres Mannes gemeistert hatte, riet ihr, zu einem Arzt zu gehen, der ihre Depression in direkten Verbund zu ihrem Lebenswandel setzte und sie vor sehr harten körperlichen Reaktionen warnte, die in Zukunft drohten, sollte sie sich nicht ändern können. Zuerst glaubte sie an eine Einschüchterungsmasche des Arztes, aber nach dem nächsten Zusammenbruch folgte sie seinem Ratschlag und unterzog sich einer stationären Behandlung, in der ihr neue Perspektiven aufgezeigt wurden, mit denen sie leben konnte, ohne ständig diesen immensen Druck nach Erleben zu verspüren. Die Gruppenleiterin, die sie während ihres Aufenthalts in der Klinik betreute, riet ihr auch, sich nach den beiden zur Adoption freigegebenen Kindern zu erkundigen, nicht um als ihre Mutter, sondern als ihre Erzeugerin aufzutreten, der es zwar spät, aber dennoch wichtig erschien, um das Wohlbefinden ihrer Kinder zu wissen. Sie setzte sich nach der Entlassung aus der Klinik mit den Behörden auseinander, bekam aber dort nur Absagen; entweder wollten die Beamten ihr nicht helfen oder durften es nicht. Doch wie sie späterhin erfahren sollte, geschah es nur zu ihrem Schutz, denn mithilfe eines Detektivs erfuhr sie Tragisches über den Verbleib ihrer Söhne. Beide hatten eine wechselhafte Jugend hinter sich gebracht, jeder war für sich allein in ein Milieu geraten, das sie nicht mehr freiließ. Der jüngere der beiden starb bei einem Schusswechsel zwischen zwei verfeindeten Drogenbanden auf dem Höhepunkt der Drogenwelle in den späten Siebzigern, die damals alle größeren Städte erfasste. Zudem sei ihm eine nachweisliche Karriere als Fußballhooligan zum Verhängnis geworden, denn erst dadurch kam er zum Drogendealen, doch bevor seine kriminelle Karriere aus den Startlöchern kam, wurde er bereits von einer Kugel aus dem Leben befördert, sodass es nie zur vollen Blüte gereifen konnte. Der ältere von beiden Söhnen hatte eine andere Entwicklung genommen, nachdem er mit fünfzehn das unstete Leben als Heimkind satt war und es gegen ein noch unsicheres auf der Straße eintauschte. Mehr als sieben Jahre war er untergetaucht und ohne offizielle Meldung in einer Gemeinde, als er urplötzlich mit zweiundzwanzig als Türsteher eines größeren Nachtclubs den Behörden gemeldet wurde. Die folgenden zwei Jahre konnten im Anschluss an sein Wiederauftauchen gut nachvollzogen werden, doch dem Detektiv blieb nichts anderes übrig, als auch hier die traurige Meldung zu überbringen, dass auch der ältere Sohn die ehrbaren Wege verlassen hatte, denn die Polizei nahm ihn mit einem anderen zusammen fest, als Hauptverdächtigen in einem zweifachen Mordfall mit schwerem Raub und anschließender Brandstiftung. Ohne Aussicht auf Gnade war der ältere von beiden Söhnen zu lebenslanger Haft verurteilt worden und war in jenen Tagen, da seine Mutter ihr Lebensende

annahm, wohl im letzten Drittel seiner Haftstrafe. Dass sie den Sohn im Gefängnis nicht besuchen wollte und sich wünschte, niemals nach den beiden gesucht zu haben, drückte sich im rapiden Zerfall der Frau aus, die sich nichts Sehnlicheres wünschte, als dass ihr Leben ein baldiges und unter den Umständen würdiges Ende fand. Die Intensität des Schuldeingeständnisses überraschte mich, da sie die volle Schuld für das Versagen ihrer Söhne auf sich nahm, weil sie die Verantwortung bei ihrer Geburt wie ein getragenes, ungeliebtes Kleid abgestreift hatte. Mit dem Entdecken, dass sie gegen die natürliche Art und Weise des Menschen, gegen die Aufgabe einer Mutter verstoßen hatte, verlor sie die letzten schwachen Bindungen ans Leben und an die Gesellschaft und schied mit einem nicht mehr zu erfreuenden Herzen aus der Welt. So sehr ich jedoch zuvor der Meinung gewesen war, dass die Menschen, jeder für sich, in vollem Umfang für die eigenen Taten verantwortlich seien, so wurde mir bewusst, dass die äußerst strenge und uneinsichtige Einstellung meinerseits nicht zu allen Zeiten haltbar erschien. Sicherlich, in einer Zeit, in der den Menschen immer weniger daran lag, vor dem Handeln über die Konsequenzen desselben nachzudenken und weniger bereit sind, im Anschluss daran die Verantwortung zu übernehmen, und auch die menschliche Nähe begann, sich ins Unüberbrückbare zu vergrößern, empfand ich Mitleid mit dieser Frau. Nicht, weil sie ihr Leben auf die Weise gelebt hatte, wie sie es getan hatte, sondern weil sie offensichtlich erkannte, dass aufgrund ihres Verhaltens nicht vieles in ihrem Leben den vollen Wert erlangt hatte. Ihre Reue über viele Taten machte mich einsichtig, dass die christliche Lehre von Reue und Vergebung nicht unbedingt in ihrer dogmatischen Auslegung, aber in ihrer menschlichen Natur ein Grundbestandteil der gesellschaftlichen Natur sein sollte. Wie ich erst heute in der Lage bin, die Auswirkungen dieser Erkenntnis für mein weiteres Leben zu bestimmen, so sehr war ich jedoch in jenen Tagen von einer Seligkeit beseelt, die mich an die Grenzen meiner eigenen Identität führte und auch darüber hinaus. Der Tod dieser einen Frau, die mit ihrem Leben abgeschlossen hatte und voller innerlichem Gram an ihren Entscheidungen zugrunde gegangen war, erscheint heute, in der Nachbetrachtung jener Tage, als der Beginn eines neuen Lebensabschnittes, dessen Wurzeln eindeutig in den Gesprächen mit dem alten Bakteriologen und in meiner Jamaikareise lagen.

## XL

Die folgenden Monate vergingen ohne nennenswerte Begegnungen mit Patienten, die auf ihre Weise mein Leben beeinflusst hätten, doch auf privater Ebene vollzog sich einiges, was einen nennenswerten Stellenwert hat. Meine Freundin und ich wagten nach einer kurzen und schmerzhaften Krise während der Nachwehen zum Tode der Frau, die aufgegeben hatte, den Sprung in die eheliche Gemeinschaft und verliebten uns neu über die Pläne, die wir für unser neues,

gemeinsames Leben schmiedeten. Es war eine sehr harmonische Zeit, in der ich von meiner eigenen Entwicklung ein wenig Abstand nehmen konnte, auch wenn ich spürte, dass ich nicht mehr von diesem fahrenden Zug würde abspringen können, obwohl es zu diesem Zeitpunkt noch keinen Menschen in meinem Leben gegeben hatte, der diesen Zug als Zugführer auf den Weg zu seinem Ziel bringen konnte, wobei mir durchaus bewusst war, dass ich meine Freundin vor dieser Führerschaft bewahren musste. Erst beinahe ein Jahr nach dem Tod der Frau mit den beiden ihr unbekannten Söhnen lernte ich einen Patienten kennen, dessen Lebensgeschichte auch meine nachhaltig veränderte. Schon mit dem ersten Wort ertönte seine sonore Stimme wie eine streichelnde Wohltat in meinem Kopf und schwang sich zu meinem Innersten auf, berührte es und veränderte somit vieles, das ich bisher für mein Leben voraussehen wollte. Ich wurde gefangen von seiner starken Präsenz, die derart ausgeprägt ist, dass sie mit keinem einzigen Wort beschrieben werden kann. Er begrüßte mich, als käme ich zu einem geschäftlichen Essen unter Freunden und nicht, um ihn in den Tod zu begleiten, und auch er wirkte keinesfalls wie ein Mann, der gebrochen aus dem Leben schied. Vielmehr saß vor mir ein Mann, der voller Tatkraft sein Leben voll im Griff hatte, doch ich wusste auch, dass dies eine Art der Verdrängung sein konnte, der Glaube daran, die Krankheit oder den Zerfall des Körpers unter der eigenen Kontrolle zu haben. Schnell befanden wir uns in einem Gespräch, in das er mich mit Fragen nach meinen persönlichen Erlebnissen mit Patienten zog, die ich ihm gerne und bereitwillig beantwortete, da es keinen besseren Einstieg in ein Verhältnis zwischen Pfleger und Patienten gab, wenn die Fragen zuerst vom Patienten kamen. Diese Art der Kommunikation blendete im ersten Moment alles aus, von der Räumlichkeit bis hin zu den eigentlichen Problemen und meiner damit verbundenen Anwesenheit. Ich erzählte ihm von vielen meiner Patienten und auch einige Details aus meiner Lebensgeschichte, sodass er wahrlich das Gefühl haben konnte, dass ich ein ihm freundlich Gesinnter und kein steriler Zugeteilter war. Der Tag ging mit dem Erzählten zur Neige, und ich verließ das Zimmer mit der Aufgabe, einige anstehende Angelegenheiten zu regeln, die in den nächsten Tagen nötig würden. Bis spät am Abend arbeitete ich und seit einer langen Zeit war ich am ersten Tag sogar so spät im Hospiz anwesend, dass ich den Nachtwachen, die ich sonst nur morgens ablöste, beim Antritt zunicken konnte. Ich entschied mich gegen die Übernachtung zu Hause und hatte beim Telefonat das Glück, dass meine Frau noch wach geblieben war, um auf meine Ankunft zu warten. Sie verstand meine Entscheidung, wünschte mir eine angenehme Nachtruhe, und auch wenn ich es zuerst bestritt, war es bereits in diesem Moment klar, dass ich die gesamte Woche im Hospiz verbringen würde, einerseits um stets vor Ort zu sein und andererseits, um das Leben meiner Frau nicht allzu sehr durcheinanderzubringen. Am folgenden Morgen begrüßte ich meinen Patienten und nach dieser ersten seiner letzten sieben Nächte war eine Verwandlung mit ihm geschehen. Vor mir lag nicht mehr der selbstbewusste Mann, der alle seine Lebensstrippen in den Händen hielt, sondern ein

Mensch, der mit dem Tode rang. „Besonders morgens“, begann er mit äußerst schwacher Stimme, „merke ich den Zerfall meines Körpers, der noch vor Jahresfrist vor Tatendrang und Kraft nur so strotzte. Daher fällt es mir, einem Mann, der die letzten Jahrzehnte jeden Morgen mit einem Jogginglauf begonnen hat, schwer, zuzusehen, wie die lieb gewonnene Triebfeder des Tages und des gesamten Lebens abhandengekommen ist.“ – „Ja, das irritierende Nichtmehrverstehen des eigenen Körpers und der eigenen Konstitution ist eines der markantesten Merkmale, das viele Patienten gemeinsam haben. Selbst das Warten auf den geplanten Tod ist weitaus besser verkraftbar als die strenge und kalte Hand, die das Leben eisern umschlossen hält…“ – „…und aus meinem Körper quetscht“, vollendete er meinen Satz. „Ja, ich sehe, Sie verstehen, was ich meine, und es ist in der Tat das Schmerzende an diesem Prozess, dessen Steuerung ich bereits seit Monaten abgeben musste. Wie sehr ich es in meinem früheren Leben gehasst habe, nicht die Kontrolle über einen Bereich in meinem Leben zu besitzen, der mir wichtig erschien. In solchen Momenten habe ich meistens so lange Druck gemacht, entweder auf denjenigen, der im Besitz dieser Kontrolle war, oder auf mich selbst, bis ich die Fäden wieder zurück in meinen Händen hatte. Ich habe als kleiner und unbedeutender Auszubildender bei einem unwichtigen Technologiekonzern begonnen und mich von Anfang an unverstanden gefühlt, daher experimentierte ich zu Hause mit den nötigen Geräten, die ich mir von den ersten Gehältern gebraucht leistete, und fand den Schlüssel zu einem Verfahren heraus, das mir einen bescheidenen Wohlstand ermöglichen sollte. Es war keine sonderlich exponierte Erfindung, nein, nur eine, die mit den richtigen Mitteln zu einer deutlichen Verbesserung führen konnte, und ich musste in der Folgezeit hart für den Ertrag dieser Erfindung arbeiten. Ich ging zum obersten Chef meiner Firma und überzeugte ihn von meiner Idee, sodass mir eine kleine Unterabteilung eingerichtet wurde, die sich nur mit diesem Strang beschäftigen sollte. Schnell bekamen wir die nötigen Ergebnisse, um weitere Gelder zu erhalten, und nach nicht einmal zwei Jahren hatten sich die Investitionen bereits für das Unternehmen bezahlt gemacht. In der Folgezeit wuchsen wir, das heißt die Firma, in der ich angestellt war, besonders durch meine Verbesserung in der Herstellung und der Anwendung. Ich stieg im Unternehmen auf und mir fiel die neue Aufgabe zu, bei unseren Industriepartnern für diese und die darauf aufbauenden Technologien zu werben. In dieser Zeit verliebte ich mich in meine Frau, und wir heirateten nach nur einer sehr kurzen Vorlaufzeit, da wir spürten, dass wir füreinander geschaffen waren. Dennoch musste ich meiner Frau eins versprechen, damit sie mich heiratete: Da ich jeden Tag, sechs oder gar sieben Tage die Woche, von morgens bis abends arbeiten musste und wir nur ein sehr reduziertes gemeinsames Leben hatten, sollte mit Mitte fünfzig Schluss sein, damit wir beide noch genügend Zeit hatten, um das gemeinsame Leben auf Reisen zu zweit zu genießen. Ich stimmte zu und freute mich mit jedem Jahr, in dem ich durch die Welt flog und Vertrag um Vertrag an den Mann brachte, mehr auf die Zeit, in der wir zusammen

durch die Welt reisen und das Leben endlich in seiner vollen Pracht genießen konnten. Mein Wohlstand wuchs und wuchs, und wir achteten darauf, ihn im Gegensatz zu meinen Geschäftspartnern nicht zu sehr nach außen zu tragen, um mehr davon im Alter zur Verfügung zu haben. Sie war dabei nicht untätig und verdiente fleißig mit, sodass wir uns gemeinsam und jeder für sich auf den Lebensabend freuten. Zu meinem dreiundfünfzigsten Geburtstag sagte ich dem Chef meines Unternehmens, dass ich nur noch zwei Jahre in der Firma bleiben wollte, um dann in den wohlverdienten Ruhestand zu gehen. Trotz seiner Mühen und seines Werbens hielt ich stand und gab meinen baldigen Abschied aus meiner Firma offiziell bekannt. Meine Frau überraschte mich zu Hause mit einer zweijährigen Weltreise, die sie mir zu meinem Fünfundfünfzigsten schenken wollte und im Groben bereits geplant hatte. Alles verlief nach unseren Wünschen, und ich sah frohen Mutes in die Zukunft, als mich zwei Wochen vor meinem vierundfünfzigsten Geburtstag im Büro eine Meldung von der Polizei traf, die mein Leben von Grund auf neu ordnen sollte. Meine Frau hatte einen schweren Autounfall gehabt und war noch an der Unfallstelle verstorben. Ein junger Fahranfänger hatte bei erhöhter Geschwindigkeit die Kontrolle über seinen Wagen verloren, kam in einer Kurve auf die Gegenspur und prallte frontal gegen das Auto meiner Frau. Sie muss noch einige Momente gelebt haben, aber bevor sie aus dem Wrack geschnitten werden konnte, verstarb sie. Von heute auf morgen stand ich vor den Scherben meines Lebens. Ich ließ mich beurlauben, doch fing ich zwei Tage nach der Beerdigung wieder zu arbeiten an, da ich die Leere in unserem Haus nicht ertragen konnte und Ablenkung brauchte. Tagelang, nein wochenlang, verdrängte ich dieses Ereignis, nicht im Denken, sondern in den Konsequenzen, und bezahlte sogar die nächsten zwei Abschläge für unsere Weltreise, die ich erst späterhin absagte. Auch wegen der Kündigung war ich mir keineswegs mehr sicher, denn alles, wofür ich gearbeitet hatte, war nun nichtig, sodass ich mir einen Verbleib als veränderte Lebensaufgabe zu dieser Zeit erneut vorstellen konnte, doch ich entschied mich dagegen und kassierte eine hohe Abfindung, da ich meine Erfindungen an die Firma abtrat. Ich war mit fünfundfünfzig Jahren ein gut situierter Mann, der allerdings mit dem Herzen nicht mehr im Leben stand, und ich fragte mich tagein, tagaus die einfache, banale, aber durchaus schwerwiegende Frage, was ich nun mit meinem Leben anfangen sollte. Um auf andere Gedanken zu kommen und meine harte Arbeitszeit nicht vergeudet zu haben, begab ich mich dann doch noch auf eine größere Reise und lernte interessante Menschen kennen, doch immer mit dem schmerzenden Hintergrund, dass ich diese Menschen lieber mit meiner toten Frau kennengelernt hätte als alleine. Dennoch wurde es eine Reise, die meinem Herzen erlaubte, etwas freiere Luft zu atmen, und ich konnte zum ersten Mal seit langer Zeit entspannen. Kurz vor dem Ende der Kreuzfahrt lag ich eines Nachmittags in der prallen Sonne und genoss das laue Lüftchen, das über das Wasser und das Schiff strich, als sich eine Frau neben mich setzte, deren Antlitz, nachdem ich meine Hand gegen die Sonne nutzen musste, mich sofort

verzauberte. Im ersten Augenblick wallten Schuldgefühle in mir auf, doch ich sagte zu mir selbst, dass die Zeit der Trauer auch irgendwann einer Zeit der Rekonvaleszenz weichen muss, einem Neubeginn, der das Leben aufs Neue und Spannende ordnen kann. Die Frau und ich verbrachten die letzten Tage der Reise in trauter Zweisamkeit, und da sie bereits seit langem verwitwet war, erschien es uns, als erfänden wir die Liebe für uns beide neu. Es waren wundervolle Tage, und ich entschloss mich, mit ihr gemeinsam eine neue Wohnung in meiner Heimatstadt zu kaufen, um das alte Leben loszulassen und das neue mit ihr genießen zu können. Das folgende Jahr war ein einziger Freudentaumel, wir durchflogen den Raum und die Zeit und gaben uns ganz dem Leben hin, in einer Intensität, die mich vollends verzückte. Doch das Schicksal konnte mir auch dies scheinbar nicht gönnen, denn es schlug erneut mit seiner vollen Härte zu. Eines Morgens stand ich auf, zog die Jalousie nach oben und fiel augenblicklich in mich zusammen. Erst Stunden später hatte ich die Kraft aufzustehen, als die Schmerzmittel gegen die starken Kopfschmerzen endlich halfen. Am nächsten Tag wurde es besser und nach einer Woche war ich vollkommen wiederhergestellt, sodass ich zunächst an einen Kreislaufzusammenbruch dachte, doch dieses körperliche Hoch war trügerisch, denn der nächste Zusammenbruch kam wenige Tage danach, und dieser war noch weitaus heftiger als der zuvor. Jetzt endlich machte ich mich auf den Weg ins Krankenhaus und war überaus froh, als die Schmerzmittel meine rebellischen Nerven lahmgelegt hatten. Die Ärzte fanden natürlich das, was ich mir als das Schlimmste ausmalen konnte, und stürzten mich in ein tiefes Loch. Tagelang war ich kaum ansprechbar und wollte nichts zu mir nehmen – es war anscheinend durch den Tod meiner jungen Frau noch nicht genug in meinem Leben zerstört, das Schicksal forderte mehr. ‚Warum ich?', war die alles entscheidende Frage, die sich auch meine neue Liebe stellte, denn ihr erster Ehemann war ebenfalls an Krebs gestorben. Auch sie rang mit ihrer Fassung und ihrem Herzen und entschied sich schlussendlich, mich zu verlassen, aus Angst vor mir und meiner Krankheit, aber auch zum Schutz für ihre eigene Verfassung. Ich ließ sie gehen, denn ich hatte wahrhaftig kaum die Kraft, mich noch gegen ihre Entscheidung zu wehren, dafür kannte ich sie auch noch nicht lange genug. Ich wollte sie nicht leiden sehen und trug in der ersten Zeit schwer an der Erkenntnis, dass dieser Tumor in meinem Kopf inoperabel und in kürzester Zeit tödlich sein würde, aber besonders schlug mich meine Machtlosigkeit nieder. Da hatte ich mein Leben lang gearbeitet, von morgens bis abends und die gesamten Wochenenden, um mein Leben im Alter selbst bestimmen zu können, frei von allen Behörden, Versicherungen und Pflegestellen. Erst als ich von der Möglichkeit in diesem Hospiz hörte, vom eigenen Leben in würdevoller Art und Weise Abschied zu nehmen, erholte ich mich von dem Tiefpunkt und blickte wieder mit mehr Zuversicht in die nur noch kurze Zukunft. Jetzt liege ich hier in diesem Bett, habe kaum mehr als fünfundfünfzig Jahre gelebt und davon mehr als dreißig mit härtester Arbeit verbracht. Gut, ich weiß, ich sollte dankbar sein für die Zeit, die ich hatte, und muss auch gestehen,

dass sie durchaus ihre schönen Momente besaß, aber wenn man sein gesamtes Berufsleben auf diesen einen Endpunkt hinarbeitet, der die absolute und unumstößliche Freiheit von allem bedeutet, dann ist man umso enttäuschter, wenn man erkennen muss, dass diese Unumstößlichkeit ebenso ein Fehlurteil war wie die Unsinkbarkeit der Titanic." So energisch mein Patient aus seinem Leben gesprochen hatte, so sehr empfand ich es als schmerzend, als er mit dem Reden aufhörte, und es entstand eine dieser peinlichen Stillen, in der man sich gezwungen fühlt, etwas zu sagen, obwohl man weiß, dass alles wie fauler Zauber klingen würde. – „Sehen Sie es einmal so", begann ich, obwohl ich keine Überzeugung in meine Stimme legen konnte, „wenigstens haben Sie Ihr Leben nicht verschwendet, sondern haben zum besseren Miteinander der Menschen beigetragen. Ihr Dienst ist vielleicht kein unbedingt humanitärer, aber dennoch auf die Verbesserung der Lebensumstände der Bevölkerung gerichtet, sodass Sie zu Recht stolz sein können auf Ihr Lebenswerk. Dass Ihr persönliches Empfinden ein anderes ist, wenn Sie Ihr Leben lang darauf hingearbeitet haben, das Alter genießen zu können, ist verständlich, und so sehr ich stets versuche, in die Zukunft zu blicken, so weiß ich dennoch, dass die Strecke, die hinter mir liegt, mich zu dem macht, was ich bin und was ich repräsentiere. Sie repräsentieren den sich aufopfernden Menschen, gleich ob Sie es für sich oder für andere taten: In letzter Konsequenz gaben Sie Ihr Menschenmöglichstes und werden am Ende nicht belohnt. Dennoch bleibt Ihre Leistung das, was Sie nach außen tragen, und das ist es doch, was zählt. Nicht das Plakative unseres Lebens ist entscheidend für die Wertmäßigkeit einer Existenz in einer Gesellschaft, sondern die dahinterstehenden Handlungen, selbst wenn sie alle an der Gemeinschaft abgeprallt sein mögen." – „Ich möchte auch nicht unbedingt sagen, dass ich für mein Leben undankbar bin, aber ich würde es heutzutage, aus dem Blickwinkel des Alters und des bevorstehenden Todes, anders machen. Ein Mensch in der heutigen Gesellschaft muss seine Zeit im Hier und Jetzt erleben und genießen, aber stets mit der nötigen gesellschaftlichen Handlung im Hintergrund. Ich habe es nicht vermocht, beide Pole miteinander in Einklang zu bringen, und trage nun die Konsequenzen meiner Tat mit Würde, wenn auch mit Schmerzen in der Brust. Ich werde für mich keine Entscheidung mehr treffen können, die ich bereuen oder begrüßen muss - das hilft mir, etwas Abstand vom Fatalismus des Lebens zu gewinnen. Meine letzte Entscheidung ist gefallen, indem ich die Initiative ergreife und dem Tod entgegenschreite, doch ich spüre beim Blick in Ihr Gesicht, dass Ihre großen Entscheidungen noch ausstehen. Ich meine nicht, ob sie heiraten, Kinder bekommen oder ein Haus bauen, sondern ob Ihr Verstand bereit ist und den Mut aufbringen kann, dem Wunsch Ihres Herzens zu folgen. Ein Zurückziehen muss nicht bedeuten, dass Sie ein unerfülltes Leben genießen müssen, doch es wird nie das sein, was Sie sich selbst am meisten wünschen. Das ist die Quintessenz meines Lebens, die mir nicht mehr helfen kann, aber wer weiß, vielleicht hilft sie Ihnen auf Ihrem Weg in die für uns alle unbekannte Zukunft."

# XLI

In den folgenden Tagen hielt ich den Mann spürbar auf Distanz, und auch er spürte, dass es sinnvoller war, nicht allzu sehr in mich zu dringen. Ich musste freilich zugeben, dass sich wahrhaftig ein einziger Lebenswunsch in meinem Herzen herauskristallisiert hatte, den ich nicht mehr negieren oder missachten konnte. Als ein Teil meines Wesens hatte diese Entwicklung, die zugleich eine äußere wie auch innere war, das Recht, dass ich darüber nachdenken müsse, ob es richtig war, alles bisher Erbrachte loszulassen, um der Stimme des Herzens zu folgen. Auch meine Frau bemerkte diesen Kampf, obwohl sie die einzige war, in deren Nähe ich ein Näherkommen zuließ, doch sie hatte mich bisher so überaus gut kennengelernt, sie wusste, dass sie mich in dem Stadium, in dem ich mich befand, alleinlassen musste, trotz aller Hilfe, die sie mir gerne angeboten hätte. Aber das Erstaunlichste an einem entscheidenden Gedankenspiel war, dass ich von der Felsenfestigkeit der eigenen Wahl wie von einem Blitz überrascht wurde. Sollte sich bisher im Kampf nicht einmal eine Ausgleichslösung angeboten haben, so kann es dennoch geschehen, dass man morgens nach einer sehr ruhigen Nacht aufwacht und weiß, wie man sich zu entscheiden hat, gleich welche Konsequenzen dadurch auch hervorgerufen werden. Auch ich erschrak, als ich das Ziel meines Lebens glasklar vor meinen Augen sah, und musste mich unter der größten Anstrengung fragen, ob ich eine Entscheidung gegen meine Frau und unsere Ehe treffen könnte, da sie es doch gewesen war, die mir essentiell geholfen hatte, mich zu dem werden zu lassen, der ich inzwischen war. In diesen Momenten, in denen man näher an seinem Ich ist als je zuvor, kann man über die Maßen froh sein, wenn es eine Möglichkeit gibt, alles im Leben, was man liebgewonnen hat, zu vereinen. Sollte meine Frau mit mir nach Kingston auf Jamaika gehen, um dort den Menschen das Leben und den Tod zu erleichtern, müsste ich nichts in der Welt aufgeben und gewänne mich selbst in vollem Maße hinzu. Mit dieser einen Frage, was geschehen würde, wenn diese Entscheidung meinen Kopf vom Herzen abspaltet und wem ich dann folgen würde, saß ich am Frühstückstisch und wartete auf das Hereinkommen meiner Frau, die mir an diesem Morgen bezaubernder erschien als jemals zuvor. Indem ich ihr die eine wichtige Frage stellte, ohne groß um die eigentliche Sache herumzureden, erkannte ich, dass sie nicht nur das Glück meines Lebens, sondern das größte Glück der Erde für mich bedeutete, denn sie stimmte meinem Plan zu, nach Kingston zu gehen, um dort für die Menschen zu wirken. Den ersten Moment nach ihrer Antwort mit Worten zu beschreiben, ist mir auch heute noch unmöglich, aber ich fühlte in meinem ganzen Körper eine Wärme aufsteigen, die eine Mischung aus ihrer Liebe und dem Feuer meines Tatendrangs war. Ich sprang von meinem Stuhl auf und umarmte sie leidenschaftlich, und wir brauchten einige Minuten, ehe wir uns konstruktiv mit den Plänen des Abschiednehmens von unserer Heimat beschäftigen konnten. Es mussten viele weitere Entscheidungen folgen, vor allem

aber musste die Sprache in einer sehr kurzen Zeit so umfassend erlernt werden, um den Menschen dort wirkliche Hilfe bieten zu können. Wir berauschten uns gegenseitig und fanden sogar einen Partner in einer Hilfsorganisation, der uns mit zu sich in die Organisation nahm, sodass wir eine offizielle Unterstützung an unserer Seite wussten. Nach einem ereignisreichen halben Jahr mit Vorbereitungen und nachtwachen Träumen waren wir der Meinung, dass es Zeit wäre, die Koffer zu packen, um das bisherige Leben hinter uns zu lassen. Wir kündigten unsere Arbeit, und insbesondere meine Hospizleiterin war keineswegs von meinem Schritt überrascht, denn sie hatte bereits bei der Übernahme aus der Ausbildung gemerkt, dass mehr in meinem Herzen schlummerte als der bloße Drang, Menschen auf dem Weg in einen würdevollen Tod die helfende Hand zu reichen. Keine Minute zweifelte ich an meiner Entscheidung, und auch wenn ich mein Leben und meine Freunde für den Moment aufgab, so wusste ich, dass es Bindungen im Leben gibt, die stärker als Pech und Schwefel sind.

## XLII

Heute genau vor drei Monaten sind wir dann erneut nach Jamaika aufgebrochen, um den Menschen nicht nur unsere menschliche Wärme, sondern auch unsere tatkräftige Unterstützung zu bringen, und stellten voller Trauer fest, dass zwei der vielen Menschen, die wir bei unserem ersten Besuch näher kennenlernen durften, mittlerweile verstorben waren: Der alte Mann war gar nicht so lange nach unserem ersten Besuch friedlich in seinem Bett eingeschlafen, und ein guter Freund der Familie war bei einem Arbeitsunfall ums Leben gekommen. Wir gingen zum Friedhof, auf dem sie unter vielen Namenlosen begraben lagen, und nur weil Verwandte uns dorthin führten, fanden wir in diesem Wirrwarr den Ort ihrer letzten Ruhe auf. Wir erbaten uns selbst ein wenig Ruhe, und die Verwandten ließen uns allein. Wir trauerten gemeinsam und jeder für sich um die Menschen, die wir in unser Herz geschlossen hatten, obwohl uns bisher nicht nur die Kultur, sondern auch die Heimat getrennt hatte. Dennoch waren wir alle bereits in dieser kurzen Zeit zu einer Gemeinschaft geworden, und ich hatte mich insbesondere auf die alten Bekannten gefreut, die mir so viel vom einfachen und grundlegenden Leben beigebracht hatten. Meine Frau und ich brauchten einige Momente, und als wir uns entschlossen, den Friedhof zu verlassen und zu den Verwandten zurückzukehren, die bei den Autos standen, die etwas abseits geparkt waren, wurden wir aus einer dunklen Ecke des Friedhofgebäudes von zwei Räubern angegriffen, die mit unseren Habseligkeiten über den Friedhof verschwanden. Alles, was sie zurückließen, war ein Messer in der Brust meiner Frau, die flach und nur noch sehr schwach atmend in meinem Arm mit dem Tode rang und nach einem kurzen, aber heftig geführten Kampf denselben verlor. Jetzt, drei Monate danach, erfüllen mich die Erinnerungen an diese Momente mit mehr Trauer, als ich in jenen Stunden verspürte, in

denen ich um ihr Leben bangte, denn der Schock hielt zunächst jede Trauer von mir fern. Als der Rettungswagen endlich eintraf, war das Leben beinahe schon aus ihrem Körper entwichen, und als sie auf dem Weg zum Krankenhaus verstarb, fühlte ich keine Traurigkeit, sondern nur eine endlose Leere, die in mir Raum gewann. Die Menschen dieses Landes, die mir so viel gegeben hatten, waren es auch, die mir das Wertvollste in meinem Leben genommen hatten, und als ich vor vier Wochen begann, meine Geschichte aus den Erinnerungen aufzuschreiben, erwuchs in mir bereits der Wunsch, dass dieser lange Abschiedsbrief auch mein Ende besiegeln sollte. Das Land, das mir das Herz meiner Frau geraubt hatte, soll auch meines als letzte Ruhestätte in sich bergen. Wenn ich also in wenigen Augenblicken auf dem Felsen stehe, auf dem wir bei unserer ersten Reise den ersten karibischen Sonnenuntergang miterlebten, dann nehme ich nicht nur Abschied von dieser Welt, sondern vereinige mich zugleich auch wieder mit der Frau, die einst mein Herz als Geschenk annahm und mir ihres schenkte.

## Weißer Marmor

In einem Jahrhundert, in dem die Sonne noch der Taktgeber des menschlichen Treibens war, stand Salvatore weit vor den ersten Sonnenstrahlen auf, zündete in seiner einfach eingerichteten Hütte zwei Kerzen an, achtete darauf, dass diese nicht im Luftzug standen, sodass sie keinen wertvollen Wachs verschwendeten, und machte sich bereit, einen neuen Tag draußen in der Natur zu verbringen, um seiner Arbeit nachzugehen, die er wie viele andere in dieser Gegend von Italien hatte: die Gewinnung von Marmor.

Die Region um Carrara, die im Nordwesten des italienischen Stiefels lag und die so bekannt für ihren Marmor war, den es in unterschiedlichen Variationen gab, bildete seit nunmehr fast vierundfünfzig Jahren Salvatores Heimat. Davon hatte er mehr als die letzten dreißig damit zugebracht, in einer nahen Mine Marmor für eine große Kooperative zu brechen, zu sägen und zu transportieren, den Stein zu waschen, zu polieren und zu schleifen, ehe er eines Tages auf dem Marsch durch die weitere Umgebung einen massiven Abhang inmitten des dschungelartigen Waldes fand, der fortan sein Leben verändern und seinen Tagesrhythmus bestimmen sollte.

Ursprünglich aus San Luca, also zwischen Carrara mit den dahinterliegenden Bergen und dem Meer bei Marina di Carrara aufgewachsen, entschied sich Salvatore im Alter von vierzehn Jahren, die Arbeit des Vaters als Fischer nicht aufzunehmen, sondern dem Weg seines Onkels in die Berge im Hinterland zu folgen. Jeden Morgen stand er auf, ging zuerst zu seinem Onkel und dessen beiden Söhnen, schnappte sich von seiner Tante etwas zu essen für den Weg zur Arbeit, und gemeinsam machten sie sich zu viert auf den steinigen Anstieg zu ihrer Mine, wo sie Tag für Tag dem Berg das weiße Gold des nördlichen Italiens entrissen. So schwer diese Arbeit auch war, so einfach war

Salvatores Leben: morgens aufstehen, zur Arbeit gehen, mittags etwas essen, dann in der Hitze oder Kälte des Tages weiterarbeiten, bis der Abend die Dunkelheit mitbrachte, die das Arbeiten zwar unter dem elektrischen Licht noch möglich machte, doch irgendwann wollte der Körper nicht mehr, sodass die Männer sich auf den Weg nach Hause machten, um am nächsten Morgen in die entgegengesetzte Richtung wieder loszumarschieren. Das machten die Arbeiter der Minen an sechs Tagen der Woche; nur der Sonntag gehörte dem Herrn. Für Salvatore galt der Sonntag ab und an nach der Kirche dem Meer, wenn er seinen Vater auf einer Tour rund um die Felsen der Strände begleitete, sie in der Sonne abwechselnd ruderten, rauchten und das Boot treiben ließen, um sich der Stille der Natur und dem sanften Tragen der Wellen zu erfreuen. Wenn er jedoch nicht mit seinem Vater sonntags ausfuhr, stand er früh am Morgen auf, packte einen Leinenrucksack und machte sich auf den Weg durch die Landschaft, wobei er immer darauf achtete, in einer der benachbarten Gemeinden die Kirche zu besuchen. Seine Mutter schüttelte immer den Kopf, wenn der Sohnemann sich aufmachte, auch an dem Tag des Ruhens weite Wege durch die Landschaft zu machen, die erst recht an einem Sonntag, aber auch schon in der Woche nur von sehr wenigen Menschen durchschritten wurden. Somit konnte sich Salvatore auf seinen Märschen ganz seinen Gedanken widmen, die ihn über San Luca, Carrara und dann nördlich über Sorgnano, Gragnana, Noceto und Castelpoggio führten, ehe er sich nach Osten wandte, Richtung Vinca im weiteren Sinne, doch Salvatore wollte zu den Ausläufern der Apuanischen Alpen, die in der Luftlinie die beiden Orte La Spezia und Pistoia voneinander trennten.

Dort, wo der Wald und die Wiesen begannen, wo sie das Gestein und Geröll des Massivs zurückeroberten – oder, von unten betrachtet, an das massive Berggestein verloren –, wanderte Salvatore den ganzen Sonntag entlang, genoss die Einsamkeit und den Frieden der Gegend, trank von den Quellen, die ein so reines und kühles Wasser besaßen, dass es kein besseres zu geben schien, und nicht selten sah er, wie Gämse, Alpensteinböcke und Schneehühner die steilen, geröllübersäten Steigungen besiedelten, ohne dass sie Angst davor haben mussten, vom Menschen gestört zu werden.

Auf einer dieser Wanderungen geschah es, dass Salvatore für einen kurzen Moment geblendet wurde; es ging so schnell, und er war so sehr überrascht von der Blendung, dass er nicht sofort stehenblieb, sondern erst einen Augenblick brauchte, ehe er sich fragte, was die Blendung hervorgerufen hatte. Doch obwohl er überall umherging und die Stelle suchte, von der er geblendet worden war, kannte er nur ungefähr die Richtung, aus der die Sonnenstrahlen in Richtung seiner Augen abgelenkt worden waren. Sie kamen aus Richtung der ansteigenden Steilwände, die sich auf der rechten Seite vom Weg abgrenzten; wenige Schritte musste er durch dorniges Gestrüpp und disteliges Gras machen, ehe er an den Fuß des Hanges kam, auf dem er ein Plateau ausmachen konnte, von dessen grober Richtung aus das Blendwerk geschehen war. Mit seinen Blicken suchte

Salvatore einen Weg nach oben, doch es sollte ihn Mühe und Geduld kosten, einen gangbaren Weg ohne allzu große und gewagte Kletterei zu finden, der ihn allerdings um einiges vom eigentlichen Ziel, dem Plateau, entfernte. Endlich gelangte er auf den kleinen Absatz des Geröllanstiegs, und Salvatore schien es, als befände er sich in einem Traum aus weißem Licht, denn aufgrund seiner langjährigen Erfahrung in den Massiven der Berge erkannte er sofort, was er entdeckt hatte: den weißesten Marmor, den er je in seinem Leben gesehen hatte. Große und kleine Brocken des weißen Goldes lagen auf dem Plateau verteilt und ein beinahe kreisrunder Ausschnitt im Massiv des Berges deutete an, dass es dort noch mehr zu holen gab – wenn man sich die Mühe machte und den Berg an dieser Stelle abtrug. Doch noch lagen genügend Geröllstücke herum, von denen sich Salvatore einen mittleren von herausstechender Qualität in seinen Rucksack lud, diesen auf seinem Rücken schnallte und nun sehr froh darüber war, dass er vorhin den Weg nach oben suchen musste, denn dieser gangbare Weg war notwendig, um ihn mit der zusätzlichen Last wieder sicher nach unten zu bringen. Unten angekommen orientierte sich Salvatore Richtung Heimat, und ohne den Umweg über Castelpoggio zu gehen, wanderte er direkt am Massiv entlang, ließ Torano links liegen und marschierte voller Aufregung über seinen Fund in Carrara ein, auf der Suche nach einem alten Freund der Familie, der sich mit den Qualitäten des Marmors auskannte wie kaum ein anderer in dieser Gegend. Zunächst war Angelo, der alte Freund der Familie, nicht sehr erfreut, an diesem Sonntagnachmittag von irgendwem beim Mittagsschlaf gestört zu werden, doch als er den Marmorblock in seinen Händen hielt, verschlug es ihm die Sprache, und Salvatore wusste nun endgültig, dass er einen Ort ausgemacht hatte, an dem es den besten, reinsten und weißesten Marmor gab, den die Welt bisher gesehen hatte – und in Carrara habe er bereits viel Marmor gesehen, doch nie einen von dieser absoluten Reinheit, meinte Angelo als Bestätigung.

Wo er ihn gefunden habe, wurde Salvatore umgehend gefragt, und obgleich ihm die Antwort schon auf der Zunge lag, konnte er sich kontrollieren und verriet nichts – selbst dem alten Freund der Familie nicht, der auch sogleich ärgerlich wurde. Doch Salvatore blieb hart und sagte Angelo, dass es ein Geheimnis zwischen ihm und dem Berg bleiben würde, und nach einigen weiteren Versuchen und der Zusicherung Salvatores, einen Teil des Erlöses an Angelo abzutreten, gab der Freund der Familie auf und einigte sich mit Salvatore darauf, dass er herausfinden wolle, welchen Preis er für diesen reinen Weißmarmor erzielen konnte.

Am folgenden Tag vermochte Salvatore seine Ungeduld kaum vor den anderen seiner Familie zu verbergen, denen er immer wieder sagen musste, dass alles in Ordnung war – immer mit der Hoffnung im Hinterkopf, dass Angelo eine stolze Summe würde aushandeln können. So verlangsamte sich der Arbeitstag in den Phasen, in denen Salvatore angst und bange war, genauso wie er sich immens beschleunigte, wenn er davon träumte, wie ihm Angelo um den Hals fiel, ihn

auf die Wange küsste und ihm ins Ohr flüsterte, dass er ab nun der glücklichste Mensch in ganz Carrara sein würde.

Als der Arbeitstag endlich vorbei war, hielt Salvatore nichts mehr bei seinem Onkel und dessen Söhnen, sondern er lief wie ein Blitz Richtung San Luca, erwischte Angelo in seiner Werkstatt und war so außer Atem, dass er kaum verstand, was ihm sein Freund sagen wollte. Erst nach und nach wurde Salvatore klar, dass er mit dem Erlös, den ihm Angelo nach Abzug seines Lohnes gab, mehr als einen Wochenlohn in seinen Händen hielt, und auch wenn Angelo erneut versuchte, Salvatore das Geheimnis des Fundortes abzuschwatzen, blieb es auch an diesem Abend sicher bei ihm verwahrt.

Salvatore ging über den Umweg des Fleischers der Stadt nach Hause, kaufte eine Lammhälfte und erregte mit dieser Handlungsweise ein ungewöhnliches Interesse, denn nur sehr wenige Menschen in der Umgebung und noch weniger Menschen in San Luca hatten das Geld zur Verfügung, sich eine ganze Lammhälfte auf einmal zu kaufen – nicht in einer Gegend, in der es zwar öfters Fisch, aber nur ganz selten einmal Fleisch auf den Tellern der Arbeiter gab. Doch ehe Salvatore seinen Fehler gewahr wurde, liefen bereits mehrere Kinder hinter ihm her, bestaunten den riesigen Berg Lammfleisch und fragten unablässig, woher Salvatore das frisch geschlachtete Stück Lamm habe.

»Das habe ich geschenkt bekommen«, log Salvatore und hoffte, damit die Meute loszuwerden, zu der sich nun auch immer mehr Erwachsene gesellten; allein die Tatsache, dass der Sohn des Fleischers unter den Kindern war und mitbekommen hatte, dass Salvatore die Hälfte soeben bei seinem Vater gekauft hatte, führte dazu, dass der Glückliche an diesem Tag nicht nur einen groben Fehler, sondern gleich zwei gemacht hatte.

Schnell sprach sich das ungewöhnliche Ereignis in San Luca herum, und je mehr Ohren davon erfuhren, desto weiter entfernte sich die erzählte und weitererzählte Geschichte von der wahren, die bereits ohne Überhöhung ausgereicht hätte, um Salvatore auf eine andere Stufe in der Ortschaft zu erheben. War er am Sonntag noch ein einfacher Arbeiter gewesen, der allenfalls durch sein tadelloses Auftreten und seine harte Arbeit auffiel, so war er jetzt eine Person, die mit einem Mal Neider hatte; schon am nächsten Morgen spürte er die Veränderung, als er in das Haus seines Onkels trat, mit seiner üblichen Freude nach den Leckereien seiner Tante griff und dafür einen verdutzten Blick erntete, der sonst nie auf dem Gesicht der Tante lag. Auf dem gesamten Weg in den Steinbruch sprachen seine drei Begleiter kein einziges Wort mit ihm, und Salvatore spürte, dass sich etwas seit dem vorherigen Tage verändert hatte. Kurz bevor sie die Mine erreichten, fragte Salvatore in die Runde, was der Grund ihres Schweigens sei, doch ohne eine Antwort zu erhalten, blickten die drei starr an ihm vorbei und betraten die Arbeitsstelle, ohne auf Salvatore zu warten. Dieser Nackenschlag saß tief, und er machte sich den ganzen Tag darüber Gedanken, was denn zwischen ihm und den dreien vorgefallen war, doch er konnte sich keinen anderen Reim darauf

machen, als dass sie neidisch waren. Erst einige Monate später, als Salvatore längst nicht mehr in der Mine arbeitete, erzählte ihm sein Vater, dass ihm sein Bruder endlich erklärt habe, warum sich das Verhältnis zwischen Salvatore und den dreien von dem einen auf den anderen Tag völlig umgekehrt hatte: Salvatore hatte an dem Abend, an dem er das halbe Lamm mit nach Hause brachte, vergessen, einen Teil davon seinem Onkel und dessen Familie zu geben, die jeden Morgen darauf geachtet hatten, dass Salvatore etwas zu essen mit auf den Weg zur Arbeit nehmen konnte. Wie peinlich berührt war Salvatore, als er sein Fehlen erkannte; umgehend ging er in den Ort zum Fleischer und kaufte ein ganzes Schwein, das ihn mehr kostete als einen ganzen Monatslohn – doch das war ihm die Schmach wert. So sehr ihm das Herumtragen des halben Lamms Neider und Missgönner beschert hatte, so verärgerte dieses ganze Schwein einen Teil der Arbeiter, die vermuteten, dass Salvatore damit seinen neuen Reichtum zur Schau stellen wollte; als er dann jedoch in das Haus seines Onkels trat, in dem er seit jenem Tag nicht mehr gewesen war, missgönnten nicht nur ihm die Einwohner den neuen Reichtum, sondern nun auch der gesamten Familie. Daher war es kein Wunder, dass sich der Onkel kaum über das ganze Schwein freute, und obwohl er Salvatores Entschuldigung mit ganzem Herzen annahm, da ihm sehr an seinem Neffen gelegen war, so ahnte er auch, dass das Schwein das Leben seiner Familie nicht erleichtern, sondern weiter erschweren würde. Salvatore hingegen spürte vor allem, dass die Beziehung zu seinem Onkel und dessen Familie durch das Geschenk erneuert worden war, sodass er mit neuer Kraft an die Besorgung des reinsten und weißesten Marmors der Gegend gehen konnte.

In dieser Anfangszeit war es für Salvatore ein Leichtes, die Brocken, die sich auf dem Plateau verteilten, einzusammeln, in seinen neuen, großen, ledernen Rucksack zu packen, um sich mit diesem Richtung San Luca aufzumachen. Worauf er vielmehr Acht geben musste, waren jene Neider, die versuchten, das Geheimnis seiner Mine herauszufinden, indem sie Salvatore auf seinem Weg durch die ansteigenden Berge verfolgten. Bei der Entdeckung des ersten Verfolgers hatte Salvatore noch das Glück auf seiner Seite, denn als er gerade den Blick auf das Plateau richtete, sah er im Augenwinkel, wie sich eine Gestalt hinter einem Baum versteckte; sogleich wusste Salvatore um die Gefahr, die in dem Entdecken seines Marmorplateaus lauerte, und ohne eine Miene zu verziehen, wanderte Salvatore weiter durch die Berge, an der Mine vorbei, hoffte darauf, dass der andere, sein Verfolger, nicht ebenso wie er vom glänzenden Weiß des Marmors geblendet wurde, doch zu seinem Glück waren an diesem Tag genügend Wolken am Himmel - oder aber das Schicksal wollte es nicht, dass jeder die Mine finden konnte. Nach einem langen Tag mit einem riesigen Gewaltmarsch hatte er seinen Verfolger bis auf das Zahnfleisch zermürbt, denn als beide zurück in die Stadt einzogen – an Salvatores Heim vorbei –, konnte der Verfolgte genau sehen, wie griesgrämig der Verfolger ob des fehlgeschlagenen Versuches war, das glücklich gehütete Geheimnis zu entdecken. Seit diesem Tag war Salvatore deutlich mehr auf der Hut und riskierte

eine Woche lang nicht, zu seiner Mine zu gehen, sondern suchte auf dem Weg dorthin nach günstigen Gelegenheiten, um mögliche Verfolger frühzeitig zu entdecken. Eine Woche später fand er auf seinen Streifzügen ein riesiges Geröllfeld, durch das ein Bachlauf zog und nach allen Seiten gut zu überblicken war, sodass sich kein Verfolger trauen würde, näher heranzukommen, und obgleich der Marsch über das Feld einen enormen Umweg bedeutete, war dieser Salvatore nur recht, denn schlimmer noch als der Mehraufwand war ein Entdecken der Mine durch einen Anderen. Dennoch kam es zu Beginn häufig vor, dass er einen oder mehrere Verfolger hatte, und immer, wenn sich Salvatore sicher war, dass er die Verfolger nicht abschütteln konnte, entschied er sich, einen völlig anderen Weg als den zur Mine einzuschlagen, und bereits nach kurzer Zeit wussten die meisten Neider, dass es keinen Sinn machte, dem Geheimniskrämer folgen zu wollen. Aber nicht nur die Neider, die ihm aus San Luca heraus folgten, sondern auch die Händler, die bereit waren, einen hohen Preis für die edelsten aller Marmorstücke zu zahlen, machten Druck auf Salvatore, denn sie versprachen sich durch eine Bekanntgabe des Fundortes die Möglichkeit, im großen Stil diese herausragende Qualität vor allem ins Ausland zu verkaufen; immer häufiger lockten sie Salvatore mit großen Geldsummen, und obwohl er mit einigen Angeboten für seinen Lebtag ausgesorgt hätte, misstraute er den Händlern, da keiner von diesen ihm ehrlich genug erschien, als dass er ihnen seinen Reichtum in die Hände geben wollte. So suchte Salvatore jeden Tag von Neuem seine Mine auf, ging an ihr in weitem Bogen vorbei, wenn er verfolgt wurde, und sammelte die Brocken auf dem Plateau ein, wenn er allein unter dem Himmel unterwegs war.
Doch schon bald war das einfache Einsammeln vorbei; nachdem er zunächst die größeren Brocken und dann immer vermehrt auch die kleineren mit nach San Luca brachte – zunächst einen größeren und einen kleineren, dann zwei bis drei kleinere, ehe die Stücke so klein wurden, dass die Händler ihm nur einen Bruchteil des vormals erlösten Satzes auszahlten, der dazu führte, dass Salvatore kaum besser dastand als zu jener Zeit, als er noch einfacher Minenarbeiter gewesen war. Aber im Berg war noch genug von dieser herrlichsten aller Marmorsorten vorhanden, sagte er sich, ehe er gewahr wurde, dass er zum Herauslösen des Marmors aus dem Herzen des Berges kein Dynamit einsetzen konnte, da der Knall über weite Entfernungen zu hören gewesen wäre und Rückschlüsse für die Verfolger gegeben hätte, wo die Mine zu suchen war. Notgedrungen musste Salvatore zur Spitzhacke, zum Hammer und zum Meißel greifen und sah sich in der Folgezeit Schwerstarbeit verrichten, um aus dem Berg einen Teil des kostbaren Gutes zu lösen. Doch diese Schwerstarbeit hatte auch etwas Gutes für sich, denn sobald die Verfolger sahen, mit welchen Gerätschaften Salvatore loszog und mit welch kleiner Ausbeute er zuweilen nach San Luca kam, änderten sie ihre Meinung und erzählten sich untereinander, dass die großartige Mine wohl alsbald erschöpft sein müsse, wenn sich ein Mann den ganzen Tag anstrengen müsse, um eben so viel Marmor mitzubringen, dass sich die Mühen überhaupt lohnen. Dabei lebte Salvatore keineswegs schlecht;

in normalen Wochen erlöste er bei den Händlern zwei- bis dreimal so viel wie sein alter Lohn als Minenarbeiter – und auch das hatte er gelernt, dass er seinen neuen Verdienst nicht immer zur Schau stellte und fleißig mit vollen Händen sein erarbeitetes Geld ausgab. So verbrachte Salvatore die nächsten Jahre damit, dasselbe Leben wie vor der Entdeckung zu leben und den überschüssigen Teil des Erlöses zu sparen, um für den Zeitpunkt, an dem er nicht mehr für sich selbst sorgen konnte, gerüstet zu sein, da er selbst keine Familie besaß, außer seinen Eltern und der Familie des Onkels.

Die einzigen zwei Frauen in seinem Leben, mit denen Salvatore etwas anfangen konnte, waren jene beiden Frauen, die mit ziemlicher Sicherheit nichts von ihm wollten: seine eigene Mutter und seine Tante, die mit ihrem Mann und den tüchtigen Söhnen ein gutes Los gezogen hatte. Ansonsten waren Salvatore die Frauen des Ortes und der anderen Ortschaften geradezu suspekt – nie wusste er, was sie von ihm wollten, wenn sie ihm ein Lächeln schenkten oder sich auf einer Feierlichkeit der Familie oder des Ortes besonders adrett anzogen und ihn dann baten, mit ihnen zu tanzen. Im Gesamten war Salvatore ein Mensch, der mehr mit der Natur als mit dem anderen Geschlecht im Bunde war. So war es auch kein Wunder, dass sich Salvatore viel lieber in die freie Natur zum Wandern oder gemeinsam mit seinem Vater auf die weite See zurückzog, als im Trubel des örtlichen Lebens eine sonderlich tragende Rolle zu spielen – und gleichzeitig führte es dazu, dass die anfängliche Euphorie um seine Person und seine Entdeckung nachließ und sich jedermann damit abfand, dass Salvatore ein seltsamer, aber keineswegs unerfreulicher Zeitgenosse war, der wie die meisten anderen auch am Morgen auszog, um den Bergen der Apuanischen Alpen das weiße Gold der Carrara-Region abzuringen.

Als Salvatore das vierzigste Jahr seines Lebens beendete, stand er bereits mehrere Meter tief im Berg; nach und nach hatte er die beinahe kreisrunde Öffnung ausgehöhlt und einen Gang nach innen gegraben, den er in der Zeit, in der er nicht bei der Mine sein konnte, mit einem großen Stein versteckte, den er jeden Morgen mühselig wegrollte und abends wieder mit derselben Mühe – dann jedoch ohne die Kräfte des nächtlichen Schlafes – wieder vor das Loch schob, damit es wachsamen Augen verborgen war, die sich in dieses Gebiet der auslaufenden Berge verirrten. In seinem fünfzigsten Jahr war der Stollen bereits so tief in den Berg getrieben, dass er an mehreren Stellen Stützstreben zur Absicherung der nicht immer sicher wirkenden Bergwände aufgestellt hatte, und zugleich hatte er an vielen Stellen Lampen aufgehängt, die er mit Petroleum betrieb, das er aus San Luca mitbringen musste, während er die Stützbalken selbst gefällt und zurechtgeschnitten hatte.

Die ersten drei Jahre nach seinem fünfzigsten zogen ebenso ins Land wie die zwanzig davor, und als er im vierundfünfzigsten angekommen war, schien noch alles auf einen ruhigen Lebensabend hinauszulaufen; doch dann merkte Salvatore, dass die Mine an ihr Ende angelangt war. Nach allen Seiten hatte er sorgsam alles abgebaut, was er an reinem, weißem Marmor finden konnte, und als

die weiße Spur im Berg immer spitzer zulief und kurz vor dem vierundfünfzigsten Geburtstag Salvatores für immer verschwand, stand er ohne einen Gedanken vor der nichtweißen, eher graubräunlichen Wand des Stollens und ahnte noch nicht, dass das bisherige Leben damit vorbei war. Die letzten Brocken des strahlend weißen Marmors nach San Luca bringend, verstand Salvatore immer noch nicht, welche Auswirkungen diese Entwicklung auf sein Leben haben würde; selbst am nächsten Morgen schien es, als mache er sich wie jeden Tag – außer am Sonntag – auf den Weg zu seiner Mine, und erst als er das Plateau erreichte und sah, dass er auch am vorherigen Abend vergessen hatte, den Stein vor das Loch zu rollen, wurde ihm bewusst, dass damit dieses Kapitel seines Lebens unweigerlich zu Ende geschrieben war. Vor Jahren bereits hatte Salvatore begonnen, den Berg und die umliegenden Abschnitte nach ebenso weißen Marmorminen abzusuchen, doch seltsamerweise fand er in dieser Gegend nicht einmal irgendeinen Marmor, sondern überall, wo er hinblickte, war nur nackter, grauer Fels ohne jedweden Glanz, der ihn hätte blenden können.

Menschen, die in ihrem Leben im Grunde nur diese eine Aufgabe wahrgenommen haben und sie jahrelang ausübten, stehen genau dann vor dem Nichts, wenn ihnen diese Aufgabe verwehrt bleiben muss. Salvatore kehrte jeden Tag zu seiner Mine zurück, erkannte mit jedem neuen Anlauf, dass ihm auch an diesem Tag die Mine keinen weiteren Marmor allerbester Qualität schenken würde, und er begann, von seinen Ersparnissen zu leben, die nach dem Zurückgehen der anfänglichen Mehreinnahmen für zwei knappe Jahre ausreichen würden, wenn er so weiterlebte wie bisher – und auch wenn Salvatore nicht verstand, dass die Zeit, in der die Mine ihn allein zu ernähren vermochte, vorbei war, so konnte er dennoch mit seinen Ausgaben haushalten; zumindest solange seine beiden Eltern, die das für diese Zeit stattliche Alter von siebzig Jahren bereits überschritten hatten, noch für ihn mit sorgten, denn sein Vater fuhr immer noch jeden Tag – außer sonntags – zum Fischen raus und kam abends spät mit dem Fang wieder. Als jedoch zunächst sein Vater und kurz darauf auch seine Mutter verstarben und sich Salvatore ein ehrenvolles Begräbnis für die beiden liebsten Menschen auf der Welt wünschte, stürzte er sich mit seinen Ersparnissen in Unkosten, die mehr als die Hälfte des Ersparten auffraßen. Ganz San Luca schien auf der Prozession zum Friedhof anwesend zu sein; und so sehr sich Salvatore über die Beileidskundgebung des Dorfes freute, so sicher war auch, dass die meisten nur gekommen waren, weil sie wussten, dass Salvatore ein Fest zu Ehren seiner Eltern veranstalten würde, auf dem sich all jene vornahmen, Salvatore wie eine weihnachtliche Gans auszunehmen, die er beizeiten mit seinen schier ziellosen Wanderungen durch die Gegend genarrt hatte. Der Tag zu Ehren seiner verstorbenen Eltern wurde zum Festtag für all jene, die neidisch auf Salvatore waren, der mit seiner ehrenhaften und nicht selten kühl-distanzierten Art unbewusst dieses Verhalten ihm gegenüber geschürt hatte; und obgleich sich Salvatore wünschte, diese Leichenfledderer von dem Fest seiner Eltern verbannen zu können, wollte er jedoch an diesem Trauertag keinen Zwist im Dorf auslösen

– nicht am Gedenktag seiner Eltern. Somit ertrug Salvatore die verspätete Schmach seiner Mitbewohner von San Luca, zahlte mit vollem, tiefem Groll die Zeche für so viele Menschen, mit denen er im Leben nichts zu tun gehabt hatte, außer dass diese neidisch auf ihn waren, und er wusste am Ende des Festes, dass die Ersparnisse für ein Jahr an einem Tag aufgebraucht worden waren.

Der nächste Morgen war kein Sonntag, und obwohl er seit seiner Entdeckung der Mine an keinem einzigen der ersten sechs Wochentage verpasst hatte, zur Mine zu gehen, blieb er an diesem Morgen zu Hause, trat nur am späten Morgen kurz aus dem Haus, ging hinüber zum Friedhof, zum Grab seiner Eltern, und bat diese um Vergebung für das, was am vorherigen Tage geschehen war. Es war lange her, dass Salvatore geweint hatte, doch in diesem Augenblick, vor dem frischen Grab beider Eltern, mit denen er noch vor wenigen Wochen so glücklich gewesen war, brach er schließlich zusammen und weinte sich nicht nur den Schmerz über den Tod seiner Eltern aus dem Leib, sondern auch den Schrecken, dass er vor dem Nichts stand, da seine Mine keinen Marmor mehr hergab.

Mehrere Wochen trat Salvatore nur noch dann aus dem Haus, wenn er im Ort Besorgungen zu machen hatte; niemand kam vorbei, auch nicht die beiden Cousins, mit denen er früher jeden Tag gemeinsam auf die Arbeit gegangen war und deren Eltern vor einigen Jahren mit einer bedeutend kleineren Zeremonie zu Grabe getragen worden waren. Salvatore wusste, dass ihm der Weg in die Minen der Kooperationen versagt bleiben würde, da er mit seiner besten Qualität einen wahren Preiskampf zwischen den einzelnen Händlern ausgelöst hatte, der die Kooperationen zwang, ihre Erzeugnisse aus den Bergen zu deutlich niedrigeren Preisen zu veräußern. Dieser Weg war ihm versperrt, und mit dem Boot seines Vaters aufs Meer zu fahren, um zu fischen, erschien ihm kaum als die rechte Lösung, da er außer mit der Angel nie gelernt hatte, wie man Fische im größeren Maße fängt – und vor allem fehlte ihm das Wissen darum, wo die besten Plätze sind, von denen der Vater immer berichtet hatte, ohne genau zu sagen, wo diese denn wären.

Somit war Salvatore in der misslichen Lage, eine Entscheidung treffen zu müssen, die sein weiteres Leben bestimmen würde. Etwa zur gleichen Zeit tobte im weiten Norden Carraras ein Krieg zwischen dem Königreich Sardinien und dem Kaisertum Österreich, sodass eine Wanderung nach Norden, in die reichen Städte, ebenso ausgeschlossen war. Da Salvatore aus vielen Mündern nichts Gutes über die Zustände im Süden gehört hatte, schien für ihn die Frage beantwortet, ob er sein Glück an einem anderen Flecken Erde suchen wollte.

Seit Monaten war Salvatore nicht mehr bei seiner Mine gewesen, doch an einem herrlichen Spätsommertag entschied er sich spontan zur Wanderung durch die Gegend, und ohne dass er es beabsichtigt hatte, führte ihn seine Erinnerung auf direktem Wege zur Mine, was er jedoch erst bemerkte, als er am Fuße des Plateaus stand, und genauso wie er nicht wusste, wie er an diesen Ort

gelangt war, hatte er auch keine Ahnung, woher auf einmal das Wissen kam, dass dieser Berg, der ihn über einen so langen Zeitraum – fast ein Vierteljahrhundert – mit allem versorgt hatte, was er brauchte – dass dieser Berg noch mehr zu geben hatte, ihm treu bleiben würde, auch wenn die Marmormine vollständig erschöpft war.

Ohne zu zögern stieg Salvatore nach oben auf das Plateau, fand im Stollen seine alten Gerätschaften und machte sich im Lichte der Petroleumlampen daran, an genau jener Stelle weiterzugraben, wo er vor einigen Monaten die letzten Stücke des besten und herrlichsten Marmors herausgebrochen hatte. Doch auch wenn für diesen Tag die Suche erfolglos bleiben sollte, so fühlte sich Salvatore mit einem Mal wie neugeboren; es war, als ob die Last des letzten Jahres an ihm vorbeizog, sich wie von selbst abstreifen ließ, und als er nach Hause ging, pfiff er ein feines Lied, das ihm über die Lippen kam.

In San Luca fragten sich alle, die den Wandel und die gute Stimmung des zuvor Trauernden und Trübsinnigen bemerkten, ob dieser nicht vielleicht sogar auf eine neue Mine gestoßen sei; aber da er keinen Marmor mitbrachte, mussten ihre Fragen ohne Antworten bleiben, auch, weil sich niemand traute, den Sonderbaren etwas zu fragen. Am nächsten Morgen hielt es Salvatore dann, wie auch an den folgenden Tagen außer sonntags: Er stand früh auf, marschierte Richtung Mine, achtete trotz der Leere der Mine darauf, dass ihn keiner verfolgte oder beobachtete, und musste daher die ersten beiden Tage, da er tatsächlich aus Neugier verfolgt wurde, einen Umweg machen, sodass er nicht zu seiner Mine kam. Doch im Gegensatz zu früher, als Salvatore auf diesen Wanderungen fern seiner Mine nervös und zuweilen innerlich ungehalten zornig wurde, machte es ihm an diesen zwei Tagen rein gar nichts aus, wie ein normaler Wanderer durch die Berge zu wirken. Auf jeden Fall schienen diese beiden Manöver ihre Wirkung nicht zu verfehlen, denn nach den zwei Tagen sollte erst einmal für eine längere Zeit Ruhe mit Verfolgungen sein, sodass sich Salvatore weiter in den Berg hineinarbeiten konnte, zu dem er das Vertrauen wiedergewonnen hatte.

Am vierten Tag fand er ebenso wenig wie am ersten eine Spur des Marmors, der ihn so lange ernährt hatte; dafür vernahm er in San Luca, wie sich zwei Menschen über ihn unterhielten, ohne dass sie mitbekamen, dass der Angesprochene direkt hinter ihnen stand; dabei hörte Salvatore, wie die beiden sich erzählten, dass zwei Buben aus dem Dorf dem Eigenbrötler in die Umgebung gefolgt seien, in der er nur spazieren ginge. Die beiden Frauen, die Salvatore belauschte, glaubten zudem, dass Salvatore für sein Leben lang ausgesorgt hätte, denn welcher Mann in diesem Alter könne es sich schon erlauben, den ganzen Tag in der Natur herumzulaufen, wenn er nicht satt und reichlich eingedeckt war. Wie sehr sich Salvatore diesen Zustand wünschte, konnte er ihnen nicht sagen, doch als die beiden den Lauschenden bemerkten, zuckten sie erschrocken zurück, machten

große, schreckhafte Augen und wähnten sich in einer Falle, als Salvatore nett grüßte und von dannen zog, nach Hause, in die Einsamkeit des Abends.

Eine alte Katze hatte die beiden Eltern überlebt; nun kümmerte sich Salvatore um das einzige Lebewesen, das noch in seiner unmittelbaren Umgebung lebte, und jetzt, da seine Eltern nicht mehr lebten und seine Mutter abends nicht mehr für ihn gekocht hatte, war es, als würde Salvatore vermissen, dass er keine Frau hatte. Auch wenn er kein geselliger Mensch war, so war er auch kein ganz Einsamer; jeden Tag, wenn er fort war, machte er sich wachsende Sorgen um seine Katze, die er umso lieber gewann, als sie sich abends zu ihm an den Ofen kuschelte, auf die Decke gekrochen kam, die er über die schmerzenden Knie gezogen hatte, und darauf wartete, dass etwas vom Essen absichtlich oder unbeabsichtigt herunterfiel, das Salvatore von einer Nachbarsfrau gebracht bekam, da er selbst nie das Kochen erlernt hatte. Alle anderen Tätigkeiten im Haushalt waren bisher auch nicht von ihm, sondern von seiner Mutter übernommen worden, und Salvatore war sich sicher, niemals die Hausarbeit erlernen zu können, doch als er merkte, wie sehr eine vollbeschäftigte Haushaltshilfe in seine Kasse ging, begann er, eine nach der anderen Tätigkeit aufzunehmen, und musste feststellen, dass er es zwar bei weitem nicht so gut wie seine Mutter oder die Haushaltshilfe konnte, doch immerhin so gut, dass er sich nicht schämen musste, wenn dann doch mal jemand vorbeikam – und sei es auch nur, um nachzusehen, was der alte Salvatore denn noch so trieb.

Bei jeder Wegnahme einer helfenden Tätigkeit im Haushalt musste Salvatore das Gespräch mit seiner Nachbarin suchen und scheute sich dabei, gegenüber der Mutter von vier Kindern, die sie ohne ihren Mann aufziehen musste, unehrlich zu sein, sodass er ihr beichtete, wie es um seine Geldreserven stand – in der Hoffnung, dass sie aus der eigenen Situation heraus Salvatore verstand und ihm trotz der Mindereinnahmen nicht böse war. Obwohl er damit Recht behielt, was das Gemüt der Nachbarin Georgia betraf, so besaß sie jedoch ein überall bekanntes, loses Mundwerk, und kaum dass sie von den bald erschöpften Reserven Salvatores wusste, wusste es die ganze Stadt. Kaum noch eine Ecke, an der nicht über das Leben und das Vermögen des Eigenbrötlers geredet, spekuliert und gelästert wurde; allein Salvatore glaubte tief in seinem Innern zu wissen, dass sich dieses Blatt irgendwann wieder drehen würde, wenn der Berg ihm seine zweite Chance gäbe.

Stur hielt er an dem Gedanken fest, stand weiterhin jeden Morgen in der Frühe, weit vor der Dämmerung, auf, machte sich etwas Karges zu essen für den Weg und den Mittag, ging den Umweg über das steinige Geröllfeld, auf dem er kontrollieren konnte, ob er verfolgt wurde, und erreichte seine Mine mit den ersten warmen Sonnenstrahlen, die er sogleich wieder hinter sich ließ, indem er in das Dunkle des inneren Berges eintrat.

Das Ave-Maria murmelnd, zündete er die Petroleumlampen nur an den Stellen an, wo es gefährlich für ihn wurde, alle anderen ließ er aus, um das Petroleum zu sparen, das ihm in San Luca vom einzigen Händler für Petroleum aus einer der vielen persönlichen Eifersüchteleien sehr teuer

verkauft wurde. Bei jedem Anzünden fragte sich Salvatore, ob diese Lampe notwendig sei. Er untersuchte den Boden nach Unebenheiten und löschte die eine oder andere wieder, trat dann ins Dunkle, ließ sich von den Wänden führen und gelangte so an das Ende des Stollens, der mit einigen Kurven gut und gerne knapp hundert Meter in den Berg getrieben war. Einer Schlange ähnlich hatte sich das Marmorflöz durch den Berg gezogen und war dann verschwunden, doch je weiter Salvatore mit der Hacke gegen den nackten Felsen schlug, desto sicherer wurde er, dass er irgendwann bald wieder Marmor sehen würde.

Auf diese Weise vergingen drei Monate, und der Winter rückte bereits heran, doch obgleich Salvatore seine Anstrengungen noch vergrößerte und zusammen mit der Hausarbeit ein weitaus höheres Tagespensum als noch vor einigen Jahren hatte, blieb der ersehnte Marmor aus; keine auch noch so kleine Spur wollte sich finden lassen, keine Ader zeigte sich in dem grauen Gestein, und wenn er einmal glaubte, dass er eine Ader gefunden habe, die ihn zu einer neuen Quelle führen würde, so erwies sie sich als Trugschluss oder als linienförmige Quarzform, die nichts mit dem herrlichen Marmor gemein hatte, der in seinen Gedanken noch weitaus herrlicher war, je länger er darüber nachsann und ihn vermisste.

Während bei den meisten Menschen in dieser langen Warte- und Leidenszeit die zornige Unzufriedenheit wuchs, erwuchs in Salvatore ein so starker Glaube an die zweite Chance, die ihm der Berg bieten würde, dass er keinen einzigen Moment daran zweifelte, dass er irgendwann vor dem erlösenden Augenblick stünde, den er durch seine Beharrlichkeit und Anstrengung herbeischaffen würde. Nichtsdestotrotz musste er seiner Nachbarin auch noch den Auftrag für das täglich zubereitete Essen wegnehmen, da seine Reserven auf ein Minimum gesunken waren, und als es zu Beginn des neuen Jahres so weit war, dass er keine Geldreserven mehr hatte, musste er sich auf anderen Wegen über Wasser halten.

Die Fischer, die während der drei Wintermonate zumeist zu Hause blieben und sich nur selten dem rauen Wind und dem hohen, gefährlichen Seegang auf dem Meer aussetzten, staunten nicht schlecht, als sie Salvatore, den Sohn des alten Weggefährten, jeden Morgen bei schlechtem Wetter und sehr schlechten Bedingungen herausfahren sahen, und wie durch ein Wunder gelang es Salvatore, auf diese Weise unbeschadet durch den Winter zu gelangen; in aller morgendlichen Frühe ging er fischen, um dann am Nachmittag wenigstens eine halbe Tagesschicht in seinem Stollen einzulegen. Dass er bei dieser Doppelbelastung die Ordnung in seinem Haus ein wenig vernachlässigte, ärgerte ihn zwar schon, aber eigentlich nur dann, wenn er für das warme Essen, das meistens aus Fischsuppe oder gebratenem Fisch bestand, kein sauberes Besteck mehr fand. Aber alles in allem konnte sich Salvatore mit der neuen Situation abfinden, in der er genug zu essen und Zeit hatte, um in seinem Stollen weiter nach seinem Glück zu graben.

Der Winter ging und die ersten Knospen und kräftiger werdende Sonnenstrahlen kündigten den kommenden Frühling an, und dieser war Salvatore so lieb wie noch kein Frühling zuvor, denn die doppelte Belastung, einerseits im kalten Nass auf dem Meer und andererseits in der Kälte des Bergstollens, dazu die Anstrengung mit dem Netz und der Hacke, führten dazu, dass er aus dem Winter einen Husten mitschleppte, der ihm so sehr in der Lunge schmerzte, dass er zuweilen dachte, ihm würde jemand mit heißen Nadeln in die Innenwände seiner Lunge stechen. Salvatore wusste, dass er einen weiteren Winter auf diese Art und Weise nicht überleben würde, und arbeitete daher umso härter in den Stunden, in denen er in der Mine war; diese Vorgehensweise verschlimmerte seinen Husten und die Schmerzen in seiner Brust, sodass er eines Morgens, als sich der Winter ein letztes Mal aufbäumte und das zuvor milde Wetter nochmal verscheuchte, nach dem Aufstehen zusammenbrach und erst von der Nachbarin gefunden wurde, die wie durch einen Zufall an diesem Tag vorbeigekommen war, um Salvatore etwas vom warmen Brot vorbeizubringen, das sie gebacken hatte. Totengleich und ohne Bewusstsein fand sie den alten Mann auf dem Boden, rief nach den zwei stärksten ihrer Kinder, hievte gemeinsam mit den beiden Salvatore in dessen Bett und kümmerte sich die nächsten Wochen um den kranken Mann, dessen Kräfte zwar am Ende waren, doch den Lebenswillen schien er noch nicht aufgegeben zu haben. Als er aufgrund der fürsorglichen Pflege und der kräftigenden Nahrung zurück bei Kräften war, versprach er der Nachbarin, ab diesem Tage jeden Fang mit ihr zu teilen, und gab ihr einen kleinen Notrest an Ersparnissen, den er sich aufbewahrt hatte, damit er niemals mit nichts dastünde, doch in diesem Moment fühlte er, dass er ihr aus Dankbarkeit diesen Notnagel geben musste.

Salvatore kam wieder auf die Beine, doch das Alter hatte seinen Körper nunmehr fest im Griff; er merkte, dass er das hohe Tempo, das er vor der Krankheit vorgelegt hatte, nicht mehr halten konnte; so entschied er sich zur Aufteilung seiner Woche in drei Tage Fischfang und drei Tage Bergbau, wobei bald klar wurde, dass drei Tage Fischfang nicht ausreichten, um ihn und seine Nachbarin mit den vier Kindern ausreichend zu versorgen. Auch wenn sich Georgia gegen jeden Fisch wehrte, den er ihr vorbeibrachte, so hielt er sein Versprechen und teilte artig und sich selbst gegenüber gerecht jeden Fang auf – und wenn er einen bevorteilte, dann immer seine Lebensretterin.

Irgendwann im späten Frühjahr geschah es dann, dass Salvatore eine ganze Woche aufs Meer fuhr; am Samstag musste er die Netze flicken und nach dem Boot schauen, es aus dem Wasser ziehen, aufbocken und nach Schäden untersuchen. So blieb ihm allein der Sonntag, doch dieser war wie alle Sonntage in seinem Leben zuvor dem Herrn gewidmet, und es kam, dass er nach dem Gottesdienst sich anzog, um in der Natur spazieren zu gehen, und direkt und ohne Umwege zu seiner Mine ging, in die Dunkelheit des Berges eintrat, einige wenige Lampen mit Petroleum füllte und anzündete, bis zu der Stelle vordrang, an der seine Hacke an der rückwärtigen Wand stand.

Er werde wohl Fischer werden, sagte sich Salvatore mit Wehmut im Herzen, denn er habe eine Familie zu versorgen, die sich darauf verlassen würde, dass er nicht mit leeren Händen nach Hause kam. Vielleicht habe er noch einige Jahre bis zu seinem Lebensende, dachte er so bei sich, und vielleicht könne er die Familie mit den vier Kindern noch so lange ernähren, bis die Ältesten selbst mit ihrer Arbeitskraft in der Lage dazu waren.

Dann blickte er wieder zurück zur Wand, und als müsse er seinen Wehmut über den Abschied von seinem Berg irgendwie ausdrücken, schnappte er sich seine Hacke, wog den hölzernen Schaft in seiner Hand, spürte die Unebenheiten im Holz, die ihm die Unebenheiten in seinen Händen gezeichnet hatten, nahm seine gesamte Kraft für einen allerletzten Schlag zusammen, erhob die Hacke über seinen Kopf, presste die Luft in seine Lungen und schwang die Spitze voran gegen den Stein, so fest, wie er es seit langem nicht mehr geschafft hatte – und siehe da, ein riesiges Stück Stein zersprang in viele Teile und fiel auf den Boden hinab.

Was er aber jetzt sah, wovor er in diesem Augenblick stand – das konnte Salvatore erst so richtig erfassen, als er den Brocken gänzlich aus der Wand geschlagen hatte, in dem sich eine feine, aber deutlich abzeichnende Linie zeigte, im Lichte der Petroleumlampen matt glänzend und so golden, dass selbst der aus ärmlichen Verhältnissen stammende Salvatore wusste, dass es sich um Gold handelte. Überwältigt von seinen Gefühlen ließ er sich auf seine Knie fallen, streichelte und küsste den nackten Stein und dankte dem Berg für dieses Zeichen, dass er ihn in der tiefsten Not nicht alleine ließ.

An diesem glücklichen Sonntag missachtete Salvatore sein selbstauferlegtes und sein Leben lang erfülltes Gebot, sonntags nur dem Herrn zu dienen – doch wer anders als der Höchste konnte ihm eine solche Gnade widerfahren lassen? Den ganzen Tag über schlug er weiter auf den Stein ein, und sein Gefühl hatte ihn nicht getäuscht – er war auf eine Goldader gestoßen, die sich vor ihm durch den Berg zog und der er einfach nur folgen musste. Am Ende des Tages hatte Salvatore so viel glänzendes Gestein aus der Wand geschlagen, dass er kaum alles transportieren konnte; indem er die aussichtsreichsten Stücke zusammensuchte und in seinen Rucksack verpackte, wurde es Abend, und erst spät, weit nach Einbruch der Dunkelheit, kehrte er nach San Luca zurück, ging zu Georgia und den vier Kindern herüber und versuchte, die Mutter zu wecken, ohne dass die Kinder davon aufwachten, doch alsbald war er von allen Vieren umgeben, während die Mutter noch in aller Seelenruhe tief und fest schlief. Die Kinder ahnten natürlich, dass etwas Besonderes passiert sein musste, wenn der Nachbar nach Einbruch der Dunkelheit versuchte, die Mutter zu wecken, und fragten ihn, was er in seinem Rucksack mit sich führte. Erst in diesem Augenblick erkannte Salvatore seinen Fehler, den Rucksack nicht vorher in seinem Haus versteckt zu haben, doch nun musste er mit der Wahrheit heraus und entnahm dem Rucksack einen kleinen Stein, dessen feine Linien in der grauen Oberschicht so golden im Scheine der einen angezündeten Kerze glänzten,

dass selbst die unverständigen Kinderaugen wussten, dass dieses Gold etwas ganz Besonderes darstellen musste. Inzwischen war auch die Mutter der vier vom Lärm wach geworden und in die Küchenstube getreten. Als sie beim Eintreten erkannte, was Salvatore da in seinen Händen hielt, ließ sie einen kurzen, spitzen Schrei los, um sich sogleich ihre Hände vor den Mund zu halten. Obwohl Georgia bei Salvatore mehrmals um Entschuldigung bat, war dessen Hochstimmung nicht dafür angetan, irgendeinen anderen Menschen zu tadeln; vielmehr war er beseelt von einem Glück, das Menschen nur dann empfinden, wenn sie zu spüren glauben, wie irgendwer eine schützende Hand über das eigene Leben hält.

Weder Salvatore noch Georgia konnten in dieser Nacht ein Auge zutun; gespannt warteten beide auf den nächsten Morgen, an dem sich Salvatore vorgenommen hatte, mit den Goldsteinen nach Carrara zu wandern, da er verhindern wollte, dass sich der Goldfund allzu schnell in San Luca herumsprach. Daher brach er am Montagmorgen in aller Frühe, weit vor den ersten Sonnenstrahlen, nach Carrara auf, achtete darauf, dass er beim Verlassen des Dorfes von keinem gesehen wurde, und gelangte in die gewünschte Stadt ohne Zwischenfälle. Erst in Carrara selbst sollten die Schwierigkeiten für Salvatore beginnen, denn auch wenn es viele Gesteinshändler gab, so kannten sich die meisten jedoch ausschließlich mit Marmor aus, und nur zwei sagten, dass sie Gold im Urzustand bereits einmal gesehen hätten. Der eine von ihnen riet Salvatore, nach La Spezia zu gehen, da dort ein großer und weit über die Landesgrenzen hinaus bekannter Goldschmied säße, doch er erwähnte auch, dass La Spezia bereits in Ligurien liege, was selbst zum Königreich Piemont zählte, weswegen es scharfe Kontrollen an den Grenzen zur Toskana gab. So musste Salvatore sein Glück im Süden suchen und wanderte auf die Stadt Massa zu, in der es zwar keinen Goldhändler gab, aber dafür die Information, dass im Ort weiter in Montignoso ein alter Herr leben würde, der früher einmal viel mit Gold zu tun gehabt hätte.

Am frühen Nachmittag erreichte Salvatore Montignoso und hatte keine Schwierigkeiten, von den neugierigen und geschwätzigen Einwohnern zu erfahren, wo Umberto Dell'Agli, der große Goldhändler aus Florenz, der sich im Alter in diesem Örtchen zur Ruhe gesetzt hatte, wohnte. Als Salvatore einen kleinen Hügel hinanstieg, auf dem der Monsignore wohnen sollte, merkte er, wie er von einem Haufen Kinder verfolgt wurde, die sich aller Wahrscheinlichkeit nach in einer Umgebung, die sie wie ihre Hosentasche kannten, kaum vertreiben oder abhängen ließen. Salvatore nahm es mit einem für ihn seltenen Anflug von Humor, betrat das große Grundstück des ehemaligen Händlers, sah, wie die Kinder respektvoll Abstand hielten, und er selbst erhielt vom Diener Eintritt in das kühle Haus, das einen edlen Prunk zur Schau trug. Er zeigte den Inhalt seines Rucksacks dem Diener, der sofort wusste, dass Umberto Dell'Agli, obwohl dieser im wohlverdienten Ruhestand war, immer an einer neuen Möglichkeit, seinen Reichtum zu vergrößern, interessiert war, sodass der Diener den Fremden aus San Luca bei seinem Herrn

ankündigte und wie von ihm erwartet auch vorgelassen wurde. Somit bekam Salvatore die Gelegenheit, sich bei dem Goldhändler vorzustellen, der sogleich an der Kleidung des Wanderers bemerkte, welche Art des Goldhandels mit diesem Fremden zu treiben war, ließ sich wohlfeil den goldenen Klumpen Gestein vorlegen, betrachtete diesen mit einer Mischung aus Langeweile und kühlem Finanzinteresse, bejahte die Frage Salvatores, dass es sich um Gold handeln würde, und bekam auf die Frage, wie viel in der Mine noch zu holen sei, ein großes Schulterzucken zurück. Da Salvatore keine Ahnung hatte, wie lange die Mine halten oder wie weit diese sich noch durch den Berg ziehen würde, erzählte er seine Geschichte vom Fund des Marmors, von den letzten Jahrzehnten, ohne genau zu sagen, wo sich diese Mine befand. Umberto Dell'Agli hörte sich die Erzählung genauestens an und entschied im Anschluss, dass es durchaus einen Sinn machen würde, dem Ganzen auf den Grund zu gehen. So bescheinigte er dem Wanderer aus San Luca, dass er ihm alles Gold zu einem ehrlichen Preis abnehmen würde, das er nach Montignoso bringe, und Salvatore erhielt vom Diener für den ersten, mitgebrachten Stein so viel Geld, wie er sonst nur nach zwei Wochen Abbau des weißesten und besten Marmors erhalten hatte. Vor Glück taumelnd verließ Salvatore das große, kühle Haus des Monsignore und trat in die Wärme des späten Nachmittags.

Auf dem Weg nach Massa musste sich Salvatore noch anstrengen, diesen wiederzufinden, doch als er Massa hinter sich gelassen hatte und auf San Luca zuging, das er bereits im Hintergrund ausmachen konnte, wurde ihm eigentlich erst richtig bewusst, dass ihn sein Glaube an den Berg nicht enttäuscht hatte, denn die Goldader war seine zweite Chance, ein sorgenfreies Leben zu führen – ohne sich den Gefahren des Wetters aussetzen zu müssen, das ihm im Alter immer mehr zu schaffen machte. Zudem konnte er es sich bei dieser Marge erlauben, auch mal eine Krankheit auszukurieren, anstatt gegen sie und mit ihr weiterzuarbeiten, was es nur noch schlimmer machte.

Als er in San Luca eintraf, ging er zur einzigen Fleischerei des Dorfes – die vom Sohn des damaligen Metzgers betrieben wurde, bei dem er vor mehr als fünfundzwanzig Jahren die Lammhälften erstanden hatte – und kaufte an diesem Abend den besten und feinsten Schinken des Ladens, und dazu die edelste Flasche Rotwein, die ihm der Fleischer eigens aus dem Kellergewölbe holte. Mit diesen Leckereien bestückt ging Salvatore zu seiner Nachbarin, trat wie der Hausherr in das ärmlich eingerichtete Haus und fand die Familie gerade in der Vorbereitung auf das abendliche Essen, das unter normalen Umständen dürftig ausgefallen wäre – doch an diesem Tag durften sie alle schlemmen und sich des Glücks erfreuen, das Salvatore zuteil geworden war.

Mit dem Glück ist es wie mit der Liebe: Man kann nicht planen, wann sie auftaucht, und sollte man das Glück oder die Liebe erzwingen wollen, kann es geschehen, dass es einem verlorengeht. Salvatore hatte sein Glück wiedergefunden, doch es sollte nicht lange halten, denn wo bereits das Auffinden des besten, weißesten Marmors dazu führte, dass ihn andere gierige Menschen

verfolgten, so folgte dem Finden von Gold eine ganze Welle von Neidern, die sich nicht so einfach abschütteln ließen wie jene zuvor. Obgleich Salvatore über das steinige Geröllfeld ging, um Tag für Tag nachzuprüfen, ob ihm jemand folgte, ließen die Verfolger nicht von ihm ab, welche er noch niemals in seinem Leben gesehen hatte. Erst nach einer Woche der Abstinenz ging ihm ein Licht auf, dass es wohl keine Neider aus San Luca waren, sondern aus den anderen Orten, durch die er zum Monsignore gewandert war – oder von noch viel weiter her, die alle dem Ruf des Goldes gefolgt waren.

Salvatore spürte mit jedem Tag, wie die Geduld seiner Verfolger sank, wie sie immer näherkamen und ihn offensichtlich zermürben wollten – er aber ging jeden Tag in die Natur hinein und führte die Verfolger quer durch die Gegend, ohne auch nur einmal in die Nähe seiner Mine zu kommen. In der zweiten Woche jedoch änderten die Verfolger ihre Taktik, stellten sich nunmehr Salvatore in den Weg, begegneten diesem mit finsterem Blick und hielten kaum mehr Abstand, sondern liefen ihm ganz offensichtlich hinterher. Da sie ihm keine Gelegenheiten gaben, das Geheimnis der Mine in Gefahr zu bringen, entschied sich Salvatore am dritten Tag der zweiten Woche, aufs Meer hinauszufahren, um zu fischen; den ganzen Tag über vermeinte er, irgendwelche Gestalten an der Küste auszumachen, die sein Boot im Visier behielten, aber als er an Land zurückkam, sah er keinen von ihnen. Er fragte sich, ob seine Verfolger vielleicht aufgegeben hatten, doch als er am nächsten Morgen, einem Donnerstag, so früh wie noch nie aufstand und nach draußen in die Kühle der Nacht hineinging, wusste er, dass die Verfolger nicht aufgegeben hatten – vielmehr belagerten sie sein Haus, um das er mehrere niedergebrannte Lagerfeuer ausmachen konnte, die kaum eine andere Erklärung zuließen. Auch an diesem Tag änderte Salvatore seine ursprünglichen Pläne und fuhr auf das Meer hinaus, fing Fische und empfand die Flucht vor den übel aussehenden Gestalten als reinste Befreiung. Dieses Spiel trieb er mit seinen Gegnern bis zum Samstag, denn als er an diesem Tag vor dem Sonnenaufgang vor das Haus trat, waren alle Lagerfeuer plötzlich verschwunden. Salvatore wunderte sich über diese Entwicklung und meinte, dass dies wohl eine neue Taktik seiner Gegner sei, schnappte sich seine Netze und ging bis zum Meer hinab, wo er den ganzen Tag über kaum Fische fing. Er hatte so wenig Fangglück, dass er beinahe jeden Moment an seine Mine und an die goldene Ader denken musste, die ihn vermutlich bis an das Ende seines Lebens versorgen konnte.

So war es kaum verwunderlich, dass Salvatore am nächsten Morgen entschied, gegen alle drohenden Gefahren eine Wanderung durch die Natur zu machen, so unauffällig wie möglich, und doch mit einer einzigen Absicht: zu seiner Mine zu gehen. Wie jeden Sonntag machte er sich früh morgens fertig, um in die Kirche zu gehen, doch an diesem Sonntag sollte es das bisher einzige und letzte Mal in seinem Leben sein, dass er auf dem Weg zur Kirche an ihr vorbeiging, sich, ohne gesehen zu werden, aus dem Pulk der Menschen schlich, fernab der Wege aus dem Ort floh und

zum Geröllfeld ging, auf dem er das erste Mal seit zwei Wochen aufatmete, da er von keinem Menschen verfolgt worden war. Den Weg voraus und die Mine immer in Gedanken, freute er sich auf die bevorstehenden Mühen, die ihm einen entsprechenden Lohn verhießen.

Den Grund, warum ihn niemand verfolgte und den er sich bisher nicht erschließen konnte, ebenso wenig wie das Verschwinden der Belagerung seines Hauses, erkannte Salvatore erst, als er unterhalb des Plateaus stand und vernahm, wie oben auf der Anhöhe lautstark gearbeitet wurde. Sie hatten seine Mine entdeckt!

In einem zornigen Aufbrausen stiefelte er nach oben auf das Plateau, und als die Goldsucher den Herankommenden sahen, bauten sie sich wie eine Front vor der Mine auf und hielten ihre Gewehre geladen und entsichert, zum Boden gerichtet – noch! Dennoch ging Salvatore auf die Männer zu und sah mit an, wie diese ihre Waffen erhoben und auf ihn zielten; alsdann sprach ihn einer der Männer direkt an und verlangte von ihm, dass Salvatore verschwinden solle, wenn ihm sein Leben lieb sei. Salvatore hingegen wusste nicht mehr, ob er sein Leben lieben konnte, wenn er die Mine verlor, den Berg, der ihm den Marmor und dann, als er die Hoffnung bereits aufgegeben hatte, auch noch das Gold geschenkt hatte. So trat er einen weiteren Schritt nach vorne und vernahm nur allzu dumpf das Brüllen des Mannes, der ihn angesprochen hatte, während die Minenarbeiter weiterhin auf den vermeintlichen Gegner zielten, der sich keine zehn Schritte mehr von ihnen befand. Die ganze Situation schien unauflösbar, als Salvatore seine Nachbarin Georgia und ihre vier Kinder durch den Kopf schossen, er für sich sagte, dass er den fünf nicht helfen konnte, wenn er tot sei, und lächelte über diesen Gedanken, im Frieden mit sich selbst und dem Berg, bereit, für den Rest seines Lebens ein einfacher Fischer zu sein, der jeden Tag aufs Meer hinausfuhr, wie sein Vater und sein Großvater, wie viele andere, die ihr Leben mit der Fischerei bestritten – doch dann war es ihm plötzlich, als hätte man einen heißen Eisenstab in seinen Brustkorb gerammt, und als er an sich hinabblickte, sah er, wie sich sein Hemd rot färbte; nur langsam begriff Salvatore, dass einer der Männer auf ihn geschossen hatte. Alles um ihn herum schien in einer Starre zu versinken, jeder auf dem Plateau war wie gelähmt, und je mehr das Blut aus dem Körper Salvatores floss, desto mehr kribbelten seine Arme und Beine, ehe er zuerst auf die Knie sackte, ehe er zusammenbrach und auf dem kalten, nackten Stein landete, der so gar nichts mit dem weißen, hellstrahlenden Marmor oder dem glänzenden Gold des Berges gemein hatte. Und dennoch war es ihm, als würde er in den Schoß seines Berges zurückkehren, zur Quelle, zu sich selbst, als er dort auf dem nackten, kalten Steinboden des Plateaus lag und zum letzten Mal in seinem Leben die Sonne sah.

# Der Schmelz des Lebens

Ich erzähle Ihnen heute eine Geschichte, die seit Anbeginn der Zeit erzählt wurde, in einem immer anderen Gewande, die jedoch im Kern stets dasselbe menschliche Handeln berichtet.
Diese hier beginnt damit, dass mein Vater, ein Vertreter für Handelswaren, eines Tages auszog, die Welt mit einem eigenen Produkt zu erobern, dessen zartfühlender Schmelz schon bald den Gaumen aller Menschen der großen weiten Welt reizen sollte. Auf einer Reise durch die Schweiz, die er eigentlich nutzen wollte, um neue Geschäftspartner für seinen Außenhandel zu gewinnen, da das heimische Gebiet unter den alteingesessenen Handelsvertretern bereits kartellähnlich aufgeteilt war – auf dieser Arbeitsreise musste er vor einem heftigen Gewitterschauer in einem kleinen Dorf Halt machen, dessen nachbarschaftliche Berge wie ein natürlicher Schutz vor allen Gefahren wirkten, was schlecht und unrecht war. In dieser Welt schien noch alles in Langsamkeit zu leben, die meisten Menschen betätigten sich in der Landwirtschaft oder gingen einem Handwerk nach und die großen und weltentreibenden Veränderungen der Neuzeit waren noch nicht an diesen abgeschiedenen Ort gelangt, sodass selbst der wertlose Wagen meines Vaters wie ein Ding aus einer anderen Welt erschien. Doch so sehr mein Vater wie ein Eindringling von außerhalb in dieser scheinbar heilen Welt wirken musste, erkannte er sofort, dass er unter den liebenswürdigsten Menschen gekommen war, die er in seinem bisherigen Leben getroffen hatte. Kaum dass er bei den netten Menschen vor einem heftigen Unwetter untergekommen war, fand er das Geheimnis der Berge und war seither verzaubert. Und in jenem Moment, in dem er das Geheimnis des Berges verstand, wusste er bereits, dass er sich das nötige Wissen angeeignet hatte, um in der Welt außerhalb den Erfolg zu haben, den er sich für sich und seine kleine Familie erhoffte, die bisher eher am Hungertuch genagt hatte als an fetten Speisen.
Seine Frau, meine Mutter, eine zierliche junge Dame aus der Nachbarschaft meines Vaters, beklagte sich mit keinem Wort über das magere und oft ausfallende Einkommen ihres Mannes, doch wenn sie am späten Sonnabend auf dem gemeinsamen Spaziergang an den geschlossenen, aber herrlich ausgeleuchteten Schaufenstern der Innenstadt vorbeiging, spürte er die aufseufzenden Wallungen, die im Körper seiner Frau ihr Unwesen trieben und die sie mühsam niederkämpfen musste. Seither hatte sich mein Vater geschworen, dass er einen Ausweg für seine Familie finden würde, nicht einmal so sehr für sich; denn ihm war es genug, was er hatte, doch auf lange Sicht würden seine Kinder eine gute Ausbildung benötigen, damit sie die Gelegenheit erhielten, einen anderen Weg als ihr Vater einzuschlagen. Mit dem sicheren Wissen, die Lösung für alle seine Wünsche gefunden zu haben, stieg mein Vater am folgenden Morgen bei besserem Wetter in sein Auto, wendete und machte sich auf die Heimreise, ohne auch nur einen Neukunden geworben zu haben, und meine Mutter staunte nicht schlecht, als er bereits weit vor der verabredeten Zeit vor der Tür stand und

ihr einen Strauß Blumen mitbrachte, der erste, den er sich seit ihrer gemeinsamen Hochzeit geleistet hatte. Zunächst wollte ihn meine Mutter für seine Verschwendung ausschimpfen, doch sie hielt inne, als sie den forschen und herausfordernden Schritt ihres Mannes erkannte, ein veränderter Gang, weniger schleichend als vielmehr dynamisch, den er seither an den Tag gelegt hatte.

»Etwas muss auf der Reise geschehen sein«, dachte sie bei sich, »sonst würde er trauriger und weniger forsch daherkommen, aber so stolz und voller Zutrauen habe ich ihn nicht einmal auf unserer Hochzeit gesehen.«

Meine Mutter sagte sich, dass sie ihm zuerst zuhören wolle, ehe sie mit den Vorwürfen loslege, die sich in ihr stauten – von der Verantwortung gegenüber der Familie bis zum Gedenken an ihre und seine armen Eltern, die sie zuweilen mit einer kleinen Geldspende über Wasser halten mussten. Freudestrahlend hielt er, trotz dessen, dass sie den Strauß Blumen bereits gesehen hatte, diesen hinter seinem Rücken versteckt, bis er einen Schritt von ihr entfernt stand, um ihr sogleich weitere Vorwürfe einfallen zu lassen, doch mit einem gequälten Lächeln und einer gespielten Freudigkeit ob ihres eigenen Schwurs, nie jammern zu wollen, fragte sie ihn mit dem freundlichsten Tonfall, zu dem sie augenblicklich fähig war, ob seine Reise denn erfolgreich gewesen sei, da er schon wieder zu Hause angekommen sei.

»Viel erfolgreicher, als du es dir vorstellen kannst, auch wenn ich keinen einzigen Neukunden an Land gezogen, ja nicht einmal mit einem gesprochen habe. Du wirst staunen, welche Entdeckung ich in einem Bergdorf in der Schweiz gemacht habe, mit dem ich unsere Familie in der Zukunft aus dem derzeitigen Stand in einen gut situierten führen werde.«

Sein Enthusiasmus ließ sie kaum zu Wort kommen, und als im Hintergrund der Erstgeborene, mein ältester Bruder, zu schreien anfing, lief sie unentwegt in den einzigen Raum, den ihre kleine Wohnung neben dem Schlafzimmer bot, und schaute nach dem Säugling, der weinend in seiner Wiege lag, hob ihn hoch und wirkte beruhigend, nicht ohne selbst eine Träne der Trauer zu vergießen. In der Zwischenzeit hatte mein Vater sich seines Mantels und seines Hutes am Kleiderhaken entledigt und war zum Tisch getreten, an den er sich setzte und aus seiner Brieftasche einige Fetzen Papier zutage brachte, die er alle fein säuberlich nebeneinander ausbreitete.

»So«, begann er träumerisch, indem er die Zettel in die richtige Reihenfolge brachte, »zuerst muss man dies machen, dann dies und schlussendlich ist sie fertig und schmilzt in einem feinen Hauch dahin, dass es die Sinne täuscht, bis es vorbei ist und der Genießer erneut aus dem Sinnestraum zum Leben erwacht.«

Mein ältester Bruder hatte mit dem Schreien aufgehört und sich beruhigend in den Schlaf wiegen lassen, als meine Mutter aufstand, zu ihrem Mann am Tisch ging und über seine Schulter blickend die ausgebreiteten Zettel betrachtete, die nichts als ein Mischungsverhältnis und die Anleitung zur Zubereitung enthielten.

»Was in drei Teufels Namen ist das für ein Rezept?«, fragte sie etwas erschrocken und glaubte, dass mein Vater den Verstand verloren hatte.
»Eins nach dem anderen, Liebling«, antwortete er mit seiner ruhigsten Stimmlage, stand auf und gebot seiner Frau, sich auf seinen Stuhl zu setzen. Indem sie sich verwirrt niedersetzte, den Blick weiterhin auf die geordneten Zettel geheftet, setzte er sich ihr seitlich gegenüber, atmete tief durch und begann mit der Geschichte seiner Reise in die Schweiz.
»Bereits als ich über die Grenze fuhr und im Hintergrund die Berge auftürmen sah, über denen die Sonne freundlich stand, wusste ich, dass es eine gute Reise mit einem dementsprechenden Erfolg werden würde, aber wer konnte denn ahnen, dass es gleich ein derart gewaltiger werden würde; doch dazu später mehr. Ich fuhr bis zu einem See und blickte über das sich kräuselnde Wasser, machte Halt und genoss die allumfassende Stille dieser Szenerie, in der ich der Einzige zu sein schien. Nur weit entfernt sah ich Fischerboote am anderen Ende des Sees. Selten habe ich einen derartigen Frieden in meiner Seele verspürt und eigentlich wollte ich diesen Augenblick bis zu seinem letztmöglichen Ende auskosten, doch es fing unmittelbar zu regnen an und ich musste mich zu meinem Auto sputen, um nicht völlig nass zu werden. Verwundert blickte ich aus meiner Frontscheibe zum Himmel hinauf und konnte es kaum glauben, dass es solche Wetterkapriolen an diesem herrlichen Flecken dieser Welt gibt. Ein gewaltiger Sturzbach schüttete eine Unmenge an Regenwasser auf die Erde hinab und mir gelang es nur mit sehr langsamer Geschwindigkeit voranzukommen, so sehr war meine Sicht eingeschränkt. Selten genug konnte ich das Ende der Fahrbahn an den Seiten erkennen, und zuweilen hatte ich das Gefühl, in einer untergegangenen Welt, die von der Sintflut verschüttet worden war, dahinzugleiten, und es hätte mich keineswegs überrascht, wenn solch sonderliche Erscheinungen wie Wassernixen oder prähistorische Wasserwesen um mich herum geschwommen wären. Das Unwetter dauerte fort und umspülte die gesamte umliegende Welt, die Schotterstraße weichte auf und in mir keimte eine weitere Angst, an Ort und Stelle mit dem Auto stecken zu bleiben, dessen Winterketten ich natürlich zu Hause gelassen hatte, da es ja bis zum Winter noch einige Monate waren. Langsam und auf jeden Rutscher bedacht, fuhr ich die kaum sichtbare Straße entlang und hoffte, dass ich jede Kurve und jeden Abhang rechtzeitig entdeckte, denn stehenbleiben schien für mich keine Option zu sein. So tastete ich mich Meter um Meter voran, stets im ersten oder zweiten Gang, bis die Straße mit einem Mal leicht anstieg und ich nach einigen hundert Metern in eine kleine Siedlung einfuhr, wo der Regen aufgrund der Hindernisse ein wenig seichter wurde. Kaum war ich in das Dorf hineingefahren, suchte ich eine Stelle, an der ich meinen Wagen geschützt abstellen konnte, und zu meinem Glück fand ich mehrere Bäume, unter deren dichtem Laub ich mich ein wenig vor den sintflutartigen Regenfällen in Sicherheit bringen konnte. Kaum hatte ich den Motor abgestellt, umschlugen mich die Töne der gesammelten, dicken Tropfen auf dem Dach, die sich an den Blättern sammelten und

dann trommelnd auf das Dach niederkrachten. Sie waren dermaßen tönend, dass ich das Klopfen des Menschen überhörte, der unter einem dicken Schutz an mein rechtes Wagenfenster getreten war und auf sich aufmerksam machen wollte, jedoch meine Aufmerksamkeit erst erhielt, als er geräuschvoll die Türe öffnete und mich zu Tode erschreckte. »Kommen Sie doch in unsere warme Stube hinein«, sagte der Mann und zeigte auf ein Haus mit einer angelehnten Tür in der Nähe der Bäume. »Sie sind gewiss ein Durchreisender, der von dem schlimmen Wetter überrascht wurde. Vielleicht möchten Sie sich drinnen ein wenig aufwärmen und Ihre Kleidung trocknen, ehe Sie nach dem Regenguss weiterreisen.« Im ersten Moment wusste ich nicht, was ich sagen sollte, doch die einladende Mimik des greisen Mannes – denn erst jetzt erkannte ich das Alter meines Wohltäters – ließ eigentlich keinen Widerspruch zu. Ich dankte für die Einladung, nahm die beiden wichtigen Koffer von meinem Rücksitz, den einen mit meiner Wechselwäsche, den anderen mit den Handelsgütern, und folgte dem Greis, der sich unter einem Tuch gegen den prasselnden Regen schützte und mir auch eines gab, das ich aber nur über meinen Kopf halten konnte, indem ich ihm einen Koffer reichte, den er auch ohne Widerspruch an sich nahm. Ich schlug die Türe meines Autos zu und fluchtartig liefen wir hintereinander zu der angelehnten Tür, die der Greis mit einer erstaunlichen Standfestigkeit rammte, sodass sie beinahe aus den Angeln sprang; ich trat schnellen Schrittes in das Haus ein und fühlte sogleich die wärmende, trockene Hitze eines guten Feuers, das seit Stunden brannte und die Luft mit dem lieblichen Duft alten Harzes erfüllte. Doch bereits im zweiten Moment drang ein davon abweichender Geruch in meine Nase, den ich auf diese Art und Weise noch niemals gerochen hatte: zwischen süßlich und herb, zwischen göttlich und abgrundtief lüstern-menschlich. Indem ich meinen Koffer zu dem anderen, vom Greis abgesetzten stellte, sah ich mich in der groß angelegten Stube verwundert um, suchte nach der Herkunft dieses Geruches und erkannte im Hintergrund eine ebenfalls greisenhafte Dame, die in einem kleinen Topf auf dem Herd beständig rührte. »Entschuldigen Sie«, begann sie und blickte über ihre Schulter zu mir, »dass ich Ihnen nicht die Hand zur Begrüßung geben kann, aber ich muss darauf aufpassen, dass meine Schokolade auf dem Herd nicht verbrennt.« Jetzt wusste ich, woher der lieblich-süße und herb-aromatische Geruch wehte, und ich fragte mich, welche Art der Schokolade sie wohl zubereitete, doch sogleich erwachte ich aus meinen schweifenden Gedanken und sagte, dass es nicht schlimm sei, denn eine gute Mahlzeit brauche auch eine gute und aufmerksame Köchin, und zudem bedankte ich mich für die freundliche und gastliche Aufnahme in ihrem Heim. »Draußen kübelt es wie aus Eimern«, sagte die Frau in einem amüsanten Tonfall, und ich musste bei dem Gedanken grinsen, wie alle Himmelsfiguren aus allen Geschichten auf den Wolken sitzen und einen Eimer nach dem anderen auf diese Gegend ausschütteten, wobei die sonst so liebenswürdigen Engelskinder am schelmischsten grinsten. »Möchten sie etwas essen oder trinken?«, fragte mich der Greis, als er sich seiner klammen Kleidung entledigt hatte, und ging mit seinen wollgefütterten

Pelzschuhen um den Tisch zu seiner Frau, um in den Topf zu schauen, in dem sie gerade rührte. »Lass bloß deine Finger aus der Schokolade«, warnte sie den Herannahenden, und gewiss hatte er bereits schon öfters von der braunen Masse genascht, während sie für einen kurzen Moment nicht aufpasste, doch dieses Mal hatte sie seinen Annäherungsversuch erkannt und stellte sich zwischen ihn und den Topf. Ich betrachtete dieses muntere Schauspiel, wie er nun versuchte, auf der anderen Seite an ihr vorbei in den Topf zu langen, und ich vergaß dabei ganz meine sonst so galante Höflichkeit, denn ich hatte nicht auf seine Frage geantwortet, doch als er mich erneut fragte, vernahm ich keinerlei Erbitterung über mein Nichtantworten, sodass ich dankend ablehnte und log, vor kurzem erst etwas zu mir genommen zu haben. Zu sehr war ich von der Greisin fasziniert, die mit einer Seelenruhe und Hingabe in dem Topf rührte, mit einer Beständigkeit, die einem Schweizer Uhrwerk gut zu Gesicht gestanden hätte, und in diesem Moment hätte ich alles dafür gegeben, einmal meinen Finger in die dunkle Masse eintauchen zu dürfen, die mit einer solchen Liebe zubereitet wurde. Die Zeit in diesem Raum verdichtete sich derart, dass ich nicht sagen kann, wie lange ich in diesem Zustand der Greisin beim Rühren zusah, doch mit einem Male umfasste sie mit gestrenger Hand die seitlichen Griffe, nahm den Topf kraftvoll vom Feuer und ergoss den Inhalt in vorgefertigte und eingefettete Holzschalen, gewiss, damit die Schokolade abkühlen und aushärten konnte. Wie beim Erschaffen eines Kunstwerkes schaute ich gebannt ihrem Treiben zu und vergaß nicht nur meine nasse Kleidung, sondern auch den Greis, der sich in der Zwischenzeit um das Aufräumen des Tisches gekümmert hatte. »Setzen Sie sich doch«, sagte er scheinbar aus einer anderen Welt kommend, doch ich wachte davon aus dem zuckersüßen Traum auf, blickte ihn nur kurz verstört an und ließ mich ohne ein Wort zu entgegnen auf den hölzernen Stuhl nieder; weiterhin das eigenartige Theaterschauspiel der Greisin im Auge behaltend. Das Schmatzen meiner nassen Kleidung, als ich das Wasser mit meinem Gewicht aus dem vollgesogenen Stoff herausdrückte, ließ mich meinen Fehler erkennen und ich bat umgehend um Entschuldigung, doch dem Greis schien es nicht aufgefallen zu sein. Ich erhob mich erneut vom Stuhl, fragte, wo ich meine Kleidung wechseln könne, und wurde in den hinteren Teil des Hauses gewiesen, wo es mir mit einiger Mühe gelang, mich von der an der Haut klebenden Kleidung zu entledigen. Hier, im abgelegenen Teil des Hauses, war die Luft ein wenig reinlicher und ging kaum mit dem süßlich-herben Duft der Küchenstube schwanger, doch als ich zum Küchentisch zurückkehrte, nahm mich dieser Geruch erneut in Beschlag und meine Sinneswahrnehmungen gingen ein weiteres Mal auf die Entdeckungsreise. Kaum hatte ich mich an den Tisch gesetzt, wurde ich auch schon von der Greisin gefragt, ob ich gerne etwas zum Aufwärmen hätte, eine Suppe vom Tage könne sie auf die Schnelle warm machen oder ein heißes Getränk, doch ich wiegelte ab, jedoch war das Verlangen in mir derart stark, dass ich mich schlussendlich überwand und fragte, obgleich ich die Antwort bereits kannte, was hier in der Stube so unglaublich gut riechen würde. »Wir machen Schokolade

nach althergebrachter Tradition«, antwortete sie mir mit einem wohlmeinenden Lächeln und bot mir eine Schale mit einer bereits ausgehärteten Schokolade an, die sie von der Fensterbank nahm, jenes Fensters, hinter dem weiterhin die Welt sintflutartig versank. »Sie wird ihnen gewiss schmecken«, warf der Greis in den Raum, mit einem verschmitzten, wissenden Lächeln um die Qualität der Schokolade, doch im sofort folgenden Moment fauchte sie ihn an, dass er besser den Mund halten solle, denn ihr Gast wolle gewiss unvoreingenommen das Resultat ihrer heutigen Mühen kosten. Wie ein geprügelter Pudel zog sich der Greis vom Tisch zurück, und ich hatte nun die Zeit, mich um die Form mit der Schokolade zu kümmern, deren Duft meine Nase derart umwob, dass sich alle meine Härchen aufstellten, um möglichst viel davon abzubekommen. Langsam versuchte ich, die braune erstarrte Masse aus der Form zu holen, doch es wollte mir nicht gelingen, ehe die Greisin mir andeutete, dass ich die Form mit der umgedrehten Seite zunächst auf den Tisch klopfen müsse, damit sich der Inhalt von ihr löst. Ich klopfte zuerst vorsichtig, doch sie forderte mich auf, nicht zu zaghaft zu sein, und machte es mit einer anderen Form vor, deren Inhalt sogleich beim ersten Klopfer heraussprang, mit einem Wohlwollen, dass es mir über den ganzen Rücken schauderte. Auch ich ging nunmehr daran, die Form etwas unsanfter zu behandeln, und bei mir sprang die Schokoladenmasse beim zweiten Klopfer raus, jedoch so weit, dass sie gleich in zwei ungleiche Teile zerbrach, was jedoch nicht sehr schlimm war, da ich sie so oder so zerbrochen hätte. Vielleicht war es sogar besser, denn jetzt musste ich mir keinerlei Gedanken darüber machen, dieses Gesamtkunstwerk aus den Händen der Greisin zu zerbrechen, da es bereits in Scherben vor mir lag. Langsam und mit ehrfürchtigem Bedacht nahm ich das kleinere Stück aus der Form heraus und führte es an meine Lippen, die bereits bei der ersten Berührung versinnlichten, welchen unglaublichen Schmelz diese Schokolade hatte. Ich führte das Stück weiter in den Mund, biss eine Ecke davon ab, legte den Rest erneut auf die Form, damit meine Finger nicht allzu sehr verschmutzen, und begann, die Aromen der Schokolade in all ihren Ausprägungen zu erschmecken, von denen es reichlich gab, denn sobald die Schokolade meine Zunge berührt hatte, flossen aus ihr die wohlschmeckendsten Zutaten über die Bereiche meiner Zunge, sodass es mich ein weiteres Mal über den Rücken, ach was sage ich, mein ganzer Körper zitterte bei dieser Lusterfahrung, die stärker war als alles, was ich je in meinem Leben mit meinen Sinnen verspüren durfte. Es war wie eine Offenbarung, als ob die Zeit angehalten worden wäre, so sehr verteilte sich der Geschmack in meinem Mund und ich traute mich kaum, auf der Schokolade herumzulutschen; ich hatte viel zu sehr die Angst davor, dass dieser Moment der absoluten Glückseligkeit enden würde, hatte viel zu viel Angst davor, dass ich dieses Meisterwerk der Koch- und Backkunst nicht genügend würdigen könne. Es vergingen unendlich viele Momente, ehe ich mich zwang, meinen Mund zu leeren, um ein passendes Urteil den wartenden Greisen abgeben zu können, und ich genoss jeden Augenblick, solange die nicht zu süße, leichtherbe braune Masse in meinem Mund

aufgelöst und heruntergeschluckt war. Ich sah, wie der Greis sich neben dem Tisch aufgebaut hatte, mit einer Miene, die sagen wollte, dass er es bereits im Vorhinein gewusst hatte und erneut bestätigt worden war, während sie zu ihrem Ofen zurückgekehrt war, um die restliche geschmolzene Schokoladenmasse in die letzte Form zu verteilen, die jedoch nicht mehr voll wurde. »Wollen sie den Rest aus dem Topf schlecken?«, fragte sie mich und hielt mir den silbernen, sehr benutzt aussehenden Topf mitsamt seinem braunen Innenleben entgegen, sodass ich ihn ohne Worte zu mir nahm und wie ein kleiner Lausbub begann, die restliche Flüssigschokolade vom Rand abzuschlecken. Jeder zusehende Mensch hätte mich und meine Handlungen als peinlich empfunden, fern von jedem Taktgefühl und jeder Höflichkeit, doch diese Schokolade war eine Preisung an die höchsten Gefühle, die man in der Küche erregen konnte, und diese Glücksgefühle übertrafen die letzten Widerstände meiner Scham um Längen. Ich fühlte mich im siebten Himmel, dort, wo ich mich sonst nur befand, wenn man seine eigene Verliebtheit erkennt oder die fünfte Symphonie von Gustav Mahler im zweiten Satz zu ihrem Höhepunkt entgegenstrebt; die Schokolade hatte mich aller anderen Sinne beraubt und mir allein den einen gelassen: den absoluten Genusssinn. Es brauchte seine Zeit, ehe ich aus meinen Genussträumen in die Wirklichkeit zurückkehren konnte, und ich war im ersten Moment verwundert, dass alles seinem gewohnten Gang nachstrebte; der Greis machte neues Feuer im Heizofen, während die Greisin begann, den gebrauchten und von mir ausgeschleckten Topf mit heißem Wasser auszuspülen. Außerdem kann ich kaum sagen, wie lange ich geträumt hatte, denn als ich aus dem seitlichen Fenster blickte, war der Regen verschwunden und eine strahlende Sonne brach sich an den Regentropfen, die noch an der Scheibe perlten. Ich stand auf, ging zur Fensterbank und blickte, mich auf sie abstützend, nach draußen, wo tatsächlich die Sonne den Regen abgelöst hatte und im Hintergrund ein breiter Regenbogen in allen Farbschattierungen die Szenerie verschönerte. »In welche Traumwelt mich dieses Unwetter wohl verschlagen hatte«, fragte ich mich und musste mich zwingen, von der Fensterbank zurück in den Raum zu gehen, wo sich jedoch scheinbar niemand an meiner Anwesenheit störte. Nachdem das Feuer erneut mit großer und zündelnder Flamme gebrannt hatte und die Greisin den Topf gesäubert hatte, ging der gesamte Prozess des Schokoladenmachens von vorne los. Ich sah, welche Zutaten in welchen Mengen sie benutzte, sah die mir unbekannten genauestens an und versuchte, mir das unglaubliche Rezept zu merken. Langsam und ohne große Aufregung zu verbreiten, suchte ich einen Notizzettel in meiner Hosentasche, fand mehrere, zückte meinen Stift aus der Hemdbrusttasche und begann wirre Aufzeichnungen über das sagenhafte Rezept zu machen. Immer schneller flog mein Stift über den Zettel, und als ich fertig war und die Schokolade nur noch fertig gerührt werden musste, fühlte ich mich wie nach einem unendlich langen Lauf. Mir fehlte die Luft zum Atmen und ich schwitzte, obgleich ich mich nicht und nur sehr wenig bewegt hatte. Vielleicht kam es von der inneren Aufgewühltheit; schnell packte ich die

vollgekritzelten Zettel in meine Hosentasche, trat zurück in den Raum, doch erneut musste ich voller Grauen feststellen, dass die beiden Greise mich nicht beachteten, als wäre ich gar nicht anwesend. Mit einem Mal fühlte ich ein Unwohlsein in mir aufsteigen; welche Wirkung wohl in der Schokolade lag, dass ich eine derart komische Realitätswahrnehmung hatte, doch bevor ich eine Antwort darauf finden konnte, entschied ich mich, teils aus Unmut, teils aus beklemmender Angst der Ungewissheit, aus diesem gastgebenden Heim Abschied zu nehmen, packte meine Sachen, auch jene, die mittlerweile wieder trocken waren, nahm alles an mich und wollte mich, mit den beiden Koffern in den Händen, von den beiden verabschieden, doch gleich, was ich auch tat, sie reagierten nicht, sondern arbeiteten weiter an ihrer Schokolade, die sie mittlerweile wieder in die Formen zum Aushärten gossen. Ich entschied, die beiden nicht weiter stören zu wollen, und ging zur Türe, erblickte jedoch auf dem Tisch jene Form mit Schokolade, die sie genommen hatte, um mir das Herauslösen zu zeigen, und indem ich nach ihr griff, mitsamt der Schokolade, die sie nicht gegessen hatte, blickte ich ein letztes Mal auf die beiden, die weiterhin beschäftigt schienen, riss die Türe auf und rannte aus dem Haus, sprang in meinen Wagen, der von allerlei wüsten Blättern und Ästen übersät war, startete den Motor und fuhr los, so schnell es der Fahrbahnzustand hergab. Als ich einige Meter vorangekommen war, beinahe aus dem Dorf heraus, das nur aus wenigen Häusern bestand, sah ich im Rückspiegel die beiden Greise in der Tür stehen, wie sie mir nachwinkten. Ich erschrak dermaßen über den unerwarteten Anblick der beiden, dass ich beinahe in den Graben rechts von der Fahrbahn gefahren wäre, doch im letzten Moment schaffte ich es, gegenzulenken und fuhr, ohne einen weiteren Blick nach hinten zu machen, weiter, bis ich mich in Sicherheit und außerhalb dieses seltsamen Dorfes wähnte, hielt am Straßenrand an und fragte mich, wie der Ort wohl geheißen habe, stieg aus, blickte die Strecke den Berg hinauf und urplötzlich durchfuhr mich ein heißkalter Schauer, denn dort, auf dem Berg, war kein einziges Dorf, nicht einmal eine einsame Almhütte zu sehen. Mir wurde schwindelig und tausend Fragen schossen mir durch den Kopf, mein Gehirn versagte bei der Flut der selbst produzierten Fragen und ohne Möglichkeiten der Abwehr wurde mir schwarz vor den Augen; ich sank hinab in eine tiefe Ohnmacht, wobei der Blick bis zuletzt auf den Berg gerichtet blieb, wo jene Geschehnisse stattgefunden hatten, die mein Geist nicht verarbeiten konnte. Ich muss auf dem Boden aufgeschlagen sein, denn als ich an dem See, an dem ich vor dem Unwetter gehalten hatte, spürte ich viele Stellen meines Rückens überdeutlich schmerzen. Ich stieg aus und wunderte mich über die letzten Ereignisse, doch der nächste Schock ereilte mich, als ich sah, dass mein Auto weder voller Schlamm war noch Äste und Blätter auf der Karosserie hatte, sodass ich erneut in tiefe Zweifel versank und mich fragte, welches Schauspiel mein Geist mir vorgetragen hatte. Die aufwallende Ohnmacht war nicht sehr stark, dennoch musste ich mich an die Motorhaube lehnen und konnte auch erst nach einigen Minuten erneut gerade stehen, ging einige Meter und spürte, wie das Leben in meinen ausgemergelten Körper

zurückkehrte. Stampfend trat ich im Umkreis die Wiese platt, ehe ich ein Schild sah, das beide Richtungen beschrieb; auf dem einen stand meine Herkunft in großen und deutlichen Lettern, auf dem anderen hingegen stand in schokoladenbraunen Lettern auf weißer Farbe scheinbar der Name des Berges: Schweizer Haube, und ich blickte mich zu ihm um, auf dem ich, aber scheinbar mein Auto noch niemals gewesen war, und dachte mir, dass dieser Name durchaus passend erschien. Verwirrt und mit dem zurückkehrenden Gedanken an meinen eigentlichen Grund der Reise wollte ich zurück zu meinem Auto, da ich noch an diesem Tage, vor dem Untergang der Sonne in der nächstgelegenen Stadt sein wollte, griff in meine Hosentasche, um nach dem Schlüssel zu suchen, und schrak wiederum zurück, als ich die Zettel spürte, die aus meiner Erinnerung ans Tageslicht drangen. Langsam fand ich den Mut und zog sie als Bündel aus meiner Hosentasche heraus, doch sie wirkten allesamt leer, sodass in mir bereits das Gefühl aufkam, dass meine gesamten Erinnerungen nur ein böser Traum gewesen waren und die Stellen meines Körpers, die wehtaten, von der schlechten Lage im Auto herrührten, doch als ich aufatmen wollte, fiel mir ein dunkler Schimmer auf dem Papier auf, sodass ich es entfaltete, und jetzt wankte ich wirklich, denn beim Auseinanderklappen waren es mehrere Zettel, die allesamt mit einem scheinbar konfusen Schriftstil ein Rezept darstellten, das sich nach meiner Vergewisserung als eines für Schokolade herausstellte. »Es wird doch wohl nicht wahr sein«, sagte ich mir im Innern, und die Verzweiflung erreichte den Höhepunkt, als ich die Schokoladenform auf dem Rücksitz über meinen gewechselten Kleidern sah, bemerkte, dass ich tatsächlich andere Kleidung als beim Wegfahren anhatte und meine alte unter der Form mit der Schokolade lag. Nach einer überstandenen, tiefen Verzweiflung hat der menschliche Körper die Angewohnheit, mit einem Jetzt-erst-recht zu reagieren, und in mir schwoll der Wagemut auf. Ich riss die Türe meines Autos auf, dass alles wackelte, legte den Sitz um und griff nach der Form mit der Schokolade, deren Inhalt darin hüpfte. »Weil die Greisin sie bereits gelöst hatte«, sagte ich mir und wollte ohne Achtung vor meinen Erlebnissen versuchen, das gesamte Schokoladenstück in meinen Mund zu legen, doch ein unbewusster Widerstand riet mir, mich zuerst auf den Vordersitz zu setzen, um die Schokolade mit dem nötigen Respekt zu genießen und um nicht erneut in Ohnmacht zu fallen. Kaum hatte ich das erste kleine Stück auf meiner Zunge, da begann es vor meinem geistigen Auge mit einem farbenfrohen Feuerwerk, das in den allersüßesten Farben den Himmel verschönerte, solange, bis meine Zunge das kleine Stück an meinem Gaumen zerschmolzen hatte. Wie gebannt saß ich auf meinem Sitz im Auto, blickte auf den sich an der Oberfläche leicht kräuselnden See und schwankte zwischen neuem forschen Mute und panischer Angst, denn in diesem Moment zweifelte ich nicht nur an meinem Verstand, sondern an der gesamten Wirklichkeit, einfach an allem, selbst an der Tatsache, dass ich in diesem Auto an einem See saß und Schokolade aß. Minuten vergingen und ich wäre gewiss bis zum nächsten Morgengrauen in dieser Position verharrt, doch ein sich plötzlich näherndes Geräusch riss mich

aus der Trance zurück; ein Auto fuhr in hohem Tempo an dem See vorbei, viel schneller, als ich es mich jemals trauen würde. Mit dem ersten klaren Gedanken seit einer kleinen Ewigkeit betrachtete ich die Fakten meiner Situation, sah die Form auf meinem Schoße liegen, sah die Schokolade in ihr, der nur das kleine abgebissene Stück von eben fehlte, spürte die Zettel mit dem Rezept in meiner Tasche und wusste bereits den Namen der Schokolade, die ich in meiner Heimat produzieren und auf den Markt bringen wollte: Schweizer Haube.

Meine Mutter blickte die Mitbringsel auf ihrem Tisch nach dem Ende seiner Geschichte fassungslos an, schaute über die vollgekritzelten Zettel, ließ ihre zarten Finger über die Schokoladenform fahren und schien sich zu fragen, ob ihr Mann dies alles ernst meinte oder die gesamte Geschichte seiner blühenden Phantasie entsprungen war. Mein Vater schien ihre Unsicherheit zu spüren oder er hatte bereits mit ihr gerechnet, denn just in diesem Augenblick zauberte er hinter seinem Rücken das Stück Schokolade hervor, das formgerecht in die Holzschale passte, mit einer kleinen Ecke, die abgebrochen war, sodass meine Mutter über die Maßen erstaunt blickte, als er die Schokolade in die Form legte und sie passte. »Nun probier ein Stück«, forderte er sie auf und stand mit dem wohlwissenden Ausdruck auf dem Gesicht, wie dereinst der Greis in der Küche auf dem Berg, und wartete auf die Reaktion seiner Frau. Meine Mutter zögerte einen Augenblick und starrte ehrfürchtig auf die Schokolade, gab sich dann jedoch einen Ruck, mahnte sich zur Ruhe, da sie die eigene Lächerlichkeit der Situation verspürte; als sie jedoch ein abgebrochenes Stück auf ihre Zunge legte, verflog alles, was bisher um sie herum gewesen war, die Lächerlichkeit, die Ruhe, die Unruhe, aber auch die letzten Ereignisse, denn sie ging auf eine ähnliche Entdeckungsreise ihrer Sinne wie ihr Mann auf dem Berg und dann noch mal am See, eine Reise, die nirgendwo begann und niemals enden wollte. Mein Vater beobachtete die Entdeckungsreise von außerhalb und wunderte sich kaum, dass ihr Körper hin und wieder von leichten Schaudern ergriffen wurde, da er Gleiches auf seinen Reisen erlebt hatte. Es verging eine endlos erscheinende Zeit, ehe seine Frau erneut ins Leben zurückkehrte, und quasi als Triumphgeschrei setzte zur gleichen Zeit das Kreischen des Erstgeborenen ein, um den sich aus Rücksichtnahme für seine Frau mein Vater kümmerte und den er in den Schlaf zurückwiegte, mit dem Versprechen, dass er alsbald ein gut situiertes Leben führen würde. Als er zurückkehrte – es hatte gewiss einige Minuten gedauert – sah er seine Frau über das Rezept gebeugt, dabei versuchend, seine hektische, gekrakelte Schrift zu entziffern, und ein Freudestrahl überzog sein Gesicht. »Ja, sie hat abgebissen und auch angebissen, wusste ich's doch«, sagte er zu sich und trat langsam hinter sie, die Schultern leicht massierend, um sie nicht allzu sehr von ihrem Wissensdrang abzulenken. »Dies ist das Beste und Aufregendste, was ich jemals in meinem Leben gespürt habe«, begann sie langsam, nachdem sie sich einen Überblick über das Rezept verschafft hatte, und blickte über die Schulter in das freudestrahlende Gesicht ihres Mannes. »Wir sollten es zumindest

versuchen«, hauchte sie ihm entgegen und er wusste, dass sie seinen Gedanken erraten hatte, dieses Rezept auszuprobieren, um es auf den Markt zu bringen, sollte es nachzukochen sein, denn noch war ja nicht bewiesen, dass dies jene Zusammenstellung der Zutaten war, die auch wahrhaftig zu dem überbordenden Ergebnis führte. »Morgen werden wir uns die fehlenden Sachen besorgen und es ausprobieren«, versprach mein Vater, und sie verbrachten den restlichen Abend damit, das Rezept zu ordnen und in eine reinliche Schrift zu übertragen, wobei sie den Stift führte, und als sie fertig waren, stellten sie fest, dass es kaum absonderliche Zutaten waren, die man für diesen himmlischen Genuss benötigte, vielmehr waren es nur zwei, die sie überhaupt nicht zu Hause hatten, sodass der Einkauf am nächsten Morgen in aller vorfreudiger Hektik schnell vonstatten ging. Ohne Verzögerung gingen sie nach Hause, missachtend an zwei Bekannten aus der Nachbarschaft vorbei, die sich nicht wenig über das abweisende Verhalten der beiden mokierten, doch es gab Wichtigeres in ihrem Leben zu tun, als sich über den neusten Klatsch der Nachbarschaft und das unregelmäßige Wetter der letzten Tage zu unterhalten! Zu Hause angelangt, packten sie alles in Windeseile aus, stellten die anderen Zutaten auf den Tisch und versuchten mit ihrer alten Haushaltswaage die Gegenseite den Gewichten anzupassen, sodass die Menge dem entsprach, die mein Vater aufgekritzelt hatte. Kaum eine Stunde später war die braune Masse bereits glatt gerührt und wartete nur noch darauf, in die bereitstehende Form gegossen zu werden, was sie auch taten, während der Rest der Masse in einen Teller zum Aushärten gegossen wurde. Nun mussten sie warten und konnten es kaum aushalten, das fertige Resultat zu verköstigen, insbesondere, da er verweigert hatte, den geschmolzenen Rest aus dem Topf zu probieren, da dieser zwar überwältigend lecker, doch nicht das sei, was die Schokolade aus der Form ausmachen würde. Es gab Momente, in denen beide hätten schwören können, dass sie hörten, wie die tickende Zeit zum Stillstand gekommen sei, so sehr schlich die Zeit dahin, doch beide konnten sich zu keiner zeitvertreibenden Handlung aufraffen, sodass sie vor der Form saßen und warteten, bis diese nach vier Stunden einigermaßen getrocknet und ausgehärtet schien. Als meine Mutter schlussendlich die Geduld verlor und sagte, dass sie jetzt die Schokolade testen würde, hatte er nichts entgegenzusetzen, sodass er die Form nahm, zunächst leicht, dann fest, wie die Greisin, auf den Tisch anschlug, um die Masse von dem Holz zu lösen, und beide brachen sie ein Stück von der Schokolade ab, doch sie trauten sich kaum, es in den Mund zu legen. »Versprich mir eines«, sagte sie und blickte fest in die Augen ihres Mannes, »wenn dieses Rezept, gleich, woher du es auch immer hast, genauso schmeckt wie die Schokolade, die du mitgebracht hast, dann werde ich mit dir gemeinsam die Produktion erledigen und du wirst dein Leben dafür einsetzen, dass die Schokolade mit dem Namen Schweizer Haube zu einem Erfolg wird.« – »Ich verspreche es dir!«, antwortete mein Vater beglückt und legte zum Zeichen des Schwurs sein Stück Schokolade in den Mund seiner Gattin, während sie gleiches mit ihrem Stück machte. Sogleich entbrannte in ihrem

Innern das gleiche Gefühl, das beide auch bei ihrem ersten Testen der Schokolade verspürt hatten, und sie wussten, dass dieses Rezept der Schlüssel zu einem besseren Leben war als jenes, das sie im Moment führten. Voller Glücksgefühle umarmten sie sich und weinten an der Schulter des anderen, solange, bis ihr Sohn sich zu Wort meldete und der zum Zeichen des glücklichen Tages ebenfalls mit einem kleinen Stück Schokolade gestillt wurde. Selten hatten meine Eltern ein derart friedliches Kind wie an diesem Tage gehabt, an dem mein Vater seiner Handelsvertreterfirma kündigte, eine eigene beim Amt für Zulassungen anmeldete, einen Antrag für die Sicherung des Markennamens Schweizer Haube stellte und als der Mann im Amt fragte, was sich hinter dem Namen verbergen würde, da sagte mein Vater trocken: »Etwas, was sie bald kaufen werden und was sie nicht mehr loslassen wird.«

In der Folgezeit machte mein Vater, was er am besten konnte: Er fuhr als handelnder Vertreter, doch jetzt in seinem eigenen Auftrag, durch die Gegend und warb für seine Schokolade, die all jene überzeugte, die auch nur den kleinsten Splitter seiner dargereichten Schokolade in den Mund nahmen. Jeden Tag brachte er mehrere Formen unter die Menschen und ergatterte nacheinander so viele Produktionsaufträge, dass seine Frau kaum mit dem Rühren und Gießen der braunen Masse hinterherkam. Schnell erkannten beide, dass sie einen anderen Produktionsort als die heimische Stube brauchten und zudem mindestens zwei Angestellte, der eine zum Rühren und der andere für das Gießen und Einpacken der erstarrten Ware, denn meine Mutter war mit dem zweiten Kind schwanger, das an dem Tag des Ausprobierens des Rezeptes gezeugt zu sein schien, denn genau zur Neunmonatsfeier der Firma meines Vaters wurde sein zweiter Sohn geboren, ein schwächliches Kind, das jedoch schon bald mit dem stärkenden Geschmack der heimischen Schokolade ein prächtiges und wonneproppiges wurde. Nach zwei Jahren, als meine Mutter das dritte Mal schwanger wurde, hatte mein Vater seine Handelsvertretertasche bereits in die Ecke gestellt und ließ mittlerweile ganze zehn Menschen für sich arbeiten, aufgeteilt nach den verschiedenen Produktionsstufen, dem Einkaufen und Überprüfen der Waren, dem Abmessen der Zutaten, dem Mischen und dem Rühren, dem Gießen, dem Überprüfen der Erstarrung und dem Verpacken, sowie dem Ausfahren und dem Säubern der Formen, die erneut eingefettet, wieder und wieder gefüllt wurden und die übrigens eins zu eins der mitgebrachter Form entsprachen, denn nichts wollte mein Vater an dem überlieferten Rezept aus dem Schweizer Bergdorf ändern, was den Geschmack seiner Schokolade ändern könnte.

Unter den Chocolatiers seiner Zeit brach regelrecht eine Panik aus, als mein Vater mit seiner Schokolade auf den Markt drängte und im Wettrennen um die Spitze einen nach dem anderen ein- und überholte, doch es waren stets genügend Kunden für alle da. Bis zu jenem Jahr, in dem meine Mutter von ihrem Arzt gesagt bekam, dass sie besser niemals wieder Kinder bekäme, da sie deren Geburt wahrscheinlich nicht überleben würde und zudem die Wirtschaft des Landes in eine lange

Talfahrt gezwungen wurde, sodass die Menschen selten genug zu essen hatten und daher auch kein Geld, um sich das teure Luxusgut Schokolade zu leisten. Mein Vater, der stets ein sparsamer Mensch gewesen war – zuerst, weil es nicht anders möglich war, danach, weil er es für unnötig ansah, mit den protzigen Menschen seines neuen Standes zu konkurrieren –, hatte einige Rücklagen gebildet; außerdem liefen seine Geschäfte, obgleich schlechter, immer noch viel besser als jene der anderen Chocolatiers, die einer nach dem anderen das Geschäft aufgeben mussten, sodass der Markt zusehends unter nunmehr drei Häusern aufgeteilt wurde. Doch es stand auch mit den beiden anderen nicht gut und mein Vater hatte ab und an Gewissensbisse, dass er sein Rezept beinahe als Waffe gegen andere Menschen einsetzte, sodass er jedem mittellosen Konkurrenten einen Arbeitsplatz in seiner Firma anbot, den die meisten ablehnten, jedoch manche dankend annahmen. Mit dieser hochherzigen Geste konnte er sich wenigstens selbst sagen, dass er gerechterweise versucht hatte, das Leben einiger Menschen, deren Existenz er indirekt mitzerstört hatte, erneut auf eine solide Basis zu haben, und es freute ihn, dass jene, die für ihn arbeiteten, den Spaß am Leben zurückgewannen, vor allem, da sie jetzt unbegrenzt von der süßesten Verführung naschen konnten, von der sie vorher nur hinter vorgezogenen Vorhängen probiert und die sie mehr als ihre eigene Schokolade genossen hatten. An einem verregneten Sonntagmorgen kamen meine Eltern mit ihren drei Kindern gerade aus der Kirche zurück, als der Besitzer der einen Schokoladenfabrik auf den Stufen vor unserem Haus saß und seine Tränen in den perlenden Regen mischte. Er sei pleite, sagte er, und bitte um die Aufnahme in die Firma meines Vaters, denn seine drei Kinder bräuchten ebenfalls wie die meines Vaters etwas zu essen und Geld, damit sie weiterhin zur Schule gehen könnten. Indem mein Vater ihm die Hand auf die Schulter legte und seinen ehemaligen Gegner zu sich hochzog, umarmte er ihn und flüsterte ihm feierlich ins Ohr, dass er liebend gerne seine tätige Mithilfe annehmen werde und persönlich dafür Sorge tragen würde, dass alle sechs Kinder, seine drei eigenen und die drei seines Gegenübers, nie wieder Hunger leiden müssten. Nun mischten sich weitere Tränen, die meiner Mutter und die meines Vaters, in den Regen, und gemeinsam gingen sie ins Haus, um einen Sack aus Küchentüchern zusammenzuschnüren, der mit Lebensmitteln gefüllt wurde, denn die Familie des Niedergeschlagenen hatte bereits seit mehreren Tagen nichts anderes als einen Laib Brot und wenige verfaulte Kartoffeln zum Essen gehabt. Freudestrahlend und mit erleichterter Hoffnung auf ein besseres Leben verabschiedete sich der Neuankömmling in der Firma und mein Vater war sich sicher, nach allem, was er in letzter Zeit gehört hatte, dass auch der letzte verbliebene Marktgegner bald kommen würde, um an seine Türe zu klopfen. Aber mit diesem Mann, der im Rufe stand, einer der stursten Menschen der gesamten Welt zu sein, verhielt es sich anders, denn für diesen stellte sich nicht die Möglichkeit, sich seinem Gegner unterordnen, denn er wollte stets der Beherrschende in dem Unternehmen sein, seinem Unternehmen, doch mit diesem ging es ebenfalls bergab und an dem Tag, als er dem

unumstößlichen Konkurs feststellen musste, trat ich in das Leben meines Vaters, denn als der sture Chocolatier nach Hause fuhr, um seiner Frau die traurige Nachricht zu beichten, entschlossen sich beide stehenden Hauptes, ihrem Leben und das ihres Erstgeborenen ein Ende zu bereiten, indem sie das Haus ihrer herrschaftlichen Lebensweise niederbrannten. Ehe die Feuerwehr an den Ort des Geschehens kam, brannte das gesamte Gebäude lichterloh, nur ein kleiner Seiteneingang schien bisher verschont geblieben zu sein, in den die Rettungsmänner eindrangen, um nach bewusstlosen oder eingeschlossenen Menschen zu suchen. Zu meinem Glück lag mein Zimmer, in dem ich als Säugling in der Wiege schreiend lag, an der Seite zu diesem Eingang, und nur der beißende Rauch war bisher in mein Zimmer gelangt, sodass ich schlussendlich der einzige Überlebende dieses Brandes werden sollte, in dem meine leiblichen Eltern wie von ihnen geplant verbrannten. Erst nach einiger Zeit fand man im Briefkasten des Hauses, der im Vorgarten einsam und verlassen stand, einen Abschiedsbrief, in dem die Gründe ihrer Lebensaufgabe standen und den ich zuweilen in die Hand nehme, um mir die Großtat meines späteren Vaters, so wie ich ihn seit meiner Kindheit nannte und als solchen auch betrachte, erneut zu vergegenwärtigen, denn wer würde schon in dieser harten Zeit freiwillig ein weiteres zu sättigendes Mäulerchen aufnehmen, wenn nicht der Mann, der nunmehr als einziger im Schokoladenmarkt übrig geblieben war: mein neuer Vater. Ich wurde sein vierter Sohn und in keinem Augenblick meines Lebens hat er oder meine Mutter mich das spüren lassen, anders als meine drei Brüder, die sich ein ums andere Mal gegen mich verschworen und mich spüren ließen, dass ich eigentlich nicht in diese Gemeinschaft gehörte, sondern ein Eindringling war. In diesen Augenblicken fühlte ich mich äußerst allein auf dieser Welt, doch stets fand ich Trost in den Armen meiner Ersatzeltern, die in diesen Momenten besonders streng mit meinen Brüdern umgingen, was natürlich weitere Ablehnung in deren Herzen schürte. Gewiss wollten meine Eltern immer zwischen uns vieren schlichten, doch mit ihrer ausgleichenden Art wurde der Riss zwischen den dreien und mir immer offensichtlicher, den ich auf anderen Wegen zu schließen versuchte. Alsbald stellte sich heraus, dass ich der Beste von uns vieren in der Schule war und das meiste Interesse für alle Abläufe in dem Unternehmen meines Vaters an den Tag legte, das nach dem Ende der Krisenzeit kleine Gegenspieler bekommen hatte, von denen sich aber keiner wahrhaft zur großen Gegnerschaft aufschwingen konnte. Ich begriff bereits als Junge, der des Öfteren an der Seite des Vaters die Produktion beobachtete, den allgemeinen Ablauf und erkannte, worauf es beim Herstellen von Schokolade ankam, denn das war es, was ich bereits seit meinen Kindertagen werden wollte: Chocolatier. Nichts anderes kam für mich in Frage, kein Eisenbahnwagenführer, kein Schiffsmatrose oder Feuerwehrmann, nein, ich wollte in die Fußstapfen meines Vaters treten und bekam anteilig seine Freude über mein Interesse zu spüren, denn während meine Brüder in ihrer freien Zeit mit ihren Freunden Unsinn veranstalteten, lernte ich das Handwerk von der Pike auf, übernahm als Urlaubsvertretung der Angestellten selbst einige

wichtige Stellen im Ablauf und wusste bald besser über die Probleme in den Produktionsabläufen Bescheid als viele der leitenden Angestellten, die dennoch alles für den Erfolg des Unternehmens taten. Die Firma Schweizer Haube war wie eine große Familie und mein Vater zeigte sich stets großzügig, wenn die Geschäfte gut liefen, aber besonders, wenn es härtere Jahre für die Wirtschaft waren. Danngab er jedem seiner Angestellten einen Bonus in Form von Zuwendungen, die man für das tägliche Überleben brauchte: hier ein Korb voller Essen, dort eine Tasche voller Kleidung und andere Wohltätigkeiten, wofür ihn die Angestellten liebten und gewiss sich selbst zerfleischt hätten, um jeden Schaden von dem Unternehmen abzuwenden.

Doch irgendwann stellten sich auch bei meinem Vater die altersbedingten Krankheiten ein und ihn erwischte eine schwere Lungenentzündung, als ich gerade auf der Universität weilte, auf der ich Wirtschaft studierte, der einzige für mich in Frage kommende Studiengang, da er mir half, nicht nur die kleinen Dinge meines väterlichen Unternehmens zu verstehen, sondern auch die großen Abläufe der gesamten Wirtschaft, in der mein Vater mithilfe der zeitgemäßen Umstände ein natürliches Monopol geschaffen hatte. Mich traf die Meldung seiner schweren Krankheit wie ein Schlag, denn ich hatte bisher immer geglaubt, dass nichts und niemand meinen Vater würde niederwerfen können, keine wirtschaftliche Krise, kein unternehmerischer Gegner und vor allem keine Krankheit, geschweige denn der Tod. Dieser naiven Sichtweise musste ich jetzt Tribut zollen, denn mit einem rasenden Herzen warf es mich auf mein Bett im Studentenzimmer nieder. Zeitgleich liefen mir in einem Rausch der Gefühle die Tränen über das Gesicht und ich spürte, dass es in diesem Moment mit meinem beschützten und gut behüteten Leben vorbei sein konnte. Es war mitten im Semester, dennoch packte ich mir einige Sachen zusammen, lief zum Dekan meines Fachbereiches, erzählte ihm von der Erkrankung meines Vaters, und da dieser mich aufgrund meiner forschen Art besonders lieb gewonnen hatte, erlaubte er es mir, die gesamte nächste Woche ohne weiteres Entschuldigen zu fehlen, sodass ich voller Sorge zum wartenden Auto lief und nach Hause gebracht wurde, wo bereits meine drei Brüder und meine Mutter auf meine Ankunft warteten. Als ich im Treppenhaus unseres Hauses erschien, das übrigens immer noch das gleiche in all den Jahren gewesen war, erlebte ich den einzigen Augenblick meines bisherigen Lebens, in dem meine Brüder mich trauernd in den Arm nahmen und mich als einen von ihnen betrachteten. So sehr waren auch sie von der schweren Krankheit unseres Vaters mitgenommen. »Er möchte dich sprechen, sobald du ankommst«, hauchte mir meine Mutter entgegen, als ich sie fest und innig umarmte, »er glaubt, dass es mit ihm zu Ende geht und möchte mit dir deinen weiteren Weg absprechen.« Ich löste mich aus den Armen meiner Mutter und sah die Angst, die ihre Augen zur Schau trugen, und plötzlich schnürte mich auch meine Angst um das Leben meines Vaters ein, sodass ich, ohne ein weiteres Wort sprechen zu können und nur mit einem schwachen Nicken, mich nach oben machte, um ans Bett meines Vaters zu treten, der

tatsächlich wie der kommende Tod dreinblickte. »Vater«, begann ich mit brechender Stimme, »ich –«; nun brachen in mir alle Dämme und mein Gesicht zerfloss in einem Schwall von Tränen. Ich legte meinen Kopf auf seinen Arm und betete, dass er diese Krankheit überstehen würde. Eine Ewigkeit schien zu vergehen, da legte er seine andere Hand auf meinen Kopf und sprach mit einer ungewöhnlich dünnen Stimme zu mir, dass ich mir keine Sorgen machen solle, denn der Tod sei nichts anderes als das Ende des diesseitigen Lebens und nur ein Wendepunkt hin zu einem jenseitigen Leben, in das er hoffentlich freudestrahlend und ohne Angst hinübergleiten werde. »Wenn es keine Engel gäbe«, versuchte ich zwischen meiner Trauer und meiner Angst aus meinem Mund zu pressen, »ich wüsste den ersten Anwärter auf eine dieser Stellen im Himmel!«, und meinem Vater gelang trotz aller Schmerzen ein gequältes, aber dennoch freudiges Lächeln. »Es war ein Wunder, dass du den Brand überlebt hast, doch heute weiß ich, dass es geschehen musste, da meine Söhne allesamt gute Menschen, aber keine guten Wirtschaftler sind! Ich habe mich stets bemüht, ihnen das Geschäft mit der Schokolade schmackhaft zu machen, allerdings war das einzige, was sie daran mochten, die Schokolade selbst und der Wohlstand, der sich damit erwirtschaften ließ, obgleich sie niemals sahen, welche große Energieleistung hinter jeder einzelnen gefüllten Schokoladenform steckt.« – »Ja Vater, sie wissen genau, was es heißt, eine Schokoladenform auf ihre Qualität zu prüfen, aber wie sie entsteht, davon haben sie nicht die geringste Ahnung!«, flachste ich in diesem traurigen Moment und sah zum letzten Mal dieses Leuchten in den Augen meines Vaters, das stets strahlte, wenn ich mich mit ihm über die Abläufe und die Hindernisse innerhalb des Produktionsablaufes besprochen hatte. – »Ich möchte, dass du auf meine Firma Acht gibst, denn deine drei Brüder werden auf fremde Hilfe angewiesen sein und gewiss fremden Händen das Ruder überlassen, doch bei dir bin ich mir sicher, dass du das Richtige selbst erledigen wirst.« – »Ja Vater, das werde ich«, war das einzige, was mir zu sagen übrig blieb, und dieses Versprechen war auch das letzte, was ich mit meinem Vater in dieser Wirklichkeit teilen konnte, denn mit einem letzten Blick, an die Decke seines Hauses gerichtet, das in den ganzen Jahren derart viel erlebt hatte und dennoch wie am ersten Tage des Einzuges unverrückt stand, verschied mein Vater vor meinen Augen und stürzte mich in das tiefste Tal der Trauer, tiefer als alle Täler, die meine Brüder mir in ihrer Gehässigkeit jemals graben konnten. Dieser Tag unserer gemeinsamen Trauer brachte uns übrig gebliebenen Fünf näher als jemals zuvor, doch dieser Zustand hielt nicht lange: Bereits am Tage nach der Beerdigung und einen Tag vor der Testamentseröffnung war die alte Distanz zwischen meinen Brüdern und mir wiederhergestellt und scheinbar um ein Vielfaches vergrößert. Hinter vorgehaltener Hand sprachen sie davon, dass ich eigentlich kein Erbe verdient hätte, da ich ein Bastard sei, nicht vom Blute meines Vaters, und daher mit einer kleinen Entschädigung aus der Familie gedrängt werden müsse. Aber auch dieser Tag ging vorbei, an dem ich, wie die Tage zuvor, für meine Mutter die Beerdigung organisiert und

abgeschlossen hatte und ihr in den schwierigen Momenten beigestanden hatte, und wir versammelten uns alle um den großen Tisch im Esszimmer, an dem in der Zeit so viele Schicksale gesponnen und mit dem Unternehmen verwebt worden waren, dass es ein komisches Gefühl war, als sich der Notar der Familie mit dem versiegelten Umschlag an den Kopf des Tisches stellte und eine kleine Rede über das Vermächtnis meines Vaters hielt, während ich mit mir kämpfen musste, um nicht allzu sehr vor trauernder Erinnerung zu erzittern. Zum Glück war der Notar ein schlechter Redner und half mir mit unfreiwillig komischen Wortgebilden, die Tränen hinter einem wohlwollenden Lächeln zurückzuhalten, ehe er zum Öffnen des Testamentes fortschritt und ich sehen konnte, wie begierig meine Brüder, die allesamt meiner Mutter und mir gegenüber saßen, auf ihren Teil des Erbes warteten. »Wenn sie sich mehr für die Firma ihres Vaters interessiert hätten, wüssten sie, wie viel sie wert war und welchen Anteil sie demgemäß zu erwarten hätten«, dachte ich bei mir, aber diese unfreiwillige Spannung, die sich aufgrund der Ungewissheit meiner drei Brüder in diesem Raum aufbaute, ergriff letzten Endes auch mich, denn ich fragte mich, welche Position für mich mein Vater nach seinem Tode in seiner Firma vorgesehen hatte. »Dies ist eine sehr große Firma«, begann der Notar langsam und kontrolliert, um ja keinen Fehler zu verlesen, »und die Entscheidung, die mit diesem Verlesen meines Testamentes vollzogen wird, ist weitreichender als alles, was ich jemals in meinem Leben entschieden habe, abgesehen von der Entscheidung, diese Firma zu gründen. Unser Land teilt sich in fast gleichmäßige vier Bereiche, den Norden, den Osten, den Süden und den Westen, in denen die Absatzzahlen beinahe überall die gleichen Größen erreichen, sodass ich mich entschlossen habe, nicht einem die gesamte Leitung der Firma zu übertragen, sondern jeder von euch Vieren erhält einen dieser Bereiche, der auf der beiliegenden Karte ausgewiesen ist. Auf der Karte steht auch der jeweilige Name im Gebiet und zudem habe ich euch die Hauptproduktionshallen angegeben, die allesamt in einem ähnlichen Zustand sein dürften. Dies, meine Söhne, habe ich bereits vor einigen Jahren entschieden und mich in der Folgezeit darum bemüht, jedem den gleichen Anteil an meinem Unternehmen zukommen zu lassen, sodass sich keiner zurückgesetzt fühlen muss. Da ihr weiterhin – und dazu verpflichte ich euch – den Namen meiner Firma weitertragen sollt, spaltet sich die Firma in vier Bereiche, aber ihr könnt keine Konkurrenten auf dem Markt sein, da die Kunden nicht wissen können, wer welche Schokolade hergestellt hat. Somit kann jeder von euch Vieren sein Geschick unter Beweis stellen, und da ich um das Konkurrenzdenken unter euch weiß, hielt ich dies für die beste Lösung, um allen Ärger für die Zukunft aus dem Weg zu gehen. Sollte einer von euch das Erbe in dieser Form nicht antreten wollen, habe ich die Anweisung an den Notar gegeben, eine gerechte Dreiteilung oder gegebenenfalls Zweiteilung meiner Firma zu veranlassen. Er wird euch in allen Fragen tatkräftig zur Seite stehen, bis ihr selbst genügend Erfahrung besitzt, um eure eigene Firma leiten zu können. Seid nicht schüchtern und fragt, was ihr nicht wisst, denn auf einem anderen Wege als

über Fragenstellen kommt ihr nicht zur Wahrheit. Ich hoffe, ihr geht in der Zukunft den Weg, den ihr euch vorgenommen habt, und tragt den Namen meiner Firma mit demselben Stolz durch die Welt, wie ich es einst getan habe, als die ersten Wochen der Schweizer Haube wie im Fluge an mir vorbeizogen. Mein gesamtes Leben ist nunmehr verflogen und ich kann nur sagen, dass alles darin ein großes Geschenk gewesen ist, wobei die größten gewiss meine Frau, meine vier Kinder und das Rezept gewesen sind, alles andere waren liebsame Beigaben am reich gedeckten Tisch voller Schokoladenformen. So wie einst die beiden Greise mir ein Leben in Wohlstand schenkten, so gebe ich meine Firma nunmehr an euch weiter und hoffe darauf, dass euch Ähnliches mit meinem Geschenk gelingt.« Der Notar schaute, nachdem er die Testamentsverlesung beendet hatte und das Papier auf den Tisch zurückgelegt hatte, in die anwesenden Gesichter und erkannte eine Mischung aus Verwunderung und Wut auf Seiten meiner Brüder und Wohlgefallen und Abschiedstrauer in der Miene meiner Mutter und auch in meiner. Ich war sichtlich von der Entscheidung meines Vaters ergriffen, denn damit bot er mir die Möglichkeit, fern von meinen Brüdern meine eigenen Entscheidungen im Sinne seiner Firma zu treffen, ohne dass ich mich mit diesen Querdenkern darum streiten müsste. »Ein Glück«, flüsterte ich ins Ohr meiner Mutter, nachdem sie einen nach dem anderen ihrer Söhne gemustert hatte, »dass unser Vater seine Söhne so gut kannte«, und mit dem wissenden Blick um diese Entscheidung sah mich meine Mutter an und hauchte mir »Du bist der Erbe, der dein Vater für den unbedingten Erhalt seiner Firma auserkoren hat, denn er kann sich kaum vorstellen, dass die anderen drei noch das Handwerk lernen, doch man soll auch niemals nie sagen, denn damit würde man dem Menschen nicht gerecht, der sich jederzeit aufraffen und ändern kann, daher diese Entscheidung, die Firma in vier gerechte Teile aufzuspalten, ohne Konkurrenz, aber jeder Teil mit seiner Eigenverantwortung« entgegen. Im Folgenden wurde die Karte ausgebreitet und ich erkannte, dass ich den Westen erhalten hatte, mit dem sicheren Wissen darum, dass mein Vater wusste, welche Aufgaben für die Zukunft anstanden, um das Unternehmen langfristig im Marktkampf bestehen zu lassen: die Expansion ins Ausland. »Darüber haben wir die letzten Jahre oft gesprochen«, fiel mir augenblicklich ein, und just in diesem Moment erkannte ich den Gedanken meines Vaters auf der Karte verwirklicht, der eindeutig mit den Worten meiner Mutter zusammenpasste. Natürlich traten alle ihr Erbe an, auch wenn sich die Mienen meiner Brüder verfinsterten, als ich meine Unterschrift unter den Vertrag setzte, doch was wollten sie machen?; nun war ich rechtmäßiger Besitzer eines Viertels der väterlichen Firma und wir hatten allesamt die gleiche Ausgangsbasis.

Auf dem Weg zurück zur Universität, wo ich mich exmatrikulieren wollte, da die anstehenden Aufgaben kein weiteres Studium ermöglichten, wo jedoch der Dekan entschied, dass ich weiterhin Student bleiben solle, wenn ich den Gedanken habe, irgendwann mein Studium zu beenden, und mit dieser äußerst versöhnlichen Übereinkunft verließ ich den Campus der Universität und blieb

dennoch ein kleiner Teil davon; auf dem Weg zu meiner neuen Heimstätte beschäftigte mich die Frage, inwieweit meine Brüder den Ehrgeiz haben würden, in einen Konkurrenzkampf zu treten, den mein Vater mit seinen Forderungen vermeiden wollte, der dennoch möglich schien. »Wollen meine Brüder sich vielleicht gegen mich verschwören, um mich aus dem Markt oder zur Aufgabe zu drängen?«, war der alles beherrschende Gedanke, doch ich kam vorerst zu keiner Antwort und wollte die nähere Zukunft abwarten, ehe ich mir weitere Sorgen um meine Stellung machen würde. Der erste Auszug aus dem elterlichen Heim war bereits mit der Abreise an die Universität geschehen, sodass mir der Umzug in den Westen, in die Nähe meiner neuen Produktionsstätte, kaum etwas ausmachte, gewiss mehr als den beiden mittleren Brüdern, die entgegen dem älteren, der das Haus meiner Eltern bewohnen durfte, zum ersten Mal in ihrem Leben außerhalb wohnen mussten und dies so weit hinausschoben, wie ihre Anwesenheit in den Produktionsstätten nicht vonnöten war. Als sie ihre neuen Häuser in der Nähe ihrer neuen Heimat bezogen, hatte ich bereits die gesamten Anlagen inspiziert und kannte die Hälfte der Belegschaft mit Namen, von den anderen wusste ich zumindest, welche Aufgaben sie hatten. Argwöhnisch hatten sie mich, den Neuankömmling in der Produktionshalle, in der ich niemals zuvor gewesen war, betrachtet, und nur aufgrund größter Anstandsmühe brachten sie es fertig, mich willkommen zu heißen, doch dieses Misstrauen verflog mit meiner ersten Handlung, mit der ich allen Arbeitern versprach, mich zu jeder Tages- und Nachtzeit mit ihren Problemen besuchen zu dürfen, denn sie sollten spüren, dass jeder einzelne, der an dem Produktionsweg, den dereinst mein Vater auf den handgeschriebenen Zetteln nach Hause getragen hatte, mir wichtiger erschien als viele Nebensächlichkeiten, auf die meine Brüder viel Wert legten. Ich brauchte kein luxuriöses Büro und keine Laufburschen, die mir auch nur jede noch so unnötige Tätigkeit abnahmen, keinen Chauffeur meines Dienstwagens, und wenn ich einen Mitarbeiter sprechen wollte und es um den Ablauf des Produktionsprozesses ging, besuchte ich ihn an seiner Stätte; denn was brachte es dem Ganzen, wenn er von dort weggeholt werden musste, solange nichts Wichtiges besprochen wurde? Auch ließ ich mich zu jeder Tages- und Abendzeit dort sehen, so dass alle Arbeiter das Gefühl hatten, mich an jedem Tage ansprechen zu können, während meine Brüder mehr oder minder nur den Vormittag in der Firma verbrachten und nach dem schweren Mittagessen nicht ins Büro zurückkehrten, sondern das Leben mit all seinen Annehmlichkeiten genossen. Allerdings muss ich betonen, dass ihre Anwesenheit auch nicht für den Erfolg der Firma wichtig erschien, da sie ihre Entscheidungsgewalt in die Hände von zumeist nicht sehr tauglichen Managern gelegt hatten, alten Freunden von der Schule oder sonstwoher, die keine Ahnung von den großen Abläufen der Wirtschaft mitbrachten und die eine nach der anderen Fehlentscheidung trafen, die jedoch von der Stärke des Firmennamens und der Marke auf dem Markt kompensiert wurde, sodass sie in den Folgejahren ein Vermögen für ihr Leben verprassen konnten, ohne dass es ernsthafte

Konsequenzen für die Schweizer Haube gehabt hätte. Ich hingegen trug mit mir andere, neuartige Probleme herum, die in wenigen Jahren wichtig werden konnten, doch die Briefe, in denen ich meine Brüder aus Respekt vor dem Andenken meines Vaters warnte, wurden ungelesen fortgeworfen und auf den gemeinsamen Familienfesten wollte keiner von ihnen mit mir über die Entwicklung des Marktes für Schokolade sprechen, wobei zu ihrem Schutze aber auch zu betonen ist, dass es kaum einen stabileren Markt zu jener Zeit gegeben hat. Es sah zu keinem Zeitpunkt in jenen Jahren danach aus, dass die Menschen plötzlich keinen Gefallen mehr an unserer Schokolade haben würden oder dass die wirtschaftliche Entwicklung diesen Genuss unmöglich machte.
Doch der über allen heraufziehende Schatten der Zeit, dessen äußerster Zipfel schon meinen Vater berührt hatte und dessen Einstellung prägte, dass einer der Söhne dafür Sorge tragen müsse, dass die berühmte Marke auch im nahen Ausland einen starken und marktbeherrschenden Charakter annehme, umfasste mittlerweile meine Arme und zog mich ins Dunkle seiner düsteren Zukunftsaussichten hinein. Bald nachdem ich mein Gebiet und meinen Teil der Firma vollständig unter meiner Leitung gebracht und jeden noch so großen Pessimisten von meiner Arbeit überzeugt hatte, machte ich mich daran, den Markt des nahen Auslandes mit meiner Schokolade zu erobern, was mir dank der Übernahmen einiger insolventer Produktionsstätten anderer Hersteller auch gut gelang, doch erneut waren es meine Brüder, die mir dieses Mal einen gemeinsamen Brief schickten, in dem sie mich tadelten, die Marke ihres Vaters nicht derart auf dem Präsentierteller des Weltmarktes zu demütigen, und ich erkannte in diesem Schreiben die Verblendung meiner Brüder, die aufzeigten, wieviel sie vom Geschäft um die Schokolade verstanden: Nicht viel; wahrscheinlich nur, dass sie gut schmecken musste. Mit der voranschreitenden Zeit und meinem Erobern der angrenzenden ausländischen Märkte kamen auch die marktführenden Unternehmen der angrenzenden Länder in unseren Markt, und während mein Teil der Firma mit seinen großangelegten Strategien die Marktanteile der Gegner kleinhalten konnte, wuchsen sie beinahe unkontrolliert in den Gebieten, in denen meine Brüder die Verantwortung trugen, was diese jedoch zu neuerlichen Reaktionen aufrief, die derart kostspielig und unnötig erschienen, dass sie zu dem langsamen, aber fortschreitenden Niedergang der Marke in diesen Bereichen des Landes beitrugen, ohne dass meine Brüder adäquat gegenzusteuern fähig gewesen wären. Nein, sie ergaben sich nach den anfänglichen gescheiterten Versuchen, weiterhin Marktbeherrscher bleiben zu wollen, und lebten ihren Lebenstrott weiter fort, sodass sich die Distanz zwischen ihnen und ihrer Firma weiter vergrößerte und sie letztendlich nur noch die Nutznießer der kleiner werdenden Gewinne des Unternehmens waren. Als dann einer der drei begann, die fehlenden Gewinne mit Preisaufschlägen wieder zurückzuholen, wurde sein Unternehmen schneller in den Abwärtsstrudel gezogen, als er sich bewusst werden konnte, welchen Fehler er angerichtet hatte, denn ohne Vorwarnung brachen seine Verkaufszahlen ein, er hob den Preis weiter an und schlussendlich musste er sich eingestehen,

dass dieser Weg nur ins Verderben führe, und reagierte ein letztes Mal falsch, indem er die Preise unterhalb der Produktionskosten ansetzte, sodass er weiterhin Verluste machte, obgleich die Menschen wieder seine Schokolade wie wild kauften. Nie das richtige Maß für den Markt findend, hatte der zweite Sohn meines Vaters nach weniger als fünf Jahren seine Firma konkursreif gewirtschaftet, und ein ihm vorliegendes Angebot einer ausländischen Firma war ihm scheinbar mehr wert als mein Angebot, ihn mitsamt seiner Firma in meiner unterzubringen, doch die anderen beiden Brüder erkannten unglaublicherweise die Gefahr, die in dem Abgeben des väterlichen Rezeptes in die Hände einer ausländischen Firma lag, und kauften dem insolventen Bruder je zur Hälfte die Firma ab, nicht, ohne sich selbst in finanzielle Schwierigkeiten zu bringen. Doch anscheinend vertrauten sie besseren Managern, denn die Schokolade schaffte es, die beiden aus den tiefroten Zahlen herauszuholen, sodass nunmehr von den vier Teilunternehmen nur noch drei auf dem Markt vertreten waren. Dass ich den Zuschlag nicht bekommen hatte, wurmte mich und meine Pläne für die väterliche Firma schienen erst einmal auf Eis gelegt, doch war es immerhin besser, meine Brüder übernahmen den Konkursteil des zweiten Bruders als eine ausländische Firma, denn dann wäre es gewiss vorbei gewesen mit der Einzigartigkeit des Schmelzes unserer Schokolade. Als ich die Nachricht der Übernahme in der Zeitung las – denn meine Brüder hatten nicht den Anstand, mir davon zu berichten –, musste ich dreimal tief durchatmen und mir fiel die buchstäbliche Zentnerlast von den Schultern, die die düsteren Vorahnungen darauf platziert hatten. Derweil sich die beiden anderen Brüder, oder besser deren Unternehmen, mit guten Verkaufszahlen konsolidierten, wuchs mein Teil zum Marktführer in den angrenzenden Ländern, denn auch dort konnte kaum einer dem Wohlgeschmack der einzigartigen Schokolade widerstehen, die mein Vater dereinst in den Schweizer Bergen kosten und mitnehmen durfte.

Meine Firma stand auf solidem Fuß und nur ab und an musste ich mir über meine Brüder Gedanken machen, sodass ich nun mehr Zeit für mein Privatleben haben konnte, in das eine Frau an meine Seite getreten war, die nach dem Abschluss ihres Studiums in meinem Werk als leitende Angestellte begonnen hatte; eine der ersten Frauen, die einen derart renommierten Abschluss schaffte, weil sie es gewagt hatte, sich in einer von Männern dominierten Welt zu behaupten. Ich war beeindruckt von ihrem Auftreten und wusste, als ich sie das erste Mal vor der versammelten Führungsabteilung sprechen hörte, dass sie die Frau meiner Träume sein würde. Gute zwei Wochen später ging ich eines Abends zu meinem geparkten Auto, um nach Hause zu fahren, als ich sah, dass in ihrem Büro noch das Licht brannte. Ich drehte um, ging in die Produktionshalle, suchte mir eine besondere Schokoladenpackung aus, stiefelte wie in Trance die Treppe hinauf zu ihrem Büro, klopfte an und hielt wie ein verliebter Lausbub, der seine Spielkameradin mit einer Schokolade überraschen will, die Schachtel hinter dem Rücken versteckt, trat auf ihren Zuruf herein und fühlte mich im selben Moment wie Falschgeld und wie ein verwirrter ritterlicher Adel,

der um eine holde Maid anhält. Da ich sonst ein selbstsicherer Redner war, erstaunte mich mein zögerliches Sprechen und brachte mir weitere Bedenken, sodass ich um den heißen Brei herumredete, bis sie mich endlich fragte, was ich hinter dem Rücken halten würde. Zunächst war ich verwirrt, da ich die Schachtel völlig vergessen hatte, doch dann zog ich sie hervor und hielt sie ihr wortlos hin. Ein Lächeln flog über ihr Gesicht und sie fragte mich, ob ich sie mit einer Schokoladenpackung beeindrucken wolle, die sie tausendmal kostenlos haben könnte, wenn sie nur in die Produktionshalle gehen würde. Erst in diesem Augenblick wurde mir die Absurdität meiner Handlung vollends bewusst und sie ließ mich noch weitaus länger wie ein Fisch, der aus dem Wasser gezogen wurde, zappeln, indem sie sich künstlich echauffierte, dass ich sie nur wegen ihres Aussehens eingestellt hätte und was mir einfallen würde, als Chef eines Unternehmens bereits zwei Wochen nach der Einstellung mit solch offensichtlichen Absichten in ihr Büro zu kommen. Ich stammelte vor mich hin, suchte nach Worten der Entschuldigung, doch zu meinem Glück konnte sie sich eindeutig besser in solchen Momenten zurechtfinden, denn sie stand auf, nahm die Packung entgegen und als ob alle düsteren Gedanken verschwunden wären, bedankte sie sich liebevoll und gab mir preis, dass sie von meiner Anwesenheit nicht abgeneigt sei. In mir brach die schönste Panik aus, die ich in meinem Leben bisher verspürt hatte, und in ihrer selbstbewussten Art übernahm sie das Gespräch und fragte mich, ob ich nicht Lust hätte, mit ihr tanzen zu gehen. »Natürlich«, stammelte ich wie ein kleiner Junge, der ohne eigenes Zutun zu einem unglaublichen Geschenk gekommen war, »liebend gerne würde ich Sie zu einem Tanzabend ausführen«, zwang ich die Worte so freundlich als nur möglich aus meinem Munde und freute mich, dass sie keine Abneigung zeigte, sondern ihren Mantel ergriff, die Lampe löschte und mich verdutzt nur »Jetzt? Heute Abend?«, fragen ließ. – »Ja sicher, heute Abend, bevor Sie es sich in den nächsten Tagen anders überlegen und wieder von Ihrer Unsicherheit übermannt werden«, antwortete sie forsch und hakte sich bei mir ein. – »In diesem Aufzug wollen Sie tanzen gehen?«, fragte ich, immer noch nicht wieder aufgewacht, »ich habe weder einen Anzug noch Tanzschuhe an.« Meine Worte müssen entgeistert und befremdet gewirkt haben, da sie in ihrem Vorwärtsdrang stoppte, mich von der Seite anblickte und fragte, wie lange ich denn wohl nicht mehr tanzen gewesen sei. Ich suchte nach der Antwort und wollte nicht lügen, »es muss wohl oder übel mehr als fünf Jahre her sein, als ich auf der Universität war und mich den einen oder anderen Abend von meinen Mitstudenten überreden ließ, sie auf eine Feier zu begleiten. Dort habe ich mehr schlecht als recht mit den Frauen getanzt und befürchte, dass ich auch heute Abend einen schlechten Tanzpartner abgebe.« – »Das macht nichts, denn dort, wo man heutzutage tanzt, gibt es weder einen hellen Ballsaal noch große Leuchter, sondern es findet alles in einem Keller statt, unter den dunkelst möglichen Bedingungen, sodass niemand merken wird, wenn ich Sie durch den Tanz führe.« Mit dieser Aussage nahm sie mir ein wenig die Angst, doch kannte ich derartige Lokalitäten nur vom Hörensagen und hatte

bereits einiges Schlechtes und Widerwärtiges davon gehört, aber auch der anderen Seite dachte ich mir, dass meine Begleiterin gewiss einen besseren Geschmack haben und mich in ein wohlgesittetes Lokal führen würde. Als wir dort ankamen, stellte ich zu meinem Erschrecken schnell fest, dass ich mich vollends geirrt hatte, denn dieser Schuppen, wie sie das Tanzlokal nannte, erschien von außen noch weitaus grauenvoller als in allen Erzählungen, die ich jemals gehört hatte, doch ich vertraute ihr weiterhin vollkommen und ließ mich in das Gewühl der schwitzenden, rauchenden und tanzenden Menschen hinabziehen. Ich tauchte in eine andere Welt hinab und tanzte, trank, genoss, plauderte, soweit es die spielende Kapelle zuließ, und war selten so entspannt in meinem Leben; alles schien an diesem Abend von mir abzufallen, was die Arbeit und die Sorge um die Firma meines Vaters bis zu diesem Tage aufgebaut hatten. Wir verbrachten einen wundervollen Abend zusammen und als ich sie vor ihrer Wohnung absetzte, getraute ich mich sogar, ihr einen Kuss auf die Wange zum Abschied zu hauchen, doch sie schien mehr zu erwarten, denn sie nahm mein Gesicht in ihre Hände und küsste mich leidenschaftlich auf den Mund. Damit war eine weitere Grenze meines Lebens gefallen und ich ließ es beinahe zu, dass sie mich mit zu sich in die Wohnung nahm, doch dieses Wonnegefühl wollte ich mir für einen weiteren Abend aufsparen und als sie meine Absicht erkannte, flüsterte sie mir ins Ohr, dass sie verstehe und warten könne und zwackte mir mit ihren Zähnen ins Ohrläppchen, das noch leicht brannte, als ich in meinen Wagen stieg und langsam nach Hause fuhr.

In der Folgezeit, in der wir zu einem ansehnlichen Liebespaar gereiften, zeigte sie mir die andere Seite des Lebens, während ich gleichzeitig dafür sorgte, dass ein gesundes Mittelmaß gefunden wurde und die Arbeit für die Firma nicht darunter litt. Zu unserem gemeinsamen Glück gesellte sich, dass sie eine gleichgerichtete Einstellung hatte, jeden Tag hart und mit vollem Einsatz für das Unternehmen arbeitete, jedoch ebenso leidenschaftlich unser gemeinsames Leben formte, an dem ich mit dem größten Vergnügen teilnahm. Sie war die treibende Kraft meines sich verändernden Lebens, in dem eine gewisse Entspanntheit Einzug hielt, die ich früher als gefährlich eingestuft hatte, die aber eigentlich ein unendliches Reservoir an zusätzlichen Kräften barg, mit dem ich Ereignisse erschaffen konnte, die früher undenkbar gewesen waren. Doch meine allergrößte Freude war es, als ich sie meiner Mutter vorstellte, sie sich beide auf Anhieb mochten und weitaus besser verstanden, als ich es jemals zustande bringen würde. Welch ein Fest war es mir, als ich meiner Mutter die Verlobung verkünden konnte, zu der ich auch meine Brüder ins elterliche Haus eingeladen hatte, die jedoch allesamt mit erfundenen und nichtigen Gründen absagten, was mir jedoch angesichts unseres Verhältnisses nicht schmerzhaft als Lücke in meinen Erinnerungen erschien. Die einzige Lücke in dieser Familienfeier war der frühe Tod meines Vaters, doch ich wollte diesen Abend nutzen, um die Erinnerung an ihn wachzuhalten, indem ich einige der besten Chocolatiers des Hauses beauftragte, eine Statue von meinem Vater mit Schokolade nachzubauen,

was ihnen auch vortrefflich gelang. An diesem Abend aßen alle Verwandte und Bekannte, die zu unserem Fest gekommen waren, nur Schokolade von dieser Statue und spürten auf ein Neues den unglaublichen Geschmack der Schweizer Haube, deren gerahmtes Originalrezept ich als Faksimile meiner Mutter überreichte, was sie zu Tränen rührte, als sie die Fetzen sah, die sie vor so vielen Jahren auf ihrem Küchentisch sortiert und abgeschrieben hatte, und die zum Zeichen einer Reise standen, die die eigene Familie aus den unsicheren Zeiten herausgelöst und ihr großen Erfolg gebracht hatte.

Alle Anwesenden beglückwünschten mich zu einer derart hinreizenden Frau, die überall herumerzählte, dass ich versucht habe, sie mit einer Schachtel der eigenen Schokolade zu einem gemeinsamen Abend zu überreden. Alle lachten bei dieser Anekdote und ich versöhnte mich mit diesem für mich peinlichen Augenblick, sodass ich sie seither selbst erzähle, wenn ich die Frage gestellt bekomme, wie ich meine Frau kennengelernt habe. Die Trauungszeremonie und die Bekanntgabe der ersten Schwangerschaft meiner Frau waren die nächsten großen Ereignisse in meinem Leben, das auf einer Welle des Glücks getragen wurde. Ganz gleich, was ich auch anfasste, es entwickelte sich auf eine sehr angenehme Art und Weise für mich. Selten musste ich streng und unnachgiebig bei irgendwelchen Problemen durchgreifen – auch die Geschäfte liefen einwandfrei –, und als sich meine Brüder dazu herabließen, mir zu meiner Hochzeit und meinem Nachwuchs schriftliche Glückwünsche zu übersenden, dachte ich, mein Glück wäre perfekt; doch wie es stets im Leben ist, kommen nach Höhen auch irgendwann Tiefen und das nächste Tief wartete bereits in den Startlöchern, um Jagd nach mir zu machen.

Eines Tages saßen zwei meiner Brüder in meinem Büro und warteten auf meinen Arbeitsbeginn; wie erstaunt ich nach all den Jahren des Nichtsehens war, kann man sich als Außenstehender kaum vorstellen, doch ich überwand meine Verwunderung, ging zu beiden, schüttelte weltmännisch ihre ausgestreckte Hand und fragte, wie die Geschäfte in ihrem Teil der väterlichen Firma liefen, obwohl ich natürlich alle Zahlen vorliegen hatte und besser als sie wusste, wie es um sie stand. Mit dieser scheinbar harmlos wirkenden Einstiegsfrage hatte ich bereits mit der Nadel in die Wunde gestochen, denn die beiden wurden merklich unruhig und wollten zunächst nicht antworten, doch als der zweite Bruder den Drittgeborenen anstupste und dieser dann schleppend vom mir bereits erahnten Niedergang seines Teiles der väterlichen Firma berichtete, zögerte ich keinen Augenblick und gab den beiden die Sicherheit zurück, die sie dereinst von mir Abstand nehmen ließ. Ich gab zu verstehen, dass ich ihnen großzügig ihren Teil abkaufen würde, sodass sie ein Leben in gesittetem Anstand verbringen konnten, doch ohne die großen Spuren, in denen beide noch wandelten. Die beiden bedanken sich bei mir überschwänglich und ich gab meinem Anwalt die Aufgabe, einen entsprechenden Vertrag nach dem besprochenen Inhalt aufzusetzen, und nach wenigen Tagen bereits konnte ich mich Herr über mehr als die Hälfte der väterlichen Firma

nennen. Aber diese Übernahme kam eigentlich in einem falschen Moment, da auch meine Firma gerade ein riesiges Investitionsprojekt im Ausland forciert hatte, sodass die liquiden Mittel knapp wurden, doch innerhalb weniger Monate gelang es mir und den neu eingestellten Managern in den anderen Werken, diesen Kraftakt zu meistern, sodass wir den mittlerweile großen, übernationalen Konzern auf breite Säulen stellen konnten, insbesondere da sich die Produktpalette mit dem Zukauf einer Sparte für Eiswaren vergrößerte und wir damit unabhängiger von einem hoffentlich nie eintretenden Einbruch auf dem Schokoladenmarkt waren. Dies war der dunkle Schatten, dessen Zipfel mein Vater verspürt hatte und den ich aufziehen sah: die Vergrößerung des Unternehmens nach außen, aber auch in die Breite und in die Höhe. Zusätzliche Einrichtungen mussten geschaffen werden, die den Informationsfluss im nunmehrigen Konzern gewährleisteten, und neue Produktionsgebiete mitsamt einer neuen Produktpalette entstanden, damit es im nunmehr weltweiten Konkurrenzkampf zu einem versöhnlichen Ende für die Firma meines Vaters gereichen würde. Innerhalb eines Jahrzehnts hatte sich die gesamte Landschaft in der Wirtschaft verändert und die Firma, die mein Vater mit nur wenigen Händen aufgebaut hatte, wuchs über die Grenzen des eigenen Landes zu einem großen Komplex, der nur noch mit allergrößter Mühe zentral zu verwalten war. Dies hatte schon lange nichts mehr mit dem Zauber der Geschichte zu tun, in der mein Vater in den Schweizer Bergen das Rezept für die zartschmelzendste Schokolade fand, unter abenteuerlichen Umständen nach Hause brachte und mitsamt seiner Frau eine kleine Firma aufbaute, nur um den Kindern eine bessere Zukunft zu ermöglichen. Dieser von mir immer noch in Eigenregie geführte Konzern war eine nach außen erkaltete Einrichtung, deren inneres Feuer immer mehr von meiner Energie verlangte, ehe ich kurz nach der Geburt meiner ersten Tochter zusammenbrach, Abstand von meiner Arbeit brauchte und mitsamt meiner Frau und meiner Tochter eine lange Auszeit in den Schweizer Bergen machte, dort also, wo die Geschichte meiner Firma begonnen hatte und wo meine aktive Zugehörigkeit mit der Übernahme auch des letzten verbliebenen Bruders, der ebenfalls gütlich ausbezahlt wurde, enden sollte.

Die ersten Tage meines Aufenthalts fern von dem Unternehmen meines Vaters schlichen im gemeinsamen Glück des Familienlebens dahin, das nun das Einzige schien, aus dem ich noch Kraft ziehen konnte, da ich von meinem täglichen Gewühl um mich herum entnabelt wurde, dem ständigen Sichverbessernmüssen, jedoch ohne die nötige Leichtigkeit, die meine Frau mir kurzzeitig vor unserer Hochzeit vermitteln konnte. Ich muss gestehen, dass die Arbeit mich schneller wieder eingeholt hatte, und mit der frisch zugewonnenen Kraft trieb ich die vielen bevorstehenden Ereignisse mit all meiner Macht voran, ohne an mich und meinen letztlich begrenzten Energiehaushalt zu denken. Es brauchte einige Zeit, zwei Wochen, um genau zu sein, ehe ich die Ruhe der Schweizer Berge und die neue Ruhe in meinem Leben genießen konnte; vorher wurde mir zuweilen schlecht, wenn ich an meine Firma dachte und daran, was die führenden

Hände denn nun wohl ohne mich entscheiden würden. Eigentlich eine unnötige Frage, denn ich hatte vor meiner Abreise schriftlich angeordnet, dass alle wichtigen Entscheidungen von mir getroffen werden müssen und solange ich nicht vollständig zu Kräften gekommen sei, sollten alle Veränderungen so weit getrieben werden, wie abgesprochen, doch Weiteres solle nach hinten geschoben werden. Die ersten Tage des Nichtstuns waren demnach keine Erholung, sondern zusätzlicher Stress, der mich beinahe erneut an den Rand einer neuen Ohnmacht brachte, doch ich konnte noch ins Bett flüchten, ehe die Angstwellen meinen Körper erzittern ließen. Tagelang war ich kaum ansprechbar, und wären meine Frau und meine Tochter nicht bei mir gewesen, könnte ich nicht behaupten, dass ich an diesem Ort, fernab meiner Firma, geblieben wäre, denn was hielt mich hier? Meine Gesundheit, meine kränkelnde Konstitution? Gewiss nicht, denn auf die Bedürfnisse meines Körpers hatte ich bisher nicht gehört, aber ebenso wenig auf die des Geistes, hatte mich in all den Jahren für nichts weiter als die nackten Statistiken in Bezug auf meine Unternehmung interessiert, und das gesamte gesellschaftliche Leben war, mit dem kurzen Intermezzo nach dem Kennenlernen meiner Frau, an mir vorbeigezogen, sodass ich weder die neuesten Filme noch Bücher, geschweige denn die alten, nennen konnte, die sonstwo in aller Munde waren. Ich kannte kaum die Prominenten des Alltags, allein die wenigen, denen ich persönlich vorgestellt wurde, und auch nur die Lokalpolitiker, mit denen ich mich um neue Lizenzen zanken musste, waren mir neben einzelnen Figuren der täglichen Nachrichten bekannt. Ich muss zugeben, dass ich in jenen Tagen ein ausgebranntes Wrack war, das ausgedient hatte, doch mit den ersten Wanderungen, die ich nach ungefähr drei Wochen begann, erst leicht bergan und im Umkreis der Pflegestation, dann immer weiter bergauf, wurde mir zum ersten Mal die Schönheit der Gegend bewusst, in der ich mich befand; ich verspürte, was mir bisher alles entgangen war, und konnte es genießen, nichts zu tun, außer die Landschaft zu betrachten. Es ist letzten Endes nicht anderes als das Betrachten von nackten Zahlen, solange man es richtig einzuordnen vermag, doch es gibt einen gewaltigen Unterschied in dem Sinne, warum man beides betrachtet: der Stress im Leben, der im Büro mich vollständig in seiner Gewalt hatte, und die völlige Abwesenheit von diesem treibenden Gefühl in diesen Bergen, wo es scheinbar gleich war, ob man heute oder morgen entschied, etwas zu machen, da alles in diesem Gebiet mit der Ewigkeit verbunden schien. Hier konnte meine Seele durchatmen, täglich kamen mir neue Gedanken und nach einem knappen Monat war ich schon bereit, meinen Zusammenbruch als etwas Gutes zu feiern, da er mich meiner Familie näher brachte, aber auch mir selbst, meiner Persönlichkeit, die ich Zeit meines Arbeitslebens in vollem Maße unterdrückt hatte.

Mit der Freiheit kam auch die Erkenntnis, was es bedeutet, Zeit für sich selbst zu besitzen, in der ich ernsthaft mir Gedanken machen musste, welche neuen Hobbys ich gerne einmal ausprobieren würde, da Nichtstun ebenso destruktiv war wie die blinde Negation der eigenen Bedürfnisse. Nach

einer kurzen Eingewöhnungszeit stellte ich fest, dass bestimmte Sportarten nichts für mich waren, und blieb letzten Endes beim Tennis, das für mich eine angenehme Art war, sich in Bewegung zu halten und gleichzeitig den aufgebauten Stress abzubauen. Ich besuchte Malstunden, doch mein Talent reichte nicht aus, um auch nur einen geraden Strich ohne Lineal zu zeichnen, und so blieb ich innerhalb der Kunst bei der Literatur hängen, die mich brennend zu interessieren begann; zuerst waren es die überall verfügbaren belletristischen Werke, alsdann kehrte ich jenen jedoch den Rücken und las vor allem gewichtige Werke aus den alten Zeiten, da ich in den meisten Autoren der alten Bücher eine größere Fertigkeit attestierte, wobei ich nicht sagen will, dass alle neuzeitlichen schlechte Autoren sind, jedoch schien mir der Büchermarkt derart überfüllt, dass ich mir kaum die Mühe machen wollte, alle schlechten von den guten zu separieren, ehe ich die wenigen guten herausgefiltert hatte. Dies war bei den älteren Autoren bereits geschehen – die Zeit hatte bereits eine Kanonisierung für mich vorgenommen, an die ich mich halten konnte –, sodass ich mich auf die Auswahl meistens verlassen konnte und dachte mir, dass die heutigen guten Autoren vielleicht in hundert Jahren von allen Altersklassen als Klassiker gelesen werden, ohne heute wahrhaft erfolgreich zu sein. In einem Werk über zeitgenössische Kunst des neunzehnten Jahrhunderts fand ich eine Bemerkung zu einem Komponisten, der ich unbedingt nachgehen musste, und auf diesem Wege entdeckte ich Anton Bruckner, eines der zunächst verkannten Genies seiner Zeit, das nach einer Periode des Vergessens zu dem Status gereift war, der ihm von Anfang an zugestanden hätte, und ließ mir alle seine Symphonien zuschicken, deren ich habhaft werden konnte. Alsbald hatte ich mich derart in die Welt der deutschen Klassik und Romantik hineingelesen und in die chorale und symphonische Musik hineingehört, dass ich mich fragte, wie ich bisher ohne diese absoluten Freudenbringer leben konnte. Jeden Abend las ich meiner Tochter, die bald ein Jahr alt werden sollte, eine Gutenachtgeschichte von den Gebrüdern Grimm vor, vorbehaltlich jener, die nicht zu grob beschrieben waren, und freute mich über den lieblichen Blick, den ihr Gesicht zur Schau trug, wenn sie unter dem Klang meiner oftmals wiederholenden Worte friedlich eingeschlafen war. Diese Zeit war die ruhigste und angenehmste meines bisherigen Lebens und ich hoffte, dass sie niemals enden würde, doch wie beim für mich unfassbaren Tode meines Vaters endete auch diese Periode aufgrund eines äußeren Schaltens der vor sich hintaumelnden Zeit.

Kaum ein Jahr war vergangen, seit ich auch den letzten Rest der väterlichen Firma unter Dach und Fach bringen konnte und meinem Bruder eine überhöhte Abfindung bezahlt hatte, als ein Brief von den dreien bei uns in den Schweizer Bergen eintraf, den jeder eigenhändig unterschrieben hatte und in dem sie weitere Zahlungen verlangten, da ihre Barschaft binnen eines Jahres aufgebraucht worden war und sie sich von mir betrogen fühlten. Dies war die Zwickmühle meiner Gefühlswelt, vor der ich mein gesamtes Leben Angst gehabt hatte: »Was ist, wenn deine Brüder, die dich dein

ganzes Leben nicht als ihren Bruder angesehen haben und die dich stets bei jeder Gelegenheit niedergemacht haben, was ist, wenn das Leben dieser Brüder von dir und deinem Vermögen abhängt? Was wirst du tun, wenn die Kinder deines Vaters, der dich vor dem Hungertod bewahrt hat, zu dir kommen und dich um deine Unterstützung fragen?« - »Wie wirst du dich entscheiden?«, war die durchdringende Frage meiner Frau, als sie den Brief gelesen hatte, und ich konnte nur antworten, dass ich keine Antwort auf ihre Frage habe, die ich mir bereits seit dem Tode meines Vaters stellte. Rechtlich war alles in trockenen Tüchern und meine Brüder würden keine einzige Zahlung von mir erzwingen können, doch war dies im Ansinnen meines Vaters, der mir vor seinem Tode seine Firma mehr oder minder anvertraute? Wollte er damit nicht auch sagen, dass ich auf seine drei anderen Söhne Acht geben solle, dass sie kein Schindluder mit seinem Unternehmen trieben, aber auch, dass ich sie auffangen sollte, wenn sie sich im freien Fall befänden? Die Firma hatte ich gerettet, doch was blieb mir in Hinsicht darauf, meine Brüder in die Wege zu leiten, da mir zugleich bewusst war, dass es nicht bei dieser einmaligen Zahlung bleiben würde, nein, sie würden immer und immer wieder kommen, wie zu einer Kuh, die man jeden Morgen aufs Neue melkt, bis sie alt und ausgetrocknet ist? Ich beriet mich mit meinen Ärzten, die mich für gesund hielten und gehen lassen wollten, und zudem mit meiner Frau, die mir den besten Rat in dieser Situation gab: Ich solle die einzige Instanz im Leben meiner Brüder aufsuchen, vor der sie noch den Anstand und Respekt der alten Tage hatten – meine Mutter – unsere Mutter!

Es ist erschreckend, wenn man bei einem Besuch seiner Eltern erkennt, wie gealtert sie sind, obgleich man noch genau jene Bilder im Kopf herumschwirren hat, in denen sie einem quietschfidel und hüpfend nachgejagt sind und sich keine Falte auf ihrem makellosen Gesicht zeigte – doch sind dies am Ende nicht auch nur idealisierte Erinnerungen? Meine Mutter wusste von unserem Eintreffen und schien am Küchenfenster auf unsere Ankunft gewartet zu haben, denn kaum waren wir in der Einfahrt erschienen, da stürmte sie uns aus der Eingangstüre entgegen, ganz als ob wir seit Jahrzehnten nicht mehr in Kontakt gestanden hätten. Wir umarmten uns leidenschaftlich, doch erst nachdem die Großmutter ihre heranwachsende Enkelin begrüßen durfte, wurde sie entspannter; es war bisher das einzige Enkelkind, obgleich alle vier Söhne verheiratet waren und behaupteten, dass sie es allesamt begrüßen würden, Eltern zu werden. Ein schreckliches Szenario für meine Mutter, die derart kindervernarrt war und so wenig Gelegenheit bekam, Großmutter sein zu dürfen; umso mehr liebte sie unser Kind, was auch uns eine Freude und nur selten eine kleine Last war, wenn sich meine Mutter wie eine richtige Großmutter benahm. Wir gingen hinein und setzten uns an den großen Esstisch, an dem wir früher schon mit allen Mann zum Essen versammelt gewesen waren, und es stiegen alte Erinnerungen hoch, die aus der zeitlichen Distanz keinesfalls so hart erschienen, wie man es als Kind empfunden hatte. Zunächst wollte ich meine Mutter nicht mit dem wichtigen Thema belästigen, doch sie begann umgehend,

darauf anzusprechen, da sie mir beichtete, dass sie glaube, meine drei Brüder wären allesamt bankrott, denn derartige Gerüchte seien mehrfach an sie herangetragen worden, sodass sie mittlerweile bereit sei, daran zu glauben. »Ja«, begann ich mit einiger Mühe, da ich gehofft hatte, mich erst ein wenig warmzureden, ehe ich sie mit der traurigen Gewissheit überrumpeln wollte, »dies ist auch der Grund, warum wir dich aufgesucht haben. Wir brauchen deine Hilfe, denn ich habe nach einigen Meldungen und Briefen meiner Brüder keine Ahnung, wie ich gegen oder mit ihnen vorgehen soll, denn sie verlangen von mir, dass ich mein Vermögen für ihren erhöhten Lebensstandard einsetze – ohne Gegenleistung, versteht sich.« Ich sah, wie die Gedankenblitze hinter den Augen meiner Mutter in eine Richtung schossen, und es war gewiss keine angenehme für meine Brüder, denn wenn meine Mutter eines nicht ausstehen konnte, dann war es eine boden- und grundlose Ungerechtigkeit, und jene spürte sie an der Schieflage meines Tones. – »Was haben sie von dir gewollt, ich meine, nachdem du ihnen ihre heruntergewirtschafteten Anteile der Firma mit überhöhten Preisen abgekauft hast?« – »Sie wollen mich einer Kuh im Stall gleich melken, bis ich ihnen nichts mehr zu geben habe; anstatt dass sie ihren Lebensstil ändern, wollen sie mich dazu zwingen, meinen aufzugeben, nebst den Prinzipien, die ich von meinem Vater und dir geerbt und stets hochgehalten habe! Doch sind sie auch meine Brüder und ich muss leider gestehen, dass mir keine Lösung für das Problem einfällt, bei dem niemand zu Schaden kommt, weder ich noch meine Brüder noch du, Mutter! Gewiss, das Einfachste und am wenigsten Schmerzhafteste wäre das Ausbezahlen meiner Brüder, denn damit würde ich niemandem das Leben erschweren und hätte wahrscheinlich noch selbst genug, doch das kann doch kein Lebenszustand bleiben? Immerhin sind meine Brüder erwachsene Männer, die sich jederzeit mit ihrer eigenen Arbeitskraft den täglichen Lohn verdienen können, wenn sie dazu bereit wären, ihren Lebensstil aufzugeben und kleinere Brötchen zu backen.« Meine Mutter dachte im Anschluss an meine Worte eine längere Zeit nach und fragte mich, ob die Übernahmen rechtlich wasserdicht seien, was ich umgehend bejahte; gleich danach verfinsterte sich ihre Miene und nicht nur ich, sondern auch meine Frau spürten den Verdruss im Innern meiner Mutter, der sie um Jahre gealtert wirken ließ. – »Deine Brüder müssen ihre Lektion irgendwann lernen und jetzt ist der richtige Zeitpunkt dafür, denn wenn sie es nicht alsbald lernen, wird das Grab nur noch tiefer, in das sie fallen würden. Gut, dass du mich nach meiner Meinung gefragt hast, mein Sohn, denn nun kann ich mit voller Überzeugung sagen, dass ich hinter jeder deiner Entscheidungen stehen werde, obwohl ich dir empfehlen würde, deinen Brüdern eine höfliche, aber bestimmte Absage zu schreiben, in der du meinen Namen als deine Unterstützung angibst, denn sie sollen direkt wissen, dass sie nicht zu mir kommen brauchen, damit ich für sie bei dir werbe. Die drei müssen erkennen, dass sie nur ein Wechsel ihrer Ansichten vor dem Hungertuch bewahren kann, und sollten sie dies nicht einsehen, sind sie selbst schuld. Wusstest du eigentlich, dass zwei deiner Brüder mittlerweile getrennt leben und die Frauen per

Anwalt die Scheidung eingereicht haben; zudem erwarte ich eigentlich täglich die Nachricht, dass auch die dritte die Scheidung möchte, und ich wundere mich, da ich diese Schwiegertochter bisher stets als die kämpferischste angesehen habe. Aber wie sollte ich mich nicht in Schwiegertöchtern täuschen, wenn ich mir sogar bei den eigenen Söhnen nicht sicher sein konnte, welche Hintergründe ihre Taten hatten? Wenn ich mir manchmal vorstelle«, sagte sie plötzlich mit brüchiger Stimme und legte den Kopf in ihre offenen Hände, »wenn ich mir zuweilen vorstelle, dass du nicht durch den großen Zufall in unsere Familie gekommen wärst, dann sähe es schlecht um die Firma meines verstorbenen Mannes aus, und sie wäre mittlerweile ganz bestimmt Teil einer ausländischen Firma, die mit dem Rezept der Schweizer Haube ihre Bilanz aufbessert. Wer weiß überhaupt, ob es das Erbe deines Vaters noch geben würde, wenn du nicht der beste Ziehsohn gewesen wärst, den man sich als Mutter vorstellen kann, ich…« Mit den letzten Worten brach ihre Stimme vollends weg und ich erhob mich, um meine sitzende Mutter zu trösten, die die angestauten Tränen der vergangenen Zeit loszuwerden schien, denn sie brauchte eine gefühlte Ewigkeit, ehe sie die Fassung über die Trauer zurückgewonnen hatte, sich für einen Moment entschuldigte und ins Bad verschwand. »Deine Mutter«, begann meine Frau, die mit unserer Tochter zwischendurch hinausgegangen war, »war einst eine starke Frau, doch der Tod deines Vaters und die Handlungsweisen deiner drei Brüder haben sie verwelken lassen, sodass sie deine Kraft umso mehr benötigt. Wir werden in der nächsten Zeit ein Auge auf sie haben müssen und sollten – da du die Geschäfte auf die Manager deines Vertrauens komplett übertragen musst – in die Nähe von ihr ziehen, dann kann sie mit ihrer Enkelin spielen und Großmutter sein; das wird sie gewiss mehr am Leben halten als alles andere.« – »Vielleicht hast du recht«, sagte ich und verabschiedete mich mit dieser spontanen und aus dem Herzen gereiften Entscheidung von meinem Traum, erneut an die Spitze meines Unternehmens in handelnder Funktion zurückzukehren, »wir sollten direkt in die Nachbarschaft ziehen und uns ein neues Leben aufbauen. Deine Stelle mussten wir in deiner Schwangerschaft interimshalber besetzen, und soweit ich informiert bin, macht der Ersatz gute Arbeit, sodass wir in Ruhe das fortschreitende Leben nach unseren Wünschen einrichten können.« – »Vor allem möchte ich endlich was von dir haben, nachdem du im Anschluss an unsere Hochzeit mehr im Büro verbracht hast als zu Hause. Die letzte Zeit in den Schweizer Bergen war überaus angenehm, und ich wünsche mir zudem weitere Kinder, denn unsere Tochter soll nicht der einzige Nachkomme unserer Verbindung bleiben.« – »Ja«, gab ich ihr liebevoll zurück und küsste sie auf die Stirn, »ich glaube, ich sollte mir ein neues Leben mit neuen Interessen schaffen, jetzt scheint der richtige Zeitpunkt dafür zu sein. – »Du kannst weiterhin deinen neu geschaffenen Aufgaben nachgehen, solange sie dir jederzeit den Freiraum lassen, dich in eine Ruhewelt zurückzuziehen, dich nicht bis zum Ehebett verfolgen und dich nach dem Aufstehen erneut belästigen. Gründe einen Verlag für Autoren, die derart antiquiert schreiben, dass sie niemand drucken und lesen

würde, wenn sie sich bei einem marktorientierten Verlag bewerben würden, oder unterstütze zeitgenössische Kunst, die dir am Herzen liegt und keine Möglichkeiten auf große Erfolge besitzt. Suche dir eine Aufgabe, die du mit gutem Wissen unterstützen kannst und die dir zugleich die Freude bringt, an das Leben und die Freude daran zu glauben, jenes überwältigende Gefühl, das wir uns gemeinsam in den Schweizer Bergen erarbeitet haben, an die Kraft, die in den Verbindungen der Menschen und in unserer liegt!« Ich küsste meine Frau noch immer, als meine Mutter zurück aus dem Bad ins Esszimmer trat und sich ein Lächeln auf ihr Gesicht zauberte, das die Hoffnungen an alle ihre vier Söhne widerspiegelte, die jedoch von dreien mit aller Entschiedenheit niedergetreten wurden. Noch am gleichen Tag verfasste ich mithilfe meiner Mutter das Schreiben an meine Brüder, und erneut musste sie mit ihrer Fassung kämpfen, doch als sie ihre Unterschrift unter alle drei Papiere gesetzt hatte, fühlte sie sich besser und erstarkt, denn im Geheimen war sie eine geborene Kämpfernatur, wie übrigens auch mein Vater eine war, daher war es umso erstaunlicher, welche Verweichlichung meine Brüder in ihren Herzen offenbarten. Ich glaube, letzten Endes hat es weniger damit zu tun, welche Eigenschaften man von den Eltern mitbekommt, als was man aus ihnen macht, denn wenn diese niemals auf die Probe gestellt werden, sei es aufgrund sicheren Wohlstandes oder mangelnder Konkurrenz, dann verkümmern diese Elemente und es setzen sich allein die schwächlichen und dekadenten durch. Ich hatte stets gegen meine drei Brüder kämpfen müssen und war bis zu meiner gesundheitlichen Erschöpfung gegangen, um für meine Firma zu kämpfen, aber dennoch oder gerade deshalb konnte ich mit mir und meinem Leben im Reinen sein, sodass mir der Neuanfang in der Nachbarschaft meiner Mutter als eine wohltuende Befreiung und nicht als Bestrafung oder Einengung erschien.

Wie sehr mich meine Vergangenheit, die doch beileibe niemals so grausam war, wie man es als Kind erfährt, in diesen ersten Wochen und Monaten umgarnte, spürte ich sogleich, doch es dauerte einige Zeit, ehe ich verstand, dass ich selbst auf dem Höhepunkt meiner firmeninternen Leistungen mich niemals dort zu Hause gefühlt hatte, sondern mein Herz an meiner kindlichen Heimat hing. Ich zog mit meiner Tochter durch die Straßen meiner Kindheit und erfreute mich daran, dass es auch ihre Heimat werden sollte, wie es meine geworden war und aus der ich beinahe jeden Tag alte Erinnerungen sog, wie aus einem Schwamm, der über die Jahre niemals ausgedrückt worden war und seine Nässe behalten hatte. Tröpfchenweise erschloss ich mir mein Leben vor dem Auszug zur Universität, und als ich diese Reise so gut wie abgeschlossen hatte, entschied ich mich zur Überraschung meiner Frau, meinen Abschluss an der Universität nachzumachen, zwar nicht in dem Fach, das ich gewiss besser in der Praxis als in der Theorie beherrschte, sondern ich schrieb mich für Literatur- und Theaterwissenschaften ein, einem Metier, an dem mein Interesse immer weiter wuchs. Auch fand ich einen ortsgebundenen, kleinen Bücherladen, den es schon seit mehr als zweihundert Jahren gab und der in den frühen Jahren des zwanzigsten Jahrhunderts selber

einmal Drucksachen verlegt hatte, sodass mir der noch lebende, uralte Großvater Geschichten aus seiner Jugend zwischen Druckerschwärze und Druckplatten erzählen konnte, die mich derart faszinierten, dass ich mit seinem Enkel, der das Geschäft vor wenigen Jahren übernommen hatte, übereinkam, einen Verlag für Nischenliteratur zu gründen, den sein Bruder leiten und ich finanzieren sollte. In diesem Verlag sollten besonders junge Talente aus der Region gefördert werden und die Lektoren sollten an den umliegenden Schulen Kurse im Schreiben von Geschichten geben, damit jedes Talent frühzeitig entdeckt und gefördert werden konnte. Der Erfolg dieser Einrichtung zeigte alsbald, dass diese Entscheidung richtig gewesen war, denn schon bald konnte der Verlag die ersten prämierten Auflagen verzeichnen, die ausgiebig gefeiert wurden. Auch wenn aus diesem Bemühen bis heute kein Dichter von Weltformat entstand, war es dennoch stets eine Freude zu sehen, wie sich Menschen mit ihrem ganzen Herzen in eine Sache verliebten und sie schlussendlich realisierten, indem sie nach einer kurzen Zeit des Korrigierens und Nachbesserns ihr erstes eigenes Buch in den Händen halten konnten. Der Verlag war Zeit meines Lebens eine Stütze in meinem Lebensgefüge, der mich aufrecht durch die Straßen ziehen ließ, in dem sicheren Glauben, etwas Gutes mit meinem Reichtum, den ich jedoch auch für die vielfältigsten Programme, in denen Jugendlichen und Kindern gefördert oder geholfen wurde, anstellen würde. Denn Geld verlor für mich jeden Tag an Wert, nicht weil es nicht ordentlich verwendet wurde und zinsbringend angelegt war, sondern es machte mir nichts mehr aus, es im Sinne der Gerechtigkeitsverteilung dort auszugeben, wo es sinnvoll für meine Umwelt erschien. Dass ich es meinen Brüdern nicht geben wollte, hatte daher nicht nur einen offiziellen, sondern auch einen prinzipiellen und höchst persönlichen Grund, denn dann wäre es dorthin geflossen, wo nichts Gescheites dabei herumgekommen wäre, und siehe da, nach mehr als zwei Jahren stand einer der Brüder mit seiner neuen Frau vor der Tür, und als meine erste Angst, er wolle mich um Geld anflehen, verflogen war, erkannte ich auch eine bedeutende Veränderung im Wesen meines Bruders, der eine normale Arbeit gefunden hatte und sein Geld nun selbst verdiente. Obwohl er noch Schulden bis über beide Ohren hatte, erschien er mir vom Streben nach dem unsinnigen Luxusleben befreit und konnte sich nunmehr an den einfachen Dingen des Lebens erfreuen. Nach einem kurzen Gespräch überredete ich ihn, mit mir gemeinsam zu unserer Mutter zu gehen, und obwohl er sich anfänglich dagegen sträubte, schoben seine Frau und ich ihn in die unmittelbare Nachbarschaft, an die Türe meines elterlichen Hauses, an der er sich dann endlich traute, die Klingel zu betätigen. Welch ein überschwängliches Gefühl der Freude und Versöhnung in der Reaktion meiner Mutter lag, lässt sich auch nach all den Jahren des Grams kaum beschreiben, aber wenn ich behaupte, dass dies einer der glücklichsten Tage meines Lebens gewesen ist, dann ist das keine Übertreibung, sondern beglückender Ernst. Gewiss, die Wunden brauchten lange, ehe sie einigermaßen geheilt und vernarbt waren, doch wenn ich heute an ihrem Geburtstag ans Grab

meiner Mutter gehe, dann kann es geschehen, dass ich dort meine drei Brüder treffe, die ebenfalls für ihre gute Seele beten.

Die vielfältigsten ehrenamtlichen Aufgaben ließ ich mir antragen und erfüllte sie mit dem größten Eifer, wobei mir jedoch Zeit genug blieb, um mich um meine Familie zu kümmern und nebenbei mein Studium voranzutreiben. Wie es wohl beinahe jedem Studenten geht, der Literaturwissenschaften ernsthaft studiert, so begann auch ich im zweiten Semester mit dem Abfassen einer Geschichte, mit der ich jedoch verstand, dass meine Erzählungen niemals an jene heranreichen werden, die in meinem Verlag erschienen, sodass ich mich gegen eine Weiterverfolgung dieses Interesses entschloss; insbesondere aber, da ich merkte, wie schwer es mir fiel, eine fiktive Geschichte nachzuerzählen, die nicht auf realen Tatsachen basierte. Obgleich ich einige Jahre meines Lebens in der Praxis und ohne Lesen und theoretisches Denken verbracht hatte, fügte ich mich nahtlos in das Gefüge der Universität ein, auch wenn ich nicht selten eine merkwürdige Erscheinung unter all den jugendlichen Studenten war, doch niemand in den Seminarräumen ließ eine Abneigung gegen meine Meinungen verspüren, ganz im Gegenteil, stets musste ich die Toleranz meiner Kommilitonen rühmen, die mich jedoch nicht selten tadelten, dass meine Denkweise zu sehr in der Realität verhaftet war, da ich rein gedanklichen und äußerst fiktiven Stoffen oft ablehnend gegenüberstand, im Gegensatz zu den oft schwärmerisch-verklärten Jungerwachsenen. Mir hingegen sprachen die realistischeren Texte der alten Zeit mehr zu, jene, die mehr ein Zeitdokument als spannende Lektüre waren. Wenn sich der Inhalt um Reisen in ferne Gebiete oder die Entdeckung und Vermittlung einer neuen Errungenschaft drehte, dann war ich oft der einzige, der den gesamten Text in seiner vollen Bedeutung erfassen konnte. In den Theaterwissenschaften erging es mir nicht anders, denn während die meisten Studenten die eher theatralischen und expressiven Werke mochten, fand ich die eher menschlichen und natürlich-tragischen zumeist die interessanten, doch da mir bewusst war, dass den Mitstudenten die Erfahrung eines langen Lebens naturgemäß noch nicht gegeben sein konnte, verstand ich ihre Schwärmereien und akzeptierte sie als interessanten und zugleich wichtigen Zugang zu Theaterarbeiten, der mir zu jeder anderen Gelegenheit völlig verschlossen geblieben wäre. Schnell hatte sich zudem herumgesprochen, dass ich ein Förderer der jungen schriftlichen und darstellenden Künste war, sodass mich viele ansprachen und baten, ihr Werk meinem Verlag zur Begutachtung zu übergeben, und nicht selten konnten meine Lektoren den jungen Menschen ihren ersten kleineren literarischen Erfolg im Leben bescheren. Im Großen und Ganzen war meine Studienzeit eine weitgehend harmonische, an die ich mich gerne zurückerinnere, und auch wenn ich zuweilen eine Abnormalität darstellte, hatte ich stets das Gefühl, mit meiner Meinung und Erfahrung willkommen zu sein.

An einem Nachmittag, als ich gerade von der Universität nach Hause kam, lag ein Zettel auf dem Tisch, der mir mitteilte, dass meine Mutter in das nahe Krankenhaus gebracht worden war; sogleich warf ich mir den Mantel um und lief die Treppen hinab zu meinem Auto, mit dem ich entgegen der verkehrsordnenden Vorschriften die Straßen hinabjagte. Kaum war ich in der Eingangshalle des Krankenhauses angelangt, kam bereits jener Bruder auf mich zu, der sich als erster der drei mit meiner Mutter ausgesöhnt hatte, und erzählte mir von dem Zusammenbruch meiner Mutter, dass es zu Hause zunächst nur schlecht gewesen sei, doch alsbald seien Magenkrämpfe dazugekommen und zu ihrem Glück sei heute die Haushaltshilfe anwesend gewesen, die umgehend den Notarzt alarmiert hätte. Da mein konfus wirkender Bruder keine Ahnung hatte, was meine Mutter befallen hatte, suchte ich meine Frau und fand sie mitsamt unseren Töchtern – unsere erste Tochter hatte vor kurzem ein Geschwisterchen bekommen – bei meiner Mutter am Bett sitzend. Da ich meine Mutter bei meinem Eintreten lächeln sah, fiel mir einiges an Ballast von den Schultern und ich musste zunächst durchatmen, ehe ich meinen Mantel ablegte und fragte, wie es ihr ging. – »Nicht schlechter als heute Morgen«, sagte sie mit einem missglückten Lächeln, »und da war mir bereits schlecht; ansonsten geht es mir den Umständen entsprechend gut, doch die Ärzte sagten, dass ich noch einige Untersuchungen über mich ergehen lassen muss, denn die Symptome würden auf eine Erkrankung des Magen- und Darmtraktes hindeuten. Zunächst bekomme ich die übliche Patientenkost, Zwieback und Pfefferminztee, wobei ich zwar kundtat, dass ich Tee nicht ausstehen könne, doch die Ärzte sagten mir hinter vorgehaltener Hand, dass es sein könne, dass ich niemals wieder Kaffee trinken dürfe, wie entsetzlich!« – »Du und keinen Kaffee mehr!«, sagte ich mit gespielter Entrüstung. »Das ist ja beinahe wie die Schweizer Haube ohne ihren unvergleichbaren Schmelz«, und mit einem ebenfalls nicht geglückten Lächeln fuhr ich meiner Mutter über die leicht verschwitzte Stirn. »Aber ich verspreche dir, Mutter, dass wir uns gemeinsam an Tee gewöhnen werden, wenn es dazu kommt, denn wenn ich mich recht entsinne, schwören einige meiner Angestellten auf Tee bei einem Stück Schweizer Haube, doch auch ich konnte bisher niemals vom Kaffee ablassen.« Meine Mutter gab mir das Lächeln zurück und ließ mich wissen, dass ich ein anständiger Sohnemann sei, der der Mutter viel Freude bereitet hatte, und just in diesem Moment fiel mir mein Bruder ein, der wie Falschgeld in der Eingangshalle herumsaß, ohne von der vorläufigen Entwarnung zu wissen, also nahm ich mir die Freiheit und verließ meine Mutter und meine Frau mit den beiden Töchtern, suchte meinen Bruder, klärte ihn auf und nahm ihn mit aufs Zimmer, wo auch er freundlich meiner Mutter Mut zusprach, den sie ihm herzlich dankte. In diesem Zimmer herrschte eine derartige Eintracht, dass es mir wahrhaftig unwirklich erschien, und bis auf die Tatsache, dass der Kaffee niemals wieder in unserem elterlichen Haus aufgebrüht werden sollte, nach dem es sonst schon am Morgen nach dem Aufstehen gerochen hatte, schien auch alles beim Besten, denn noch konnte ich nicht ahnen, dass mein Versprechen, mich

gemeinsam mit meiner Mutter vom Kaffee zum Tee zu entwöhnen, eine der folgenreichsten und interessantesten Entscheidungen meines Lebens war. Als meine Mutter entlassen wurde, sagten die Ärzte tatsächlich, dass sie besser auf Kaffee verzichten solle und stattdessen auf Wasser oder Tee zurückgreifen solle, was die Stimmung meiner Mutter nicht gerade hob, doch sie wollte keine schlechte Patientin sein und fuhr mit mir an einem der folgenden Tage in die Stadt, um nach Möglichkeiten zu suchen, sich mit dem Tee anzufreunden. Wir betraten eines der wenigen Teegeschäfte, das ich von einem Stadtbummel her kannte, setzten uns in den Gästeraum und studierten die Karte, auf der uns nur die einheimischen Kräutertees bekannt schienen – alle anderen Bezeichnungen klangen bereits beim Lesen wie eine Pandora-Box mit all ihren Verwünschungen. Wir bestellten uns beide eine herbstliche Mischung von einheimischen Kräutern und wagten den Sprung ins kalte Wasser, indem wir uns eine Assammischung und einen Tee aus Ceylon bringen ließen, die uns beiden brühend heiß und nach der empfohlenen Brühzeit serviert wurden. Die Kräutertees, die im Allgemeinen eine längere Ziehzeit besitzen, kamen alsbald und wir wagten uns erst an diese heran, die uns auch die meiste Hoffnung machten. Meine Mutter verzog beim ersten Schluck zwar das Gesicht ein wenig, doch sie schwor mir, dass sie sich an diesen Geschmack mit ihrem eisernen Willen gewöhnen könne, so schlimm sei er gar nicht. Ich hingegen war erstaunt von dem interessanten Geschmack, der nicht dominant daherkam, sondern vielmehr sich lieblich im Mund ausbreitete und einen wohligen Eindruck nach dem Schlucken hinterließ, sodass ich mir sagte, dass Kräutertees gewiss eine Alternative zum Kaffee sein würden. Doch als wir zu den beiden schwarzen Tees kamen, schlug die bisher gute Stimmung ins Gegenteil um, denn zuerst probierte meine Mutter die Assammischung und konnte ihr Grauen nicht verbergen, und auch mir schmeckte sie nicht, doch als ich den Ceylontee probierte, rollten sich meine Fußnägel nach oben, so sehr zog dieser Tee an meiner Zunge und ließ sich kaum durch den Kräutertee wieder loswerden; auch meiner Mutter war die heftige Erfahrung anzumerken, und nur mit den letzten Kräften konnte sie überhaupt den ersten Schluck hinunterwürgen; doch alles half nichts. Um den Geschmack von der Zunge zu bekommen, bestellten wir uns ein Stück Kuchen und halfen der Zunge, dieses eklige Gefühl schleunigst zu vergessen. »Wer trinkt nur freiwillig ein solches Gebräu?«, fragte mich meine Mutter und ich musste mit den Schultern zucken, denn einen derartigen Geschmack konnte ich mir beileibe nicht vorstellen, obwohl es auch Menschen geben soll, die von einem Tier alles – und ich meine restlos alles – essen, was ich nicht minder ekelerregend empfand. Nun ja, das Experiment Tee schien nur mit einem mäßigen Erfolg beschieden, als die Bedienung uns fragte, ob der Tee wohl geraten sei und wir dankend verneinen mussten, doch nicht, weil sie ihn schlecht zubereitet hatte, sondern weil wir einfach keine Ahnung besaßen und ins kalte Wasser gesprungen waren. Da sie im Moment keine anderen Gäste zu betreuen hatte, erzählten wir ihr die Geschichte mit dem Zusammenbruch, dem Rat der Ärzte und

unseren Vorlieben, die nicht mit der Assam-Mischung und dem Ceylon-Tee konform gingen. Die Bedienung lächelte wissend und meinte, dass dies auch die eher stärkeren und kräftigeren Tees seien und in der Mischung, wie wir sie bestellt hätten, noch um einiges stärker, da diese nicht das ganze Blatt beinhalteten, sondern nur Splitter, etwas größer als der Dust, den die Teegesellschaften in den Teebeutel pressen. Ich hatte keine Ahnung von dem, was sie mir sagte, hörte aber genauestens hin, und als sich die nette Bedienung mit mehreren Büchern zum Thema Tee an unseren Tisch setzte, merkten meine Mutter und ich alsbald, dass hinter der gesamten Teeindustrie eine Wissenschaft steckte, die über eine lange Tradition und ein langes kulturelles Erbe verfügte. Gemeinsam nahmen wir uns die Karte erneut zur Brust und uns wurde im Schnelldurchgang erklärt, wo die groben und feinen Unterschiede zwischen den Blattgraden und dem Anbaugebiet lagen, dass es aromatisierte Tees gab und manche Teesorten Tee genannt wurden, obgleich sie nichts mit der eigentlichen Teepflanze gemein hatten; darunter fiel auch unser Kräutertee, der vielmehr ein aufgegossener Kräutersud war, der ursprünglich aus Afrika stammende Rooibostee sowie der Matetee, der vorwiegend in Südamerika vorkam und den bereits die Indianer getrunken haben sollen, als dort noch keine Europäer gelandet waren. Langsam wurde mir die weltumspannende Kraft des Tees und seiner Pseudosorten bewusst, und da ich meiner Mutter meine Geduld versprochen hatte, bestellten wir als Nächstes einen hochwertigen Darjeeling aus dem Norden Indiens und einen guten Oolong von der Insel Sumatra. Erneut waren wir in völlig anderen Gebieten der Welt und ich erschloss mir weitere Gedankenwelten, vor allem nahm ich mir aber vor, mich mehr mit dem Thema auseinanderzusetzen, sobald ich erneut mit meinem Partner im Buchgeschäft zusammentreffen sollte. Auch dieser Tee wurde nach der überbrachten Bearbeitungsweise gebrüht, die gezogenen Blätter aus der Infusion entfernt, zu uns an den Tisch gebracht und schon beim Einschenken der ersten Tasse eines jeden der beiden Tees stellten wir einen Unterschied fest, den selbst ein Laie bemerken muss, denn diese feineren Tees hatten eine viel hellere Farbe und dufteten zudem viel angenehmer, weitaus lieblich-frischer. Wir ließen die Teetassen spannungsgeladen ein wenig auskühlen und probierten gegenseitig aufs Neue die dargereichten Getränke und waren überrascht, welchen Wohlgeschmack diese Tees nunmehr von sich gaben. Den Oolong fand meine Mutter bereits sehr angenehm und sagte, dass dieser ein adäquater Ersatz für ihren Kaffee sein könnte, doch meinen Darjeeling ließ sie in den höchsten Tönen von Tee schwärmen, wohingegen ich den Oolong als den angenehmeren Tee empfand, obgleich der Darjeeling mit der leichten Note eines First Flushs auch sehr wohlschmeckend war. Im Folgenden erfuhr ich, dass der Oolong ein halbfermentierter Tee war, dessen Fermentation vom grünen zum schwarzen Tee abgebrochen wurde, ehe er völlig nachgedunkelt war, sodass die feine Linie des grünen Tees beibehalten werden konnte, ohne das etwas kräftigere Aroma des schwarzen Tees missen zu müssen. Ich befand mich mit einem Mal in einer völlig fremden Welt,

die ich bisher so nicht gekannt hatte, und musste mich zweifelsfrei an meinen Vater und seine Geschichte in den Schweizer Bergen erinnern; wie er die Bekanntschaft mit der Schokolade machte, die sein Leben veränderte und wie ich und meine Mutter nun hier saßen, um uns eine andere Köstlichkeit zuzuführen, von der wir bisher ebenfalls keine Ahnung hatten. Meine Mutter und ich ließen uns an jenem Nachmittag weitere Tees vorsetzen, um einen ersten Eindruck von der Bandbreite zu erhalten, die dieses erstaunliche Getränk hat, und waren nicht minder erstaunt, als wir den afrikanischen Rooibos und den brasilianischen Matetee probierten, die beide zuweilen eine interessante Abwechslung für die Abendstunden waren, da sie keinen wachhaltenden Wirkstoff beinhalteten.

Doch wie ich bereits angedeutet hatte, war die Entdeckung der Welt des Tees nur ein Bestandteil der Veränderung, die in meinem Leben auf mich wartete, denn als ich wenige Wochen später einen alten Schulkameraden im Buchladen traf und mit ihm ins Gespräch kam, teilte dieser mir mit, dass er im Begriff sei, eine stilgerechte Lokalität aufzubauen, er wolle einen Ort schaffen, an dem die Menschen zugleich entspannen und genießen können. Sogleich war ich Feuer und Flamme für diese Idee und beriet mich am gleichen Abend mit meiner Frau, die versprach, mich in meiner Bestrebung zu unterstützen, und kurz vor meinem fünfundvierzigsten Geburtstag konnten mein Schulkamerad und ich unser gemeinsames Erholungscafé eröffnen, in dem die Besucher die Wahl zwischen bequemen Lesesesseln oder Sitznischen hatten, in denen sie lesend einen Tee oder einen Kaffee genießen konnten oder bei einem ruhigen Beieinander Abstand vom stressigen Alltag nehmen konnten. Es war genau die Art der Nichtbeschäftigung, die ich nach meinem Leben als Vorsteher eines großen Konzerns erst mühsam lernen musste, doch mit jedem Tag wusste ich mehr darüber, was mein Körper brauchte, um seine Energiereserven wieder aufzufüllen und um nicht an dem täglichen Geschehen zusammenzubrechen. In den folgenden Jahren verbrachte ich viele anregende Stunden in dieser Lokalität, die mir die Gelegenheit gab, meinen Hobbys nachzugehen, ohne allzu sehr in den Stress zu geraten, den ich von meiner alten Aufgabe in meinem Unternehmen kannte, und dennoch war ich darin so sehr involviert, dass es mir niemals langweilig wurde. Der richtige Spagat im Leben zwischen Arbeit und Erholung, Familie und Beruf ist für einen Menschen der Schlüssel zum Glücklichsein, und ich hatte in den letzten Jahren immer wieder das Glück, eine starke Familienbande um mich herum zu haben, die meine Unsicherheiten abfedern konnte, wenn sie selten, aber dann zumeist wuchtig zutage traten. Gemeinsam mit meiner Frau und meinen beiden heranwachsenden Töchtern sah ich gelassen dem Alter entgegen, denn ich merkte an dem Verhalten meiner Mutter, mit welcher Würde dies ohne weiteres zu meistern war, wenn man sich und seine kleinen Probleme nicht mehr todernst nahm, sondern das Leben genoss, wie es das Schicksal einem servierte.

Das schöne, harmonische, dahingleitende Leben wurde jedoch an einem schlichten Dienstag im Spätherbst eines ansonsten anregenden Jahres durcheinandergeworfen, als ich auf dem Weg zur Lokalität die Nachricht erhielt, dass meine Mutter einen Schlaganfall erlitten habe und es dieses Mal schlecht um sie stehen würde. Ich sagte meinem Schulkameraden und Partner umgehend ab, fuhr ohne Umweg direkt ins nahe Krankenhaus und wurde von einer Krankenschwester vertröstet, denn die Ärzte würden ihr Menschenmöglichstes leisten, um meine Mutter am Leben zu erhalten. Ich glaubte der Schwester und vermochte mich kurzzeitig zu beruhigen, doch bei dem Gedanken, meine Mutter zu verlieren, wurde mir schwarz vor den Augen, sodass ich mich in Bewegung hielt, damit mein Kreislauf nicht ins Bodenlose sackte. Ich kämpfte mit meinen Gefühlen ebenso sehr wie die Ärzte um das Leben meiner Mutter, doch letztlich verloren wir beide den Kampf; meine Mutter schied aus dieser Welt und mein Gesicht löste sich in Tränen auf, die erst nach einer langen Phase der Trauer so wirklich trockneten. Meine Frau kam hinzu und war gleichermaßen von der Nachricht geschockt, doch sie war es wiederum, die mir die Kraft gab, die nun nötigen Schritte einzuleiten, denn ich musste als das ihr nahestehendste Familienmitglied die Beerdigung organisieren und dafür Sorge tragen, dass sie neben ihrem Mann ins Grab gelegt wurde. »Nun würde ich beide auf dem Friedhof besuchen gehen, mehrmals im Jahr, wenn ich die Kraft spüren musste, die immer noch von dem Grab meines Vaters ausging und die durch das Beilegen meiner Mutter gewiss nicht schwächer wird«, dachte ich bei mir und musste erneut schlucken, denn ihr Tod kam so plötzlich, dass die innere Vorbereitung darauf mit einem Schlag übersprungen ward. Im Zurückblicken war es eine Zeit, in der sich Licht und Schatten abwechselten, denn zum traurigen Tod meiner Mutter gesellten sich meine beiden bisher unversöhnlich erscheinenden Brüder, die vor kurzem das erste Mal wieder bei ihrer Mutter gewesen waren, um sich für ihre vielen Fehltritte zu entschuldigen. Vielleicht war für meine Mutter damit alles ins Reine gebracht worden und sie konnte sich mit ihrer restlich verbliebenen Zeit auf die Wiedervereinigung mit ihrem Mann im Himmel vorbereiten, an die sie seit dem Tod meines Vaters fest glaubte. Auch meine beiden Brüder hatten in all den Jahren der Nichtteilnahme am Leben meiner Mutter ihr Ansinnen völlig verändert, und so kam es eines Abends nach der Beerdigung, dass wir uns frei und ungezwungen an einem Kneipentisch treffen konnten, ohne die Sorge meinerseits, dass die drei etwas gegen mich ausheckten. Wir sprachen über die vertane Bruderzeit, die man hätte zusammen erleben können, doch jeder der Anwesenden war sofort bereit, diese Zeit von sich fortzuschieben, um an diesem Abend den Grundstein zu einer neuen Bruderschaft zu legen, die mit keinerlei Streitigkeiten behaftet sein sollte und bis zuletzt auch nicht wurde. Alle hatten sich mittlerweile ein neues Leben aufgebaut, alle drei hatten neue Lebenspartner gefunden und zweien war das späte Glück beschert gewesen, noch Vater zu werden, sodass ich es mir als der Vermögende unter uns Brüdern nicht nehmen ließ, jedes Jahr alle Familien zu einem gemeinsamen Urlaub einzuladen, da

es mir immer wichtiger schien, die geknüpften Verbindungen des Lebens zu pflegen, mehr als jene, die man früher in der Jugend oder im beginnenden Erwachsenenleben lebte, von denen man einige achtlos fortgeworfen hatte, ohne Hintergedanken und Reuegefühl. Dieser zwiespältig beginnende Herbst meines Lebens zeigte beide Seiten der Lebensmedaille sehr deutlich: zum einen erkannte ich immer mehr, was das Leben einem gebracht hatte und was man unbedingt bewahren musste, auf der anderen Seite nahm sich das fortschreitende Leben aber auch immer mehr von einem selbst, vor allem die Leichtigkeit und die Unbekümmertheit, die ich bei vielen Entscheidungen meine Leitfäden nennen konnte, und so fehlte es mir auch an Entscheidungskraft, als mir mein Unternehmen, das in der Zwischenzeit zu einem großflächigen Aktienunternehmen expandiert war, um sich im internationalen Marktgeschehen neu und einfacher kapitalisieren zu können, mitteilte, dass die Absatzzahlen in den letzten Monaten eingebrochen wären, zwar nicht bei der Schweizer Haube, aber bei anderen Sparten, die mittlerweile die tragenden Säulen des Unternehmens waren. Zudem habe man sich mit einigen Investitionen vertan, die die Gesamtbilanz der nächsten drei Jahre nachhaltig in den Keller ziehen würden, und nach den ganzen Notstandsmeldungen, die tagtäglich eintrafen, war ich schlussendlich bereit, den Rat meiner Frau anzunehmen und die Anteile an der Firma endlich zu veräußern, um mit dem Erlös ein gutes restliches Leben zu verbringen, wobei ich niemals in Geldnöte kommen würde. Auch wenn mich mein Steuerbüro einen dummen und närrischen Kopf schimpfte, der erst dann verkaufen sollte, wenn die Aktien besser stünden, so war es mir dennoch ein Wichtiges, mit diesem Kapitel endlich abzuschließen, denn diese Welt hatte sich auf eine Weise verändert, sodass mein antiquiertes ausgebildetes Menschenbild nicht mehr hineinpasste. Meine Unternehmensmacht, die aus dem Familienverband heraus entstanden und gepflegt worden war, hatte die kapitalisierte Welt mit den gängigen Tricks der Finanzbranche stetig und unnachgiebig ausgehöhlt, sodass ich, als ich vor einigen Jahren die für mich ungerechtfertigte Entlassung von eintausend Mitarbeitern verhindern wollte, da wir gerade vor der Verkündung eines Rekordjahres standen, ohne großes Wimpernzucken einfach überstimmt wurde. Dieser Moment war der Anfang vom Ende, denn mir wurde bewusst, dass niemand mehr auf mein Vetorecht hören würde, ganz gleich, ob ich einer der Eigentümer dieses Unternehmens war oder nicht – und wenn sie darauf gehört hätten, hätten die Verantwortlichen andere Wege und Mittel gefunden, um mein Veto zu umgehen. Sie hatten mich aufgrund meiner seltener werdenden Beteiligung an den Entscheidungsprozessen langsam, aber stetig aus der Firma gedrängt, jenem Unternehmen, das mein Vater gegründet hatte und dessen alleiniger Besitzer ich vor einigen Jahren noch gewesen war; und als ich den Verkaufsvertrag meiner verbliebenen Anteile unterschrieb, war es mir, als ob ich etwas loswurde, das bereits seit langem wie ein blutsaugender Schmarotzer an mir gehangen hatte und das ich abstreifen wollte. Die Unterschrift unter dem Vertrag war wie eine erneute Befreiung, und obwohl mit meinem Verkauf

eine Ära in diesem Unternehmen zu Ende ging und ich eigentlich gedacht hatte, dass meine Kinder irgendwann diese Firma leiten würden, erwuchs in mir keinesfalls das Gefühl, dass irgendein Angestellter der Firma mir eine Träne nachweinte. Aus der Familienatmosphäre, in der jeder jedem half, war eine kapitalistisch orientierte Marktstruktur mit all ihren Aufstiegs- und Abstiegschancen geworden, die sich nicht mehr mit meiner, vielleicht altmodisch anmutenden Philosophie eines Unternehmens deckte. Auf dem Weg nach Hause schlug ich an einer roten Ampel kräftig auf das Lenkrad meines Wagens, schrie mir die angestaute Verstimmung von der Seele und seither habe ich mir niemals wieder ernsthafte Gedanken über meine ehemalige Firma gemacht, über deren Entwicklung, Strategien und Pläne für die Zukunft, die nicht mit dem verklärten Bild meines Vaters zu tun hatten, wie er mit seinem alten Wagen von Ort zu Ort fuhr, um seine Schokolade mit dem unvergleichlichen Schmelz feilzubieten.

Inzwischen hatte ich mich insgesamt ins Privatleben zurückgezogen; auch an den anderen beiden Beteiligungen, dem Verlag und dem Café, hatte ich nur noch einen geringen Einfluss, was im Gegensatz zur einstigen Schokoladenfirma kein schlechtes Bild nach sich zog, und als meine beiden Töchter alt genug waren, um auch eine lange Reise ins Ausland ohne Probleme mitzumachen, erfüllte ich mir einen lang gehegten Traum, dessen Ursprung in der dritten Tasse schwarzen Tee nach dem Ausflug nach Ceylon und Assam lag: eine ausgedehnte Reise dorthin, wo dieses herrliche Getränk das Licht der Welt erblickte: nach Indien. Weites Land, wohin man blickt, grünt es, und im Hintergrund erheben sich majestätisch die Berge, deren Wipfel entweder in einem glänzenden Weiß in der Sonne erstrahlen oder von einem mystischen Wolkenvorhang umgeben sind, hinter dem sich die örtlichen Götter aufhalten sollen. Diese Reise war für alle Beteiligten eine Grenzerfahrung, nicht nur, weil das Leben an diesem Ort der Erde ein völlig anderes und mit gänzlich unterschiedlichen Vorzeichen versehen war, nein, auch weil die Menschen diesen Ort zu einem besonderen machten; ein Ort, an dem zugleich das herrlichste Getränk der Welt entstand, ohne dass der Besucher das Gefühl hatte, dass dies wirklich geschah. Wir Menschen in den Industrieländern schienen vergessen zu haben, was es heißt, das alltägliche Leben höher einzuschätzen als das spezielle, und die Menschen, die an diesem Ort der Welt ihr tägliches Leben dafür einsetzten, dass andere Menschen an einem völlig anderen Ort der Welt beglückt aufschreien, wenn sie den Duft eines guten Tees in der Nase haben, wirken befreiend, denn an diesem Ort erfuhr ich zum ersten Mal, worin der Sinn unserer menschlichen Tätigkeit unserer Zeit liegt: in dem puzzleartigen Verhalten, das in der Gemeinschaft aller zu einer großen Triebfeder wird, die das menschliche Leben global antreibt. Der einzige und für mich entscheidende Unterschied, den ich in diesem Bestreben erkannte, war jedoch, dass der Europäer aus seiner geschichtlichen Stellung heraus die Macht hatte, die Triebfeder zu steuern, während die meisten anderen Menschen nur ein kleines, ausführendes Rädchen in dem großen Gefüge waren. Umso einfacher erschien mir das

Treiben an jedem Tag hier in Indien, wo die Menschen morgens in die Hänge gingen, die Teepflanzen pflegten oder pflückten und abends wiederkehrten, entweder mit der Ernte oder mit dem Gefühl, das Notwendige im Kampf gegen Schädlinge getan zu haben – mit dem einfachen Gefühl, der eigenen Aufgabe gerecht geworden zu sein. Die Einfachheit des Lebens beeindruckte mich, in dem nicht danach gefragt wurde, welche Konsequenzen eine Entscheidung auf lange Frist hatte oder welche Positionierung innerhalb der kapitalistischen Gesellschaft die optimale sei, sondern in dem die Frage gestellt wurde, was mit dem Abend innerhalb der Familie, der Ortsgemeinschaft oder unter Freunden angefangen wurde. Die an diesem Orte waltende Angstfreiheit, die sich mit dem guten Absatz der Teepflanzen in aller Welt ergab, ließ mich im Leben zum allerersten Mal spüren, was es bedeutet, sich in seinem eigenen Leben so richtig sicher zu fühlen; auch früher wusste ich darum, dass die Umarmung meiner Frau Sicherheit bedeutete oder dass meine ihr jene gab, die sie suchte, und dennoch gab es außerhalb Unsicherheiten in Hülle und Fülle, die es an diesem Ort in Indien weitaus weniger gab – oder die weitaus weniger wichtig waren. Zugleich jedoch waren wir sehr willkommen und wurden äußerst gastfreundlich aufgenommen; alle Menschen an diesem Ort vermittelten uns, dass es andere Arten eines glücklichen Lebens gab, und der aufmerksame Besucher konnte erahnen, worin das Glück der Menschen an diesem Ort lag: in dem festen Zusammenhalt der Gemeinschaft.

An einem der Morgen in der ersten Woche gingen wir vier mit einem Führer in der Gegend wandern, besuchten Teegärten, in denen Tee angebaut wurde, den ich in einem Jahr in meiner Heimat trinken würde, ich sprach mit den Besitzern und Betreibern von Teeplantagen und sah den Menschen beim Herstellen eines guten Tees zu, vom Pflücken über die Fermentierung, das Sortieren und die Lagerung bis zum Heranziehen neuer Setzlinge erschloss ich mir den langen Weg, den eine Pflanze macht, ehe sie zu dem wohlschmeckenden Blatt heranreifte, das später die goldene Farbe in meiner Tasse hinterließ. Vielleicht muss ich am Ende und im Rückblick zugeben, dass mich die Schönheit der Gegend, die Freundlichkeit der Menschen dort und das Ergebnis ihrer Mühen zu sehr vereinnahmten, als dass ich eine objektive Beschreibung der Welt an den Hängen des Himalayas anbieten kann, doch das, was ich mit Sicherheit sagen kann, ist, dass dieser Besuch an dem Ursprung meines Genusses mir einen viel weiteren Blick auf das gab, was in der Welt vor sich ging, selbst weit über das, was ich bereits aus dem Geschäft mit der Schweizer Haube wusste. Es war, so glaube ich, das Wissen um die eigene Wegfindung im Leben, die mich diese Dinge sehen ließ, die mir vorgab, in welche Richtung ich blicken und welche Details ich erkennen sollte, um später sagen zu können, dass ich ein Gefühl davon habe, was es heißt, wahrhaftig zu leben. Nach der Rückkehr aus Indien war wenig wie vorher; der Gang meines Lebens veränderte sich, wurde bewusster, intensiver, farbenfroher – und am Ende glücklicher.

Die Jahre zogen ins Land und ein Jahr nach meinem sechzigsten Geburtstag wachte ich eines Morgens auf und konnte kaum aufstehen, mein ganzer Körper schien aus dem Gleichgewicht geraten zu sein, sodass ich von meiner Frau behutsam ins Auto gesetzt und zum Arzt gefahren wurde. Zunächst konnten sie in den vielen Untersuchungen nichts Genaues feststellen, sodass Aufnahmen von meinem Inneren gemacht wurden, mit einer Technik, die weit über meinen Verstand hinausging. So faszinierend es war, scheibchenweise mein Innerstes nach außen zu kehren, um sich an dessen gesunden oder kranken Zustand zu ergötzen, so schwierig war es dann auch für meine Frau, die Diagnose zu verkraften, dass ich Krebs hatte, der begann, in meinen gesamten Körper zu metastasieren, sodass die Ärzte mir zu einer Chemotherapie rieten, die mein Leben um ein oder zwei Jahre verlängern konnte, jedoch kaum länger. Ich hatte mit einer derart schlechten Diagnose gerechnet, und obwohl ich eigentlich keinen Anlass dazu hatte, schien ich jedoch irgendwie zu wissen, was mit meinem Körper geschah; ich saß wissend und unbekümmert im ledernen Sessel meines Arztes und fragte ihn ohne großartige Gefühlsregung, wie lange mein Leben noch andauern würde, wenn ich keine Chemotherapie machen würde. Der Arzt blickte mich lange und nachsinnend an, ehe er langsam und mit spitzer Stimme in den Raum hauchte, dass mir dann nur noch ungefähr zwei bis drei Monate bleiben würden. »Welche allerdings ohne ständiges Besuchen im Krankenhaus, ohne ständige Bestrahlung und Nervenaufreibung für meine gesamte Familie vonstattengehen würden«, bemerkte ich mit dem vollen Wissen um die Tragweite meiner Wortwahl. Meine Frau blickte mich entgeistert an, doch sie verstand wohl an meinem entschlossenen und in völliger Ruhe wirkenden Blick, dass dies nicht der Ort war, an dem sie mich zur Rede stellen sollte, denn sie wusste nur zu gut, welchen Eigensinn ich in der Gegenwart eines anderen Menschen außer ihr und meiner Mutter haben konnte. Ich dankte dem Arzt für seine Mühen, der weiterhin überrascht von meiner Aufnahme schien, sagte ihm, dass ich ihn in den nächsten Tagen wissen lasse, zu welcher Therapie ich mich entschließen würde, nahm meine Frau an die Hand und vereint gingen wir aus dem Zimmer, als ob ich eine Bestätigung erhalten hätte, dass ich einhundert Jahre alt würde. Erst auf halber Strecke nach Hause fiel die Maske von ihr ab und sie fragte mich mit dem ernstesten Unterton, den ich jemals von ihr zu hören bekam, ob ich wahrhaftig daran denken würde, mich eher dem Tod hinzugeben, anstatt mit der Chemotherapie bis zum bitteren Ende zu kämpfen. – »Du hast das richtige Wort verwendet: bitter, denn kein anderes Gefühl kann uns die Therapie bringen; gewiss, ich lebe länger auf diesem Planeten, doch welche Last wäre ich für die Familie und insbesondere für unsere beiden Töchter, die mich derart lange und heftig leiden sehen müssten. Nein, ich werde in die Schweizer Berge fahren und vor meinem Niedergang jene Stätten aufsuchen, an denen sich das Leben meines Vaters veränderte, und werde dort ruhig den Niedergang meines Lebens feiern, so wie die Firma rund um die Schweizer Haube mit meinem Vater den Aufstieg und unter mir den Abgesang verlebte.« – »Unsere

Kinder werden deinen Tod weder verstehen noch verkraften können, denn sie sind noch zu jung, um deine Entscheidung nachvollziehen zu können. Das einzige, was sie sehen werden, ist dein endgültiges Verschwinden, und ich werde ihnen deine Entscheidung kaum beibringen können, oder willst du das im Vorhinein noch versuchen?«, fragte sie mich giftig, ohne es zu wollen, während ich in die Straße einbog, in der wir wohnten. – »Ich weiß, dass unsere Kinder meinen Tod noch nicht verstehen werden und ich weiß auch, dass es für dich umso schwerer wird, je mehr du ihnen erzählst, doch ich hoffe, dass sie meine Entscheidung verstehen, wenn sie selbst Kinder haben und darüber nachdenken, was man ihnen zumuten sollte und was nicht. Ihr seid gut versorgt und besitzt mehr Geld, als ihr in eurem Leben ausgeben könnt, selbst wenn ich meinen Brüdern einen guten Teil noch abtreten werde, damit auch deren Kinder von dem Erfolg ihres Großvaters profitieren können. Das Leben ist nun mal nicht wie die Schweizer Haube, von der man stets wusste, welches Wohlgefallen sie erzeugen kann, wenn man sie in den Mund legt, daher muss man das Schicksal so zu nehmen wissen, wie es sich einem darbietet – ohne allzu großen Frust und mit dem Bestreben, das Beste aus den gegebenen Umständen zu verwirklichen, auch wenn ich weiß, wie schwer das mitunter fallen kann.« – »Somit hast du deine Entscheidung getroffen und wirst allein in die Schweizer Berge fahren, um dich zum Sterben hinzulegen, und ich darf nicht einmal mitkommen, sehe ich das richtig? Du willst als der Einzelkämpfer zu Grabe getragen werden, wie du in deinem Leben stets alleine gegen den Rest der Außenwelt kämpfen wolltest, auch wenn es hier und dort eine Kollaboration gab, mit der du allerdings nur dann ein Verhältnis eingingst, wenn es zu deinem persönlichen Nutzen war?« – »Glaubst du nicht, dass dies der falsche Zeitpunkt ist, mir Vorhaltungen bezüglich meiner Lebensgestaltung zu machen? Ich liebe dich und habe dich stets in Ehren geliebt, wie ich meine Töchter, meine Mutter und meinen Vater und letzten Endes auch meine Brüder liebe, doch der Tod ist eine Entwicklung im Leben, die dir nicht die Gelegenheit gibt, davon zurückzutreten, sollte es nicht so laufen, wie man es sich wünscht. Wenn du möchtest, darfst du gerne mitkommen und ich hatte auch nicht vor, dich zurückzuweisen, doch ich dachte mir eigentlich, dass du ob meiner Entscheidung, die ich ohne vorherige Beratung mit dir für mich selbst getroffen habe, wütend auf mich wärest, sodass ich allein von dannen ziehen müsste«, gab ich mit traurig belegter Stimmlage zurück und fieberte ihrer Reaktion entgegen, die zunächst auf sich warten und meine Verzweiflung beinahe spürbar werden ließ, doch dann schien sie nachzugeben, umarmte mich, da wir in unserer Einfahrt standen, und wir trauerten um die bald endende Zeit, von der wir gehofft hatten, sie gemeinsam in wilder und betörender Schönheit zu verbringen, um zusammen, Hand in Hand, zu altern. Mit dem Mut verzweifelter Eltern, die wissen, dass sie vor ihren Kindern nicht wanken dürfen, gingen wir ins Haus, riefen unsere beiden Töchter zusammen und erklärten ihnen unter den erträglichsten Umständen, in welcher Zeitspanne sich mein Tod abspielen würde. Der Schock, den beide erlitten, ging tief und war sehr schmerzhaft,

dennoch versuchten beide, das Zukünftige zu verstehen, und wollten nicht die Schwachen in der Gemeinschaft sein, obwohl wir das ohne Weiteres verstanden hätten. Doch beide Kinder waren am Abend bereits der felsenfesten Überzeugung, dass sie mir und der Familie am besten helfen könnten, indem sie zeigten, dass sie nach meinem Tode allein mit ihrer Mutter weiterleben können, ohne allzu sehr in eine zerstörende Trauerstimmung zu verfallen. Ich dankte den beiden aus vollem Herzen für ihr erwachsenes Verständnis, auch wenn ich mir sicher war, dass dies eher ein jugendlicher Selbstschutzmechanismus war, um eine traurige und unkontrollierbare Situation gut zu überstehen, und gemeinsam gingen wir daran, die Reise in die Schweiz, zu den Wurzeln der Schweizer Haube, zu realisieren; ich gab meinem Arzt eine Absage an die Chemotherapie und an einem lieblichen Spätfrühlingstag verabschiedete ich mich von meinen Brüdern, deren Familien, meinen Freunden und Geschäftspartnern, und gemeinsam mit meiner Familie fuhr ich von unserem Heim in Richtung Schweiz, mit der traurigen Gewissheit, dass ich unser Haus höchstwahrscheinlich niemals wiedersehen werde, doch die Tatkraft des Augenblicks überwog die quälende Vorausschau auf das, was noch kommen sollte.

Abwechselnd fuhren wir den gesamten Tag hindurch und erreichten am späten Nachmittag die Grenze, von wo aus wir uns neu orientieren mussten, denn in der Erzählung meines Vaters waren die äußeren Umstände ins Traumhafte verzerrt, sodass die Anhaltspunkte seiner Geschichte kaum ins reale Bild passten, da es zudem keinen Berg mit dem Namen Schweizer Haube in der Realität gab. Zum Glück kannte ich die gewünschte Reiseroute meines Vaters, der er im Anschluss an seine Begegnung mit den beiden Greisen auf dem Berg nicht weiter folgte, und schaffte es mit Mühe und Not, den Weg in die Berge hinein zu erahnen. Trotz aller Unsicherheit über den genauen Standort seiner Erlebnisse wusste ich sogleich, als ich an dem Wasser vorbeifuhr, dass mein Vater genau dort vor Jahrzehnten gewesen war; das Gefühl in meinem Herzen war eindeutig. Wir suchten uns zwei freie Zimmer in einem nahen Hotel, das in einem der Touristenorte am Weg hinauf zum Pass lag, und verbrachten den Abend mit den alten Geschichten, die mein Vater über seine Begegnung in diesem Teil der Schweiz zu erzählen pflegte, wenn ihn einer danach fragte. Es schien beinahe, dass wir alle zusammen Urlaub machten, viel eher, als dass wir auf meiner Abschiedsreise vom Leben waren, derart frohsinnig waren unsere Töchter und so bezaubernd und in sich gefasst erschien uns diese Gegend, die einen völligen Kontrast zur Welt darstellte, in der wir uns bisher zu Hause gefühlt hatten. In diesem Bereich der Welt tickten die Uhren anders und gaben eine Wirklichkeit preis, von der man getrost sagen konnte, dass sie beschwerdeärmer und friedliebender erschien als alles, was ich bisher in meinem Leben kennengelernt hatte – selbst im Vergleich mit den Hängen von Darjeeling. An diesem Ort das Leben zu beenden, war ein Geschenk des Himmels; voller Vorfreude ging ich an diesem Abend ins Bett und gleich in der Frühe des nächsten Morgen wollte ich mich alleine auf die Suche nach dem Weg meines Vaters machen, um dem

Gefühl nahe zu kommen, das er vor einigen Jahrzehnten verspürt haben musste, als er in diesen Bergen das Rezept der Schweizer Haube niederschrieb, das ich gerahmt im Auto liegen hatte, sozusagen als Glücksbringer auf einer Reise in die Vergangenheit, ins Ungewisse meiner und meines Vaters Geschichte.

Ungewohnt traumlos verging die Nacht wie im Fluge und ich stand bereits an der Türe, als meine Frau aufwachte und ich ihr einen letzten Abschiedskuss auf die Lippen drückte, ehe ich mich umdrehte und auf den Weg machte. Es herrschte im Gegensatz zum gestrigen Tage ein nasskaltes Wetter, das mir jedoch nichts ausmachte, da ich ob der frühen Morgenstunden warm und wetterfest angezogen war. Kaum dass ich den Schlüssel meines Autos umgedreht hatte, sprang der Motor leise an und ich fuhr zu dem Gewässer, an dem ich gestern gespürt hatte, dass dort mein Vater beizeiten Rast gemacht hatte und nach dem Erlebnis auf dem Berge erneut erwacht war. Ehrfürchtig ließ ich die Reifen meines Wagens über den Schotter des Parkplatzes rollen und ich bekam ein Gefühl dafür, wie sich die Geschichte meines Vaters mit den neuen Eindrücken verband, um an Realismus zu gewinnen. Urplötzlich und ohne Vorankündigung verwandelte sich die vor mir liegende Szenerie, doch nur im Detail: Einige Bäume verschwanden, dafür kamen andere hinzu, die neuen Gatter um das Gewässer verschwanden und wurden zu alten, morschen, doch vor allem verschwanden alle parkenden Autos, sodass ich in dem einzigen saß, das noch auf dem Parkplatz stand. Im Gegensatz dazu hatten sich die Berge kaum verändert, nein, im Nachhinein muss ich feststellen, dass sie sich keinerlei Veränderung preisgaben, sie waren und blieben die ehernen Wächter dieses Tales, das sie mit ihren ehrfürchtigen Hängen und Gipfeln vor dem Einfall der äußeren Welt beschützten. Die größte Verwunderung, der mein Geist unterlag, war jedoch nicht dieser Verwandlung geschuldet, sondern hatte meine Nichtverwunderung als Grund, die sich eigentlich hätte einstellen sollen, doch ich war mir sogleich bewusst, dass mich die Zeitlosigkeit dieser Gegend in jene Zeit zurückversetzt hatte, in der mein Vater hier gewesen war. Ich startete den Motor erneut, setzte langsam zurück, um den Parkplatz auf der festen Schotterstraße zu verlassen, die auf der Herfahrt noch mit einer dicken und widerstandsfähigen Schicht Teer asphaltiert gewesen war. Ohne mir die Frage stellen zu müssen, in welche Richtung ich zu fahren hatte, entschied meine Erinnerung für mich, sodass ich an den beiden Gabelungen den wahren Weg nahm und mich auf den Ort zubewegte, in dem mein Vater damals Zuflucht vor dem Unwetter gefunden hatte. Mit einem Mal verdunkelte sich der Himmel über mir und es fielen bereits nach kurzen Augenblicken heftige Regentropfen, die derart auf meiner Frontscheibe tanzten, dass ich jeden Zugang zur Außenwelt verloren zu haben schien, doch nach einigen langsam gefahrenen Metern stand ich bereits inmitten einer kleinen Siedlung und parkte unter einigen Bäumen, die mir als Parkplatz bis zum Ende des Unwetters dienen sollten. Die Heizanlage arbeitete unermüdlich, um die Feuchtigkeit aus dem Fahrzeug zu drängen, doch die Welt schien in

herabfallenden, sintflutartigen Wassermassen ohne Wiederkehr unterzugehen. Meine Gedanken schweiften, da mein Blick auf den Innenraum meines Wagens isoliert war, zu meinen Liebsten, die jetzt höchstwahrscheinlich am Frühstückstisch des Hotels saßen und mir das Allerbeste auf dem Weg zu meines Vaters Vergangenheit wünschten, als ohne Vorwarnung und zum großen Schrecken für mich ein Mann an meine Fensterscheibe klopfte und andeutete, dass ich mich aus dem Wagen zu ihm in die gute Stube bewegen solle. Ich erkannte an den schemenhaften Gesichtskonturen, dass dies ein älterer Mann sein musste, nahm mechanisch und ohne genauen Grund den Rahmen mit dem Rezept der Schweizer Haube vom Rücksitz und schützte mich mit einem übergeworfenen Mantel vor dem niederprasselnden Regen, ehe ich in die warme Stube trat und das Tosen der prasselnden Regentropfen beinahe verschwand, als der Greis hinter mir die Türe schloss. »Welch ein Wetter«, begann der alte Mann und deutete mir einen Platz an dem großen Tisch an, der inmitten der Wohnstube stand, »man könnte glatt meinen, die Welt wolle in einer neuerlichen Sintflut untergehen. Dies ist meine Frau«, sagte er und deutete auf die am Herd stehende Person, der ich erst jetzt gewahr wurde und die in einem Topf ruhig und ohne allzu große Hektik gleichmäßig rührte. »Es gibt warme Suppe«, sagte sie, indem sie sich umdrehte und ich auch ihr greisenhaftes Gesicht näher betrachten konnte, »nach dem kühlen Nass von oben gewiss eine angenehme Stärkung, nicht wahr?« Im ersten Moment war ich verwirrt, denn eigentlich hatte ich bereits begonnen, instinktiv im ganzen Raum nach den Schokoladenförmchen zu suchen, und war zudem äußerst verwundert, dass die Luft in der Stube nicht mit jenem süßlich-herben Duft schwanger ging, wie es aus meiner Erinnerung von den Erzählungen meines Vaters zu erwarten gewesen wäre. – »Ja sicher«, antwortete ich mit sichtlicher Verwirrung, »nach dem nasskalten Regen wäre eine Tasse Suppe eine wundervolle Mahlzeit«, setzte mich an den Tisch und ignorierte das klamme Gefühl, das die nasse Kleidung in mir auslöste. Als ich mich zu dem Greis umdrehte, sah ich ihn das gerahmte Rezept betrachten. Währenddessen brachte mir seine Frau eine Tasse mit einer herzhaft riechenden Suppe, deren Einlagen schmackhaft aussahen und unter den Fetttröpfchen zu tanzen schienen. – »Was muss ich hier erblicken?«, warf der Mann mit einem Mal voller Erstaunen in seinem Ausdruck in den Raum, »darf ich fragen, woher sie dieses gerahmte Schokoladenrezept haben?« Während er und seine Frau gebannt auf die Rezeptniederschrift meines Vaters blickten, erkannte ich endgültig, dass diese beiden Greise exakt der Beschreibung meines Vaters glichen, sodass ich mir gewiss sein konnte: Sie schienen Nachkommen der zu sein, die mein Vater vor vielen Jahrzehnten hier in diesem Teil des Tals gefunden und bei denen er das Rezept der Schweizer Haube niedergeschrieben hatte. Der Greis legte den Rahmen auf den Tisch, auf dem meine Suppe weiterhin dampfte, und untersuchte unterm düsteren Licht die alten Zettel, die immer noch die Knickstellen vermuten ließen, die entstanden waren, als mein Vater das Rezept in seiner Hosentasche von hier fortgetragen hatte. – »Das Rezept«, begann ich nach einiger Zeit, »brachte

mein Vater eines Tages aus diesem Gebiet der Schweiz mit nach Hause und meine Eltern begannen daraufhin mit der Produktion dieser Schokolade, die mittlerweile von der ganzen Welt geliebt wird. Überall dort, wo man sich eine Schokolade kaufen möchte, hat man die Wahl zwischen leblosen Plagiaten und dem unglaublichen Schmelz der Schweizer Haube. Diese Marke hat alles überstanden, und auch wenn das von meinem Vater gegründete Unternehmen irgendwann untergeht und aufgelöst wird, existiert diese Schokolade weiter bis in alle Ewigkeit, denn sie ist ein Geschenk derselben.« Sekundenlang blickten wir uns gegenseitig in die Augen, doch die Zeit schien stillzustehen, sodass es auch Stunden hätten sein können, in denen wir kein einziges Wort miteinander sprachen; die Welt der Vergangenheit und jene der Zukunft schienen mit der Gegenwart zu kollidieren, um eine neue Wirklichkeit zu erschaffen. Urplötzlich und ohne erkennbare Absicht erhob die Greisin ihren Oberkörper und sagte zu ihrem Mann in einem besserwisserischen Tone: »Siehst du, ich wusste, dass dieser Mann, den du ehedem vor dem starken Regen in unser Haus einludest, das Rezept mitgenommen haben muss, denn unmittelbar nach seinem Besuch waren die Seiten im Buch mit meinen Rezepten leer und wir konnten uns beide in unserer greisenhaften Schusseligkeit nicht an die Zusammenstellung erinnern! Das Wiederauftauchen des Rezeptes erklärt hingegen alle Veränderungen, die wir in den letzten Jahrzehnten mitmachen mussten und die dadurch verhindert worden sind. Essen Sie nur in Ruhe Ihre Suppe«, sagte sie mit einem bestimmenden, aber keinesfalls säuerlichen Ton zu mir, »ich werde sogleich ein wenig Schokolade aufsetzen, die zu probieren wir beide so viele Jahre verzichten mussten.« Mit einer unglaublichen Selbstverständlichkeit nahm sie den Rahmen mit dem Rezept, stellte es auf die Anrichte neben dem Ofen und begann mit größter Sachlichkeit, die einzelnen Zutaten zusammenzusuchen, ehe sie dieses wundervolle Gedicht eines Rezeptes in einer vollkommenen Fertigkeit zur Wirklichkeit brachte, sodass ich erneut die Suppe vergaß und diese auch erst zu mir nahm, als sie bereits erkaltet war. An ihren Geschmack kann ich mich kaum erinnern, sie war zwar gut, aber von dem Duft, den die flüssige Schokolade in den Raum abgab, konnte ich nicht genug bekommen, und als ich die Gelegenheit bekam, wie ein Lausbub den Topf auszuschlecken, wusste ich, dass das Rezept hier erneut seine Heimstätte gefunden hatte.

Verträumt blickte ich nach draußen und erkannte, dass sich das Wetter völlig ins Gegenteil gedreht hatte, denn die Sonnenstrahlen brachen sich an den perlenden Tropfen, die noch an der Scheibe hafteten, und blendeten meine Augen, die ich mit meiner Hand schützen musste. Während die beiden Greise über dem nächsten Topf mit flüssiger Schokolade hingen und er peinlichst genau darauf achtete, dass die vollgelaufenen Formen nicht umgestoßen wurden, nahm ich im Stillen Abschied von beiden, öffnete die Türe und ging hinaus, ohne zurückzublicken, aber mit dem sicheren Wissen um das Glück der beiden Greise. Meines schien auch vollkommen, als ich in mein Auto einstieg, den Wagen startete und die geteerte Bergstraße hinab zum Hotel zurückfuhr, in

welches einzutreten einer Rückkehr aus der Ewigkeit ins Jetzt gleichkam. Meine Familie fiel mir um den Hals und ich hatte ihr alles bis ins kleinste Detail zu beschreiben, das Wasser, die Verwandlung, das Unwetter und die beiden Greise, die das Rezept meines Vaters zurückerhalten hatten und gewiss den ganzen Tag damit verbringen würden, Schokolade herzustellen und sich an der Rückkehr des Rezeptes zu erfreuen. »Ich habe mich bereits gewundert«, meinte meine Frau, nachdem ich meine schier unglaubliche Geschichte beendet hatte, an deren Wahrscheinlichkeit jedoch keiner aus meiner Familie zweifelte, »denn als ich in einem Kiosk an der Straßenecke eine Tafel Schweizer Haube kaufen wollte, fragte mich der Mann ernsthaft, von welcher Sorte ich sprechen würde, denn von dieser habe er noch nie in seinem ganzen Leben gehört. Im ersten Moment wähnte ich mich in einem Traum, doch dann kam mir der Gedanke, dass ich zunächst deine Rückkehr abwarten wollte, ehe ich mir Sorgen um meinen Verstand mache.« – »Wenn es ab heute für die Menschen niemals die Schweizer Haube gegeben hat, woher kommt dann mein Wohlstand, den ich besitze, woher kommt meine Realität, wenn es nicht die allgemeingültige ist?« Für einen kurzen Moment schwiegen wir alle vier und dachten an die gemeinsamen Erlebnisse, aber auch an die Veränderung der Wirklichkeit, der allein wir vier nicht unterworfen schienen. »Um das herauszufinden, bleibt uns nicht sehr viel Zeit, doch ich will sie nutzen, denn es macht für mich einen bedeutenden Unterschied, aus welcher Realität ich in die Ewigkeit einziehen werde.« – »Wir werden dich«, sagte meine Frau, »bei deiner Suche nach besten Kräften unterstützen und hoffen, dass du die richtigen Antworten auf deine dich drängenden Fragen erhältst, denn in dem Suchen nach der eigenen Wahrheit finden wir nicht selten uns selbst.«

Diese zutreffende Aussage meiner Frau soll den Schlusspunkt einer Lebensbeschreibung bilden, deren Aufgabe erfüllt scheint, denn mit dem Setzen des letzten Punktes habe ich nun endlich das große Ganze meines Lebens verstanden und sehe eine gute Gelegenheit für alle anderen Menschen, zu einem ähnlich glückbringenden Punkt zu gelangen. Denn worin liegt der Sinn des Lebens, als nach jenem zu suchen?

## Die Traumverwandtschaft der eigenen Seele

Es war bisher ein äußerst erfolgreicher Tag gewesen, als ich mit meinem Wagen jene Straße entlangfuhr, in der wir unser kleines Häuschen gebaut hatten, und die alleenartige Anreihung von Bäumen betrachtete, die zugleich den Anmut und den Charakter der Gegend auszeichnen. Dies ist eine der besseren Wohngegenden, ideal, um ein oder mehrere Kinder großzuziehen und jeden Morgen mit dem Hund im Park einige Runden zu drehen, doch beides habe ich nicht und will es auch nicht haben, denn es hindert mich in meiner freien Bewegungsvielfalt, obgleich ich dennoch sagen muss, dass ich gerne in dieser Gegend wohne. Langsam fahre ich an meinen Nachbarn vorbei

und beäuge aufmerksam die kleinen Veränderungen auf ihren Grundstücken und an ihren Häusern, die nur dann auffallen, wenn man sich beinahe jeden Tag diese Häuser ansieht, so wie ich es handhabe. Denn ich brauche stets neue Gedanken, neue Ideen, um meine Geschichten auszumalen, die von Mord und Totschlägen handeln, die jedoch meinem Anspruch genügen müssen, in den langsamen und selten langatmigen Passagen äußerst detailverliebte Beschreibungen zu sein, deren imaginierte Bilder aus meiner Nachbarschaft und deren steter Veränderung gezogen werden. Ja, ich lebe mit meiner Umwelt, stelle sie dar, verändere sie so lange, bis sie sich in die Welt meines Mörders und meines Polizisten einpasst, der jetzt bereits zum zwölften Mal die Ermittlung an sich gerissen hat, um dem Übeltäter das Handwerk zu legen. Es ist eine Parallelwelt, die ich in meinem Kopf aufgebaut habe, eine Zweitdimension, in der mein Protagonist sein Werk verrichtet, kein reelles, aber doch ein reales oder zumindest ein reell Erscheinendes, und nicht selten verliere ich mich in dieser Welt, insbesondere, wenn ich mit einem Menschen aus der Wirklichkeit meine Probleme habe. Dann kommt es zumeist in meinem Kopf dazu, dass ich das Bild desjenigen, mit dem ich aktuell in Missstimmung lebe, in die Figur des brutalen und blutschänderischen Täters hineinprojiziere, sodass ich meine aufgestauten Aggressionen vollends an dieser Figur auslassen kann; letzten Endes hilft mir diese Vorgehensweise, meine Wut auf meine Mitmenschen zu maßregeln; allerdings schwebe ich dennoch immer in der großen Gefahr, die beiden Welten, die imaginierte und die reale, miteinander zu einer dritten, halbrealen Wirklichkeit zu verschmelzen. Oft ist es bereits vorgekommen, dass meine Frau mir sagen musste, gewisse Ereignisse hätten nicht stattgefunden, sodass ich umgehend in meinen Büchern nachschaue, ob ich mir diese Geschichte nur ausgedacht und niedergeschrieben habe. Das Erschaffen von anderen Realitäten, sei es nun im Film oder innerhalb von geschriebener Literatur, ist eine diffizile Gratwanderung zwischen den Realitäten, die hin und wieder schiefgeht, sodass der Betroffene den Kontakt zur realen Welt verliert und sich der imaginierten anschließen möchte, bei deren Eingang er mit offenen Armen empfangen wird – schließlich hat er sich diesen Eingang ja auch vorgestellt. Dieses Verschwimmen der Wirklichkeiten verspüre ich eigentlich immer dann, wenn ich kurz vor dem Ende des Textes stehe, wenn die Spannung ihren Höhepunkt erreicht und ich meine gesamte emotionale Kraft in den Sachverhalt lege, den es in einem spannenden und herzzerreißenden Finale platzen zu lassen gilt.

Da ich zurzeit wiederum vor dem Ende eines meiner Bücher stehe, ist es beinahe, als könnte ich den Mörder diese Straße, die ich momentan entlangfahre, entlanglaufen sehen, zu unserem Haus hin, um sich unbefugt Zugang zu verschaffen und meine Frau kaltblütig und äußerst unmenschlich abzuschlachten. Erst als ich in die Einfahrt meines Hauses einbiege, kehre ich aus meiner Traumwelt zurück, obgleich ich instinktiv nach einer auffallenden Veränderung an meinem Haus suche, ganz als ob ich Sorge trage, dass wahrhaftig jemand eingebrochen sei. Doch alles erscheint

in vollster Harmonie vor mir ausgebreitet, sodass ich meinen Wagen abstelle und abschließe, den kiesigen Weg zum Zaun zurücklege und nachschaue, ob die Post mir irgendwelche wichtigen Angelegenheiten zukommen ließ. Quietschend öffnet sich der silberne, dem amerikanischen Süden nachempfundene Metallbriefkasten, doch darin liegt nichts weiter als eine einsame Postkarte, mit der sich meine Schwiegermutter aus ihrem neuen Heimatland meldet und uns einlädt, sie doch schnellstmöglich zu besuchen. Schulterzuckend nehme ich sie an mich, schließe den Briefkasten und stapfe gedankenverloren zum Eingang unseres Hauses, nehme die beiden kleinen Aufgangsstufen, suche nach meinem Schlüssel, finde ihn in der linken Hosentasche und möchte ihn soeben ins Schloss einführen, als ich eine mir nicht unbekannte Stimme, die ich jedoch nicht eindeutig zuordnen kann, aus dem angelehnten, seitlichen Fenster vernehme. Kaum hat diese Stimme ihren Satz beendet, von dem ich nur wenige Fetzen mithören konnte, antwortet meine Frau und ich widerstehe dem Drang, hier draußen stehen zu bleiben, um dem Gespräch zu lauschen, drehe den Schlüssel um, drücke die Haustüre auf, gehe in das direkt angrenzende, großräumige Wohnzimmer und bin mehr als schockiert. Ich verliere kurzzeitig die Kontrolle über meine Muskeln, sodass meine Tasche und mein Schlüssel zu Boden stürzen, und erst das klirrende Geräusch der auf den Boden aufschlagenden Schlüssel lässt mich aus meiner Trance erwachen. Vor mir stehe ich, oder vielmehr stehe ich vor mir und sehe in meinem Spiegelbild mein Aussehen, das ich vor guten zwanzig Jahren hatte, als ich noch auf die Universität ging. Unweigerlich gehe ich einige Schritte zurück und sehe, wie meine Frau sich neben den Unbekannten stellt, ihm die Hand auf die Schulter legt und ihn mir als mich selbst vorstellt.

»Danke, das wusste ich schon«, bleibt mir nur gehässig zu antworten, wobei ich weiterhin in die Mimik des mir Unbekannten blicke, um eine Entwicklung dieser Situation frühzeitig darin ablesen zu können. – »Es ist gewiss eine wirre Geschichte«, beginnt mein verjüngtes Ebenbild schleppend, immer noch die Hand meiner Frau auf der Schulter liegen habend, »die uns beide miteinander verbindet, und wenn Sie erlauben, werde ich sie nacheinander erzählen, wie ich es seit zwei Stunden ihrer Frau beibringe.« – »Er hat sich«, fällt sie ein, ehe ich antworten kann, »mir als du selbst vorgestellt, und ich wollte zunächst nicht unhöflich sein, doch als ich die Tragweite seiner Erzählung begriff, habe ich mich sofort gefragt, wie du wohl darauf reagieren wirst.«

Jetzt erst werden mir die verschiedenen Reaktionen der beiden allmählich bewusst und fügen sich zu einer erzählbaren Geschichte: Dieser Mann ist gute zwanzig Jahre jünger als ich, sieht mir verblüffend ähnlich und meine Frau hatte bereits Zutrauen zu ihm gefasst, sodass ich im Moment davon ausgehen muss, dass er mein mir bisher unbekannter Sohn ist, und ich beginne mit aller Macht, in meinen Erinnerungen ein Mädchen herauszukramen, mit dem ich neben meiner Frau an der Universität geschlafen habe, doch keine derer, die mir einfallen, kommt in die nähere Auswahl.

»Ich gehe davon aus«, beginne ich mit aufsteigender innerer Unruhe, »dass sie mein mir unbekannter Sohn sind, den ich vor Jahren gezeugt habe, in dem besseren Wissen, dass ich niemals Vater geworden bin.« – »Nein«, entgegnet mir der junge Mann und fördert weiter mein Unbehagen, »ganz so ist es nicht, denn vielleicht erinnern sie sich nicht mehr daran oder möchten sich nicht mehr daran erinnern, aber sie haben vor guten zwanzig Jahren, wahrscheinlich zur Finanzierung ihres Studiums, verschiedenste Körperflüssigkeiten von sich gespendet…« – »Aber die waren vertraglich dazu bestimmt, dass sie in der Forschung verwendet werden, um an ihnen die Reaktionen auf Krankheitserreger zu testen. Das bedeutet, dass sie mein Sohn aus einer künstlichen Befruchtung sind, deren Mutter ich niemals kennengelernt habe, und dass ich keine Verantwortung für deine Erzeugung trage. Das beruhigt mich jetzt einigermaßen, denn ich befinde mich in einer Lebensphase, in der ein mir unbekannter Sohn…« – »Es liegt noch anders«, fällt dieses Mal der junge Mann mir ins Wort, »denn ich bin auch kein unbekannter Nachkomme aus einer künstlichen Befruchtung, vielmehr –« Jetzt ist es an ihm, seine Sprache zu verlieren, sodass wir beide voreinanderstehen und nicht wissen, wie wir das Gespräch weiterführen sollen; er kann sich scheinbar nicht überwinden und ich muss mich erstmal sammeln und suche die restlichen Möglichkeiten ab, welche noch bleiben, doch mir will keine adäquate Lösung einfallen. – »Wie«, beginne ich meine Antwort falsch und korrigiere sie, »wenn sie nicht auf einem natürlichen oder auf einem künstlichen Weg gezeugt – oder besser – erzeugt wurden, auf welche Weise sind sie, ich meine, wer hat sie gewissermaßen erschaffen und wie ist dies vonstattengegangen?«

»Dies scheint die Kernfrage seiner Anwesenheit zu sein«, denke ich mir, »denn obwohl er bisher einen eher ausweichenden Eindruck auf mich macht, fixiert er mich mit einem Mal fest und sucht den Blickkontakt, um auch meine Gefühlswelt zu sondieren.«

»Ich habe keine Ahnung, ob dies jemals ein Mensch zu einem anderen Menschen gesagt hat, aber wenn ich der erste sein sollte, so bilde ich mir nichts darauf ein, denn es ist kein schönes Leben, wenn man weiß, dass man nur der Klon eines anderen Menschen ist.« Nun ist die Bombe geplatzt, die er mit sich getragen hatte, und ich verliere den Grund unter meinen Füßen, stürze heillos hinab und im Fallen umnebelt mich die Ohnmacht, von der ich aufwachend bemerke, dass die beiden mich auf das im Raum stehende Sofa gelegt haben und meine Frau mir eine kalte Kompresse auf die Stirn drückt.

»Du bist mit dem Kopf auf den Steinboden aufgeschlagen«, sagt sie überaus schrill zu mir, »doch du hast keine Verletzung am Kopf, also haben wir dich auf das Sofa gelegt und darauf gewartet, dass du aus deiner Ohnmacht irgendwann aufwachst.«

Der junge Mann, der angegeben hatte, mein Klon zu sein, steht hinter ihr und schaut über ihre Schulter direkt in mein Gesicht, das von dem Fall schmerzverzerrt erscheint, als ich versuche, mich nach oben zu drücken, es aber nicht schaffe. – »Es ist gewiss ein Schock für Sie«, beginnt mein

Klon nachdenklich und in völliger Ruhe, »ebenso war diese Erkenntnis für mich ein gewaltiger Schock und ich habe einige Stunden gebraucht, ehe ich die Tragweite dieser Entwicklung für mich abschätzen konnte, obwohl noch viel mehr hintendran folgte. Ich glaube, dass es das Beste ist, wenn ich jetzt fürs Erste ins Hotel zurückgehe, aus dem ich hierhergekommen bin, denn sie brauchen gewiss einige Stunden, ehe sie mit der Beule am Kopf aufstehen können. Wenn sie mich sehen oder mir mitteilen wollen, dass sie mich niemals im Leben wiedersehen möchten, wenden Sie sich bitte an ihre Frau; sie hat alle nötigen Daten von mir bekommen, wo ich wohne und unter welcher Nummer ich telefonisch erreichbar bin. Sollten Sie sich für ein getrenntes Leben entscheiden, werde ich natürlich Ihre Entscheidung akzeptieren und kein weiteres Mal in Ihr Leben treten, aber wenn Sie sich dafür entscheiden sollten, würde ich gerne mehr über Ihre Jugend erfahren, um mir die fehlenden Bausteine meines Lebens zumindest vorstellen zu können, auch wenn sie keine Realität darstellen werden.«

Mit diesen Worten verschwindet er aus meinem Blickfeld, meine Frau steht auf und sie geben sich die Hand, tuscheln leise miteinander, wahrscheinlich, um mich nicht allzu sehr zu belasten, und im folgenden Augenblick höre ich, wie die Haustür zufällt und meine Frau an das Sofa zurückkehrt. – »Ich glaube, dass ein wenig Schlaf für dich nötig ist«, sagt sie aus einer für mich weiter entfernten Realität, »ich werde in der Zwischenzeit im Internet nach den Grundlagen seiner Aussage forschen, denn er hat mir mehrere Schriftstücke als Kopie gegeben, die ihn eindeutig als ein Produkt deiner Zellen ausweisen. Ruhe dich aus, und wenn du erneut zu Kräften gekommen bist, dann werden wir uns daran machen, das gesamte Rätsel hinter der Existenz des jungen Mannes aufzuklären.« Sie küsst mich auf die Wange, da die Stirn unter einem riesigen Kühlbeutel verschwindet, und geht nach oben, zu meinem Arbeitszimmer, doch noch bevor sie die obere Etage erreicht, umnachtet mich erneut die Schwärze und ich falle in einen surrealen Alptraum.

Ich erwache und muss im ersten Moment des Schrecks feststellen, dass ich weder auf dem Sofa in meinem Wohnzimmer noch an einem anderen bekannten Platz meines Lebens liege, sondern inmitten eines urwaldähnlichen Gestrüpps, das mich vollends umgibt und mir den Zugang zu meiner weiteren Umwelt verwehrt. Nur mit größter Mühe gelingt es mir, meine Muskeln zu aktivieren, in denen scheinbar seit langer Zeit kein Blut mehr geflossen ist, denn das Kribbeln in ihnen wird zur Unerträglichkeit und ich muss mehrere Minuten warten, ehe ich die Kraft und den Mut besitze, mich aus der liegenden in die kniende Position aufzurichten. Ein alter, knorriger Baum hilft mir mit seinem Stamm, mich aufzurichten, und noch immer habe ich keine Ahnung, wo ich mich befinde, doch im gleichen Moment, in dem ich mich aufrichte, ertönt ein lautes Tosen, wie aus dem Nichts ist es entstanden, und verwundert blicke ich um mich, doch nichts als grüner Urwald bleibt zu erkennen. Ich überlege, in welche Richtung ich mich aus dem lebenden Gefängnis schlagen soll, und entscheide, dass ein reißender Flusslauf mich bestimmt zu einer Siedlung in der

Nähe bringen wird. »Doch woher kommt das Tosen des Wassers?«, denke ich mir, drehe mich in alle Richtungen und muss leider erkennen, dass es aus allen Richtungen gleich laut an mein Ohr dringt. »Ist es möglich, dass ich vom Wasser umgeben bin?«, frage ich mich und stelle mir einen Ort in den tosenden Wellen vor, der ohne Zugang zum Festland ist. »Doch wie soll ich dann dorthin gekommen sein?«, kommt mir in den Sinn, und ich beruhige mich mit dem Gedanken daran, dass es auch widerhallende Berge sein können, die ein gleichmäßiges Tosen verursachen können. »Doch alles Vorstellen und Erträumen hilft nichts, ich muss den Mut aufbringen, um mich durch den geschlossenen Urwald zu kämpfen.« Ich suche meinen Körper nach einem geeigneten Mittel ab und finde nichts anderes als eine Haushaltsschere, die mich als Werkzeug nicht sonderlich überzeugt, doch sie ist besser als nichts, und als ich versuche, ein Loch in den angrenzenden Lianen- und Blätterdschungel zu reißen, erkenne ich, dass das Grün nichts weiter ist als ein bedrucktes Papier, das um den Baum und mich herum aufgespannt ist. Ich entspanne mich, da es einem anderen Menschen offensichtlich gelungen ist, mich mit diesem guten Streich in die Irre zu führen, und ich zerschneide mit der Schere das bedruckte Papier. Mit einer Hand drücke ich gegen das Papier und bohre ein Loch in eine der Lianen, als urplötzlich und ohne Vorwarnung das Papier nach oben gezogen wird; ich schaue direkt in die Sonne, werde geblendet, taumle und erkenne erst im gleichen Moment, als ich nach unten stürze, dass der Baum auf einem höher gelegenen Eiland inmitten eines tosenden Urmeeres gelegen ist. Schreiend geht es hinab und ich schlage mit einer solchen Wucht auf das wallende Wasser auf, dass ich umgehend einen stechenden Schmerz im gesamten Körper verspüre und das Bewusstsein verliere. Im Anschluss an den Niedergang habe ich keine Ahnung, wie lange es gebraucht hat, doch irgendwann werde ich an einen Strand angeschwemmt, dessen Palmen in einem heftigen Sturm hin- und herschwanken; die letzten Meter aus dem Wasser ziehen mich meine fast tauben Arme, und mit dem ersten aufkommenden Gefühl an meine Rettung bläst mir der Wind eine Ladung Sand ins Gesicht, der sich unweigerlich in meinen Augen und meinem Mundraum verteilt, sodass ich mich abwende, auf das Meer hinausblicke und daher weiß, dass ich von einer über mir zusammenfallenden Welle ins Landesinnere fortgespült werde. Da dies alles bei Tage geschah und ich in der Nacht aufwache, habe ich allein die leise Vermutung, dass dies nicht der einzige Tag gewesen ist, den ich durchgeschlafen habe, um meinen wunden Körper zu regenerieren, denn als ich aufstehe, fühle ich mich wie neugeboren, klettere mit einer Liane als Hilfsmittel auf den nächstgelegenen Baum in einer Technik, die ich bisher nicht gekannt habe, trenne mit meiner Haushaltsschere eine Kokosnuss vom Baum und lasse sie auf einen Stein niederfallen, an dem sie schellend zerbricht. Schnell habe ich mich vom Baum gemacht und sammle die Kokosnusssplitter ein, die ich in einem nahen Süßwasserbach vom Sand sauber wasche, um sie im Anschluss mit dem Genuss eines überaus hungrigen Menschen aufzuessen. Mit vollem Magen fällt eine Müdigkeit über meinen

Geist, wie noch selten ein Räuber aus seinem Versteck sein Opfer angegriffen hat, und sie lässt mich kaum hinlegen, da schlafe ich bereits und träume mich durch den nächsten surrealen Alptraum.

Ich erwache und lasse meine Augen geschlossen, da die Sonne mir sonst direkt hineinscheinen und mich blenden würde, doch mein Geruchssinn erkennt sogleich, dass ich mit dem Rücken auf einer frisch gemähten Wiese liege, deren Duft mir seit meiner Jugend derart bildlich im Kopf hängen geblieben ist, dass ich beinahe behaupten möchte, sogar die Zeit vorhersagen zu können, wie lange im Vorhinein kein Regen darauf gefallen sein mochte. Ich möchte meinen Oberkörper erheben, doch ich spüre, wie mich straffe Fuß- und Handgelenksfesseln an den Boden binden, sodass ich wage, meine Augen blinzelnd zu öffnen, doch die Sonneneinstrahlung ist derart hoch, dass ich nichts zu sehen vermag. Langsam drehe ich meinen Kopf zur Seite und versuche dort, das zum Boden geneigte Auge ein wenig zu öffnen, doch als ich sehe, wie ein Schwarm Ameisen um meinen Kopf herumkrabbelt, schließe ich voller Panik das Auge und die wildesten Gedanken schießen mir ohne Vorwarnung durchs Gehirn. »Wie in aller Welt bin ich in eine derart prekäre Lage geraten?«, frage ich mich und glaube, die Antwort nur darauf finden zu können, indem ich einen weiteren Versuch starte, drehe meinen Kopf in die andere Richtung, öffne das nach unten gerichtete Auge und sehe eine Armada von Hirschhornkäfern an mir vorbeiziehen. Der militärische Schritt in Reih und Glied fällt mir an ihnen auf, und ich frage mich ernsthaft, ob ein solches Gleichmaß im Tierreich möglich sei, entscheide mich dagegen, schließe mein Auge und fühle eine Sicherheit in mir aufsteigen, die darin begründet liegt, dass ich seit mehreren Momenten wach auf dem Boden einer Wiese liege und auf beiden Seiten Armaden von Insekten um mich herummarschieren, ohne einen ernsthaften Versuch des Angriffes auf meinen Körper zu unternehmen. Ich drehe meinen Kopf zurück nach oben und suche nach einer Lösung des Ganzen in meinen Erinnerungen, doch kein Bild der Vergangenheit will sich mir auftun, sodass mir im Grunde nichts anderes bleibt, als zu warten. Einige Male versuche ich noch, meine Augen zu öffnen, doch bei jedem Versuch muss ich erneut feststellen, dass ich nichts sehen kann, und stelle meine Bemühungen mit der Zeit ein, in der ich entgegen meinen Befürchtungen aber weiterhin keinen Durst und keinen Hunger verspüre oder erleide. Ich warte und das Warten auf eine Veränderung macht mir sinnigerweise nichts aus, da ich mittlerweile erkannt habe, dass die Insektenarmaden auf meinen beiden Körperseiten ebenfalls ohne Befehl und Führung scheinen, denn sie marschieren stets im Kreis, ohne Aufgabe und näheren Hintersinn. Ich denke, dass der Tag vergeht, doch die Sonne bewegt sich keinen Millimeter am Himmel, sodass ich daran zweifle, ob die Zeit in dieser Wirklichkeit überhaupt mit der wahren Zeit zu vergleichen ist, insbesondere nach meinen Erfahrungen mit dem Warten, obwohl ich in meinem Inneren fühle, dass mir Warten eigentlich stets das Grausamste auf der Welt gewesen ist. Langsam und mit dem Ende meiner Gedankenflut überkommt mich ein

dösiges Verlangen und ich möchte beinahe dem Wachsein entschlafen, als sich eine große schwarze Wolke vor die Sonne schiebt und die Welt verdunkelt; zum ersten Mal gelingt es mir, die Augen vollständig zu öffnen, und als ich den Kopf zur Seite drehe, sind die Insekten verschwunden. Kaum dass ich meinen Kopf erneut der verdeckten Sonne entgegendrehe, beginnt ein sintflutartiger Regen auf mich niederzuprasseln, der bewirkt, dass der Boden unter mir sich vollsaugt und fortgeschwemmt wird, sodass unter meinem Rücken nichts weiter als eine Bahre zum Vorschein kommt, die unter dem oberflächlichen Dreck meinem Auge verborgen gewesen war und an deren Metallenden die Fesseln an meinen Händen und Füßen festgemacht sind. Ich versuche mich ein wenig zu strecken, doch die Gesamtheit meiner aufgrund der Fesseln aufgebauten Körperspannung fügt mir dadurch nur Muskelschmerzen zu, sodass ich diesen Versuch aufgebe, und mein Geist im Grunde mit meinem Leben abgeschlossen hat. Ohne große Motivation blicke ich zur Seite und sehe, dass die gesamte Erde hinfort ist. Ich scheine auf der Platte gefesselt in die Lüfte gestiegen zu sein, denn mich umgibt mit einem Schlag die dunkle Wolke, die eben noch den sturzbachähnlichen Regen auf mich niederschickte. Ob diese Wolke abfällt oder ich steige, kann ich nicht ernsthaft entscheiden, doch ich erkenne alsbald, dass ich mich dem Ende der Wolke nähere, da die Sonne immer mehr den Zugriff über die Wirklichkeit zurückgewinnt; und als ich die Wolke hinter mir lasse, muss ich die Augen schließen, da die Sonne nichts von ihrer Strahlkraft eingebüßt hat. Es vergehen einige Momente, in denen in meiner Seele sogar die Gefühle von Freiheit und Freude aufkommen, und als die Augen hinter meinen geschlossenen Lidern eine Veränderung festzustellen meinen, riskiere ich deren Öffnung und erschrecke, denn ich befinde mich nicht mehr im Steigen zur Sonne, sondern im direkten Fall auf ein tosendes Meer, mit der Platte im Rücken und ohne die Hoffnung auf Drehung, sodass ich mit voller Geschwindigkeit auf das Wasser aufschlage, das in seiner Ruhe einer weiteren Platte gleichkommt. Als ich erwache, spüre ich die ungeheure Last der auf dem Rücken angebundenen Platte, die mich auf die Wasserplatte niederdrückt, doch mit der letzten Kraft gelingt es mir, dieses Gewicht auszutarieren, sodass es zunächst erträglich, wenn auch grenzwertig erscheint. Die Hoffnung auf Errettung aus dieser stark belastenden Situation, wenn auch nur eine kleine, keimt in meinem Herzen auf, doch als ich die Insekten auf mich zumarschieren sehe, die Ameisen von der einen und die Hirschhornkäfer von der anderen, da wechselt die Hoffnung zu heilloser Panik, denn der befürchtete Krieg zwischen den beiden Parteien, der just auf meinem Rücken ausgetragen werden muss, fördert das Ungleichgewicht meiner austarierten Platte und erhöht deren Gewicht, je mehr tote Leiber auf ihr zu liegen kommen. Immer mehr spüre ich das Leben aus meinem Körper entweichen, bis es mir nicht einmal mehr gelingt, Luft in meine unter dem gewaltigen Druck schmerzenden Lungen zu saugen, sodass ich das Ende meines Lebens herannahen sehe, doch

bevor ich den Tod wachen Auges erlebe, sinke ich in die tiefe Dunkelheit eines nebulösen und verwirrenden Traumes.

Ich erwache und mir wird unmittelbar im gleichen Augenblick bewusst, dass dies kein gewöhnlicher Ort sein kann, denn noch nie habe ich zuvor einen derart intensiv-süßlichen Geruch in der Nase gehabt wie in diesem Moment. Außerdem wird jede auch nur kleine Bewegung von mir mit einer nasswarmen Reaktion einer glibbernden Masse beantwortet, die scheinbar meinen nackten Körper als Ganzes ummantelt. Der erste Versuch, meine Augen zur besseren Orientierung zu öffnen, scheitert daran, dass sie wohl von dem zuckerhaltigen Stoff verklebt sind, doch mit aller Gewalt gelingt es mir, sie wenigstens einen kleinen Spalt zu öffnen, und sofort dringt die bläulich-durchsichtige Masse in mein Auge. Mit dieser Überwältigung meines wichtigsten Sinnes gelingt es mir wenigstens, meine Augen offen zu halten und meine nähere Umgebung zu erkunden, was mir in dem zwar durchsichtig erscheinenden, aber dennoch tiefblauen Schleim, der meinen Körper, dem Wasser ähnlich, an jeglicher nach außen gekehrten Hautpartie umgibt, allerdings nur sehr schwer gelingen mag. Zumindest stelle ich fest, dass ich mich meiner Sinne bedienen kann, und als ich es wage, den Glibber, in dem ich stecke, mit der Zunge auf den Geschmack zu testen, stelle ich fest, dass dieser Geschmack mir nicht unbekannt ist, doch im ersten Moment scheint er mir aufgrund des hohen Zuckergehaltes nicht einordbar zu sein, sodass ich eine weitere Probe davon nehme und sich allmählich die Vermutung in meinem Kopf breit macht, dass ich von einem ähnlichen Glibber ummantelt bin, wie er den Weintrauben unter der Haut steckt. Mit aller Kraft versuche ich, mich freizustrampeln, doch es will mir kaum gelingen, bis ich an ein größeres Gebilde komme, das an einem inneren Ast steckend mir als Hilfe dient, mich heranzuziehen. Ich schaffe es, mir die nähere Umgebung freizulegen und eine kleine Höhle zu erschaffen, indem ich einen Teil der Masse verdichte und den anderen Teil aufesse, doch es wird mich noch viel Arbeit kosten, ehe ich diesem Gefängnis zu entfliehen vermag. Für einen Moment möchte ich jedoch nichts weiter als die Ruhe genießen, die ich mir mit diesem Refugium erschaffen habe, lehne mich an das samenähnliche Kerngebilde und blicke umher, den Blick stets in das nebulöse Blau des Glibbers gewendet. Die Spannung fällt von meinem Körper ab und erst jetzt habe ich die Ruhe, mir die Frage zu stellen, welche Traube, wenn es denn eine ist, derart groß ist, dass sie mich im Gesamten in ihrem Innern aufnehmen kann oder auf welche Größe ich geschrumpft sein müsste, um in dem blauen Glibber einer kleinen Traube, die ich früher allenfalls als kleine Zwischenmahlzeit zu mir genommen habe, herumschwimmen zu können. Zunächst falle ich in ein gedankliches Loch, das mir den Mut nimmt, weiter um die Erkenntnis meiner Umwelt zu streiten, doch dann durchfährt mich eine Unruhe, mit der ich mich gegen den blauen Glibber werfe und diesen entweder aufesse oder hinter mich in den Hohlraum werfe. Meine gesamte Kraft setze ich ein, verpulvere sie, um vorwärts zu dringen, an eine mögliche Außenhaut, wenn es sich bewahrheiten sollte, dass ich im

Innern einer Traube gefangen bin, komme Zentimeter um Zentimeter voran, wobei ich mir nicht einmal um das Längenmaß sicher sein kann, denn mitunter waren dies nur Mikrometer, doch der Mut der Verzweiflung unterdrückt alle aufkommenden Fragen, sodass ich bis zum Umfallen und ohne Gefühl einer Zeiterfahrung vorangrabe, bis ich wahrhaftig vor mir eine Barriere erblicke, hinter der sich der dunkle Glibber scheinbar auflöst. Mit der letzten Kraft, die noch in meinem Körper steckt, dränge ich die letzten Reste des Glibbers zur Seite und befinde mich plötzlich an der Außenhaut, die auf meine Schläge allerdings nur mit einer leichten Schwingung reagiert. Doch zumindest kann ich nun nach außen in die weite Welt blicken und stelle fest, dass dies nicht die einzige Traube an diesem Rebstock zu sein scheint, was mir jedoch den Gedanken nimmt, dass ich in einer riesigen Traube gefangen bin, denn ich scheine wahrhaftig auf einen Bruchteil meiner Größe geschrumpft zu sein. Eine unerwartete Befriedigung macht sich in meinem Körper breit, denn obwohl ich mich in einer ungewohnten und sehr verzerrten Realität befinde, ist es dennoch heilsam für den Geist, wenn er weiß, mit welchen Umständen er zu kämpfen hat. Von dem Graben völlig entkräftet, lehne ich mich mit dem Rücken an die Außenhaut der Traube, die sich meinem Rücken passgenau angleicht, sodass ich vor einem erneuten Einschlafen stehe, bei dem mein Körper die nötige Ruhe findet, um auch die kleinsten Veränderungen im Bereich seiner Sinne zu vernehmen. Zunächst sind es nur leichte Erschütterungen, die für mich jedoch aufgrund ihrer Gleichmäßigkeit eine Bedrohung darstellen, und schnell zeigt sich das ganze Ausmaß der Gefahr, denn mit dem Ansteigen der Erschütterungsintensität sehe ich riesige Gebilde auf mich zukommen, von denen ich nicht hoffe, dass es Winzer bei der Weinlese sind, doch als eben jene entpuppen sich die gigantischen Gebilde, die auch jenen Strang von der Rebe abtrennen, an der jene Traube sich befindet, in der ich mich gefangen sehe. Die Verkehrung der Dimensionen und die Tatsache, dass zwei Menschen in einer derartigen Größenverschiebung existieren, verwundern meinen Geist, der mit dem Suchen nach einer Antwort dermaßen beschäftigt ist, dass mein darauffolgendes Erlebnis erst in der Kelterei auf mich eindringt. Ich sehe durch die Außenwand der Traube, wie wir aus einem großen Eimer in einen noch viel größeren, beinahe uferlosen Bottich fallen, um dort der neuerlichen Dinge auszuharren, die in der Folgezeit mit uns geschehen sollen, doch mir ist sehr schnell bewusst, dass als Nächstes die Pressung der Trauben bevorsteht, solange, bis die gesamte Flüssigkeit aus der aufgeplatzten Haut und dem Glibber herausgetreten ist. Ohne eine große Sorge um mein Leben zu verspüren, warte ich auf den Moment, in dem von oben das umliegende Traubenfleisch auf mich eindrückt und mir das Leben entweicht, doch ehe ich den Tod verspüre, falle ich auf den nicht mehr ganz so weichen Glibber und träume einen schier grenzenlosen Alptraum.

Ich erwache und sehe nichts, oder besser ausgedrückt: Ich sehe das Nichts. Doch ich bin mir keinesfalls sicher, dass nichts existiert oder einfach nur meine Sinne mit der gegebenen Situation

überfordert oder überlastet sind. Mitunter ist dies aber auch nur ein imaginärer Ort, der an und für sich unvorstellbar für den menschlichen Geist ist, der jedoch aufgrund seines universellen Erkenntnisdrangs stets versuchen wird, auch die unbegreiflichen Fragen zu beantworten. Diese Erkenntnis, dass es keine Erkenntnis im Nichts geben wird und somit das Nichts nicht erkannt oder begriffen werden kann, lässt mich meine Sinne erneut aktivieren, sodass ich meine Augen öffne und feststelle, dass ich auf einem glatten Boden inmitten eines Raumes liege, der steril und ohne Möbel in einer zweifarbigen quadratischen Wand-, Decken- und Bodenbemalung daherkommt. Ich richte meinen Oberkörper auf und suche instinktiv nach dem Ausgang, doch ich vermag weder eine Öffnung nach draußen noch irgendwelche Veränderungen in den gleichmäßigen Flächen des Würfels zu finden. »Wie bin ich in diesen Quader gekommen, wenn es nirgendwo einen Eingang gibt«, denke ich mir, während ich mich weiterhin verwundert umblicke, »oder ist dieser Raum derart gut gebaut, dass die quadratische Wandbedeckung verhindert, dass ich die Kanten und Ecken der ausgefrästen Öffnung sehen kann, durch die ich unweigerlich eingedrungen sein mag.« Noch trunken von der scheinbar vergeblichen Suche nach dem Ausgang drücke ich mich nach oben und komme zum Stehen, allerdings auf äußerst wackeligen Beinen, die mich zunächst im Stich lassen, doch dann mit aller Gewalt tragen wollen. Langsam, Schritt für Schritt, taste ich mich nach vorne und versuche, die gegenüberliegende Wand zu erreichen, aber mit jedem Schritt, den ich auf dem Weg zur Wand zurücklege, weicht dieselbe um einen größeren Schritt zurück, sodass die Distanz zwischen mir und der Wand sich unweigerlich vergrößert; zugleich entferne ich mich von der unbewegten Wand in meinem Rücken, was zur Konsequenz hat, dass sich der Raum, in dem ich mich befinde, ins Unendliche zu dehnen scheint. Nachdem ich eine Drehung um neunzig Grad mache und versuche, diese Wand zu erreichen, die naturgegeben ebenfalls zurückweicht, erkenne ich die Problematik und überlege, welche Wahlmöglichkeiten mir übrig bleiben, denn egal, in welche Richtung ich mich auch bewegen werde – das gewünschte Ziel werde ich wie eine Fata Morgana im heißen Wüstensand nicht erreichen, denn letzten Endes sind die Wände mit ihren möglichen Ausgängen nichts anderes, sie erscheinen als Imagination eines Wunschdenkens, das mein Geist in die Realität projiziert. Demnach sollte es mir möglich sein, wenn ich von meinen Wünschen und Realitätsverzerrung Abstand nehmen kann, die Wände an mich heranzuholen oder vollends verschwinden zu lassen, denn in diesem Augenblick glaube ich fest daran, dass in dem Lösen dieses Rätsels die Lösung meines gesamten Problems liegt, wobei ich dessen Ausmaß nicht zu kennen scheine. So logisch meine Beweisführung für mich klingt, so sehr bin ich dann auch überrascht, als mir die Frage durch den Kopf schießt, auf was ich überhaupt stehen würde, und im gleichen Moment falle ich in die Tiefe, doch bereits mit der nächsten Feststellung, dass demnach die Gravitation dorthin wirken würde und daher die Realität dort zu suchen sei, endet mein Fall abrupt und ich befinde mich erneut in einem Schwebezustand, weit

entfernt von jeder Wand, die sich zunehmend von mir entfernt, da meine Gedanken sie vorantreiben. Ich scheine auf der Stelle gefangen, ohne jegliche Gravitationswirkung, im Niemandsland der Nichtexistenz, und ich frage mich ernsthaft, ob dieses Nichts nicht doch die letztmögliche Erklärung für all diese Sinnestäuschungen sein kann, da keine andere Erklärung adäquate Antworten auf die drängenden Fragen geben würde. Indem alle Gefühle meiner Existenz ein Ende besitzen, das gerade gekommen ist, verstehe ich den Sinn des nichtgravitären Würfels, der an meine Vorstellungen gekoppelt zu sein scheint, sodass ich mir meine Ohren zuhalte, die Augen schließe und aus vollen Lungen den höchsten Ton hinausschreie, zu dem ich fähig bin, derart lange und ausgiebig, dass ich weder während des Schreis noch danach die Kraft besitze, an eine andere Sache als an den Schrei und seine Wirkung zu denken, sodass der Würfel in seiner Nichtexistenz zerspringt und die Realität in meine Existenz zurückkehrt, doch zu meinem Erschrecken liege ich auf einem Boden, in einem Raum, der dem vorherigen und zerstörten zum Verwechseln ähnlich sieht, und in dem ich ebenfalls versuche, ihn mit einem Gewaltschrei auseinanderspringen zu lassen, doch dieses Mal funktioniert es nicht, wie ich es möchte, vielmehr entfernen sich alle Wände, bis sie die gleiche Entfernung zu mir haben wie die Wände im alten Würfel. Da der Schrei nichts bewirkt hat, denke ich mir nichts Weiteres dabei und beginne, in alle möglichen Richtungen zu laufen, wobei die Abwesenheit von Gravitation mir ein äußerst seltsames Raumzeitgefühl vorgaukelt. Ich laufe, bis mir die Lunge zu platzen scheint, lasse mich auf den Boden, der nicht existent ist, niederfallen und schlage in meinem imaginären Würfel derart auf, dass ich mir im Todesagon nichts sehnlicher wünsche, als ausgiebig und nachhaltig zu schlafen, und ehe ich einen anderen Existenzzustand annehme, schlafe ich wirklich ein und träume von den großen und kleinen Wirklichkeiten.

Ich erwache und befinde mich seltsamerweise auf der Erde, inmitten von Menschen, auf einer äußerst belebten Straße, die inmitten einer sehr überfüllten Großstadt in irgendeinem hochtechnisierten Land nach Norden zu führen scheint, denn dorthin weist mein alter Kompass, wenn ich die Straße zwischen den Häuserzeilen rechts und links entlangblicke. Um mich herum wuseln die Menschen, allein ich, der gegen den Strom der Masse wie ein Fels in der heransausenden Wellenbrandung steht, bleibe von den anderen unberührt, die Masse teilt sich vor mir wie vor einem unumstößlichen Gegenstand und vereinigt sich direkt hinter mir zu jener Masse von Gesichtslosen, die in der Stadt ihre Anonymität bis zur Grenzhaftigkeit ausreizen können. Mein Kompass zeigt weiterhin nach Norden und da ich keinen besseren Plan habe, bewege ich mich genau in diese Richtung, bemerke, wie sich der Strom der Menschen mit mir verändert, wie ich als Fremdpartikel in dieser homogenen Menge in die falsche Richtung ströme, scheinbar nur auf den einen Moment, in dem ein anderer Partikel auf mich trifft und wir beide in unserer Fremdartigkeit implodieren und damit die gesamte Stadt mit uns in den Abgrund reißen. Zu meiner Rechten, denn

ich gehe auf dem rechten Bürgersteig Richtung Norden, sehe ich die großen Eingangstüren, die in die großen Eingangshallen der großen Zentralen der großen Firmen führen, worin die kleine Führerschaft über ihre große Masse an Schutzbefohlenen regiert, weitestgehend ohne Kontrolle von rechtlicher oder sozialer Seite her, unbarmherzige Hirten einer schweigsamen und duldsamen Herde, von der stillschweigend erwartet wird, dass sie sich zur Schlachtbank führen lässt, insoweit eine diesbezügliche Entscheidung in einer dieser großen Zentralen getroffen wird. Ich ignoriere meine Umwelt gekonnt, denn sie ignoriert auch mich, umgehe die schlundartige Öffnung in den Tartaros der Erde, die mich zu einer U-Bahn-Station gebracht hätte, suche nach einem Ende meiner Suche, doch die scheint noch lange nicht beendet zu sein. Der Strom der Masse fällt langsam ab, vor allem, da die Arbeitszeit begonnen hat, und mit dem Abebben dieser Menschenform kommen jene erneut zum Vorschein, die sich nicht an einen rhythmisierten Lebensablauf halten müssen, um ihre Integrität mit der Umwelt zu bewahren. Diese Menschenmasse jedoch ist anders gepolt, denn an ihnen muss ich vorbeigehen, sie haben keinen Grund mir auszuweichen und machen es auch nicht, ständig spüre ich eine Schulter oder einen Ellenbogen mich streifen oder anrempeln, bis ich bei einem Zusammenstoß mit einem elendig verlotterten Menschen um die eigene Längsachse gedreht werde, mit dem Gesicht direkt in eine Seitengasse, deren Schild mir sagt, dass dies die »Gasse der einsamen Sucher« ist, und mit einem Blick auf meinen Kompass stelle ich fest, dass ich genau dorthin wollte, nehme meinen Mut zusammen und trete aus der in der vollen Sonne liegenden Menschenmasse in einen dunklen, völlig parallelweltenartigen Raum, ohne Menschen und mit einer völlig anderen Zeitrechnung, deren größte Hektik darin besteht, dass ausgelesene oder niemals betrachtete Zeitungen im Wind über den Boden fegen. Ich gehe einige Schritte voran, suche die beiden Häuserzeilen nach einem weiteren Hinweis ab, doch letzten Endes muss ich mich auf meinen Kompass verlassen, der mich zielgenau zu einer unscheinbaren Blechtüre führt, die scheinbar den Eintritt in die Küche eines italienischen Restaurants bedeutet. Ich öffne sie und mir schlägt eine Welle seltsamer Küchengerüche mitsamt ihrer Wärme entgegen, sodass ich erst einmal einen Schritt zurücktrete, ehe ich den Mut sammle und in diese andersartige Welt eintrete. Direkt zu meiner Linken kochen Linguine und rechterhand steht eine große Kellertür offen, auf der ein Pfeil nach unten zeigt und unter dem etwas geschrieben steht, das ich erst beim näheren Hinsehen lesen kann: »Keller der einsamen Sucher. Die Raumzeit wird deinen Geist dehnen. Nur für Seltenbegabte.« Verwirrt bleibe ich vor dem Eingang stehen und blicke ins Schwarz hinab, in dem ich nichts erkennen kann, aber da mein Kompass genau in diese Richtung zeigt und er mich bisher nicht enttäuscht hat, vertraue ich ihm ein weiteres Mal und setze den ersten Schritt in den Keller hinab, langsam vorantastend, jede Stufe mit beiden Füßen, um einen sicheren Stand zu behalten. Wie von einem schweren Windstoß zugedrückt, fiel die große Kellertüre geräuschvoll in ihr Schloss und beinahe hätte sie

die Kraft aus den Angeln gehoben, doch meine Bedenken zerstreuten sich, als weiter unten das Licht anging und ich die Treppe weiter hinab in dieses seltsame Reich stieg. Unten angekommen setzt zunächst mein Denken komplett aus, denn ich bin in einem überdimensionalen Kellergewölbe, dessen Ausmaße über den gesamten Block verteilt sein müssen, denn alles erscheint hier als uferlos. In einer nahen Nische des Kellers sehe ich ein Labor, das von einem Menschen bedient wird, der auch auf mich zukommt, mich freundlich an dem Arm nimmt und zu einer riesigen, kreisförmigen Maschine führt, die in diesem Kellergewölbe scheinbar eine komplette Runde dreht. Mit dem Druck auf einen Knopf, dessen Farbe eigentlich ein Nichtdrücken fordert, springt eine riesige Türe auf, die einen Blick auf das Innenleben einer Kapsel preisgibt, das dem eines Spaceshuttles nahekommt. Ohne ein Wort zu sagen, jedoch mit bedeutungsvoller Miene will mir der Laborant andeuten, dass ich mich auf den einzigen Stuhl inmitten der Kapsel setzen solle. Ich gehorche, da mein Kompass mir ein letztes Mal die Richtung weist, trete ein, setze mich und lasse mich derart festzurren, dass ich beinahe nicht mehr zum Atmen fähig bin, blicke auf die ganzen blinkenden Knöpfe und registriere erst beim Zuschlagen der Türe, dass sich der Laborant gewiss auf den Start dieser Monsterapparatur vorbereitet. Urplötzlich und ohne Vorwarnung erlischt das Licht und ein neues, rotfarbiges erzeugt in der Kapsel eine diffuse Atmosphäre, während die Lichter der Apparaturen ihren Tanz bis zur Ekstase vollführen und mich zum Schließen meiner überstrapazierten Augen zwingen. Weiterhin sehe ich das Flackern hinter meinen Augenlidern, das jedoch nach einigen Momenten vollständig zum Stillstand kommt, sodass ich meine Augen öffne und auf einen schwarzen Bildschirm blicke, auf dem eine Nachricht erscheint: »Der Mensch besteht aus Teilchen, dies ist ein Teilchenbeschleuniger, der Mensch wird beschleunigt, die Raumzeit wird gekrümmt, die Teilchen werden mit der Zeit im Raum gekrümmt und sie werden zu einer sehr dehnbaren Teilchenmasse. Viel Spaß!« Ohne Vorwarnung muss der Laborant den Startknopf in ebenfalls höchstwahrscheinlich roter Farbe gedrückt haben, denn ich spüre von dem einen auf den anderen Moment nichts mehr, es scheint, als wäre meine Koexistenz aufgelöst und ich wäre mit meinem Geist in einer anderen Dimension als mein Körper. Alles um mich herum ist Schwarz, doch dann explodieren gewaltige Massen, die Zeit scheint sich zu einer Geschwindigkeit zu verdichten, die mich die gesamte Entwicklung des Weltalls mitverfolgen lässt, bis zu dem Tag, an dem ich in die Kapsel gestiegen bin, dort wird die Geschwindigkeit langsamer und hält sogar bis auf den Sekundenschlag an, doch meine Reise scheint noch nicht zu Ende, denn aus der gesicherten Position im geostationären Raum stoße ich auf den Erdplaneten nieder, sehe an mir die menschlichen Bauten vorbeifliegen und glaube, auf den Boden aufzuschlagen, doch bremse ich unmittelbar davor, alles um mich herum wird größer oder ich schrumpfe, zunächst sehe ich gigantische Insekten um mich herum, danach spaltet sich meine Welt in die einzelnen Atome auf, ich erkenne den Unterschied zwischen den Elektronen, den Neutronen und den Protonen

anhand ihrer Beziehung zueinander, ehe ich zu den Quarks, Leptonen und Eichbosonen vorrücke, deren Vergrößerung allerdings bereits deutlich länger andauert als die Verwandlung der Welt in Atome und ohne allzu große Mühe gelingt es mir, einige Theorien der neueren Wissenschaften anhand meiner Beobachtungen zu bestätigen, ehe ich mich weiter verkleinere, denn mittlerweile erscheint mir diese Erklärung als die einzig mögliche, die eigentlich superkleinen Bestandteile erlangen gigantische Ausmaße, ehe ich die nächste Dimension erblicke, eine erneute Dreiteilung der existenten Wirklichkeit, denen die Wissenschaftler noch keine Namen gegeben haben, doch sie sind auf eine eigenartige Art und Weise deformiert und wandelbar, es scheint, dass sie sich in einer megadimensionalen Realität befinde, die den Raum und die Zeit derart krümmt, dass alles zusammenfällt. In dieser interstellaren Verwirbelung erkenne ich in einem dieser kleinen deformierten Teilchen, das sich wie ein Sprachrohr auftut, das Weltall, dessen Raumzeit mit dem kleinstmöglichen Teilchen meiner momentanen Existenz zusammenfällt, sodass ich bei einer weiteren Verkleinerung zunächst zwangsläufig die Größe unseres Alls aufnehmen würde, ehe sich das Größenverhältnis immer weiter verändern würde, bis ich mich schlussendlich erneut im geostationären Raum befinden würde, eben dort, wo ich meine unglaubliche Reise begonnen habe. Aber ich habe genug von dieser Reise durch den Raum und die Zeit, sodass ich nicht in das Weltall eintauche, sondern daran vorbeifliege, ehe ich immer kleiner werdend mit einer dunkel aussehenden Materie zusammenpralle, die mich in ihrer Nichtexistenz umschließt und in sich einverleibt, sodass es mir dort gelingt, wieder mit meinem Körper zusammengeführt zu werden und mir den Schlaf der Ewigkeit zu gönnen, den ich mir nach dieser langen Reise wohl verdient habe.

Ich erwache und muss feststellen, dass mich ein nervig gleichmäßiges Geräusch aus dem Schlaf reißt. Ich denke an meinen Wecker, stehe auf, suche nach ihm, doch als ich ihn in den Händen halte, ist er es nicht, der diese Töne von sich gibt. Rastlos blicke ich umher, suche nach der Richtung, aus der der alternierende Piepton kommt, aber er scheint aus allen Ecken des Raumes gleichzeitig an mein Ohr zu dringen, sodass ich beschließe, alle Ecken meines Schlafzimmers abzusuchen, um das nervende Geräusch abzustellen. Mit neuer Energie gehe ich daran, jeden Schrank auszuräumen und alles auf den Kopf zu stellen, doch immer dann, wenn ich mich soeben am Ziel wähne, wird der Ton leiser, verschwindet für kurze Zeit gar aus meinem Hörbereich, um dann an anderer Stelle umso lauter und eindringlicher zu ertönen. Ich spüre, wie sich die Unzufriedenheit in meinem Körper zu einer gewaltigen Zorneswelle zusammenstaut, obwohl ich mir immer wieder sage, dass es nicht mehr viele Ecken gibt, wo sich dieses Geräusch machende Gerät befinden könnte. Mit jedem Misserfolg steigt die Welle in meinem Innern weiter an und meine Beschwichtigungsversuche zeigen immer weniger Wirkung, sodass es mich kaum verwundert, als ich mit einem Mal meine Hand derart gegen den Wandschrank schlage, dass nicht

nur mein Handgelenk sogleich schmerzt, sondern auch die Schiebetür aus der Führung gerissen wird, deren Abfangversuch ich mit weiteren Schmerzen im frisch lädierten Handgelenk bezahle. Voller Wut auf meinen Zornausbruch schmeiße ich die Türe zur Seite, da jedoch dort mein Nachttisch mit einer gläsernen Lampe steht, zertrümmere ich diese mit einem Getöse, das mich zeitweilig sogar die Suche nach dem Piepton vergessen lässt, der seltsamerweise neuerdings gedämpft unter der quer über meinem Bett liegenden Schranktür ertönt. Ich greife mit meinem Finger darunter, um dort nachzuschauen, bis ich zu spät feststelle, dass dort die Scherben der Lampe liegen, und schneide mir eine tiefe Fleischwunde in die Hand, deren Handgelenk zum Glück noch intakt ist, wenn auch nicht ganz. Da die Schmerzen in der anderen Hand nicht weniger geworden sind, habe ich nun keine Hand zur Verfügung, um die blutende Hand zu halten, sodass ich aufstehe und ins Badezimmer renne, immer mit der Hoffnung im Hinterkopf, dass das Piepsen mich nicht verfolgt, doch es will mich scheinbar nicht loslassen, denn im Badezimmer ertönt es ebenfalls, aber zunächst muss ich mich um meine verletzten Hände kümmern. Unter den größten Schmerzen lasse ich kaltes Wasser über beide Hände laufen und in diesem Moment spüre ich mein angeknacktes Handgelenk kaum noch, so sehr brennt die aufgeschnittene Hand, deren Blutfluss so stark ist, dass mir alsbald schwindelig wird und ich langsam zu Boden sinke, mich hinsetzen muss und spüre, wie das Leben aus meinem Körper entweicht, langsam und mit äußerst sadistischen Zügen. Ohne Zeitgefühl sitze ich an der Wand und es gelingt mir kaum noch, die Augen aufzuhalten, als mir selbst zum Sitzen die Kraft fehlt und ich gemächlich an der Wand Richtung Boden entlangrutsche, bis ich mich mit dem Kopf sanft auf dem kalten Plattenboden niederlege. Längst habe ich mit allem abgeschlossen, als ich ein letztes Mal meine Augen öffne und meinen Wecker vor meinen Augen liegen sehe, dessen langsamer werdender Piepton mein langsam schlagendes Herz im Takt begleitet, ehe der Wecker vollends verstummt. Es vergehen stille Sekunden, in denen nichts geschieht, doch als ich endlich die Augen öffne und meinen Wecker auf dem Wohnzimmertisch abstelle, ist einiges an Zeit verronnen und der Eisbeutel auf meinem Kopf zeigt mir an, dass ich aus den Traumrealitäten in die Wirklichkeit des Lebens zurückgekehrt bin.

Ich richte meinen Oberkörper auf und spüre die Stellen, mit denen ich auf den Boden aufgeschlagen sein muss, sehr deutlich, rufe nach meiner Frau, doch niemand antwortet, aber wenigstens hat sie einen Zettel mit einer Nachricht für mich hinterlassen, bevor sie mich in meinem schlafenden Elend alleine gelassen hat. Sie sei Tennis spielen und ich erinnere mich, dass an diesem frühen Abend ihre Trainingsstunde war, die sie niemals ausfallen ließ, selbst wenn ich die Vorstellung eines neuen Buches hatte, was mich hin und wieder aufs Äußerste geärgert hatte. Einem Blitzschlag gleich schießt mir dann auch der Grund durch den Kopf, warum sie mir einen Wecker gestellt hat, denn heute Abend wollte mein Verleger vorbeischauen, um nach dem Stand meiner neuesten Kriminalgeschichte zu fragen, denn bei einem baldigen Ende der Arbeiten würde

er die Werbetrommel alsbald mit dem Titel meines neuen Romans anwerfen, damit die Menschen bereits im Vorhinein von einem möglichen Kauf für den nächsten Herbst oder Winter inspiriert würden. Ich selbst hatte nichts gegen diese Vorgehensweise meines Verlegers, da sich mit jedem verkauften Buch auch meine persönliche Situation verbesserte, doch allein der Gedanke an ein Gespräch heute Abend, nach allem, was an diesem Tage geschehen war, erschien mir schwieriger als jeder unbezwingbare Pass im Himalaya-Gebirge, sodass ich das Handy vom Tisch nahm und die Nummer meines Verlegers wählte, der unglücklicherweise jedoch im gleichen Moment an meiner Tür klingelte. Ich mache ihm auf und erkläre in einem scherzhaften Tonfall, dass ich ihn gerade anrufen wollte, um ihm für den heutigen Abend abzusagen, doch da er jetzt schon mal da sei, könne er auch gerne reinkommen, solange er nicht allzu lange bleibe. – »Du siehst ziemlich mitgenommen aus«, beginnt der Verleger und setzt sich auf einen der langlehnigen Stühle unseres großen Esszimmertisches, der an der Seite des Wohnzimmers seinen Platz gefunden hat. – »Ja«, log ich mit undurchdringlicher Miene, »ich kam nach Hause und habe nicht aufgepasst, denn ohne mein Zutun rutschte ich auf dem nassen Boden aus und habe mir dabei den Kopf angeschlagen. Siehst du die Beule auf meiner Stirn, die sich langsam gegen das Licht abzeichnet und Ausdruck meiner höllischen Kopfschmerzen ist, die mich seither penetrant belagern.« – »Man sollte auch darauf achten, wohin man seine Füße setzt, dann passiert einem auch kein solches Unglück, wobei du noch vom Glücke reden kannst, dass nicht mehr passiert ist; stell dir nur mal im Geist vor, wie du mit dem Kopf an die Kante der Stufe prallst und dein Kopf – aber lassen wir das. Ich wollte eigentlich nur hören, wie weit du mit deinem neuen Roman bist und wann du an seine Fertigstellung glaubst, denn immerhin stehen die kalten Monate alsbald ins Haus und da möchte ich ein neues Buch eines meiner erfolgreichen Autoren in die Regale stellen.« – »Eigentlich sieht es ganz gut aus, ich muss nur noch meinen Ermittler den Täter schnappen lassen, nachdem er die nötigen Beweismittel und Spuren zusammen hat, fehlt mir nur noch ein furioses Finale und ich kann auch diesen Roman stilvoll beenden.« – »Das hört sich gut an«, gibt mir mein Verleger zurück und schaut etwas gedankenverloren im Raum umher, ehe er sich neu sammelt und mich fixiert, »ich habe mir deinen anderen Text vor einigen Tagen durchgelesen und war erstaunt, dass er überhaupt nicht mit deinen anderen Romanen vergleichbar ist.« Bisher plätschert die Unterhaltung im normalen Rahmen dahin, doch dieser lieblos dahingeworfene Kommentar meines Verlegers holt mich aus allen selbstsicheren Träumen zurück, denn mit diesem neuartigen Text habe ich meine schriftstellerischen Fähigkeiten ausgetestet, um herauszufinden, ob ich auch andere Genres als das der spannenden Kriminalromane geist- und stilvoll verfertigen kann. – »Du klingst nicht sehr begeistert und eigentlich hört es sich beinahe an, als ob du dieses Thema so schnell wie möglich unter den Tisch kehren möchtest, denn ansonsten wärst du freudestürmend in mein Haus gerast und ich hätte bis spät in die Nacht hinein deinen Redefluss kaum bremsen können.« – »Ja,

wie soll ich es am besten ausdrücken; ich glaube, dass es dir nicht helfen wird, wenn du diesen Roman veröffentlichen würdest, allein aus dem Grund, dass er von deinen Fans gekauft und dich als einen soliden und gutwertigen Kriminalautor aus dem Rennen schicken würde. Im Grunde ist es eine nette Idee, die du konsequent bearbeitet hast, und ich kann auch behaupten, dass ihre Realisation gewiss wichtig für deine weitere Entwicklung ist, doch ich kann dir als dein Verleger niemals die Zustimmung zu einer Publikation geben, von der ich weiß, dass sie deinem Namen als genretreuem und zuverlässigem Autor nicht dienlich, sondern schädlich sein wird.« – »Allerdings muss ich dich dann darauf aufmerksam machen, dass ich in meinem Autorenvertrag den Passus drinstehen habe, dass ich einen Text, dessen Publikation von deinem Verlag abgelehnt wird, einem anderen durchaus anbieten kann, wenn daraus keine Interessenkonflikte entstehen, und ich glaube, ein völlig anderes Genre zu bedienen ist wahrscheinlich vor den meisten Gerichten zulässig.« – »Da du jetzt eine begründete Absage erhalten hast«, beginnt mein Verleger nach einigen Momenten der spannungsgeladenen Ruhe, »verlegst du dich aufs Drohen und hoffst auf diese Weise, die Publikation zu erzwingen?« – »Ich möchte Neues ausprobieren und hoffe, dass ich mit diesem Text den Absprung aus einer festgefahrenen Situation erreiche, die mich zunehmend in meiner schriftstellerischen Existenz bedroht. Verzeih mir meine Drohung, sie war gewiss nicht ernst gemeint, ich habe einfach nur sehr starke Kopfschmerzen und weiß zuweilen nicht, was ich denken soll, denn alles dreht sich seit heute in meinem Kopf. Ich werde wohl oder übel einige Tage Ruhe brauchen, ehe ich die Kraft finden werde, meinen neuen Roman zu beenden, aber sicherlich noch rechtzeitig für die Publikation zum Herbstgeschäft; über den anderen Text, dem aber weitere folgen werden, können wir ja dann ein anderes Mal sprechen, wenn ich keine Kopfschmerzen mehr habe.« – »Es freut mich zu hören, dass du wieder die Vernunft angenommen hast«, sagt mein Verleger versöhnlich, steht auf und reicht mir die Hand, »ich werde dich jetzt alleine lassen, denn du brauchst anscheinend wirklich die Ruhe, von der du sprachst, und mitunter lässt sich über eine Publikation unter dem Deckmantel eines Pseudonyms nachdenken und verhandeln.« Ich schüttle meinem Verleger die Hand, begleite ihn nach draußen, schließe hinter ihm die Türe und taumle zwischen Freude und Ärgernis, denn ich habe meine gute Ausgangslage in unserer Beziehung für einen Text aufs Spiel gesetzt, den ich als Versuch geplant habe, und kann froh sein, dass mein Gegenüber die Lösung der Publikation unter einem Pseudonym vorgeschlagen hat, denn damit können gewiss beide Seiten leben. Kaum setze ich mich zurück an den Tisch und habe die Möglichkeit zur Ruhe, verspüre ich erneut die starken Kopfschmerzen, sodass ich ins Badezimmer gehe, um zwei starke Schmerztabletten zu nehmen, die mir helfen sollen, die Ereignisse des Tages zu verarbeiten, denn mit dem langsamen Verschwinden der Kopfschmerzen kommen die wirren Gedanken an den jungen Mann zurück, der doch wahrhaftig behauptet hat, mein Klon zu sein.

Im Eilmarsch ziehen die nächsten Tage vorbei, in denen ich dem scheinbaren Klon wissen lasse, dass ich ihn zu Beginn der nächsten Woche bei mir zu Hause empfange, sollte dieser nichts gegen die Warterei einzuwenden haben. Doch es kommt nur eine Zusage, auf der beigefügt ist, dass der Klon bereits sein Leben lang auf eine Antwort zu seinen drängenden Fragen warte, sodass es auf einige wenige Tage nicht mehr ankomme. In jenen Tagen komme ich kaum zum Arbeiten. Jeden Moment, wenn ich versuche, meine Gedanken zu meinem neuesten Kriminalroman auf das Papier zu bringen, kommen mir die mich drängenden Fragen dazwischen: »Wie wahrscheinlich ist seine Geschichte angesichts dessen, dass er mir in beinahe allen Eigenschaften gleich scheint – mit Ausnahme der Narben und Gebrauchsspuren des Alltags – und in welcher Beziehung möchte ich mit ihm stehen, wenn seine Geschichte der vollen Wahrheit entsprechen sollte? Er hat mir angeboten, dass er niemals wieder in mein Leben treten wird, wenn ich es wünsche, aber verhält es sich demnach oder ist es nicht zugleich auch ein Reiz, vermutlich einer der wenigen Menschen auf dem Planeten zu sein, der einen Klon im Alter von zwanzig besitzt? Andererseits, wenn ein Labor die Fähigkeit seit zwanzig Jahren besitzt, das Klonen in einem derart perfekten Zustand durchzuführen, warum habe ich noch nichts davon in der Weltpresse vernommen und von einem ähnlichen Fall gehört? Gibt es womöglich überall auf der Welt Klone, die nicht wissen, dass sie keine regelmäßig gezeugten Menschen sind, sondern Reproduktionen, gewissermaßen Falsifikate, wie weltweite Nachmachprodukte bekannter Marken genannt werden? Dass es etwas mit meinem Erfolg zu schaffen haben könnte, kann ich beinahe ausschließen, denn vor guten zwanzig Jahren war ich noch an der Universität und studierte mit Laune vor mich her, anstatt an meinen künftigen Weltruhm zu denken, doch mitunter ist die Bekanntgabe eine neue Masche der Entwickler, um zumindest die bekanntesten Originale ins Schwitzen und zum Zahlen zu bringen? Aber ich hatte keineswegs das Gefühl, dass der junge Mann auf der Suche nach einer Finanzspritze war, vielmehr schien er zu versuchen, seine emotionale Integrität wiederzuerlangen, die allerdings auch nicht erst vor kurzem aus dem Gleichgewicht gebracht zu sein schien, da er sich über die Fakten seines Lebens bestens bewusst schien. Demnach gibt es drei Möglichkeiten, die eine große Wahrscheinlichkeit besitzen; die erste würde ihn als Lügner enttarnen, der mich auf einem alten Foto entdeckt hat und um meine Spenden in der Vergangenheit weiß, was wiederum sehr unwahrscheinlich klingt; die zweite enttarnt ihn als guten Geschichtenerzähler, denn dann würde er mein Sohn sein, der herausbekommen hat, an welches Befruchtungslabor meine Samenzellen verkauft wurden, wogegen aber beinahe die perfekte Übereinstimmung mit meinem Aussehen vor zwanzig Jahren spricht; und die dritte wäre die abwegigste, aber jene, die der junge Mann mir vorgestellt hat, dass er mein Klon ist, doch dann stellen sich automatisch die Fragen ein, die nur mit viel Phantasie verbunden und ausgeschmückt werden können, denn vor zwanzig Jahren war diese Technik noch keinesfalls reif für solche Versuche, auch wenn man hin und wieder von einem

sehr grenzwertigen Versuch in einem allein auf Reputation ausgerichteten Labor gehört hat, das mit vollem Wissen die ethischen Zwänge der Gesellschaft niedertreten – doch kann dies geschehen sein?«

Zumindest ist mir eines unmittelbar am ersten Tage nach dem Besuch des jungen Mannes klar: dass ich keinesfalls meinen neuen Roman beenden werde, ehe ich nicht hinter das Rätsel meines angeblichen Klons gekommen bin. Unterdessen versuche ich, über das Internet alle Informationen über den Verbleib des Laboratoriums zu erhalten, bei dem ich früher meine Zellspenden abgeliefert habe, doch erst will mir kein Erfolg vergönnt sein, ehe ich erkennen muss, dass dieses Labor vor guten fünfzehn Jahren von seinem führenden Unternehmen geschlossen wurde. Das Pharmaunternehmen, das das Labor schloss, ist wiederum vor guten zwölf Jahren nach einer Zeit der Misswirtschaft vollständig aufgekauft und zersplittert worden, sodass ich daher gewiss keine Informationen erhalten werde, und da ich mir sicher bin, dass ich die Unterlagen aus jenen Tagen restlos vernichtet habe, stehe ich vor einer strahlend weißen Wand, von der die Sonne reflektiert wird und hinter die ich nicht blicken kann, weder an ihr vorbei noch mittendurch, und der Weg hinan zur Erkletterung ist derart glatt und voller möglicher Rückschläge, dass ich mich erst einmal auf eine mögliche Strategie trimmen muss, ehe ich das Risiko eingehe, von der Wand ins Bodenlose abzurutschen. Auch an diesem Abend verlässt mich meine Frau, um zu einer Freundin zu fahren, sodass ich die Gelegenheit habe, selbst ein wenig herumzufahren, um das einengende Haus, in dem sich meine aktuelle Geschichte in allen Variationen abspielt, hinter mir zu lassen. Ich setze mich in meinen Wagen, fahre die langgezogene Einfahrt entlang und passiere das Tor, als ich eine ungewöhnliche Entwicklung auf der Alleenstraße feststellen muss, da irgendein Umweltunternehmen anscheinend von der Behörde den Auftrag bekommen hat, alle Bäume in dieser Straße abzusägen. »Wie merkwürdig«, denke ich mir, »vor kurzem noch wurde unsere Straße von der Stadt die schönste und gepflegteste gerühmt und jetzt machen sie daraus eine Allerweltsstraße«, doch das eigentlich Erstaunliche ist für mich, dass keiner meiner Nachbarn gegen diese Unternehmung vorgegangen ist, nein, sie schauen zu, wie einer nach dem anderen niederfällt, entästet und kleingeschnitten wird, um auf einen Lastwagen geschmissen zu werden. Unter normalen Umständen wäre ich bereit gewesen, das Heft in die Hand zu nehmen, doch in meiner augenblicklichen Konstitution ist es keinesfalls sinnvoll, mir weitere schwere Gedanken zu den vorhandenen zu machen, sodass ich den Blinker in die andere Richtung setze und meinen nachbarschaftlichen Familien die Entscheidung überlasse, sich gegen diese Abholzung zu wehren oder sie weiterhin tatenlos zu betrachten. Da ich mich für diese Richtung entschieden habe und in einem Vorort der Stadt wohne, komme ich schnell an den Rand der Stadt und verlasse sie über eine Landstraße, die die außenliegenden und noch nicht einverleibten Orte mit der großen Stadt verbindet, lasse auch den nächsten und übernächsten Ort hinter mir und fahre ohne Ziel geradeaus,

ehe mir der See in der Nähe einfällt, an dem ich früher des Öfteren im Sommer baden gewesen war, aber seit Jahren nicht mehr besucht habe. Den geschotterten Weg fahre ich vorsichtig hinab, denn ich möchte nicht allzu sehr durchgeschüttelt werden, doch schon bald muss ich feststellen, dass eine Schranke mir den Zugang zum See versperrt; ich halte den Wagen an, springe aus dem Auto und versuche mit aller Kraft, den Balken anzuheben, bis ich aus lauter Kraftlosigkeit das Schloss erblicke, das den Schlagbaum in diese Stellung zwingt. Frust steigt in meinem Körper auf, gegen den unverrückbaren Schlagbaum, aber auch gegen mich selbst, der nicht zuerst nachgeschaut hat, ehe er handelt, was doch mein allgemeiner Grundsatz ist«, denke ich mir, schließe meinen Wagen ab und mache mich zu Fuß auf den Weg hinab zum See, dessen Bild ich eindeutig anders in Erinnerung gehabt habe. Grünlich schimmert er unter der Oberfläche, auch hat er einen deutlich niedrigeren Wasserstand als ehedem, sodass zwischen dem angelegten Sandstrand und dem beginnenden Wasser einige Steine die abschüssige Böschung beherrschen. Auf einem verrosteten Schild werde ich darauf hingewiesen, dass das Baden wegen allzu starkem Algenwuchs in diesem See vorübergehend verboten sei, doch ich lasse mich nicht beirren, reiße die Kleidung von meinem Körper und möchte nur mit der Unterhose bekleidet eine Reise in meine eigene Vergangenheit machen, doch schon beim ersten Tritt ins kühle Nass stelle ich fest, welche Dummheit dieser Versuch sein könnte, weiche zurück und kraxle über die spitzen Steine zu meiner Kleidung. Um wenigstens eine kleine Verbindung zu meiner Vergangenheit herzustellen, wandere ich auf verschlungenen Pfaden um den See und suche jenen Strand, den wir früher stets besucht hatten, um uns mit unseren Freundinnen vor den anderen Menschen zu verstecken, doch bereits nach wenigen Metern stelle ich erneut fest, dass dies ebenfalls keine besonders kluge Idee gewesen ist, doch mit dem blinden Mut eines Menschen, der seiner Jugend hinterher jagt, kämpfe ich mich durch das Dickicht und erreiche schlussendlich doch noch die geheime Bucht, die infolge der Absenkung des Wasserspiegels ebenfalls nicht mehr am Rande des Wassers liegt, sondern oberhalb von einer abschüssigen und matschigen Rampe, die ins grüne Nass führt. Ich setze mich in den Sand und lasse die Erinnerungen die Oberhand über mich gewinnen, lege mich auf den warmen Sand und genieße die hin und wieder hinter den zarten Wolken auftauchende Sonne, doch nach bereits wenigen Minuten befinde ich mich in meiner eigenen, jedoch surrealen Traumwelt.

Ich erwache und spüre, wie meine Zehen von den heranbrausenden Wellen umspült werden, denn der Wasserpegel muss während meines Schlafes um einige Meter angestiegen sein, doch als ich mich erhebe, um ein wenig weiter nach oben zu rücken, fällt mir auf, dass alle Gegenstände aus meinen Taschen verschwunden sind. Ich finde weder mein Portemonnaie noch meine Wagenschlüssel, doch es scheint mir nichts auszumachen, denn ich stehe ohne Sorgen auf, schüttle mir den Sand vom Körper und blicke nach einer Betätigung umher. Sogleich erkenne ich einen Kitesurfer auf dem Wasser und bin von seiner Eleganz und Leichtigkeit beeindruckt, mit denen er

sich vom Fallschirm, den er mit aller Kraft festhält, über das blaue Wasser des Sees ziehen lässt. Ohne zu zögern erkläre ich mich bereit, dasselbe versuchen zu wollen, und finde tatsächlich bei einer genaueren Betrachtung der Szenerie am Wasserrand ein Kiteboard, das nur darauf wartet, mich mithilfe des stetig blasenden Windes über das Wasser zu ziehen, sodass ich nicht zögere und mich ohne Einweisung auf das Brett stelle. Unvermittelt nach dem Betreten des Bretts und dem Eintreten in die Fassung für die Füße erhebt sich der Fallschirm in die Lüfte und will mich mitsamt dem Brett vom Ufer wegziehen; alles geht derart schnell, dass ich beinahe vergesse, die Lenkstange in die Hand zu nehmen, doch im letzten Moment schnappe ich sie mir und das Brett unter meinen Füßen beginnt, über das Wasser zu gleiten. Wie in Trance schwebe ich über der Wasseroberfläche dahin, brauche keinerlei Kraft, um den stark im Wind liegenden Drachen zu bändigen, und genieße die hohe Geschwindigkeit, mit der ich über den See gleite. Auch meine Gefühle gleiten ins Unendliche, freier habe ich mich noch nie in meinem Leben gefühlt, und alle Last scheint von meinen Schultern abzufallen, sodass ich unbeschwert in der endlos scheinenden Zeit auf dem Wasser fahren kann, ohne dass es Einfluss auf mein Leben hätte. Den Wind um die Nase erlebe ich die gewaltigsten Umstürze, ich sehe, wie andere Segler mit dem starken Wind wie gegen einen Kerberos kämpfen und Schwimmer, die lieber ans Ufer zurückschwimmen, als den Kampf mit den Elementen aufzunehmen, die ich derart spielend und ohne sonderliche Eigenleistung beherrsche. Der See türmt sich zu hohen Wellen auf, die gegen mich anbranden, doch keine vermag mich vom Kiteboard zu schmeißen, keine urgewaltigen Kräfte könnten meine Fahrt aufhalten, sodass ich auf meinem Weg weiter reite, bis der See eine Biegung macht und zu einem langen Schlauch wird, dessen Ende von dem Startplatz meines Abenteuers nicht einsehbar ist, den ich aber aus meinen Erinnerungen rekonstruieren kann. Umso erstaunter bin ich dann, als ich erkennen muss, dass mich entweder meine Erinnerungen betrügen oder Seltsames an diesem Ort geschieht, denn mit einem Male ist es nicht mehr der Wind, der mich vorantreibt, nein, es ist die Strömung des Sees, die mich immer schneller vorantreibt, auf einen riesigen Wasserfall zu, dessen Höhe derart hoch sein muss, dass der sprühende Nebel der hochspritzenden Wassertropfen nicht bis zum Rand desselben reicht. Erst im gleichen Moment, als ich über die Kante drifte und das Risiko meines Falles erkenne, da ich kaum den Boden dieses Wasserfalls sehe, den ich niemals zuvor gesehen habe, verspüre ich die beklemmende Angst, die in mir aufsteigt, denn vorher glaubte ich, die Wirklichkeit derart bestimmen zu können, dass ich keine Angst zu haben brauche. Doch im beginnenden Fall und auch während des Sturzes gebäre ich den Gedanken, was wohl wäre, wenn ich unten aufschlage und das Leben damit aushauche? »Was, wenn das Wasser zu hart für einen Aufprall ist oder ich einen herausragenden Stein erwische«, frage ich mich, dann wäre die Entscheidung, einen See mit einem reißenden Wasserfall aufzusuchen, gewiss die schlechteste denkbare Entscheidung, die ich jemals traf, doch mit dem Eintauchen in die herausdringende Gicht

des Wassers ist es, als ob ich in eine andere Sphäre eintrete, von der ich kaum etwas erfahre, denn mit einer ungeheuren Geschwindigkeit falle ich auf das Wasser, tauche ein und wundere mich nur, dass ich nichts von dem Aufprall spüre. Ich glaube mich bereits tot und reagiere nur noch fadenscheinig, versuche kaum, an die Oberfläche zu gelangen, brauche aber auch nicht zu atmen, denn mein Leben scheint eine andere Existenzform angenommen zu haben; ich lasse mich nach oben treiben und erkenne durch ein nebulöses Licht, dass ich in einer Höhle auftauche, deren Loch in das Dunkle hineinführt, aus dem ich auftauche. Ohne merkliche Kraftaufwendung stoße ich durch das Wasser, gehe nicht mehr unter und habe Zeit und Muße, mich ein wenig in der schummrig ausgeleuchteten Höhle umzusehen, entscheide dann, meine neue Umgebung ein wenig genauer zu betrachten, steige aus dem Wasser und meine Kleidung ist sogleich trocken, als wäre sie niemals nass gewesen. Diese seltsamen Umstände scheinen jedoch für mich keine zu sein, da ich mich sogleich auf einen Stein setze und mir über die anstehende Entscheidung Gedanken mache, welchen der drei Wege, die aus der großen Höhle fortführen, ich wohl nehmen werde. Als ich mich, aus welchen Gründen auch immer, für den Rechten entschieden habe, stehe ich von meinem Stein auf und erblicke ein seltsames Gebilde an dessen Seite, das ich aufnehme und feststelle, dass dies ein Musikinstrument ist, das ich in dieser Form noch niemals erblickt habe, berühre sanft die Saiten und schlage einige an, sodass die schönste Melodie ertönt, die ich jemals vernommen habe. Mit neuem Mut und frischem Tatendrang setze ich meinen Weg fort und nehme den rechten Weg, doch bereits nach wenigen Metern komme ich in eine riesige Höhle, in der mir dampfende Schwefelwolken die Sicht nehmen, sodass ich die gruselige Kreatur erst im letzten Moment ihres Sprunges sehe, ducke mich blitzschnell, doch es reicht nicht mehr, sodass sie mich an meiner Schulter erwischt und den Gurt meines Instruments durchtrennt. Der Klangkörper fällt mit den Saiten auf den Boden und schlägt für einen kurzen Moment an, sodass der Ton von der raumfüllenden Akustik verstärkt und aus allen Richtungen zurückgeworfen wird, doch dies reicht, um die Kreatur dermaßen zu verwirren, dass sie einhält und verwirrt in der Gegend herumschaut. Ich erhebe mich, nehme das Instrument vom Boden auf, beginne mit einer langsamen Bewegung und erzeuge die lieblichste Musik, die ich jemals vernehmen durfte, aber auch der Kerberos, den ich nun in voller Lebensgröße betrachten kann, ist von den Tönen derart angetan, dass er sich zu einem tiefen und unverwüstlichen Schlummer niederlegt und mir die Gelegenheit gibt, die schwefelverseuchte Höhle zu verlassen. Als ich zur Ausgangsposition zurückkehre, frage ich mich sogleich, welchen der beiden anderen Wege ich wohl als nächstes nehmen werde, entscheide mich nicht ohne Grund gegen den mittleren und nehme den linken, der mich aber ebenfalls in die Irre führt, denn in diesem Gang wird es immer enger und zuweilen kommen äußerst spitze Felsformationen aus den Seiten, an denen ich mich das eine oder andere Mal verletze. Kraxeldend erreiche ich eine nächstfolgende Ebene und lege mich dort erschöpft nieder, aber diesen kurzen

Moment der Ruhe bezahle ich mit dem Angriff von Kreaturen, die aus dem Nichts auftauchen, in meinen frischen Wunden herumpicken, um dann erneut lautlos und unsichtbar zu verschwinden. Ich rette mich mit letzter Not hinter einen Felsen und achte auf meine Flanken, doch meine Angreifer scheinen mich für einen kurzen Moment in Ruhe zu lassen, da sie höchstwahrscheinlich wissen, dass es nur diesen einen Ausgang gibt, denn ein erneuter Abstieg ist nicht denkbar. Ich schnaufe heftig, sammle meine letzten Energiereserven, ehe mir mein auf die Seite geschnürtes Instrument einfällt, dessen Wirkung ich nach dem Kampf mit dem Kerberos vergessen habe, schlage vier Seiten an, lasse die Wirkung der kraftvollen Melodie in mich eindringen und spüre die erwachenden Lebensgeister, stehe auf und erschrecke, als ich die gesamte Armada der Kreaturen in Reih und Glied vor mir aufgestellt sehe, spiele einige weitere Melodiefetzen und erkenne die Macht dieses Instrumentes in meinen Händen, spiele weiter und weiter, ohne eine Ahnung von der Spielweise zu besitzen, doch das Instrument scheint mich von alleine zu leiten; die Klangfetzen versammeln sich auf diesem Plateau zu einem berauschenden Fest der Sinne und die einzelnen Kreaturen, die ich Harpyien gleich glaube, begeben sich lemminggleich zum Rande der Ebene und springen freudig in den Klangteppich hinab, der sich in jene Richtung ausbreitet, sodass mir der Weg von allein freigeräumt wird. Ich werfe mir meine Lyra, die ich nun endlich erkannt habe, über die Schulter und renne den nun frei gewordenen Gang entlang, erkenne in der Finsternis am Ende des Ganges ein Licht, doch als ich in die folgende Höhle mit der neu erwachten Tatkraft stürme, muss ich feststellen, dass dies die Eingangshöhle ist und ich aus dem linken Weg komme, sodass alle drei Möglichkeiten erschöpft scheinen. Fragend wende ich mich umher, doch außer den drei Wegen, dem Wasserloch, aus dem ich gekommen war, und einem riesigen, langsam dahinfließenden Fluss zur Rechten gibt es hier keinen Weg und keine Kreatur, die mir einen weiteren Weg weisen könnte. Völlig entmutigt setze ich mich auf einen Stein und sinne über mein weiteres Vorgehen nach, als mir ohne Vorwarnung eine Kreatur von hinten auf die Schulter tippt, ich mich erschrocken umdrehe und den Kitesurfer erkenne, den ich vor meinem Ritt auf dem Wasser gesehen hatte, doch in einem völlig anderen Zustand. Als ich an seiner verlumpten und schiefen Existenz vorbeiblicke, sehe ich im Hintergrund sein zerbrochenes Board und weiß darum, dass er ebenfalls in den Wasserfall hinabgestürzt ist, doch offensichtlich nicht ohne Verletzung. Mit seinem gebrochenen und schief abstehenden Zeigefinger reibt er an seinem ebenfalls krummen Daumen und ich verstehe, dass er einen Obolos haben möchte, um über den Fluss der Toten übergesetzt zu werden; sogleich kommt mir die Idee meines weiteren Vorgehens, denn indem ich diesen Surfer voranschicke, kann ich den Fahrer des Todesnachens herbeirufen lassen, der mich auf die andere Seite des Flusses zu bringen vermag. Ich krame in meiner Tasche und finde einen alten Silberling, den ich dem Surfer gebe, der sich ohne Regung und ohne Dank auf den Weg zum Fluss der Toten aufmacht, um dort an einer Glocke zu rütteln, deren Klang entsetzlicher nicht sein

könnte. Ich halte mich hinter einem Felsen versteckt, um den Fährmann der Styx, Charon, erst angelegen zu lassen, ehe ich mich aufmache, ihn von einer Überfahrt meinerseits zu überzeugen, denn in diesem Moment wird mir bewusst, dass dieser mich nicht ohne Kampf übersetzen wird, da meine Seele mit meinem lebendigen Körper in die Unterwelt gelangt ist. Aus dem Dunkel über dem Fluss erscheint ohne vorherige Ankündigung ein Nachen, an dessen einem Ende eine diffuse Fackel ihr Licht verteilt und an dessen anderem Ende eine Kreatur im Heck sitzt, die dem Sensenmann erstaunlich ähnlich sieht. Mit einem schaurigen Knirschen auf dem schottrigen Sand gleitet der Nachen auf das Ufer und nur sehr zögerlich bewegt sich die Seele des Surfers auf den Fluss der Toten hinzu, streckt dem Charon den Obolos zu und erhält die Freigabe, indem dieser ihm den Silberling aus der Hand nimmt, doch just im selben Augenblick stehe ich neben der Seele, dränge sie zur Seite und erkenne in dem Blick Charons die hastige Entscheidung, ohne Fracht abzulegen, doch ich bin schneller und habe mein Instrument bereits in der Hand. »Wage es dich abzulegen und ich werde dich mittels meiner Melodie zurückzwingen«, sage ich schneidend, »überlege es dir genau, Charon, denn ich weiß um die Macht, die ich in meinen Händen halte, doch du weißt noch nichts von der Pein, die ich dir zufügen kann.« – »Du kannst mir nichts anhaben«, zischt eine tieftote Stimme mir entgegen und stößt den Nachen kraftvoll vom Ufer ab, sodass mir der Übertritt verwehrt bleibt, »ich habe mein Leben bereits hergegeben und spüre seither keine Pein mehr.« – »Da du dich offenbar gegen meinen Vorschlag auf Verzicht sträubst, wirst du jetzt erfahren müssen, was es bedeutet, sich mit dem größten Dichtersänger aller Zeiten anzulegen, da deine Spottrufe in dem Wohlklang meiner Lyra untergehen werden«, ist meine Erwiderung und mit einem Griff lasse ich eine Melodie erklingen, die schaurig-schöner nicht sein könnte, sodass sich der Surfer in den Fluss der Toten hineinstürzt und mit den Seelen verschwindet, die sich vergeblich am Nachen festhalten wollte, und auch Charon hält in seiner Bewegung ein, da er den inneren Schmerz verspürt, den er seit seinem eigenen Tod nicht mehr spüren musste. »Befreie dich von deinem Schmerz, Charon«, beginne ich sanft zu singen, »und erkenne deinen Meister in meinem fingerfertigen Spiel, das ich auf der von Hermes niedergebrachten Lyra darbiete; sei mein Sklave, lege an und nimm mich auf in deinem Nachen, fahre mich sanft über den Styx und bringe mich ohne Gefahr an das andere Ufer, so lauten meine Befehle!« Ohne Verzögerung beginnt Charon, seinen Nachen zu wenden, steuert direkt auf das Ufer zu, an dem ich warte. Leise und sanft gleitet der Nachen auf den ansteigenden Kies, sodass ich ohne Mühe und Schrecken einsteigen kann. Langsam und ohne sonderliche Hast taucht Charon sein Paddel in das Wasser des Styx, stößt sich vom Ufer ab und führt mich in einer ruhigen und trancegleichen Überfahrt an das andere, gegenüberliegende Ufer, das erst im allerletzten Moment vor mir erscheint. Ich steige aus, fordere von Charon unter Androhung einer weitreichenden Vergeltungsmaßnahme, die auf der gegenüberliegenden Seite stehen gelassene und in den Styx gesprungene Seele ins Totenreich zu

überführen, und warte, bis dieser sich aufmacht, ehe ich den Weg hinauf zur nächsten Ebene angehe, die mich über den Fluss der Toten blicken und deren ungeheure Ansammlung an Seelen staunen lässt. »Der Tod ist zugleich das älteste und mächtigste Vermächtnis, das die Natur dem Menschen mit auf seinen Weg gegeben hat und wahrlich das Einzige, was in all seinen Dimensionen noch nie verändert oder aufgehalten wurde«, denke ich mir und wende meinen Blick von dem Sammelsurium an dahingegangenen Existenzen ab, die bis in alle Ewigkeit stumm schreiend den Totenfluss in seine Bewegung bringen. Auf der Ebene, die in einem dunklen Grau darniederliegt, ist weit und breit nichts zu sehen, sodass ich den leicht abschüssigen Weg hinabgehe und mich in der Zeit zu verlaufen scheine, als ich unvermittelt und ohne vorherige Ankündigung an dem Rand einer Felsspalte stehe, an der ich meinen Halt nur mit Mühe und Not bewerkstelligen kann. Ein übler Geruch steigt mir aus dieser Spalte zur Nase, die ich rümpfend abwenden muss, und dabei sehe ich, dass sich hinter mir ebenfalls eine Spalte aufgetan hat, die meinen weiteren Weg, aber auch meinen Rückzug abschneidet. Auf meiner linken Seite beginnt sogleich der Stein in die Tiefe abzubröckeln, während sich auf der rechten Seite Steine zu einer Wand auftürmen, die mich letzten Endes in die Tiefe stürzen soll. Blitzgescheit greife ich zu meiner Lyra und schlage eine schnelle und kraftvolle Melodie ein, und just in dem Moment, als die Wand mich an den Rand meiner Existenz geschoben hat, tauchen im Dunkel zwei Kreaturen auf, deren Erscheinung ich kaum besser als mit den niederträchtigsten und ekel-erregendsten Adjektiven beschreiben kann, doch sie sind es, die mich vor dem Fall ins Bodenlose erretten, da mich je einer an der rechten und einer an der linken Schulter packt und in die Lüfte zieht, wobei sie aufpassen, dass ihre gewetzten Krallen nicht allzu sehr in meinen Körper eindringen. Mit einer unbeschreiblichen Kraftanstrengung bringen mich beide an den Rand der Ebene, die in einem tumultartigen Chaos versinkt und einen reißenden Nebenfluss des Styx freigibt. Mit dem Verlangen, meinen beiden Rettern zu danken, muss ich erkennen, dass sie bereits wieder fort sind, sodass ich mir meine Lyra umhänge und aus der Ebene verschwinde, wo ich sofort bemerke, dass die Temperatur ansteigt, so weit, bis ich das Gefühl habe, die schreckliche Kälte aus dem Körper getrieben zu haben. »Ich muss wohl ins Innere des Tartarus vorgedrungen sein«, sage ich mir und komme auch, nicht ganz unerwartet, zu einem palastähnlichen Gebilde, das in die angrenzenden Felsen gehauen wurde und dessen Eingang von den mannigfaltigen Feuern hell erleuchtet wird. Langsam komme ich näher und suche in dem Gebilde nach Spuren von handwerklicher Arbeit, die mir die Anstrengungen anzeigen sollen, die von Menschenhand geleistet wurden, doch die gesamte Fassade des Palastes verschwimmt bei näherer Betrachtung, sodass ich zu dem Schluss komme, einem Gebäude gegenüberzustehen, das derart irreal wirkt, dass dessen Existenz auf rein geistiger Ebene sein muss. Indem ich eintrete, verschwindet der düstere Vorplatz des Palastes und vor mir entwickelt sich ein langer, feuerumtanzter Säulengang, von dem kein einziger Raum abzweigt, sondern der geradeaus

auf eine verschwommen-goldene Türe zuläuft, durch die ich tretend wahrscheinlich mein Ziel finden werde, die Beherbergung des Unterweltherrschers. Zu meinen Seiten gesellen sich im Fortschreiten jene Kreaturen, die ich mittels meiner Melodie unterworfen habe, sie bilden meinen Geleitzug, der sich hoffentlich zu einem Triumphzug ausweitet, doch noch habe ich keinerlei Ahnung, was mich hinter der riesigen und immer mehr verschwimmenden Türe erwarten wird. Ohne sie zu berühren, öffnet sie sich langsam, und ich blicke in eine Räumlichkeit, deren vermischende Gewalt zwischen Totenstarre und prachtvoller Herrlichkeit mir meine Sinne raubt, sodass ich erst beim Hereintreten bemerke, dass mich der Kerberos sanft und ohne merkliche Berührung in den Raum schiebt. Als ich vollends im Raum stehe und den ersten Gesamteindruck auf mich wirken lasse, verschließt sich die Pforte hinter mir und ich weiß augenblicklich um die Großartigkeit des nun folgenden Momentes, denn der Herrscher der Unterwelt, Hades, erscheint mitsamt seiner geraubten Frau Persephone mit einer derartigen Machtkonzentration, dass selbst die kleinsten Moleküle meiner Existenz in Ehrfurcht erstarren. Wie gebannt blicke ich auf die Projektionen meines Geistes, denn dies ist eine Macht Hades', das Annehmen jener Gestalten, die einen unmittelbaren und zugleich den stärksten Einfluss auf die vortretenden Personen haben, sodass er, ohne ein Wort gesprochen zu haben, sich der vollen Aufmerksamkeit seines Gegenübers sicher sein kann. Vor mir stehe ich selbst, gute zwanzig Jahre jünger, und ich frage mich, welche bedingungslose Macht dieses Wesen wohl haben wird, doch zunächst beobachten wir uns beide adlergleich, während sich Persephone auf einem dahinfließenden Thron setzt, um dem Schauspiel beizuwohnen. Noch immer blickt mir Hades stechend in die Augen und ich habe langsam das Gefühl, dass ich ihn auf diese Art und Weise nicht besiegen werde, da er mit großer Gewissheit den stärkeren Charakter besitzen wird. Ohne den Blick von ihm abzuwenden, nehme ich meine Lyra von der Schulter und mache mich bereit, bei einem Angriff des Unterweltherrschers volle Gegenwehr zu leisten, als er sich von mir abwendet und ebenfalls auf den fließenden Thron setzt. »Sag mir«, beginnt er mit meiner Stimme, »was dein Begehr ist, da du dich als Mensch und nicht als Geist auf den unglaublich langen Weg gemacht hast, um mich und meine Gemahlin in der Unterwelt zu besuchen. Immerhin lässt deine wagemutige Reise den Gedanken zu, dass du zudem von mir verlangen wirst, dich unbeschadet abziehen und an die Oberfläche der Erde zurückkehren zu lassen.« Für einen kurzen Moment werden in mir zweifelnde Rufe laut, die mir andeuten, dass ich mir bisher keine Gedanken über den Grund gemacht habe, der mich die Abenteuer bestehen ließ, sodass ich vor den Herrn der Unterwelt trete, um ihm meinen innigsten Wunsch darzutun. Doch mit einer Urgewalt stürmen die Erinnerungen auf mich ein, die ich seit langem unterdrückt habe, und ich muss mich auf die Knie fallen lassen, da mich die Heftigkeit der zurückkehrenden Bilder meiner Vergangenheit erzittern lässt. – »Ich erinnere mich an eine Zeit vor gut zwanzig Jahren«, beginne ich mit einer Leidenschaft, die von außerhalb in meinen Geist und meine

Stimmbänder einwirken muss, »als ich auf einer Reise in einen mir unbekannten Teil der Erde unterwegs war und bei der Anreise eine Frau kennenlernen durfte, deren Erinnerung mir seither stets schmerzhafte Wunden zugefügt hat, denn ich bin nicht ganz ohne Schuld an ihrem Dahinscheiden.« Wir landeten mit dem Flugzeug und verbrachten die gesamte Reise zusammen, ohne auch nur einen Tag voneinander Abstand zu haben. Es war, als wäre sie der Deckel, der meinen Topf hermetisch verschließen konnte, und wir gebaren gemeinsam eine Liebe, die unendlicher schien als alles, was wir für die Unendlichkeit erschaffen konnten. Die Tage vergingen im gemeinsamen Erleben, und ich erinnere mich noch daran, dass wir uns eines Morgens entschlossen, den Tag mit einer langen Wanderung an der Küste entlang zu gestalten, doch als wir am Strand angelangten, begann ein monsunartiger Regen. Sie fragte mich, ob wir zurückfahren sollten, um den schlammigen und gefährlichen Wegen zu entgehen, die sich am Strand und an der gesamten Küste auftaten, doch ich wollte das gemeinsame Abenteuer nicht ziehen lassen, sodass ich sie überredete, mit mir diese gefährlich werdende Wanderung zu unternehmen. Nach einigen schwierigen und gefährlichen Augenblicken kamen wir dann auch an eine offene Ebene, deren gräserner Untergrund in den dahinwehenden Sturmböen hin- und herwankte und auf die wir hinausliefen, in dem sicheren Glauben, die Schwierigkeiten dieser Wanderung bezwungen zu haben. Wir rannten wie Jugendliche, die sich zum ersten Mal verliebt hatten, und tanzten im Regen auf der Wiesenlandschaft umher, wir umarmten und küssten uns, dann wiederum drückte sie mich von sich fort und floh lachend meiner, bis ich sie erneut einholte, liebevoll zu Boden warf und mich mit ihr im schlammigen Untergrund wälzte, ohne jemals an die Gefahren zu denken, die selbst in diesen Gräsern lauern konnten. Lachend erhob sie sich ein letztes Mal, nachdem sie sich auf mich gerollt hatte, blickte mir tief in die Augen und just in diesem Moment des absoluten Glückes verzog sich ihre Miene und ihr Blick gefror zu Eis, sodass ich aus meinen Träumen gerissen wurde und mit Mühe und Not einen Zusammenbruch ihrerseits verhindern konnte. Langsam legte ich sie auf den matschigen Boden ab und schob unter ihren Kopf meinen Rucksack, als ich die Schlange sah, die sich nach der Abwehr auf und davon machte, um im hohen, wallenden Gras zu verschwinden. Obgleich ich um den Biss der Schlange wusste, suchte ich den Körper meiner Freundin ab und fand die Bissspuren an ihrer Ferse, an der das Gift Eintritt in ihren blutenden Kreislauf gefunden hatte. Kraftlos blickte sie mich aus aufgebenden Augen an, und mit einem kraftraubenden letzten Lächeln zitterte sie sich in meinen Armen in den Tod, sodass ich keine andere Wahl hatte, als meine Wut über unsere Unvorsicht entgegenzuschreien, so laut, dass selbst das Prasseln des monsunartigen Regens um mich herum verblasste. Ich sank neben ihr in eine leblose Ohnmacht, die mich in eine farbenfrohe Wunschwelt entführte, in der ich mich in einem bequemen Oberklassewagen wiederfand, den ich eine Alleenstraße hinabsteuerte, an unseren Nachbarn vorbei, direkt nach Hause. Als ich den Wagen in der Einfahrt parke, öffnet sich

die Türe meines ansehnlichen und gutbürgerlichen Hauses und zuerst kommen meine beiden Hunde herausgestürmt, die mich schwanzwedelnd begrüßen, hintendrein meine drei Kinder, mit denen ich nacheinander ihre Begrüßungszeremonie genieße, ehe meine Frau als Oberhaupt unseres Familienbundes als krönender Abschluss meine Heimreise abschließt und mich in das gemeinsame Heim einlädt, dorthin, wo sich das Glück meines Lebens zentriert. Ich sage nicht nein und lasse mich von meiner Jüngsten ins Haus ziehen, wo sie mir ihre neuesten künstlerischen Zeichnungen präsentiert und ich sie glücklich in meine Arme nehme, ehe ich meinem Sohn zeige, wie er sein kaputtes Fahrrad reparieren kann, und meinem ältesten Kind bei Spielen der Trompete zuhöre. Nachdem ich mit allen meinen Kindern eine hinreißende Zeit verbracht habe, gehe ich zu meiner Frau, die bereits die Leinen in der Hand hält, sodass ich nur noch zugreifen muss, um mit meinen beiden Hunden einen schönen und ausgiebigen Spaziergang im Wald zu machen, von dem wir wiederkehrend bereits mit offenen Armen empfangen werden, denn der Abend bei Spiel und Gemeinsamkeit umschließt den Tag und fügt ihn zu den anderen glücklichen hinzu. Als ich jedes meiner Kinder ins Bett verabschiedet habe, genieße ich mit meiner Frau den ausklingenden Abend bei einer Flasche Wein, ehe wir zusammen den Weg in unser Kuschelnest antreten, in dem wir befriedigt von der Liebe des anderen dann auch einschlafen. Obwohl es eigentlich keinen Anlass zu plagenden Träumen geben sollte, kehrt mein Ich nach einigen schönen Momenten ins Schwarz des Alps ein und zerstört das angenehme Lebensgefühl des Tages, indem es mir zeigt, wie nacheinander ein um das andere Familienmitglied einer unsichtbaren Macht anheimfällt und von dieser bestialisch niedergemetzelt wird. In meinem Traum renne ich durch alle Räume meines Hauses und stets fällt der Blick auf eine Hinrichtung, die nicht nur die Körper meiner Lieben, sondern mein gesamtes Leben mit einem scharfen Messer in kleine Stücke hackt, sodass ich schlussendlich aufwache und im ersten Moment tief durchatme, in dem Glauben an einen bösen Alptraum, der meiner Realität nichts anhaben kann. Doch dann steigt ein seltsamer Geruch in meine Nase und ich wende mich zu meiner Frau, um sogleich voller Entsetzen aus meinem Bett zu springen, während mir jedoch der Schrei vor lauter Bangen im Halse stecken bleibt. Mein böser Traum ist zu meiner Wirklichkeit geworden, jene Erkenntnis, die ich soeben mit dem Befinden meines absoluten Glückes abwehren konnte, hat versagt und mich durchdringt ein Gefühl der Hilflosigkeit, bis ich beginne, in dem Raum nach den Spuren eines Täters zu suchen, doch eigentlich weiß ich bereits, dass ich diese unsichtbaren Täter niemals zu Gesicht bekommen werde. Indem die Erinnerungsfetzen an den Alptraum zurückkehren, erzittere ich erneut, renne aus dem Schlafzimmer und suche die Räume meiner Kinder auf, die allesamt in ihrem eigenen Blut daliegen und ihr Leben ausgehaucht haben. Als ich auch mein letztes Kind tot auf dem Boden liegen sehe, sinke ich auf die Knie und lasse meinen Tränen freien Lauf, denn mit einem bösen Traum wurde mein Glück nicht nur in Pech verwandelt, sondern jeder auch nur so kleine Splitter ist selbst

zerstört worden, denn ohne allzu lange überlegen zu können, was ich als Nächstes machen werde, da meine Familie tot ist, bemerke ich, dass mein Haus brennt, und sehe lichterloh brennende Hunde heulend an mir vorbeilaufen, doch ich habe keine Kraft, ihnen hinterherzujagen, denn sie scheinen verloren, wie mein gesamtes Leben. Ich erhebe mich und laufe aus dem Haus, meine Gefühle haben auf Durchlassen geschaltet und nur ein dumpfes Pochen hält mich und meinen Geist am Leben, obgleich sich alle Lebensgeister aus meinem Körper verflüchtigt haben. Als ich auf der Wiese vor meinem Haus knie und über das brennende Dach in den Sternenhimmel sehe, erkenne ich schwammige Wesen, die über meinem Haus tanzen und mich in ihrem rhythmischen Totentanz höhnisch auslachen, sodass ich meinen letzten Mut zusammennehme und in die Flammen zurücklaufe, welche mich umfangen und meine Haut versengen. Mit dem letzten Blick vor meiner tödlichen Ohnmacht sehe ich noch, wie die Flammen auf die umliegende Gegend übergreifen und mich in dem Glauben zurücklassen, dass diese Realität mit meinem Tod ebenfalls niederbrennen wird, sodass alle Hoffnung in diesem Moment ein Ende findet. Schwarze Momente folgen, aber als ich merke, dass sich der Rauch verzogen hat, atme ich tief ein und rieche nasses Gras, das mich stutzig macht, da meine unmittelbaren Erinnerungen mir etwas anderes sagen sollten. Langsam öffne ich die Augen, doch die eindringenden Sonnenstrahlen verhindern ein weiteres Öffnen, sodass ich den Kopf zur Seite drehe und im nächsten Versuch innerlich derart erschrecke, dass selbst mein Herz für einen Moment mit dem Schlagen aussetzt, denn neben mir liegt meine tote Frau, die in meinem Traum zunächst wunderschön, danach elendig zugerichtet dargestellt gewesen ist. Ich berühre sie leicht an der Schulter, doch sie bewegt sich nicht, sondern lässt eine Totenstarre erkennen, und so langsam kehren die Ereignisse vor meinem Traum zurück, in denen meine Freundin von einer Schlange in den Tod gebissen wurde. Ich erhebe meinen Oberkörper, vergewissere mich meiner Erinnerungen und erneut steigt die Trauer in mir hoch, doch dieses Mal bleibe ich bei Sinnen, drehe sie auf den Rücken und versuche, die Leiche auf meinen Schultern an den Punkt zurückzutragen, an dem ich mich mit dem Fahrer unseres Wagens verabredet habe, doch nur mit allergrößter Mühe gelingt es mir, die Leiche ohne allzu große Schändung über Stock und Stein an den Ort zurückzubringen, an dem der Fahrer bereits wartet und mir entgegenläuft, doch auch ihm bleibt nur der endgültige Tod meiner Freundin festzustellen. Während der gesamten Rückfahrt sprechen wir kein Wort und auch im Krankenhaus sowie in der Botschaft fällt es mir nur sehr schwer, die Ereignisse in eine allgemein verständliche Sprache umzuwandeln. Verstört trete ich die Heimreise an und habe mir selbst versprochen, dass ich nie wieder eine Reise antreten werde, die irgendeiner meiner geliebten Menschen mit dem Tode bezahlen muss, sodass mir das Reisen in meiner Phantasie und deren literarische Umsetzung stets eine Abhilfe gegen die unweigerlichen Sehnsüchte nach fernen Gegenden waren. Auf der einzigen fernen Reise, die ich je in meinem Leben gemacht habe, starb meine Frau, mit der ich mein Leben

verbringen wollte, und es geschah aus einem Fehler heraus, den ich in meinem Übermut gemacht habe. »Auf dem Grund meines Herzens«, sage ich abschließend zu den Herren der Unterwelt, »befindet sich der von mir verschuldete Tod meiner Freundin und aus diesem einen Grund bin ich in die Unterwelt gekommen: um meine Freundin, die unverschuldet und viel zu früh aus dem Leben scheiden musste, aus dem Tartarus zu befreien.« Ich blicke den Herrn der Unterwelt aus meiner knienden Position direkt in die Augen und hätte in diesem Moment mein Leben verwirkt, wenn nicht Persephone ihren Arm auf den des Hades gelegt hätte, der mich nun mit seinem unverwandelten Antlitz anschaut und ob des Einschreitens seiner Frau für einen Moment vergisst, welche Art der Vernichtung er mir zukommen lassen wollte, da ich es gewagt hatte, an ihn eine direkte Forderung zu stellen. Sogleich sehe ich die Gelegenheit und rufe in den riesig anmutenden Palasthallen nach meiner Freundin, die seit guten zwanzig Jahren in der Unterwelt sein musste, doch es vergehen bange Momente, ehe eine Gestalt aus einer der seitlichen Nischen erscheint, die humpelnd auf uns drei zukommt. Hades ist ebenso verwirrt wie ich, da bisher kein Mensch es gewagt hatte, in seinen heiligen Hallen eine Forderung an ihn auszusprechen, geschweige denn sich gegen die Regeln dieses Ortes zu verhalten, doch eben diese Verwirrung will ich nutzen, nehme meine Lyra vom Boden auf und zupfe sanft einige Saiten, die in ihrer Intensität nie etwas Größeres dargestellt haben als in diesem Moment. Äußerst zögerlich erkennt Hades seine Niederlage und weist mir mit einer Armbewegung, dass ich mit meiner Freundin diese Hallen verlassen könne, wenn ich nur mit dem Spielen dieser Musik aufhöre. Sogleich nehme ich meine Finger von den Saiten und sehe, wie Hades in seinem inneren Groll von dannen zieht, aber auch, wie sich die Trauer in den Augen Persephones sammelt, deren Liebesgrollen gegen ihren Gatten erwacht scheint und sich fragt, warum sie keinen habe, der sie für immer aus den Niederungen des Erdinnern befreit. Ich nehme meine Freundin an die Hand und wir verlassen den Palast, laufen über die Ebene und kommen ohne große Hindernisse an den Wasserfall zurück, an dem wir eine Treppe entdecken, die uns zu dem oberirdischen See zurückführt, von dem aus ich meine Reise in die Unterwelt begonnen hatte. Ohne Mühe umrunden wir den See und gelangen an die sandige Stelle, an der das Wasser meine Füße umspült hatte, und erst in diesem Moment traue ich mich das erste Mal auf der Flucht aus der Unterwelt, mich nach meiner Freundin umzudrehen und sie genauer zu betrachten, erkenne ihre makellose Schönheit und freue mich über ihre gelungene Errettung. Wir fallen uns in die Arme und genießen für eine kurze Zeit das Zurückholen einer längst vergessenen Zeit aus den Tiefen meiner Erinnerungen. Ich schließe meine Augen, fühle und genieße ihre Nähe, ihre Wärme und die Einzigartigkeit ihres lieblichen Duftes, fahre ihr durch die Haare, die vom Wind frühlingsleicht umspielt werden, doch ohne Vorankündigung habe ich auf einmal das Gefühl, dass dies alles nicht mit rechten Dingen zugeht. »Wo war das Aufbäumen des Hades und der Persephone, wo das Gebot der Unterweltherrscherin, mich bis zum Verlassen der

Unterwelt nicht zu meiner Freundin umdrehen zu dürfen, warum fehlte der hinterlistige Angriff des Hades, der damit die Verletztheit seiner Frau rächt, wo waren diese ganzen Ereignisse, an die ich mich lebhaft erinnere und dann doch nicht?« Als ich meine Augen erneut öffne, sehe ich, wie sich meine Freundin zu einem Geistwesen verändert. Langsam, doch stetig verblasst ihre Erscheinung. Ich falle auf meine Knie und versuche, sie auf dem Boden zurückzuziehen, doch sie entgleitet meinen Händen und haucht mir kurz vor ihrem Verschwinden »Ich werde auf dich in der Unterwelt warten und wenn es eine Ewigkeit dauern wird« zu, doch dies kann kein Trost für meinen Schmerz sein. Sie löst sich im Nichts auf und lässt mich in meiner Trauer allein, doch das Zulassen der Unmöglichkeit einiger Ereignisse erzeugt in mir neue Gedanken, die mich an der Zuverlässigkeit dieser Realität zweifeln lassen, und ehe ich mich versehen kann, weiß ich unverrückbar, dass dies auf keinen Fall die Wirklichkeit sein kann.

Ich erwache und spüre den Sand um mich herum, der in der nachmittäglichen Sonne eine angenehme Temperatur bekommen hat, doch dieses Wohlgefühl wird sogleich von stechenden Kopfschmerzen abgelöst, unter denen ich mich zum Aufstehen und Anklopfen meiner Kleidung zwinge. Zunächst ein wenig orientierungs- und erinnerungslos suche ich nach dem Weg von diesem abgeschiedenen Strand zurück ins Leben, finde den Durchschlupf nach einigem Suchen und kämpfe mich ins Dickicht zurück, das mich schlussendlich zur Schranke und zu meinem geparkten Auto zurückbringt. Ich steige ein, kämpfe mit dem Gaspedal und der Kupplung, ehe ich rückwärtsfahrend eine Schneise erreiche, in der ich meinen Wagen drehen und nach Hause steuern kann. Sogleich nach dem Einbiegen in die Einfahrt meines Hauses spüre ich die Hektik, die von diesem Ort ausgeht, ich trete ein letztes Mal das Gaspedal durch, ehe ich lautstark zum Stehen komme. Mit einem Satz aus der offenen Tür stehe ich neben dem Auto und laufe, die Schlüssel aus meiner Hosentasche kramend, zur Haustüre, die jedoch unverschlossen ist, sodass ich ohne Zeitverlust reinstürme. Eine Etage über mir, dort, wo ungefähr unser gemeinsames Schlafzimmer liegt, entsteht eine rumpelnde Panik, sodass ich die ersten Treppen wie im Flug nehme, ehe ich auch die letzten hinanstürme, zu unserem Zimmer laufe, die Türe aufreiße und meine Frau nackt im Bett liegen sehe, doch ehe sie reagierend Entschuldigungen vortragen kann, springe ich durch die offene Balkontüre hinaus und sehe, wie ein Mann mit nacktem Oberkörper scheinbar vom Balkon auf die Garage gesprungen sein muss, denn er lässt sich soeben von dieser nach unten in den Garten ab. Ich laufe ins Schlafzimmer zurück, stoße meine Frau zur Seite, ohne sie auch nur eines Blickes zu würdigen, stürme die Treppe hinab, suche dabei meinen Autoschlüssel, finde diesen in der Hosentasche, springe ins Auto und kann es kaum erwarten, den Mann zu jagen, der in meiner Abwesenheit nachweislich mit meiner Frau geschlafen hat. Mein Puls ist donnernd und belebt mein über den Nachmittag erlahmtes Ich, der Wagen schießt die Einfahrt entlang und aus dem Augenwinkel sehe ich durch die Stäbe unseres Zaunes, wie der Mann mit einem ebenfalls

sportlichen Wagen von dannen zischt. »Du solltest auch Angst haben«, denke ich mir und freue mich kindisch über meinen Zorn, der zum Jagdfieber wird, »wenn ich dich in die Finger bekomme, wirst du schon sehen, was du von deiner forschen Art hast.« Ich breche beinahe jede Straßenregel, aber auch der Flüchtende ist kein Kind von Traurigkeit, und zum Glück für die angrenzend lebenden Menschen sind wir unverzüglich auf der großen Schnellstraße, wo ich ihn vor mir hertreibe, ohne ihm auch sonderlich näherzukommen, da der Verkehr ein noch riskanteres Fahrverhalten kaum zulässt. Ständiges Hupen der anderen Autofahrer treibt meinen Puls weiter in die Höhe und ich frage mich, ob ich den Mann dort vorne, in dem mir unbekannten Wagen, kenne oder ob er ein völlig Fremder ist. »Wo hat sie ihn wohl kennengelernt?«, frage ich mich, aber auch, warum dieser lieber sein Leben bei einem Unfall riskiert, als sich mir zu stellen und eventuell eine verpasst zu bekommen, aber just in dem Moment, als ich mich frage, ob diese Verfolgungsjagd die Sache wert ist, jetzt, nachdem ich sein Nummernschild und die Automarke habe, klingelt mein Autotelefon und als ich abhebe, höre ich die Stimme meiner Frau in der Leitung säuseln, sie faselt verstört von Verzeihen, ihrer Schuld und dass ich dem anderen Mann nichts tun solle, doch ich drücke sie aus der Leitung und setze die Verfolgung mit neuem Elan fort, muss erkennen, dass der andere ein gewagtes Manöver kurz vor einer Ausfahrt nutzt, um mich abzuhängen und es gelingt ihm, da mir ein langer Lastwagen die Möglichkeit zum Spurwechsel versperrt und ich auf der Straße bleiben muss, während sich mein Opfer über die Ausfahrt aus dem Staube machen kann. Ich schlage auf mein Lenkrad, doch nur mit halber Kraft, denn die Wut ist mit dieser aufregenden Verfolgungsjagd bereits zum großen Teil verraucht, und als ich die nächste Ausfahrt nehme, um über die Brücke auf die Gegenspur zurückzulenken, geht es mir wieder gut, ich drehe die Musik meines Radios lauter, und die Lieder mitsingend fahre ich beinahe glückerfüllt nach Hause. Dort angekommen bemerke ich, dass sie noch zu Hause ist, doch beim Eintreten ins Haus ignoriere ich sie und es bringt mir eine innere Genugtuung, sie derart links liegen zu lassen, dass sie wütend und erbost, aber auch um ihren Fehltritt wissend, die Treppe theatralisch hinaufstapft und die Schlafzimmertüre mit dem größtmöglichen Effekt zuwirft. Lächelnd gehe ich in die Küche, trinke und esse ein wenig, warte auf ihre Rückkehr, doch sie scheint sich lieber im Schlafzimmer einzuschließen, nehme nach der Mahlzeit meine Tasche und verlasse das Haus in Richtung Stadt. »Dies wäre kein schlechter Abend, um sich einmal so richtig abzuschießen«, denke ich, und der Gedanke gefällt mir, sodass ich erneut das Gaspedal weit durchtrete, in die Stadt rase und den Wagen in einem innerstädtischen Parkhaus abstelle, mit dem Wissen, dass ich diesen heute nicht mehr brauchen werde. Langsam und mit dem Genuss der Vorfreude auf diesen Abend verlasse ich das Parkhaus, suche mir ein nettes Geschäft und kaufe mir einen überteuerten Seidenschal, werfe diesen mir um und gehe flanierend in der Innenstadt umher und freue mich jedes Mal, wenn das Augenpaar einer aufreizenden Schönheit meinen Bewegungen folgt. Ich gefalle mir in der Rolle

des Spielers, dessen einzige Existenznöte die Schönheit der Begleitung und der Glanz des zu verbringenden Abends zu sein scheinen, und äußerst zügig haben dies auch die anwesenden Frauen erkannt, die ich ohne Mühe und Not zu einem gemeinsamen Tête-à-Tête einladen kann. Mit drei Frauen zur gleichen Zeit sitze ich an einem Ecktisch in einer schicken Bar und lasse uns die teuersten Bestellungen an den Tisch bringen, in dem sicheren Wissen, nur auf diese Art und Weise genug Eindruck auf die Frauen machen zu können, die sich nur Männern mit genügend Geld für die Nacht anvertrauen. Langsam, aber beständig steigt mein Benebelungszustand, und indem die beisitzenden Frauen die Getränke eher nippend als gießend zu sich nehmen, habe ich bald einen deutlichen Berauschtheitsvorsprung, der mich bezahlen und uns aus der Bar verschwinden lässt. Wir gehen in den Straßen umher und schauen hier und dorthin, meine Hauptangelegenheit ist es, mit den drei Schönheiten gesehen zu werden, doch sie haben eine andere Marschrichtung abgesprochen und zerren mich Willenlosen und ihnen Ausgelieferten in ein nahes Luxushotel, in dem sie ein Zimmer gemietet haben müssen, denn sie brauchen weder eins anzumieten, noch einen Schlüssel zu holen, sondern wir steigen amüsiert und gegen meine sonstige Ernsthaftigkeit forsch und ohne Hemmungen gemeinsam in den Aufzug und fahren in die Höhe. Als ich mit den dreien aussteige und wir in ein angrenzendes Zimmer gehen, merke ich sogleich, welche drei Damen ich mir in dieser Bar geangelt habe, doch an diesem Tag ist mir alles gleich, ich lasse meine über das Leben gesammelten und streng praktizierten Prinzipien fallen und genieße die anmutigen Bewegungen meiner Begleiterinnen, die es verstehen, sich stets zu zweit um mich zu kümmern, während die dritte im Nebenraum verschwindet. Als alle drei nacheinander für einen kurzen Moment verschwunden waren, komme ich an die Reihe. Zwei nehmen mich am Arm und führen meinen wehrlosen Körper ebenfalls in den Nebenraum, wo ich mich auf einen Stuhl setze und dem Kommenden harre. »Du wirst dich gleich auf eine Reise begeben, deren Anfang und Ende du niemals ermessen wirst, die aber zu durchschreiten dein Ein und Alles sein wird«, sagt die eine geheimnisvoll und mich durchfährt jenes aufregende Gefühl des Neuen, das unmittelbar vor einem steht und dessen Beginn man kaum abwarten kann. – »Du wirst dich aus dieser Realität verabschieden und in eine vollkommen andere eintauchen, die aber, obgleich sie nicht die wahre Wirklichkeit ist, dennoch näher an deiner Realität ist als jene, die du verlässt«, haucht mir die zweite ins Ohr und es rieselt mir intensiv den Rücken hinunter. – »Wenn du von deiner Reise zurückkehrst, bist du ein anderer Mensch als jener, der du warst, als du dich in unsere Hände gegeben hast«, wispert die dritte, doch ihre Worte klingen wie Musik hinter meinem Schädel, »du musst uns dreien vollkommen vertrauen, sonst wirst du niemals auf die Reise gehen können, denn ohne Vertrauen wirst du nur Kopfschmerzen, elende Kopfschmerzen bekommen.« Stammelnd bejahe ich, dass ich den dreien endlos vertraue, und bereits mit dem Eintreten der Frauen in mein Leben wusste ich darum, dass meine Schwelle diese Nacht derart gering sein würde, um auch nur

jeden möglichen Reiz der nächtlichen Aktivitäten zu erfahren. Eine der drei Frauen greift in irgendeine Tasche und nimmt eine harmlos aussehende Pille heraus, die sie ohne ein weiteres Wort auf den Tisch vor mir legt. Zunächst fixiere ich alle drei Damen und denke mir, dass es nicht gut sei, wildfremden Menschen derart zu vertrauen, eine Pille zu nehmen, deren Wirkung nicht bekannt, geschweige denn vorhersehbar ist. Alle drei nicken und weisen mit ihrem Kinn auf die Pille, sodass ich diese fixiere und erstaunt bin, als diese sich urplötzlich zweiteilt und verdoppelt vor mir liegt, doch damit nicht genug, sogleich teilt sie sich erneut, die beiden werden zu vier Pillen, welche wiederum zu acht und zu sechzehn Pillen anwachsen, die in einem Vier-mal-vier-Karree sorgfältig vor mir ausgebreitet liegen. Ich verliere die Geduld, vor allem bei der Betrachtung der perfekten Ausrichtung der Pillen, aber auch wegen der Angst, dass sie sich weiter vervielfachen und ich umso mehr schlucken muss. Ohne dass ich die Bewegung erahnt hätte, stellt eine der drei Frauen mir ein Glas neben die sechzehn Pillen, die ich mit einem Rundumschlag meines Unterarms in die andere Hand wische, die als Schale dient, und führe diese heftigst an meinen Mund, sodass alle Pillen in meinen Mundraum springen und mit einem kräftigen Schluck Wasser den Weg in meinen Organismus finden. Zunächst geschieht nichts Außerordentliches, natürlich nicht, da die Substanzen erst im Darm diffundieren müssen, ehe das Blut diese in den Teil des Gehirns transportiert, wo sie mit den anderen chemischen Substanzen reagieren und mich in das Land der Phantasmagorien schleudern. Ohne Widerstand zu leisten, lasse ich mich von den drei Frauen ins wohnliche Zimmer zurückführen, wo sie mich auf das Sofa setzen, selbst ein wenig von mir zurücktreten und mit einem indischen Schlangentanz beginnen, wobei ich ab und an das Gefühl habe, dass sie untereinander die Form verlieren und zu einer Person mit sechs Armen und sechs Beinen werden, die mich umso intensiver erregt, als dass sie mit drei Köpfen gleichzeitig meinen umgarnt, um mir gleichzeitig in die Lippen und in beide Ohrläppchen zu beißen. Der Schlangentanz wird immer intensiver und langsam verliere ich den Kontakt zu meiner Umgebung, die Wand im Hintergrund verschwindet und wird zu einem unendlich erscheinenden und in der Abendsonne daliegenden Ozean, während das Sofa, auf dem ich sitze, verschwindet und zu einem luftigen Kissen wird; schwebend genieße ich die neuerlich begonnenen Wasserspiele der drei Nixen und frage schon lange nicht mehr nach dem Warum. Doch mit dem Untergang der Sonne verzerrt sich mein Zeiterleben, und ich werde nach vorne gerissen. Das volle Gewicht, das ich jetzt erneut verspüre, liegt jetzt auf meinem Vorderkopf, sodass ich die Augen schließen muss und sie erst wieder zu öffnen vermag, als ich in der Zeitverzerrung anhalte und erneut festen Boden unter meinen wackeligen Füßen verspüre.

Ich öffne meine Augen und befinde mich in einer anderen Umgebung als jener, die ich vor meiner Reise verlassen habe; diese Umgebung ist sogar so anders, dass ich mir kaum vorstellen kann, diese Welt sei Teil meiner Welt, die ich verließ, doch da überall Menschen in erstaunlich einfachen

Gewändern herumlaufen, muss ich annehmen, dass ich mich noch auf dem Planeten Erde befinde. Doch zu welcher Zeit und in welchem Mikrokosmos des Lebens, das bleibt mir zuerst verwehrt, aber alsbald erkenne ich einige Schriftzeichen, die ich mit Mühe und Not für mich übersetzen kann, und stelle fest, dass ich in einem Spiel gelandet bin, einem Spiel für glasige Perlen, also für Glasperlen. »Doch wo findet das Spiel statt?«, frage ich mich, als ich die in wechselnden Gruppen herumstehenden Menschen überblicke, die sich mit gedämpfter, aber sicherer Stimmlage über Erkenntnisse unterhalten, deren Inhalt mir mehr als verworren erscheint. Im Hintergrund spielt eine kleine Gruppe von Jugendlichen die reinsten Klänge, die jemals zu meinem Ohr gedrungen sind, sie interpretieren die barocken Meister in einer Klarheit, als ob sie selbst und alle zusammen den Komponisten bilden würden, und ich wage mich vorwärts, auf eine Gruppe zu, die sich nicht um meine Anwesenheit und mein Andersaussehen zu kümmern scheint, doch als ich an mir herunterblicke, erkenne ich die Verwandlung. »Daher kommt es«, denke ich mir, »dass sie mich nicht als einen Außenstehenden erkennen, denn ich scheine einer von ihnen zu sein, zumindest trage ich dies nach außen vor.« Bereitwillig nehmen mich die drei Herren in ihre Mitte auf und ich nicke allen dreien zu, die mich jedoch verstört anblicken und zunächst ihre Besprechung fortsetzen, ehe sie mir die Gelegenheit geben, mich vorzustellen. Da ich keine Ahnung habe, was ich sagen soll, nehme ich einfach meinen Namen und sage zugleich, woher ich stamme, und erkenne, welche großen Augen die drei machen, als sie meinen Herkunftsort erfahren. »Ich wusste bisher gar nicht«, beginnt der eine unverblümt, »dass wir an diesem Ort ebenfalls eine Abteilung haben, aber ich bin gespannt zu erfahren, wie man sich dort die weiteren Schritte vorstellt, die wir zu gehen gezwungen sind.« Im ersten Moment zucke ich unmerklich zusammen, denn ich habe weder eine Ahnung von dem Orden, in dem ich gelandet bin, noch von den anstehenden Veränderungen, die nötig sein sollen; zu meinem Glück übernimmt derjenige, der bisher stets geschwiegen und zugehört hat, das Wort und sagt in einem derart überzeugenden Ton, dass ich ihm alles geglaubt hätte: »Es gibt nach den vielen Jahren der absoluten Wissenschaft einige Stellen, an denen wir vergessen haben, uns weiterzubilden, sodass diese Schlupflöcher zu großen, klaffenden Wunden in unserem geistigen Universum wurden und jetzt mit aller Macht zurückschlagen! Ich hatte auch gedacht, all unsere Werkstätten zu kennen, doch mitunter unterläuft uns allen einmal ein gravierender Fehler, doch die wahre Stärke des menschlichen Geistes liegt im Umgang mit dieser Veränderung.« – Nun fällt auch der dritte ins Wort und fragt: »Wie stehen Sie zu den Veränderungen, die aus der Sicht eines Nichtkatalanen gewiss objektiver sein können, als wenn man das Leben im Gesamten oder seit langem in einer Ordensstelle verbringt? Was ist die Essenz ihrer Gedanken, wenn sie an das Glasperlenspiel oder an die Organisationsstruktur des Ordens denken, daran, wie wir die jungen Menschen vom allwissenden Geist der Wissenschaften überzeugen und an den Orden heranführen können?« Während die beiden seitlich stehenden Herren gespannt auf meine Worte warten,

durchdringt mich der mittlere, der scheinbar ein wichtiger Mann sein muss, mit seinem Blick, der aber keinesfalls bohrend-nachforschend, sondern allenfalls gütig-tolerant mich auffordert, meine Meinung kundzutun. Auf die Schnelle will mir nichts einfallen, was ich zu dem Ganzen, das ich nicht kenne, sagen soll, und ich bleibe bei meiner Suche nach einem geeigneten Punkt stets bei dem Gedanken hängen, der mich seit Anbeginn meines Aufenthaltes beschäftigt: »Wo liegt der tiefere Sinn, ein Spiel das Glasperlenspiel zu nennen, wenn diesem Treiben das Naive, das Kindliche, das Einfache fehlt: das Spiel mit den gläsernen Kugeln?« Vielfältige Reaktionen kann ich mir in diesem Moment ausmalen, doch jene, die folgt, ist mir derart unbegreiflich, denn mit dem Aussprechen dieser Frage horchen alle Umstehenden mitten im Gespräch auf und gesellen sich um uns, sodass wir alsbald in der Mitte eines riesigen Ordnungsraums stehen, dessen geistvolle Stille nicht nur mir, sondern womöglich allen Angst macht. Das Treiben, das niemals voll ausgeprägt schien, hat mit der mir naheliegendsten Frage ein Ende gefunden, sodass ich mir die Frage stelle, wie lange es derartige Versammlungen bereits geben muss, in denen nicht mehr über die wesentlichen Dinge des Zusammenkommens gesprochen wird, sondern allein die abstrakten Angelegenheiten im Vordergrund stehen. Ich schließe die Augen, atme die verbrauchte Luft der vielen Münder um mich herum ein, doch bevor ich meinen Satz weiter auszuführen vermag, verliere ich erneut den Kontakt zur Welt, mein Gewicht wird nach vorne gerissen und ich wage es kaum, auch nur eine ungewollte Bewegung zu machen, ehe ich keinen festen Boden mehr unter den Füßen habe.

»Sie sehen erregt aus«, dringt eine neue Stimme an mein Ohr. Ich öffne meine Augen und merke erst jetzt, dass ich in eine Wolldecke eingepackt auf einem Balkon inmitten einer winterlichen Berglandschaft sitze, mir gegenüber ein junger Mensch, dessen Lesestunde ich unterbrochen haben muss, denn sein aufgeklapptes Buch liegt auf seinem Bauch, während er mich mit neugierigen Augen anblickt. »Sie haben bestimmt Temperatur«, fährt er mit seiner Rede fort, »sie sollten sie schleunigst mal messen, haben sie denn eines, ich meine, besitzen sie ein Thermometer, um sich die Temperatur zu messen?« Unfähig, dem allzu forschen Blick und der überrumpelten Rede etwas entgegenzustellen, schüttele ich den Kopf und mein Gegenüber schält sich aus seiner Deckenumklammerung, sagt, dass er gleich wieder da sein, nimmt einige Geldmünzen aus einer Schublade und verschwindet aus dem Zimmer. Erstaunt blicke ich mich um und erkenne, dass dies wohl ein Kurort in den Bergen sein muss, dessen magisch anmutende Kraft in meine Lungen und meinen Geist dringt, und obwohl mein Gesicht und meine Hände leicht frieren, ist die Decke, die mich umwickelt, derart angenehm, dass ich keinerlei Kälte verspüre, mich aber auch kaum nach rechts und links wenden kann. Aus der Ferne dringt leichte und köstliche Musik an meine Ohren, die der luftigen Umgebung ein wärmendes Gefühl gibt, sodass das Warten auf die Rückkehr meines Gegenübers auszuhalten ist. Als dieser in den Raum zurücktritt, hält er triumphierend ein

Thermometer in die Höhe und bekennt, dass er, entgegen den Vorschriften, der Hauptkrankenschwester eins abgekauft habe, nicht ohne ein Lächeln auf ihre schelmischen Lippen zu zaubern, und nun solle ich es austesten, um die Blutwärme zu untersuchen. Ich nehme das Gerät an mich und bekenne, dass ich mich erst nachher messen möchte, da ich im Moment nicht gerade schlecht hier liegen würde, und frage, ob er sich nicht zurück auf seinen Liegestuhl wickeln wolle, damit wir ein wenig plaudern können. »Gern«, gibt mir mein Gegenüber zurück, »wie Sie wünschen, es ist ja Ihr Blut, das vielleicht kocht, obgleich sie es an dieser frischen Luft kaum zu spüren vermögen«, und wickelt sich mit einer erstaunlichen Technik, die bestimmt auch bei mir angewandt worden ist, in die Decke. Im Vorbeigehen muss er zwei Zigarren mitgenommen haben, doch da ich mich als Nichtraucher zu erkennen gebe, ist er so frei und zündet sich eine an, mit einer Sorgfalt, dass ich um den Genuss seinerseits sicher sein kann. – »Was ist«, beginne ich, nachdem das Schauspiel um die Zigarre ein Ende gefunden hat, »der Grund für das eingewickelte Liegen auf diesem Balkon, da es draußen klirrend kalt ist und einem die Ohren und die Nase frieren?« – »Genau kann ich Ihnen das nicht sagen«, gibt mir mein Gegenüber zurück, »und ehrlich gesagt habe ich auch erst vor kurzem damit begonnen, mir darüber Gedanken zu machen, aber ich kann nur behaupten, was ich selbst verspürt habe. Da wir bei jedem Wetter hier draußen liegen, ist es so etwas wie die Isolation des Geistes und des Körpers von der Gemeinschaftlichkeit, die wir hier oben ansonsten zusammen pflegen; wenn ich mich in meine Decke einwickle und mit meiner gesamten Existenz den Rückzug in die Einsamkeit antrete, dann falle ich mit mir selbst vor einigen Stunden zusammen und es gelingt mir, die Veränderung zu erkennen, die den menschlichen Geist zu immer neuen Erforschungen und Tatsachenerkenntnissen reizt! Verstehen Sie, es geht nicht so sehr um das Liegen, sondern vielmehr um die Erkenntnis, dass es nur eine Bildung gibt und jene bedingt beides: das Zusammensein in einer großen Menschengruppe, in der alle Wissenschaften, ob nun der reinen oder der sozialen, in Diskussionen erörtert werden, und das für sich alleine sein. In diesem Abschnitt liegt der besondere Reiz darin, sich darüber klar zu werden, was die neuen Erfahrungen für die Einordnung in das gesamte System der philosophischen Wissenschaft bedeuten; man stellt sich bildlich gesprochen auf die Spitze des Eisberges aller Wissenschaften und vermisst mit seinen subjektiven Gefühlen, wie viel möglicherweise noch unter der Oberfläche versteckt sein muss.« – »Und diese Erkenntnis nimmt man dann mit sich und trägt sie erneut unter die Menschen, um den Diskurs und den Disput in Gang zu halten, sodass letzten Endes eine Bildungskette entsteht, deren einzelne Glieder fest und unverrückbar ineinander greifen?«, frage ich, obwohl ich um die Wahrheit meiner Worte bereits weiß, doch zugleich ist ja die Grundbedingung jeder Wahrheits- und Wissenschaftsforschung die Unterredung mit anderen Suchenden, und ich bemerke, wie mein Gegenüber leicht nickt, fast ganz in seine Gedanken versunken. »Sie haben wahrscheinlich recht«, sage ich und fühle meine glühende Stirn, »ich sollte

besser meine Temperatur messen, da mir augenblicklich ein wenig schwindelig wird«, stehe auf und versuche, mich aus der Decke zu wickeln, doch ehe mir dies gelingt, ist mein Gegenüber aufgesprungen und hält mir das Thermometer direkt vor den Mund, sodass ich es nur noch unter die Zunge zu nehmen brauche. »Danke«, stoße ich beschwert hervor, doch er wiegelt ab und sagt, dass ich die nächsten sieben Minuten absolutes Schweigen einhalten müsse, während er den Zeiger seiner Taschenuhr im Auge behält. Es vergehen bange Minuten, in denen sich der Brand in meinem Körper weiter ausbreitet, sodass es mir kaum gelingt, die Messzahl nach der abgelaufenen Zeit abzulesen, doch da diese über die kritische Marke von vierzig Grad gesprungen ist, springt mein Gegenüber alarmierend auf und möchte vermutlich Hilfe holen, doch meine Besinnung schwindet, ich schließe die Augen und verspüre erneut das Ziehen der Zeit, das meinen Körper gefangen nimmt.

Ich öffne erst wieder die Augen, als der Brand in meinem Körper gelöscht scheint, und ich mir sicher sein kann, dass ich nicht mehr in diesem eingewickelten und völlig hilflosen Zustand auf dem Balkon des Kurhotels in den Bergen sitze. Mutlos möchte ich niedersinken, als ich erkenne, dass ich mich an einer Reling eines schwankenden Schiffes befinde, das auf eine Insel zusteuert, die sich inmitten der stürmenden See gegen die Wellen wehrt, eine Insel, deren Küste mit großen und ehernen Türmen und Zinnen bebaut ist und deren Hafen im Hintergrund von glänzenden Kuppeln beschmückt wird. Neben mir sehe ich Männer, die in dicken Pelzmänteln der Kälte trotzen und dem Schiff die letzten Wendungen mit auf den Weg geben, damit es sicher und ohne Probleme in den Hafen einlaufen kann, wo uns bereits eine große Menschenmenge empfängt, ganz so, als ob wir wichtige und hochstehende Persönlichkeiten sind, doch allesamt sind wir einfache Händler, die sich bei jedem Wetter auf die Meere trauen, um die Waren an den verschiedensten Orten feilzubieten. Ich höre, wie die staunenden Männer neben mir leise davon flüstern, dass bei der letzten Vorbeifahrt auf dieser Insel nicht mehr als eine alte, knorrige Eiche gestanden hätte, doch innerhalb eines halben Jahres sei diese prachtvolle und atemberaubende Stadt entstanden, als ob sie einfach aus dem stürmenden Meere aufgetaucht oder herbeigezaubert worden wäre. Gebannt blicke ich über die angesammelten Sehenswürdigkeiten und lasse mich gerne mit meinen Kameraden von den Menschen zum Palast des Zaren führen, den alle Gwidon rufen. Dabei laufen wir die Straßen mit den schönsten und anmutigsten Gebäuden ab, die ich jemals in diesen Gefilden zu sehen bekam, und ich freue mich bereits auf die Herrlichkeit des Zarenpalastes, aber auf dem Weg dorthin geschieht beinahe jeden Augenblick etwas Wunderbares, denn unter einem hohen Tannenbaum, der zu jeder Jahreszeit frei von Verfall scheint, sitzt ein Eichhörnchen, das im Takt eines Liedes Nüsse knackt, jedoch keine gewöhnlichen, sondern solche, deren Schale aus Gold ist und der Kern im Innern ein smaragdener Edelstein ist. Natürlich ist dieses kleine Eichhörnchen das Heiligste, das der Zar zu bewachen hat, daher schreibt eine ganze Schar von Schreibern nieder,

wie viele Nüsse und in welcher Anzahl das Getier die Reichtümer im Innern ansammelt. Zudem werden alle Beteiligten streng von den besten Männern des Zaren bewacht, sodass sich niemand traut, auch nur den Gedanken an einen Raub zu haben. Schulterzuckend über einen derart übermäßigen Reichtum ziehen wir weiter und staunen über weitere Wunder, deren Erwähnung kaum der Rede wert scheint, bis wir auf dem Vorplatz des über allem thronenden Palastes stehen, der sich selbst hinter einer starken Mauer versteckt und auf das anbrausende, stürmische Meer hinabschaut, dessen Wellen sich schäumend nach oben wälzen und auf den öde daliegenden Strand vor der Stadt niederbrechen. Just in dem Moment, als ich meine Augen von diesem betörenden Schauspiel abwenden will, sehe ich aus den zusammenfallenden Wassermassen eine Armee von dreiunddreißig Rittern aus den Fluten ans Land springen, riesenhafte Jünglinge, die mit ihren stählernen Rüstungen und Waffen jede Armee eingeschüchtert hätten; sie umrunden, angeführt von dem gewaltigen und mutigen Tschernornor, die Stadtmauer, befinden, dass alles seiner Ordnung entspricht, und verschwinden zurück ins Meer, dorthin, woher sie aus den Wellen entstanden sind. Dieses Schauspiel zeigt mir nach der herben Schönheit der Landschaft und dem unendlichen Reichtum dieser Stadt die ungeheure Macht des Zaren und lässt mich tief beeindruckt und auch ein bisschen eingeschüchtert in den inneren Palast eintreten, wo wir bereits vom Zaren erwartet werden, der uns an seinen festlich gedeckten Tisch bittet. Im ersten Moment genießen wir die herzliche Wärme des Zaren, doch weder seine unermesslichen Schätze noch seine großzügige und gastfreundliche Lebensart hätten uns auf die Begegnung mit der Zarin vorbereiten können, die das Ebenbild eines Sterns sein muss, so sehr glänzt ihr Wesen. Sprachlos und überwältigt von den Eindrücken nehme ich an einem Tische Platz und suche mir das beste Essen zusammen, das ich je genossen habe, doch mit einem Mal stellt sich ein seltsames Gefühl in meinem Bauche ein, das scheinbar von meinem Kopfe ausgehen muss, denn mit dem Erklimmen der größtmöglichen Schönheit und des unendlichen Reichtums beginnt mich das Leben anzuöden, das Berauschen an dem Absoluten ist zugleich das Eingestehen, dass es niemals wieder einen derartigen Höhepunkt gibt und mitsamt meinen Fragen schließe ich meine Augen und rieche, dass sie die Welt außerhalb verändert haben muss, denn es riecht nicht nach Wein und Gebratenem, sondern nach einem frühlingshaften und sonnenverwöhnten Garten, der die ersten betörend duftenden Blüten austreibt.

Ich sitze auf einem Gartenstuhl mit breiter Lehne, es fühlt sich wie Holz an, was unter meinen Fingern entlanggleitet, als eine freundliche, dennoch bestimmte Stimme sich mir entgegenrichtet und mich direkt anspricht. »Sind sie derselben Meinung«, tönt es an mein Ohr, »dass es an der Zeit ist, die Weltliteratur in den Rang einer Universalität zu erheben, indem man aus jeglicher Nationalliteratur das Musterhafte, das die Griechen in einer nie mehr dagewesenen Reinkultur zelebrierten, extrahiert, sodass ein Substrat der besten und schönsten Gedanken entsteht, das dem

ästhetischen Menschen dazu dienen kann, als Literat in die Gesellschaft zu wirken, um mit ihr eine befruchtende Wechselwirkung zu erreichen?« Geschockt von dem Erkennen, dass ich in diesem Garten Goethe und Eckermann gegenübersitze, gelingt es mir kaum, auch nur einen klaren Gedanken zu fassen, sodass ich erst dem einen, dann dem anderen verblüfft ins Gesicht schaue. – »Demnach wollen Sie gar nicht die Nationalliteraturen abschaffen«, beginnt Eckermann und hilft mir damit, mich ein wenig zu sammeln, »um eine höhere Instanz zu erschaffen, sondern ein sich Auflösen und ein Ineinanderübergehen, als ob der eine Zustand grenzenlos wird und im anderen verschwindet?« Nun ist es an Goethe, für einen kurzen Moment sinnenderweise seinen Blick auf Eckermann ruhen zu lassen, ehe er sich zu einer Erwiderung entschließt, die von mir mit Spannung erwartet wird. – »Sehen Sie, Shakespeare, die Römer, die Griechen, ja, alle Literatoren von Rang haben doch ihre gemeinsame Wurzel in der Verwendung von Sprache und dem darin liegenden Transport von Werten, Ansichten und Weisheiten, sodass letzten Endes alles in einer Literatur, der Weltliteratur, zusammenfällt, die offen ist für jegliche Eigenart, die die Menschen ihr Eigen nennen können. Denn wie es auch immer um die Staaten stehen wird, wie sich die Welt auch in der Zukunft entwickeln wird, eines bleibt doch stets dasselbe: Jeder auf der Erde lebende Mensch ist Teil der universellen Menschheit, unabhängig von Nationalität, Sprache, Ansichten und Glaubensfragen, und daher ist es Aufgabe der Literatur, die keine Grenzen im Geist kennt, zu einer Verständigung der Menschheit beizutragen, von der sie sich leider jedoch momentan sehr weit entfernt sieht. Nehmen Sie zum Beispiel meinen Faust: Dort sind für Mephistopheles und Faust keine Grenzen im Denken und Wirken gesetzt, sodass eine Säkularisierung des Geistes nicht stattfinden kann.« Mit dem Verhallen seiner Worte schaut Goethe in die Ferne und ist mit seinen Worten zufrieden, allein Eckermann und ich sind wortlos und fragen uns, was wir darauf antworten sollen. »Ich glaube«, beginnt Goethe erneut, »wir sollten eine kleine Reise machen, damit das Ganze der verschwimmenden Grenzen ein wenig verständlicher ist. Schließen Sie die Augen und stellen Sie sich vor, es gäbe keine Grenzhaftigkeit, sondern lassen Sie es zu, dass sich der Geist dorthin bewegt, wohin er möchte, und legen Sie ihm keine Steine in den Weg, die allein aufgrund irgendwelcher gesellschaftlicher Konventionen existieren, und sie werden erkennen, was wahrhaftige Freiheit bedeutet.« Ich schließe langsam die Augen und spüre ein selten verspürtes Wohlgefühl, das sich in meinem Körper ausbreitet, doch sogleich potenziert sich dieses Gefühl ins Unermessliche des gemeinsamen, wilden Tanzes, den ich unter vielen Hexen um ein Feuer auf dem Brocken vollziehe, mit den Armen hin- und herschwinge und nicht selten irgendwelche Essenzen in die Flammen werfe, die in einem lauten und rauchigen Getöse verpuffen. Wir laufen uns in Ekstase und steigern im rhythmischen Lauf immer weiter unsere Manie, bis ich im Augenwinkel die beiden Beobachter wahrnehme, die seit geraumer Zeit an der Seite des Feuers stehen müssen, und beim nächsten Umdrehen erkenne ich Mephistopheles und Faust, jedoch leidlich anders als gewöhnlich, nämlich

tragen beide andere Köpfe als die allgemein imaginierten. Mephistopheles ist dem jüngeren Goethe sehr ähnlich und bei genauerer Betrachtung erkennt man sogar dasselbe Blitzen in den Augen, wenn unser Tanz an Intensität gewinnt, und Faust, mit dem Gesicht Eckermanns, scheint dagegen eher abweisend zu sein, je gefühlsausgelassener wir Hexen tanzen. In meinem Herzen, das die Wildheit kaum noch zu bändigen weiß, beginnt ein Kampf auf Leben und Tod, und obwohl ich Faust in meinem Leben liebgewonnen habe, obsiegt das Vernichtende, sodass ich bei einem der Umläufe aus der Gruppe ausschere und auf Faust zufliege, um mir sein Leben zu nehmen, doch Mephistopheles stellt sich dazwischen und ich pralle an ihm ab. Mit dem Zubodenstürzen und dem Aufwachen aus meinem bacchantisch-dämonischen Taumel erkenne ich die Riesenhaftigkeit meines Gegenübers und weiche mit leichter Hast zurück. »Jetzt noch nicht«, dröhnt es aus der Erscheinung des Mephistopheles, »Faust braucht noch eine Weile, ehe er sich und sein Leben vollkommen aufgegeben hat, sodass er bereit ist, sich mir zu überantworten. Geh und flieg hinfort«, sagt er zu mir und zeigt auf den Mond, »flieg zum Mond, bis dich deine Kraft verlässt, um im Niederfallen zu erfahren, was Losgebundenheit von der Welt bedeutet!« Ohne einen Gedanken an die Wertigkeit seiner Aufforderung zu verschwenden, nehme ich meinen Hexenbesen und bin keineswegs erstaunt, als ich mich mit ihm in die Lüfte erheben kann, drehe mich Richtung Mond und fliege geschlossenen Auges in eine Freiheit, die ich zuvor im Garten Goethes ebenfalls verspürt habe.

»Devenere locos laetos et amoena vireta fortunatorum nemorum, sedesque beatas; largior hic campos aether et lumine vestit purpureo, schrieb dereinst Virgil", tönt eine jugendliche Stimme an mein Ohr, und als ich die Augen öffne, befinde ich mich in einer völlig andersartigen Welt, von der ich weder den Geruch noch die Szenerie zu bestimmen vermag. Vor mir sitzt eine kleine Gruppe Forscher, die von einer großen Ansammlung wuseliger Indios umringt wird, die allesamt nackt oder nur mit einem kleinen Lendenschurz durch die Lande ziehen, und ohne sonderlich darüber nachgedacht zu haben, fällt mir sogleich nur ein möglicher Ort ein, an dem ich mich befinden kann: Das sagenumwobene O-Tahiti inmitten des riesigen Weltmeeres, das den Namen Pazifik trägt und sich auf der entgegengesetzten Seite von Europa befindet, von dem ich wie im Fluge hierher gereist bin. »So, jetzt müssen wir aber weiter, sonst schaffen wir es heute nicht mehr auf den Berg, auf dem wir Untersuchungen über die Beschaffenheit der Insel anstellen wollten«, sagt der ältere der beiden scheinbaren Anführer der Gruppe, »Georg, achte darauf, dass die Eingeborenen sorgsam mit unserem Gepäck umgehen, auch wenn wir selbst die wichtigsten Gerätschaften tragen.« Mit einem wohlmeinenden, aber auch mit einem rebellischen Augenaufschlag entgegnet Georg, dass er darauf achten werde, und befindet sich sogleich am Ende der Gruppe, damit auch ja niemand entwischt. Ich geselle mich zu ihm und blicke Georg von der Seite an, sehe, wie seine jugendlichen Backen von der Anstrengung apfelrot werden und wie er mit

jedem Blick, den er in die Welt hinaus sendet, nach neuen Pflanzen- und Tierarten sucht. Stets ist er der Forscher und kennt demnach auch kein anderes Leben, sodass er die vielen Seitenblicke der anderen nicht mitbekommt, die alles zwischen Neid und grenzenloser Gehorsamkeit widerspiegeln. Es geht steil bergan und in diesem feuchtwarmen Klima ist es eine besondere Anstrengung, den Weg vor Entkräftung und in die Augen laufendem Schweiß nicht aus den Augen zu verlieren, zudem leidet die Konzentration, sodass der eine oder andere mithin in ein Loch tritt oder sich in einem Farngestrüpp oder Ähnlichem verfängt. Nur sehr langsam schlagen wir uns in den dichten Busch und müssen zugleich stets auf der Hut sein vor den Gefahren, die auf dem Weg auflauern können, denn mit großer Sicherheit gibt es hier Wesen, deren Substanzen ausreichen, um das menschliche Leben schnell und wirkungsvoll auszulöschen. Der Mittag ist bereits erreicht, soweit man das an dem Sonnenstand ablesen kann, und zuerst unmerklich, doch dann immer zügiger schwindet die Dichte des Urwaldes, sodass wir ab und an einen Blick auf die Weite der Insel und den dahinterliegenden Ozean werfen können, der in smaragdgrünen, sanften Bewegungen das unfassbare malerische Ambiente dieser Wirklichkeit unterstreicht. Auf einer Lichtung machen wir im Schatten eines großen Palmenbaumes eine Pause und nach einer kleinen Stärkung habe ich die Muße, ein wenig herumzugehen, um die Aussicht und die Einzigartigkeit meiner Umgebung zu erfassen. An den Rand einer Ebene tretend, erkenne ich weiter unten, dem Strande vorgelagert, die beiden Schiffe unter dem Cook'schen Kommando, die von einer Unzahl an kleinen Canots belagert werden, in denen allesamt Eingeborene darauf warten, Lebensmittel gegen wertlose Glasperlen und anderen Tand einzutauschen, deren Wert sie bedeutend höher einschätzen als die Seefahrer. Für einen langen Moment vergesse ich alles um mich herum und fühle die unentbehrliche Freiheit des Geistes, die allein außerhalb der gesellschaftlichen Strukturen in dieser Intensität möglich ist, obwohl ich mir eingestehen muss, dass ich einer Rückkehr niemals absagen würde. »Welches Glück müssen die Menschen von O-Tahiti verspüren«, denke ich mir und schließe die Lider, hinter denen der Blick auf die Weite des Meeres verbleibt, »indem sie Tag für Tag die Natürlichkeit und Einfachheit ihres Lebens genießen können, ohne die gesellschaftlichen Zwänge der weiterentwickelten Zivilisation verspüren zu müssen?« Ich atme aufseufzend aus und frage mich, ob ich eine Antwort auf die Frage geben kann, inwieweit ich ernsthaft glaube, dass die zivilisierte Welt eine Fortentwicklung ist, doch ohne eine geben zu können, spüre ich das Ziehen an meinem Körper, das mich zunächst auf die offene See, dann aber in immer schneller werdenden Bewegungen weit darüber hinaus mit sich fortnimmt.

Auf- und niederwippend ahne ich bereits, wohin es mich dieses Mal verschlagen hat, und nach dem beißenden Geruch in meiner Nase zu urteilen, hat dieser Esel seit langem kein Wasser mehr auf seinem Fell verspürt, doch das gleißende Licht, das sofort nach dem Öffnen in meine Augen fällt, lässt es kaum zu, dass ich mir das Vieh einmal genauer ansehe. So muss ich die erste Zeit blind

voranreiten, ehe sich meine Augen peu à peu an das vom Boden reflektierte Licht gewöhnt haben. Zudem macht mir die drückende Hitze zu schaffen, die mir weitaus unangenehmer erscheint als die feuchtwarme auf O-Tahiti, und erst nach einigen Momenten erkenne ich, dass es mich an den Rand einer Wüstenlandschaft verschlagen hat, was einigermaßen verwunderlich ist; das Verwunderlichste jedoch ist das Bemerken meiner beiden Begleiter, die jeweils neben mir reiten, aber bisher noch keinen Mucks von sich gegeben haben. Nein, vielmehr blicken sie sogar in zwei verschiedene Richtungen und mich beschleicht das Gefühl, dass sie sich absichtlich anschweigen. Um mich zunächst zu sammeln und ernstlich aufzuwachen, schweige ich ebenfalls, wobei der Reiter auf dem Esel neben mir ohne Ton zu schweigen vermag, während der ritterhafte, jedoch erbärmliche und einem Trauernden nicht unähnliche Mann auf dem alten Klappergaul ab und an ein Wort an die freie Luft setzt, deren Bedeutung ich erst nach mehrmaligem Wiederholen verstehe: Dulcinea del Toboso, ein Frauenname, der wohl der Geliebten des Ritters zu zieren scheint. Mit fortschreitender Zeit und Schweigsamkeit reiten wir auf eine Felsformation zu, in deren Mitte sich ein Hohlgang öffnet, ein Schluchtengang, der Räubern und Gesetzlosen eine willkommene Gelegenheit bietet, doch erst als wir kurz vor dem Einritt sind, bricht der Mann auf dem Esel sein Schweigen und spricht Richtung Felsen: »Wenn ihr glaubt, dass ich erneut durch einen solchen Hohlgang reite, dann muss ich euch sagen, dass ich euch für gleichermaßen hohl halte, denn wenn ich einmal daran erinnern kann, was uns bei dem letzten Durchritt geschehen ist, dann...« – »Bei dem letzten Durchritt einer Felsenschlucht«, unterbricht ihn der jämmerliche Ritter, »waren wir aber auch auf einer Mission, denn es ging immerhin darum, ein Menschenleben vor dem Untergang zu bewahren.« – »Dass wir bei diesem Erretten des Menschenlebens jedoch geprügelt, bestohlen, getreten, niedergeworfen, gestochen, an den Haaren gezogen und zur Freude die anwesenden Räuber im Kreise herumgeschubst wurden, habt ihr wohl vergessen!« – »Wie gesagt, wir hatten eine Mission zu erfüllen, denn einem Ritter kann kein Abenteuer zu lästig sein, in dem es seine Aufgabe ist, eine holde und unschuldige Maid aus den Klauen der Räuberbande zu befreien«, entgegnet der Ritter und blickt zum ersten Mal an mir vorbei zu dem Mann auf dem Packesel, der einem klagenden Knappen ähnelt. – »Dass jedoch die Maid weder hold noch unschuldig war, sondern die Anführerin des Räuberhaufens, ist euch im Getümmel, in dem vor allem ich eine derart auf die Mütze bekam, dass ich jetzt noch Kopfschmerzen habe, wohl völlig entgangen?!«, gibt der Knappe giftig zurück und verschränkt demonstrativ die Arme vor seiner Brust. – »In meinen Rittergeschichten«, beginnt die traurige Gestalt zu meiner Rechten und kramt ein zerfleddertes Buch aus seiner Reisetasche, das er aufschlägt, »kommen derartige Weibsbilder nicht vor, daher konnte es mir gar nicht möglich sein, eine solche Situation vorherzusehen; außerdem bin ich immer noch der festen Überzeugung, dass die holde Maid nicht freiwillig bei den Männern ist, sondern mit einem triftigen Grunde gefangen gehalten wird.« Für einen kurzen Moment herrscht eine

gespenstige Stille. – »Ich reite nicht in den Hohlgang«, meint der Knappe auf dem Esel, als wir unmittelbar davorstehen, »ich will eher versuchen, auf der linken Seite herumzureiten, denn was kann mir Schlimmeres dabei geschehen, als dass ich vor Durst in der Wüste eingehe?« – »Dann reite du doch auf der linken Seite vorbei«, sagt der schaurig-traurige Ritter zu meiner Rechten, »ich werde hingegen diesen Berg auf der rechten Seite umrunden und wohl viel eher am Ausgang dieses Hohlganges erscheinen. Falls du es entgegen deiner Ankündigung schaffen solltest und ich nicht mehr dort sein sollte, kannst du getrost von dannen reiten, denn dann habe ich bereits zu lange auf dich gewartet.« Mit einem verbissenen »Gut!« des Knappen und einem noch verbisseneren »Gut!« des Ritters gehen beide, ohne mich überhaupt wahrgenommen zu haben, nach rechts und links ab und lassen mich vor dem Eingang des Hohlweges allein zurück. Ich halte nichts von dem Geschwafel um die Gefährlichkeit dieses Hohlweges und lasse mein Pferd, das sich ein wenig gegen den Fortmarsch sträubt, langsam hineintraben, doch zu meinem Unglück warten direkt hinter der ersten Biegung Räuber auf mich, die mich zunächst recht nett bitten, ihnen meine Habseligkeiten zu überantworten, doch sogleich packen mich zwei Räuber von hinten und ziehen mir mit einem Knüppel eins über den Schädel, sodass ich im Fallen die Augen schließe und verspüre, wie ich auf eine kurze, aber zügige Reise gehe.

Ein aufbrandender Applaus weckt mich aus meinem Schlaf, in den ich wohl gefallen sein muss, denn als ich mir die Augen reibe, stehen die Menschen neben mir und spenden jenen Menschen Beifall, die sich an den Händen zur Kette verbunden auf der Bühne verbeugen und dann selbst zur Seite treten, als der Autor des Stückes auf die Bühne tritt, die ich als die des Globe-Theaters in der Londoner Innenstadt identifiziere. Schleppend geht der Applaus zu Ende, nachdem die Schauspieler und der Autor die Bühne verlassen haben, um sich in die Menge zu mischen, die auf ihre Anwesenheit erpicht ist, doch währenddessen bleibe ich sitzen und blicke in die Gesichter und auf die Kleidung der Menschen um mich herum, befinde, dass die meisten einen vergnüglichen Abend gehabt haben, auch wenn einigen Frauen und Männern das Ende dankbar ins Gesicht geschrieben steht, da sie endlich aus den Kleidern in angenehmere schlüpfen möchten. In mir breitet sich ein seltsames Gefühl aus, denn in dem sicheren Wissen, dass dies der Kulminationspunkt des Theaterspielens ist, schmachte ich in Erinnerungen an die berauschenden Darstellungen neuerer Shakespeare-Stücke und ärgere mich beinahe, dass ich die Schauspieltruppe um den wahren Meister schlafend verpasst habe. Hamlet einmal in meinem Leben von den Originalschauspielern, mit Shakespeare unter ihnen, auf der Bühne zu sehen, war seither ein Traum von mir, dessen Erfüllung nicht denkbar schien, doch heute beinahe Realität geworden wäre. Als die meisten Reihen des Theaters verlassen sind, stehe auch ich auf und gehe langsam umher, sauge die intensive, verspielte Luft ein, suche nach Hinweisen auf Glücksmomente und finde das eine oder andere vollgeschnäuzte Taschentuch, umrunde die Bühne und finde mich urplötzlich und in

Gedanken versunken auf der Bühnenfläche wieder, mit einer der Truhen an meiner Seite, in der die Schauspieler ihre Requisiten bewahren. Achtlos, so scheint es mir zumindest, liegt das prunkvolle Gewand darüber, das Claudius bei seiner Vermählung mit Gertrude trug, um die Ehe mit der einstigen Schwägerin zu schließen, den eigenen Bruder kaltblütig um das Leben und die Macht gebracht. Mit gehörigem Respekt nehme ich das Gewand, trage es zur Mitte der Bühne, halte es ausgebreitet von mir entfernt, sodass der Anschein erweckt werden könnte, dass ich versuche, als Hamlet agierend Claudius bei dessen Rede vor den versammelten Gästen zu Tode zu würgen. In meiner interpretierten Rolle aufgehend spreche ich langsam, dennoch deutlich vor mir her: »A murderer and a villain, a slave that is not twenti'th part the tithe of your precedent lord, a vice of kings, a cutpurse of the empire and the rule, that from a shelf the precious diadem stole and put it in his pocket –« Schluckend vor innerer Glut muss ich im Sprechen stocken, denn mich durchfährt ein Adrenalinstoß, der mich völlig besinnungslos zu Boden stürzen lässt, unfähig, meine Glieder zu bewegen. Die dagebliebenen Zuschauer und die Schauspieler unter ihnen sind derweil auf die Bühne geeilt und beugen sich zusprechend über mich, doch ich befinde mich in meiner eigenen Wirklichkeit, deren Intensität meine Gefühlswelt überlastet. Mit letzter Kraft blicke ich in die Gesichter jener Menschen, die das Glück haben, mit dem Meister der Bühne die unsterblichen Stücke spielen zu dürfen, bevor die Reise für mich weitergeht; ich schließe die Augen, teils aus Erschöpfung, teils aus Befriedigung, und werde aus dem Theater der Jahrhunderte hinfortgezogen, immer rasanter, immer unwegsamer, ehe mit einem Schlag völlige Ruhe um mich herum einkehrt. Leise und beständig höre ich einen Griffel über eine Rolle groben Papiers kritzeln, dessen schreiberische Rhythmik derart beruhigend auf mich wirkt, dass ich die Erlebnisse am vorigen Ort völlig verdränge und es gelingt mir, in diese nachdenkliche und völlig von äußeren Einflüssen losgelöste Stille einzutauchen. Mit einem Mal entflieht auch dieses Geräusch aus meiner Sinneswelt und als ich langsam die Augen öffne, sehe ich, wie ein Mann in einem grünen, wollenen Mantel von seinem Schreibplatz aufgestanden ist, um an einem anderen Tisch die vollgeschriebenen Papiere zu ordnen. Indem ich aufstehe, wendet mir der Mann seine Gesichtsseite zu und ich bemerke, welch markante Nase in seinem durchaus klugen, obgleich ausgemergelt-asketischen Gesicht thront; im Näheretreten an seinen Papierhaufen sehe ich das obere Deckblatt, unter welchem er sein Werk gesammelt hat: Encomium moriae, doch just in demselben Moment, als ich für mich die zwei Wörter übersetze, klopft es an der Türe und der eben noch über sein Werk gebeugte Dichter geht hinüber und öffnet sie. Augenblicklich stürmen acht Weibsbilder in den Raum, deren machtvolle Präsenz mich in die Ecke treibt, und erst als sich die sieben jungen Frauen um eine ältere postieren, erkenne ich, dass es sich wohl um eine Mutter mit ihren sieben Töchtern handeln muss. »Mir ist zu Ohren gekommen«, beginnt die Mutter völlig unvermittelt, dass sie, Herr Dichter, schlecht über mich und meine Familie reden, aber auch darüber schreiben sollen.« –

»Meine Damen«, entgegnet der Mann mit der großen Nase ruhig und voller Würde, »dies muss ein Missverständnis sein, denn ich habe wohl über Sie und Ihre Familie geschrieben, aber doch nicht im Schlechten, sondern ausnahmslos im Guten.« – »Das will ich auch hoffen«, keift die Mutter weiterhin erbost zurück, »und um die Angelegenheit in vollkommener Ordnung darzustellen, habe ich meine Töchter allesamt mitgebracht, damit sie die von Ihnen niedergeschriebenen Geschichten aus der Sicht der Wahrheit nacherzählen können.« Indem sie auf die äußerste der sieben zur Rechten zeigt, sagt sie: »Ira, erzähle dem Herrn Dichter bitte die wahre Geschichte, damit er begreifen kann, dass deine Tugendhaftigkeit keinerlei Makel an sich hat.« – »Sehr gerne, Mutter«, beginnt Ira und tritt einen Schritt vor die anderen, »Ein Mann ging über ein Feld und traf einen Bauern, der ihm bei der letzten Ernte bestohlen hatte, und voller Zorn wollte er ihn verprügeln, doch ich trat glücklicherweise dazwischen und riet dem Mann, sich nicht an dem anderen zu vergehen, sondern im Gegenzug dessen gesamte Ernte für dieses Jahr zu vernichten. Kaum hatte er diesen Plan angenommen, ging er auch bei untergehender Sonne ans Werk und brannte das Getreide und die Obstbäume nieder, doch als der andere Mann voller Zorn dieses Werk sah, nahm dieser eine Heugabel aus seiner Scheune und stach sie dem anderen mitten ins Herz.« – »Welche Tugendhaftigkeit du doch bewiesen hast«, sagt die Mutter und streichelt ihrer Tochter über die Wange, »denn du hast dem zornigen Menschen einen Spiegel vors Gesicht gehalten und er hat von seinem Zorn abgelassen.« Als Nächstes ruft sie Avarita nach vorne und diese erzählt folgende Geschichte: »Ein überaus geiziger Mensch wollte seiner Tochter keine Mitgift zu ihrer Hochzeit mitgeben, doch ich versicherte ihm, dass der Mann seiner Tochter der reichste Mensch auf Erden sei, sodass die Mitgift sich binnen eines Jahres vervielfachen würde. Der Mann gab seine gesamte Habe dem jungen Mann, den seine Tochter als Schwiegersohn mit ins Haus brachte, und nach einem Jahr, als der Vater den Schwiegersohn ansprach, wo dieser seine ganzen Reichtümer habe, sagte dieser nur noch, dass alles, was er je besessen habe, das Geld des Geizhalses gewesen wäre, doch mithin alles verloren sei, da er das Geld an einen Geschäftsdieb verloren habe.« Auch diese Tochter lobt die Mutter ob ihrer Tugendhaftigkeit und tätschelt ihr die Wange, ehe sie der nächsten Tochter, Invidia mit Namen, die Gelegenheit gibt, ihre Geschichte der Ehre und der Menschlichkeit zu präsentieren. »Ein sehr reicher Mann aus der nächsten Stadt war neidisch auf die Frau seines Nachbarn, einem mittellosen und unglücklichen Geschäftsmann, doch mir gelang es mit gutem Zureden, den reichen Mann davon zu überzeugen, dass die Frau sicherlich den armen Mann für den reichen verlassen würde, wenn dieser ihr nur genügend teure Geschenke machte. In den nächsten Wochen überhäufte er sie mit den allerteuersten Waren, die er nur auftreiben konnte, und verpulverte sein gesamtes Vermögen in dem Wahn, ihr gefallen zu müssen, doch die Frau blieb in ihrer Liebe und mit dem neu gewonnenen Reichtum bei ihrem Manne, und der andere ist vor lauter Gram und arm wie eine Kirchenmaus, jedoch ohne eine Spur von Neid, am gestrigen Tage

verstorben.« – »Welch eine Lobeshymne auf die Tugend, die du uns präsentierst, meine liebe Invidia«, sagt die Mutter voller Stolz und Freude, »lass dich ob deiner feinen Art herzen, bis die Sonne untergeht.« Doch die nächste Tochter steht schon bereit, um die Geschichte ihrer Tugendhaftigkeit zu erzählen. Die Mutter löst sich von Invidia und stellt mit Acedia ihre vierte Tochter vor. – »Ich traf vor einiger Zeit einen Maler, dessen Gehilfe vor Trägheit nur so strotzte, dass er diesem drohte, ihn hinauszuwerfen, falls er sich nicht ändern würde, und es sollte beinahe dazu kommen, doch zu seinem Glück traf er mich und ich riet ihm, einen Tag lang der aufmerksamste und hilfsbereiteste Gehilfe der ganzen Stadt zu sein und versprach dem Jungen, dass ihn der Maler für seine Hilfe auch malen würde, was der größte Traum des Gehilfen war. Am folgenden Tag stand der Gehilfe in aller Frühe auf und bereitete alles ordentlich vor, sodass der Maler sogleich mit seiner Arbeit beginnen konnte, und vor lauter Glück zwickte er seinem Gehilfen sogar mit einem Wohlwollen in die Backe, doch als dieser den Topf mit der angerührten grünen Farbe bringen sollte, stolperte der Gehilfe über eine Bodenplanke und vergoss den gesamten Inhalt auf das Meisterwerk, an das der Maler nur noch die letzten Pinselstriche anlegen wollte. Als der Maler diesen Fauxpas erkannte, nahm er seinen Rutenstock aus der Ecke und zog diesen mehrmals über seinen Gehilfen, doch dieser war sogar zu träge, um sich dagegen zu wehren.« Mit einem freudigen Lächeln schritt Acedia den Schritt zurück und ordnete sich in die Reihe zurück, erhielt von der Mutter ihre Liebkosung und ließ ihren Blick auf die Schwester Luxuria zu ihrer Linken ruhen, die nun hervortrat und von ihrem Erlebnis berichtete. – »Ein Mann, dessen Reichtum beinahe sprichwörtlich erdrückend ist, glaubte, alle Genüsse dieser Welt erforscht zu haben, und zog sich zurück in seinen Palast, wo er voller Trübsal drohte, einzugehen, doch ich bot mich an, mit seinem Geld in der Welt nach Genüssen zu forschen, die selten und teuer, dafür aber derart exquisit seien, dass selbst dieser alte Genießer vor Staunen jubelnd ausruft. Ohne Bedenken gab er mir sein Geld und ich besorgte ihm bei fahrenden Händlern die edelsten Waren aus den entferntesten Ländern des Orients und brachte sie ihm. Manche dieser Waren ließ er links liegen, da er sie bereits kannte, doch es gab darunter auch einige, die er nicht kannte und gierig verschlang, obgleich ihm weder Wirkung noch Maß der Einnahme bekannt waren. Somit traf ihn wie der Schlag, als er eine der nussähnlichen Kerne in einer Menge zu sich nahm und jubelnd voller Glückseligkeit schrie und ohne ein weiteres Wort aus seinem Munde verstarb der Mann an einer zu großen Menge einer unbekannten Frucht, im Wohlbefinden seines höchsten Genusses.« – »Sei stolz auf dich, meine Tochter«, meint die Mutter, als Luxuria zurücktritt, »denn du hast diesem Menschen den größten Dienst erwiesen, den er sich vorstellen konnte.« Als Nächstes schiebt die Mutter die kleinste und magerste der sieben Schwestern nach vorne, die sich mit dem Namen Gula vorstellt und ihre Geschichte folgendermaßen nacherzählt: »Eine Frau, die ihren unermesslichen Besitz von ihren beiden verstorbenen Ehemännern geerbt hatte, war der Fresssucht

anheimgefallen; nichts und niemand konnte sie von ihren wollüstigen Orgien abhalten, sodass sie einmal sogar ausrief, dass sie auch nichts dem König abgeben würde. Aber wie Fortuna nun mal ihr Rad dreht, kam eines Tages der König an ihr herrschaftliches Haus und fragte nach einer Mahlzeit, da er seit zwei Tagen nichts mehr gegessen hatte, und ehe sie antworten konnte, nahm ich sie beiseite und versprach ihr weitaus bessere und feinere Orgien auf dem Schloss des Königs, wenn sie an diesem Tage einmal ihr Essen mit dem König teilte. Schnell war es beschlossene Sache und der König labte sich an der reichen Tafel und alle Mitgereisten konnten sich ebenfalls satt essen, doch als der König beim Fortritt erkannte, dass der letzte Mann der Frau eine seiner ärgsten und gesuchtesten Feinde gewesen war, beschloss er, die Frau mitsamt ihrem Vermögen gefangen zu setzen, sodass sie nie wieder eine Orgie feiern kann.« Ein triumphierendes Lächeln ziert das Gesicht der Tochter, als sie sich in die Reihe eingliedert und von der Mutter einen zärtlichen Schulterklopfer erhält, ehe die letzte der Schwestern, Superbia mit Namen, die ganz links auf ihren Einsatz gewartet hat, vortritt und ihre Ereignisse erzählt: »Ein Mann, der für seinen Hochmut bekannt gewesen ist, kam durch mich zu Fall, und hochmütig setzte sich jemand an seiner statt auf den goldenen Sessel, sodass ich dem Niedergefallenen auf die Beine half, um den anderen niederzuwerfen. Letzten Endes glaube ich nicht, dass die beiden eher mit ihrem Hin und Her enden werden, ehe nicht einer gestorben ist, doch dann muss ich wohl oder übel erneut erscheinen, um den Sieger sogleich dann erneut niederzuwerfen, denn Hochmut kommt bekanntlich vor dem Fall.« Mit einem verschmitzten Lächeln funkelt sie mich an und ich spüre eine leichte Beklemmung in meinem Hals; ich schlucke und richte meinen Blick von ihr ab, zur Mutter hin, die einen Schritt auf den Dichter mit der großen Nase gemacht hat, der jedoch standhaft seine Position bewahrt. – »Und nun zu Ihnen, Herr Dichter«, sagt die Mutter, und selbst ihre Stimme fühlt sich eiskalt an, »es ist eine unglaubliche Torheit von Ihnen, falsch über die Geschichten meiner Töchter zu berichten, sodass ich ein Auge auf sie haben werde, sobald das Werk das Licht der Öffentlichkeit erblickt. Seien Sie gewarnt, Mutter Stultitia kennt keine Gnade, wenn es darum geht, dass einer meiner Lieben von einem anderen in Teufels Küche gebracht wird, indem unlautere Geschichten über sie verbreitet werden; seien Sie gewarnt!« Mit einem kraftvollen Schwung dreht sich Mutter Stultitia um die eigene Achse und schreitet ihren Töchtern voran, doch die letzte, mit dem Namen Superbia, macht einen kleinen Schlenker und flüstert mir etwas kaum Verständliches ins Ohr, doch als ich nach unten blicke, sehe ich, wie sich der Boden zu einem Höllenschlund öffnet und ich ohne Halt hinabstürze. Aus Reflex und Eigenschutz schließe ich die Augen und spüre das heftige Ziehen der Zeit an meinem gesamten Körper, ehe ich nach einer langen Reise an einem Ort lande, der warm und eiskalt zugleich erscheint. Kein Licht dringt durch meine Lider an meine Augen, und als ich sie öffne, erkenne ich nur eine scheinbar riesige Höhlenebene, in der unendlich viele Lagerfeuer brennen, um die sich allesamt menschliche Gestalten drängen, so auch um das

nächstgelegene, an das ich herantrete und in dem ersten Kreis an diesem Ort stehe. Ich möchte den Gesprächen der Versammelten lauschen und hoffe auf einige Auskünfte, wo ich mich befinde, doch alle schweigen sich an und blicken entweder ins Feuer oder mit geschlossenen Augen zu Boden. Aus Angst, die Gruppe in einer meditativen Phase aufzurütteln, schweige ich und warte auf die erste Regung, denn irgendwann, so hoffe ich, wird irgendeiner sehen, dass ich als Neuankömmling darauf warte, in den erlauchten Kreis Einlass zu erhalten. Aber es vergehen endlose Augenblicke, die zu endlosen Stunden werden, und ich gebe bereits die Hoffnung auf, als urplötzlich aus dem Dunkel ein fein gekleideter Mann aus dem Dunkel an den Kreis tritt und sich als Guido Cavalcanti vorstellt und beifügt, dass er vor seinem soeben eingetretenen Tode ein bedeutender italienischer Dichter seiner Zeit gewesen sei. »Voller Ehrfurcht und Demut«, beginnt er seine schmeichelnde Rede, »bitte ich als nichtswürdiger Dichter jener Tage um Aufnahme in den illustren Kreis der wohl bedeutendsten Dichter der Weltgeschichte, denn ich hoffe, dass ich meine Unvollkommenheit mittels Gespräche mit euch, den wahren Philosophen, auszumerzen vermag.« Jetzt erst, beim zweiten Hinsehen, glaube ich, einige der Menschen um das Feuer wiederzuerkennen, teils von antiken Büsten oder von Gemälden, die zwar allesamt leicht idealisierend, jedoch nicht selten auch gut getroffen sind, und eine starke Erregung durchfährt meinen Körper, denn dies scheint wahrhaftig der erste Kreis in der Vorhölle zu sein, in dem die Dichter im Kreis ums Feuer sitzen und die Welt zusammenfügen, indem sie diese in ihre Einzelbestandteile zerlegen. Spannend erwarte ich ein Zusammenrücken der Anwesenden, damit sich der Neuankömmling zu den großen Dichtern aller Zeiten drängen kann, doch sie machen weder Platz noch gibt einer von ihnen eine Antwort. Erneut vergehen bange Momente, in denen nun wir beide auf eine Reaktion der im Kreis sitzenden Philosophen warten, doch der italienische Dichter scheint kaum Nervenstärke und Geduld zu besitzen, denn nach diesen wenigen Sekunden der abweisenden Stille echauffiert er sich über das negative Verhalten der Gruppe der Dichter, die doch seine Vorbilder seien und deren Benehmen er anders eingeschätzt hätte. In diesem Moment ist plötzlich die Nervosität einer inneren Spannung gewichen, doch die Reaktion der Gruppe der Philosophen ist eine völlig andere, als wir beide erwarten konnten, denn ehe einer der ums Feuer Sitzenden zur Seite rückt, sagt ein Dichter, dessen Sterbealter anzeigt, dass er dereinst als junges Genie aus dem römischen Alltag herausgerissen wurde, dass es einen treffenden Grund dafür gäbe, den italienischen Dichter nicht in die Gruppe einzulassen. »Sieh«, fährt der junge römische Dichter fort, »wir sind bereits vor langer Zeit an diesen Ort gekommen und haben die größten und weitschweifigsten Diskussionen geführt, doch nach alledem, was ich gehört und gedacht habe, ist den anderen und mir klargeworden, dass alles Denken nur Schall und Rauch ist und die Unendlichkeit des Schweigens das Harmonischste ist, dessen wir uns annehmen können. Wir schweigen seit einer Ewigkeit und müssen jeden frisch gestorbenen Dichter erst einmal bitten, für

ein paar Jahre – und was sind an diesem Ort schon Jahre wert? – in der Gegend herumzuwandern, damit die Erkenntnis reifen kann, dass Schweigen das einzige Mittel ist, die endlose Existenz an diesem Ort akzeptabel zu gestalten. Du siehst, es ist nicht gegen dich gerichtet, doch nimm dir die Zeit, die du brauchst, und unterhalte dich an anderen Lagerfeuern mit den Menschen, die in ihrem Leben, aber auch hier gesprächiger waren, und sobald du die höchste Erkenntnis des Schweigens in dir trägst, bist du gerne eingeladen, dich an unser Feuer zu setzen.« Ohne ein Wort darauf sagen zu können, jedoch mit blitzenden Augen ob dieser glatten Abfuhr, dreht sich der italienische Dichter auf seiner Ferse um und verlässt wutentbrannt diesen Ort, um höchstwahrscheinlich ein anderes Lagerfeuer aufzusuchen. Ich hingegen denke mir, dass sie durchaus recht haben, und erinnere mich an die Worte eines meiner Schriftstellerkollegen, dass letzten Endes jedes Wort einmal untergehen wird, schließe die Augen und genieße die absolute Stille dieses Ortes, wobei mir erst jetzt auffällt, dass selbst das Lagerfeuer der Philosophen schweigt, doch als ich meine Augen öffnen will, ist diese Welt bereits entschwunden und sogleich spüre ich erneut die Zeit, die an meinem Körper zieht.

Zunächst merke ich, wie die Sonne auf meinen Körper brennt, und ich glaube, mich bereits in einer Wüste wiederzufinden, doch schon kurz danach setzt ein derart nasskalter Wind ein, dass ich mich an einem Ort glaube, an dem ich besser die Augen geschlossen halte. Während die Kälte in meinen Körper zieht und mich frösteln lässt, überlege ich mir, wohin mich diese Reise wohl verschlagen wird, doch mit diesem Ziel habe ich nicht gerechnet, denn als die Kälte sich in eine wohltuende Wärme verwandelt und ich die Augen öffne, befinde ich mich oberhalb der Wolkengrenze und blicke über eine steinerne Ebene, die von einem seitlich liegenden, schneebedeckten Gipfel gekrönt wird. Nichts befindet sich auf dieser Ebene und ich zweifle zum ersten Mal auf meiner Reise, entschließe mich zur Umkehr, aber irgendeine Macht schiebt mich vorwärts; langsam gehe ich voran und blicke um mich, um etwaige Gefahren sogleich erkennen zu können, doch alles Umschauen und Wachen hat keinen Wert mehr, als ich von einer geflügelten Figur von hinten auf die Schulter getippt werde. »Mein Name ist Hermes«, beginnt der Geflügelte, »und ich bin der Bote der olympischen Götter, die allesamt deine Ankunft bereits erwarten. Folge mir diesen Weg hinan und habe keine Angst, denn sobald du diese und deine Zweifel an der Wirklichkeit verlierst, wirst du vor dem Eingang des göttlichen Palastes stehen, in den dir der Eintritt erlaubt wird.« Mit diesen Worten entschwindet Hermes in einer Geschwindigkeit, dass meine Augen seinen Bewegungen kaum folgen können, und ich überlege mir, auf welche Art und Weise ich meine Skepsis gegenüber dieser Realität ablegen kann, um Eingang in den göttlichen Palast zu erhalten. Ich wandere umher und suche angestrengt nach einer Antwort, doch sie will mir partout nicht einfallen, als ein königlich gekleideter Mann aus dem Nichts an meine Seite tritt und sich als Kaiser Marcus Aurelius vorstellt, dessen würdevolle Erscheinung mich umgehend überzeugt. »Wie du mir glaubst«, beginnt

der römische Imperator, »dass ich ein für die Menschen verstorbener römischer Kaiser bin, so musst du an dich selbst glauben, um Einlass zu erhalten, denn allein ein Mensch, der sich von Ruhmsucht und dem Streben nach Macht und Reichtum befreit, ein Mensch, dessen Willen es allein ist, Gutes zu leisten, indem man das Schlechte nicht auch noch belohnt, dieser Mensch wird die Gewissheit erlangen, dass diese Realität eine wahre sein kann und demnach Einlass erhalten.« Mit diesen Worten verschwindet auch er und ich wundere mich kaum, dass ein römischer Imperator Einlass in den griechischen Olymp gefunden hat, auch wenn er gewiss als einer der aussichtsreichsten Kandidaten unter den antiken gelten muss. Ich versuche, mich von meiner Skepsis zu befreien, doch es will mir nicht gelingen, zumindest bekomme ich die Pforte zum Palast nicht gezeigt und gehe weiterhin umher, als erneut ein Mann auf mich zutritt; dieser ist mit einer Kampfrüstung gekleidet und trägt einige Waffen an seiner Kleidung, sodass ich unweigerlich einen Schritt zurücktrete. »Mein Name ist Odysseus«, beginnt der Krieger, »und ich wurde ausgeschickt, um dir zu sagen, dass es keine Auswirkungen auf die Welt, aber auch auf dich hat, wie lange du auch brauchen wirst, um deine Sorgen loszuwerden, und obwohl der Palast der Götter nicht mehr derselbe ist wie zu seinen Glanzzeiten, ist es dennoch eine Reise wert.« Mit diesen merkwürdigen und verwirrenden Worten lässt der Krieger mich allein auf der Ebene und löst sich scheinbar in Luft auf, sodass ich dort die Pforte vermute, doch als ich dorthin komme, hat sich nichts geöffnet, weder eine Pforte in den Götterpalast noch eine in den Tartarus. Ich würde gerne in diesem Moment behaupten, dass ich sicherer werde und meine Zweifel verschwinden, doch im Gegenteil, sie erhärten sich derart, dass ich mir kaum vorzustellen vermag, wie es hinter einer dergestaltigen Pforte aussieht. Ich ziehe weiter umher und suche nach einer Antwort auf die mich drängenden Fragen, als ein alter Mensch auf einem Krückstock auf mich zukommt, jedoch wort- und grußlos an mir vorbeigeht, sodass ich mich herumwerfe, um ihn selbst anzusprechen. »Ach, lass mich in Ruhe«, beginnt der alte Tattergreis, »ich habe den Olymp mit seinen verwerflichen Eskapaden und hemmungslosen Orgien dermaßen satt, dass selbst dem besten Komödiendichter des Griechentums die Spucke und die Witze wegbleiben! Sollen die Götter mir allesamt den Buckel runterrutschen, ich werde mich lieber im Tartarus von irgendwelchen dummen Harpyien quälen lassen, als diesem Dummgewäsch des Ares zuzuhören, der derart fett und unbeweglich geworden ist, dass er sein Kurzschwert nur noch dafür gebraucht, um sich die Ambrosiareste aus den Zahnlücken zu pulen. Und Zeus, ja der große Göttervater, der alte Hurenbock, hat nichts Besseres zu tun, als sich Gedanken darüber zu machen, welche der unschuldigen und zuweilen hilflosen Frauen er unglücklich machen möchte, denn es ist wahrlich kein Zuckerschlecken, einen Halbgott von der Größe der Kentauren zu gebären. Dem einzigen, dem man in diesem weiten Rund noch trauen kann, ist Hephaistos, selbst den Göttinnen ist nichts von ihren guten Werten geblieben, überall herrschen nur noch Intrigen, Missgunst und Schönheitswettkämpfe, die Aphrodite stets

gewinnt und Hera damit zurückgesetzt wird; allein dem Schmied kann man sich noch anvertrauen, denn diesem ist es gleich, was die anderen erzählen und lästern, er zieht sich dann in seine Schmiede zurück und hofft auf besseres Wetter, doch hier oben gibt es nichts als Hagelwetter mit Blitzeinschlag.« Ich bleibe stehen, denn diese Worte haben mich derart überrumpelt, dass ich den alten Mann seiner Wege ziehen lasse, ohne ihn um eine Auskunft zu bitten, wie ich in diesen Tempel der Glückseligkeit Eintritt erhalte, doch als ich mich umdrehe, um erneut meiner Wege zu gehen, stehe ich vor der Eingangspforte, die in einem protzig-strahlenden Gold mir beinahe die Sicht meiner Augen nimmt. »Soll ich wirklich in diese zur Pandämonium gewordene Lust- und Lasterhöhle eintreten?«, frage ich mich ernsthaft, oder eher dem Weg des Aurel folgen, dessen Vorschlag mir nun eher wie ein Gegenvorschlag für einen alternativen Weg erscheint, dessen wohltuende Kraft mir schlussendlich mehr bedeutet als das ganze Brimborium dieser Götterstätte. Ich drehe mich vom Portal fort, doch es folgt meinem Blick, sodass ich versuche, einen Schritt zurückzumachen, doch auch dort stoße ich gegen ein Portal; eine neue Angst keimt in mir und ich schließe die Augen, um diese Angst gegen die Götterwelt benutzbar zu machen, aber noch bevor diesbezüglich eine Entscheidung fällt, spüre ich das Ziehen an meinem Körper und fühle mich von allen belastenden Gedanken befreit, sodass ich tief durchatme und anhand der schwülen Luft verstehe, dass ich in einem völlig anderen Teil der Erde gelandet sein muss.

Seltsame Geräusche dringen an mein Ohr, es ist ein Sammelsurium von den unterschiedlichsten tierischen Tönen, die mich umgeben und die mich in die eine, dann wieder in die andere Richtung drehen lassen, als ob von dort eine Gefahr drohe. Ich befinde mich in einem dichten Urwald, der mich heillos umgibt, ohne Weg oder Zufluchtsmöglichkeit, auf einer kleinen Lichtung, die mit dem saftigsten Grün überzogen ist, das ich je in meinem Leben erblicken durfte. Leise frage ich mich, was ich in dieser Abgeschiedenheit der Welt möchte, und versuche, durch den dichten Blätter- und Schlingwald um mich herum in die Außenwelt zu blicken, doch ich sehe auch dort nichts anderes als eine grüne Pflanze, in der sich die eine oder andere Blüte abhebt. Ohne eine rechte Entscheidung treffen zu wollen, vor allem aus dem Beweggrund der Angst vor den möglichen Gefahren, setze ich mich nach reiflicher Prüfung unter einen größeren Baum, an dessen Rinde Lianen haften, die einen nach oben führenden Ring bilden. Immer mehr drängt mich die Frage, was ich wohl sehen würde, wenn ich diesen Baum hinaufkraxeln würde, welchen Blick ich auf welche Gegend wohl werfen könnte, sollte ich den Wipfel des höchsten Baumes erreichen und Ausschau halten. Ich stehe auf und suche mir einen Weg die Lianen hinauf, glaube, einen zu finden, und begebe mich an den Aufstieg, der härter und gefährlicher ist, als er von unten ausgesehen hat; nicht selten rutsche ich mit einer Hand ab und habe das Glück, mit der anderen Hand nachgreifen zu können, sodass ich das hohe Blätterdach erreiche, das bereits derart hoch ist, dass ich über viele Bäume blicken kann, doch es soll bis nach ganz oben gehen. In der Baumkrone wird das Klettern

wieder leichter und mir ist es vergönnt, mich für eine kurze Zeit auszuruhen, und es stellt sich sogleich heraus, dass dies nötig ist, denn mit dem Erheben des Kopfes aus dem oberen Rand der Baumkrone durchfährt mich ein Blitz, der meinen Körper dermaßen wanken lässt, dass ich beinahe zurück auf den Boden gefallen wäre. Vor mir befindet sich eine vielarmige Gestalt aus Feuer in der Luft, denn sie scheint keinerlei festen Tritt mit der Erde zu benötigen, doch das wahrhaft Furchterregende dieser Gestalt ist der bohrende und feurige Blick aus den vielen funkelnden Augen. Dieses Wesen, das nicht nur ein Gesicht, zwei Arme, einen Leib, zwei Augen und einen Kopf besitzt, sondern sich in mehrere Gestalten zu teilen scheint, trägt auf einem Haupt, das mithin das hauptsächliche scheint, eine goldene Krone und in den beiden Händen an den beiden stärksten Armen eine unermesslich mächtige Keule, mit der die Gestalt mit einem Wischer eine ganze Dorfschaft auslöschen könnte. Ich klettere den letzten Schritt hinauf und spüre, wie mir das Blätterdach zu einer mich tragenden Ebene wird, lasse mich auf die Knie hinabfallen und verbeuge mich vor diesem Wesen, das für mich der Hüter des Urgesetzes und des Universums ist, der zugleich der Niedrigste und das höchste Wesen darstellt, der Herrscher über die Elemente und die Gottheit Krishna für die Menschen ist, dieser wehrhafte Gott, der den vergänglichen Körper der Menschen, in dem ihre unsterbliche Seele einen Lebensort gefunden hat, in einen Krieg anführt, um die Ungläubigen unter den Seelenträgern zu vernichten. Indem ich mich auf die Knie geworfen habe, um meinen Blick von der allumfassenden Gottheit wegzulenken, befinde ich mich auf der Lichtung, von der meine Kletterei in den Himmel begonnen hat. Langsam hebe ich meinen Kopf und sehe eine menschliche Gestalt vor mir, hinter dessen Antlitz man weiterhin die vielschichtige Gottheit erkennt, sodass ich mich erneut verbeuge, um nicht von dieser Gestalt gestraft zu werden. »Stehe auf und erblicke mich von Angesicht zu Angesicht«, sagt die Gestalt mit einer Stimme, deren Festigkeit alle anderen vernommenen Stimmen meines Lebens übertrifft, »und sage mir, ob du als kriegführender Mensch bereit bist, an meiner Seite in einen Krieg gegen die Ungläubigen zu ziehen, deren Vernichtung nicht nur für die Welt von Notwendigkeit ist, sondern für das Gesamtgefüge alles Seins.« Ich schließe meine Augen und möchte wahrhaftig eine Entscheidung treffen, doch im gleichen Moment reißt erneut die Zeit an meinem Körper und bringt mich an einen anderen Ort, wobei ich jedoch von der Reise nichts mitbekomme, da ich mir weiterhin Gedanken darum mache, wie ich mich wohl entschieden hätte.

Erneut hat es mich in ein Gebirge verschlagen, doch dieses Mal an dessen Fuß und mit einer Landschaft in meinem Rücken, deren Lieblichkeit mit nichts vergleichbar scheint, was ich kenne. Die völlige Stille herrscht in diesem Teil der Welt und ich frage mich, wie bei den vorherigen Stationen auch, welchen Sinn es hat, mich an diesem menschenverlassenen Punkt der Erde abzusetzen. Doch nachdem ich bei den letzten beiden Stationen jeweils spannende und einsichtige Augenblicke verlebt habe, bin ich frohen Mutes und setze mich auf einen Stein, der inmitten des

Weges bergan so etwas wie ein Grenzstein anmutet, auf welchem sitzend man beide Gegenden im Auge zu behalten vermag. Wiederum kehrt eine völlige Ruhe in mein Wesen ein und ich genieße das Leben im Mikrokosmos um mich herum, als ich Schritte auf dem schottrigen Untergrund vernehme, die aus Richtung des Weges bergan kommen, jedoch noch weit hinter der nächsten Biegung sein müssen. Im baldigen Vernehmen, dass es nur ein Mensch sein kann, der diese Schritte verursacht, bleibe ich auf dem Stein sitzen und harre demjenigen, der aus der Unwirtlichkeit der Bergwelt in die Reichhaltigkeit der sanften Ebene zurückkehrt und als ich einen alten Mann in einem weitem Gewande erblicke, dessen weißer Bart eine hohe Würde ausstrahlt, erinnere ich mich an die im Vorhinein ereignete Geschichte unserer beiden Figuren, wobei der Gelehrte sich in die Berge zurückgezogen hat, um sich vor den feindlich gesinnten Massen der kriegerischen Zeiten zu entziehen, während es meine Aufgabe ist, diesen strategisch nicht unwichtigen Pass zu bewachen, um notfalls das Eindringen einer größeren Armee meinem Landesherren zu melden. Doch bisher habe ich in dieser Gegend kaum einen Menschen vorbeiziehen sehen, außer diesem Gelehrten, mit dem ich beinahe jeden siebten Tag austausche; während er von mir lebensnotwendige Dinge erhält, die er sich nur sehr schwerlich in den Bergen aneignen kann, habe ich das riesige Glück, von der absoluten Weisheit dieses Mannes, der sich selbst Laozi nennt und den ich vor einiger Zeit gebeten habe, seine Weisheiten zu Papier zu bringen, um sie der gesamten anderen Welt nicht vorzuenthalten, zu profitieren, denn diese Weisheiten und Ratschläge sind es, die unsere Zeit vergessen hat und sich daher entgegen jedem menschlichen Recht in blutigen Kriegen abschlachtet. Eben aus diesem Grund fußen die Lehrsätze dieses Meisters darauf, dass man im Zweifel einer Tat lieber tatenlos bleiben soll, denn jede eigene Handlung birgt eine unmittelbare Gegenhandlung, denn alles in der Welt gleicht sich aus; das Böse und das Gute, das Glück und das Unglück, Frieden und Krieg, Tod und Leben, Armut und Reichtum. Was der eine besitzt, will der andere haben, denn naturgemäß muss er diesem entbehren, und daher kann es letzten Endes keine andere verständige Handlungsweise geben als das Nichtstun. Vermeide eine nötige Handlung und es soll dem Menschen gelingen, sich dem Unaussprechlichen zu nähern, denn das Dao ist es, was im Ursprung den Wandel der Zeit herausbildet, einer Zeit, die selbst dem Nichts unterliegt und zu diesem auch wieder zurückkehrt. Auf diesem Weg kann der Mensch folgen, doch sein irdisches Leben wird allein zu einer Annäherung gereichen, dennoch ist es stets von eminenter Wichtigkeit, sein Leben danach auszurichten, denn wo anders als beim allumfassenden Nichts kann die absolute Glückseligkeit herrschen? In dem gleichen Augenblick, als ich die Rollen aus der Hand des Meisters der Worte empfangen will, um sie der Welt außerhalb dieses Mikrokosmos zu bringen, entsteht ein großer Strudel der Zeit, der mich aufnimmt und meine zupackenden Finger ins Leere greifen lässt. »Mein Name lautet Gilgamesch«, höre ich eine Stimme ganz in der Nähe an mein Ohr drängen, »und ich habe dich, unsterblicher Uta-napischti, aufgesucht, um die Lösung des Rätsels zu erfahren,

wie ein göttlicher Mensch, wie ich, zum ewigen Leben gelangen kann.« Als ich die Augen öffne, sehe ich, wie Gilgamesch seinen Fuß aus einem herangetriebenen Boot aufs Land dieser Insel setzt, auf der der angesprochene Uta-napischti eher ablehnend als freudestrahlend wartet. – »Ich kenne deinen Namen«, entgegnet der Herr der Insel«, und ich weiß auch, dass du der König von Uruk, der wichtigsten Stadt in der weiten Umgebung bist, doch sage mir zuerst, warum du dermaßen ausgezehrt vor mir erscheinst.« – »Auf der Suche nach Unsterblichkeit und dem Besiegen vieler gefährlicher Gegner sowie dem Tod meines besten und wahrhaft einzigen Freundes Enkidu, der zum Lehm der Erde geworden ist, war es mir nicht vergönnt, ein angemessenes, königliches Leben zu führen«, entgegnet Gilgamesch und wagt einen Schritt auf den Unsterblichen zu. – »Eigentlich müsste ich dir jetzt sagen, dass du die Unsterblichkeit nicht verdient hast, denn eben jenes Ausgezehrtsein sollte die Erkenntnis deiner Reise sein, da nur in dem Erkennen, dass du als König nicht nur für die wenigen Gutgesitteten verantwortlich bist, sondern vor allem für all jene Menschen, die von dem Bodensatz deines Reichtums leben, der Verdienst der Unsterblichkeit liegt. Du als König solltest jede Entscheidung, die du Tag für Tag triffst, stets bedenken, die weitreichende Auswirkungen haben könnte, insbesondere für jene, die bereits mit einer kleinen Portion Brei und Kleie leben müssen, während sie über den Tag mit zerschlissenen Kleidern, die von einfachen Seilen gehalten werden, die Felder bestellen, von denen du und deine Mannen speisen. Wenn du von dieser Insel fortgehst, verstehe dich darauf, wie ein König zu handeln, denn allein dies ist es, das dir für alle Zeiten die Unsterblichkeit in den Geistern der Menschen sichern wird.« – »Gibt es denn neben der geistigen auch eine körperliche Unsterblichkeit?«, will Gilgamesch von Uta-napischti wissen und deutlich ist ihm seine Unsicherheit anzusehen, da er sich nun am Ziel seiner Reise wähnt. – »Ja, es gibt einen Weg zur Unsterblichkeit«, entgegnet Uta-napischti mit gespielter Freundlichkeit, »doch dafür musst du auf den Boden der unterirdischen Wasser tauchen, um dort eine dornige Pflanze zu pflücken, die dir deine Jugend wiedergeben wird. Doch sei gewarnt: Nicht alle Kräfte, die es in den verschiedenen Wirklichkeiten gibt, werden deine Unsterblichkeit begrüßen, und mitunter werden sie dir aufzeigen, dass es besser wäre, sie nicht anzustreben.« Trotz dieser Warnung ist Gilgamesch bereits an einen großen Stein herangetreten, um den er ein starkes Seil knotet, das er an seinem Fuß, aber auch an meinem festbindet, ehe er den Stein auf seinen starken Armen zum Wasser trägt und mich zwingt, in seinem Schlepptau zu bleiben. – »Ich werde diese Pflanze auf dem Grund dieses Bodens finden, sie ihm entreißen und nach meiner Rückkehr einem Greis von ihr zu essen geben, um ihre Wirkung gefahrlos zu erproben«, meint Gilgamesch, und mit dem Hineinwerfen des Steines ins wellenanbrandende Wasser zieht es ihn, aber auch mich in die Tiefe der unterirdischen Wasser hinab. Wir sinken immer tiefer, bis wir schlussendlich an den Grund gelangen, auf dem diese seltene Pflanze wächst; Gilgamesch nimmt einen Dolch aus seinem Gürtel und pflückt zunächst die rosenähnliche

Dornblume, ehe er das um seinen Fuß gebundene Seil zerschneidet und schnellstmöglich nach oben treibt, während ich an dem Stein gefesselt bleibe und langsam spüre, wie mir die Luft aus den Lungen weicht, sodass mich eine leichte Panik erfüllt. Wild um mich tretend, hauche ich die letzten Reserven meiner verbrauchten Luft in großen Blasen aus und mit meinen letzten Sinneswahrnehmungen greife ich nach einer dieser Blumen auf dem Meeresgrund, stopfe sie in meinen Mund und mit den letzten Luftblasen weicht auch das Leben in mir, das mir auf dieser Reise niemals so wichtig war wie in diesem Moment.

Hustend und nach Luft schnappend wache ich aus meiner grenzwertigen Erfahrungsreise wieder auf und stelle zu meinem Erstaunen fest, dass ich mich in meinem eigenen Bett befinde und der Wecker auf dem Nachttisch mir anzeigt, dass ich mindestens eineinhalb Tage geschlafen haben muss, denn es ist später Nachmittag am übernächsten Tag nach meinem ereignisreichen Ausflug in die Stadt. Nur mit Mühe gelingt es mir aufzustehen, denn meine Muskeln haben sich derart ans Liegen gewöhnt, dass sie gegen jedwede Bewegung mit Schmerzen rebellieren, doch ich zwinge mich hinüber ins Badezimmer, wo ich zunächst die Toilette besuche, ehe ich in den Spiegel sehe und mich erschrecke, denn es ist keineswegs das Bild von mir, das ich erwartet habe, sondern zwar meines, jedoch ein jugendliches, jenes, das momentan meinen Klon ziert. »Ist dies die Realität und bin ich der Klon meines eigenen Ichs?«, frage ich mich und muss mich setzen, denn meine Kraft in den Beinen reicht für diesen Nackenschlag noch nicht aus. Erst nach und nach gelingt es mir, die Bruchstücke meiner Gedanken zusammenzufügen; ich gehe bedächtig und immer auf der Suche nach einem sicheren Halt zurück ins Bett, lege mich hin und warte auf eine entscheidende Veränderung, die mir helfen soll, Ordnung in das vollbrachte Chaos zu bringen. Doch diese kommt nicht, wie erwartet, aus mir selbst heraus, sondern in einer Form, wie ich sie niemals erwartet habe, denn eine gute Stunde später tritt meine ebenfalls um zwanzig Jahre verjüngte Frau herein, die sich überschwänglich freut, dass ich nach meinem langen Schlaf endlich erwacht bin. Ohne auf ihre Liebkosungen einzugehen, springe ich aus dem Bett und suche in meinem Arbeitstisch nach der Adresse und Telefonnummer, die mir mein Klon bei seinem ersten Besuch hinterlassen hat, doch die mit Schriften meiner literarischen Ideen übersäte Schublade birgt keinen Zettel mit seiner Hinterlassenschaft. Wie wild durchsuche ich den ganzen Arbeitsbereich und meine Frau hält einen Sicherheitsabstand zu mir, doch ich finde keine Notiz; was mir jedoch sogleich ins Auge fällt, sind die Veränderungen an meinem Arbeitsplatz, an dem vor meiner Reise mehrere Stapel mit beschriebenem Papier und Briefen gelegen haben. Außerdem fehlt mein Drucker und zudem kann ich nirgendwo meinen Computer finden. »Wohin hast du meine Schreibutensilien geräumt?«, frage ich meine Frau erregt und merke, wie die gefühlte Distanz zwischen uns sich weiter vergrößert, »vor meinem Schlaf sah mein Arbeitstisch völlig anders aus.« – »Ich habe nichts angerührt«, schwört meine Frau, »außer, dass ich diesen einen Brief vom Verlag, den du soeben unter einen

anderen Stapel Papier begraben hast, auf deinen Schreibtisch gelegt habe.« – »Welchen Brief meinst du?«, frage ich sie, und als sie mir den Stapel anzeigt, welchen sie meint, und ich den gesuchten Brief darunter entdecke, erschlägt es mich beinahe; ich sinke auf meinen Drehstuhl und blicke aus veränderten Augen in diesem Zimmer umher, das ich nicht als mein neues, sondern als mein altes erkenne. Es ist mein Schlafzimmer vor zwanzig Jahren, als meine Frau noch meine Freundin war und ich mir noch Geld mit Zellenspenden dazuverdiente. »Die Zeit muss sich um zwanzig Jahre zurückgedreht haben«, denke ich, »denn auch der Brief, den ich in den Händen halte, ist jener Brief, in dem mir mein Verlag mitteilt, dass er bereit ist, meinen Erstling auf den Markt zu bringen.« Langsam fahre ich mit meinem Blick über die Absenderadresse hinüber zum Poststempel, und mit dem Erkennen des darin abgedruckten Jahres ist auch für mich jetzt klar, dass dies eine frühere Realität ist als jene, die ich vor meiner Reise verlassen habe. Meine gesamte innere Gefühlswelt bricht in diesem Moment in sich zusammen und mir wird dermaßen schwindelig, dass ich zum Bett zurücktorkele und mich neben meine Freundin niederwerfe, die mir liebkosend, ohne ein Wort zu sagen, den Rücken streichelt, solange, bis es mir endgültig gelingt, meine wirren Gedanken zu sortieren, um zu einer abschließenden Entscheidung zu gelangen. Langsam drehe ich mich um, blicke in ihr erwartungsgespanntes Gesicht und beginne, ihr selbstsicher und entschieden meine Entscheidung bekannt zu geben: »Mit dem heutigen Tage enden meine literarischen Bemühungen, denn ich habe in der letzten Zeit und insbesondere in den letzten Tagen feststellen müssen, welchen Weg man einschlagen muss und welche Gefahren dieser in sich birgt, sodass ich aus festen und freien Stücken mich zu diesem radikalen Schnitt entschieden habe! Vielmehr werde ich mich bereits morgen um ein anderes Studiengebiet, vorsorglich in einem naturwissenschaftlichen Bereich, kümmern, in dem ich einen engeren Rahmen für meine geistige Betätigung gesteckt bekomme. Die Humanbiologie interessiert mich außerordentlich, und vor allem interessiert mich darin die Möglichkeit, Menschen aus Zellen anderer Menschen zu reproduzieren, was vielleicht irgendwann einmal möglich sein wird. Doch jetzt und heute fühle ich mich einfach nur noch müde, und obwohl ich in der letzten Zeit viel geschlafen habe, werde ich diesen Schlaf noch benötigen, um mich von den sorgenden Qualen meines Geistes endgültig zu befreien.« Empfindsam erhalte ich einen intensiven Kuss meiner Freundin, die mir zudem einen erholsamen Schlaf wünscht, um dann aus dem Schlafzimmer zu gehen und mich meiner Entscheidung und ihren geistigen Nachwehen zu überlassen. Ich schließe die Augen und träume von all diesen Dingen erneut, doch dieses Mal als Wissender und nicht mehr als Staunender, sodass ich mich besser kennenlerne, als es mir jemals in der wahren Realität hätte gelingen können.

Am nächsten Morgen erwache ich aus diesem erkenntnisreichen Schlaf, schäle mich tatendurstig aus dem Bett und fühle das erregte Aufwachen meines Körpers, verzichte auf ein Frühstück, sondern gehe direkt an meinen Arbeitsplatz, um die Fetzen dieses lebhaften Traums als

letztendlichen Abschluss der schriftstellerischen Tätigkeit niederzuschreiben, da mir bewusst geworden ist, dass es kein Ende geben wird, wenn ich mit allem Schreiben sinnvoll und vollständig abschließe. Mühelos gelingt es mir, den Kontakt mit den Erinnerungen meiner Phantasie nicht abbrechen zu lassen, und ich erreiche es, diesen Text vollständig zusammenzutragen, ihn – und damit auch meine schriftstellerischen Bemühungen – zu beenden und ab diesem Zeitpunkt für immer zu schweigen.